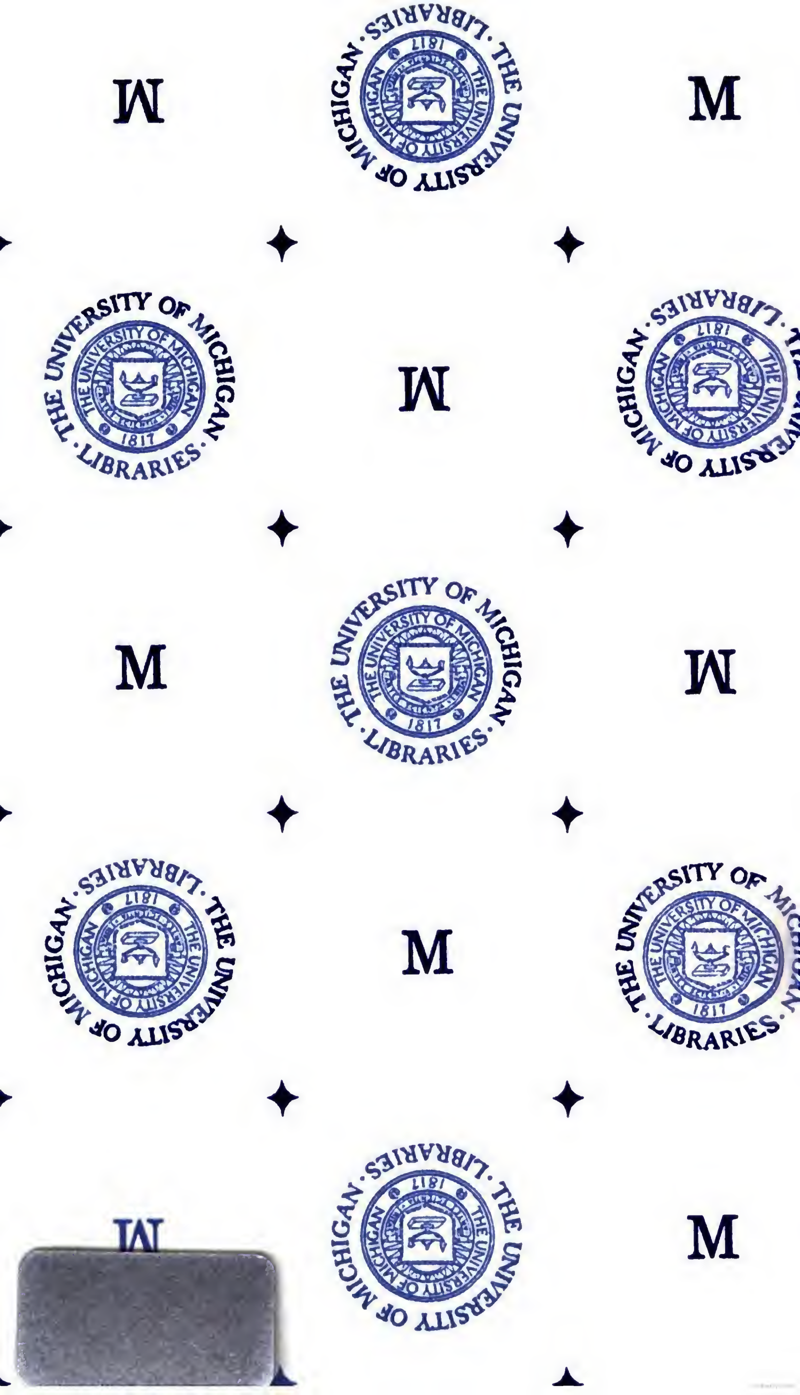
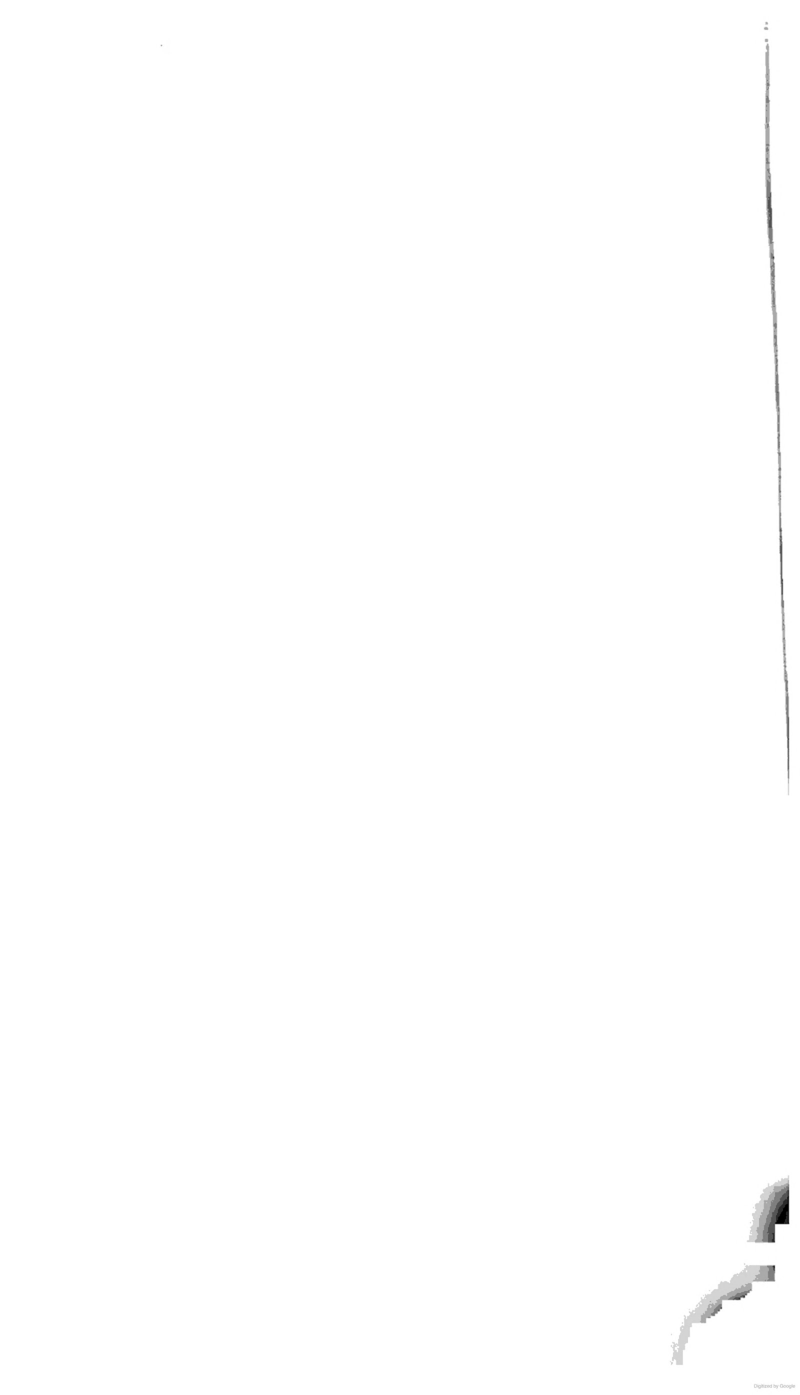
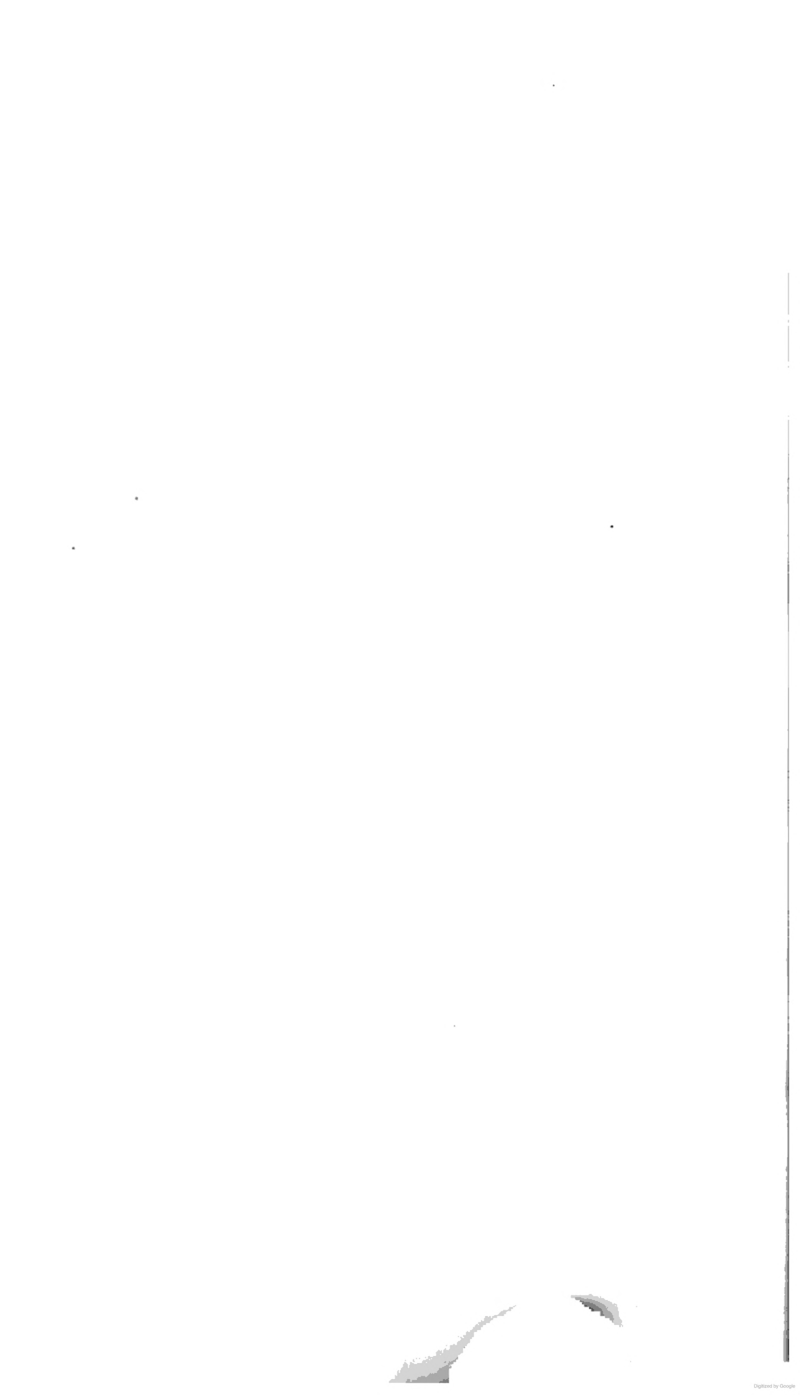










1797–1840

Karl Otfried Müller's

kleine deutsche Schriften

über

Religion, Kunst, Sprache und Literatur, Leben und Geschichte des Alterthums

gesammelt und herausgegeben

von

Eduard Müller.

Erster Band.

Nebst Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers.

Mit einer Karte.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.
1847.



Vorwort des Herausgebers.

Als mein Bruder vor seiner Abreise nach Italien und Griechenland für den Fall, daß er nicht zurückkehrte, seinen letzten Willen aufsetzte und darin auch über seine Bücher und Papiere eine Verfügung traf, bestimmte er, daß aus seinen Papieren nichts handschriftlich Hinterlassenes gedruckt werden solle, außer dem deutschen Texte seiner in England herausgekommenen Griechischen Literaturgeschichte, und sprach den Wunsch aus, daß ich alsdann das Geschäft der Herausgabe desselben übernehmen möchte, was auch bereits im Jahre **1841** von mir geschehen ist. Nächstdem, wünschte er indeß, möchte auch noch eine Sammlung seiner in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze von mir veranstaltet werden, und diese ist es, welche ich jetzt dem gelehrten Publikum, namentlich auch den jüngern Freunden der Alterthumswissenschaft, darbiete. Die Masse des Materials war groß, in erstaunenswerther Weise groß, weßhalb zunächst eine Absonderung der lateinischen Schriften von den deutschen (natürlich konnte überall nur von denen die Rede sein, die nicht als selbständige Verlagswerke erschienen oder solchen einverleibt worden waren) zweckmäßig erschien, so daß die ersteren als eine besondere Sammlung den letzteren nachfolgen sollen. Dann waren von der Fülle von Recensionen in den Göttinger Anzeigen, um die auf jeden Fall höchst reichhaltige und umfassende Sammlung nicht zu einem ungebührlichen Umfange anschwellen zu lassen, alle weniger bedeutenden, mehr Bericht erstattenden als prüfenden und beurtheilenden streng auszuscheiden, was auch, mit Ausnahme einiger von nur Wenigen zugänglichen

Sammelwerken gelehrter Gesellschaften bündige Uebersichten und Auszüge bietender, durchgängig ausgeführt worden ist; doch auch bei den aufgenommenen glaubte sich der Herausgeber aus demselben Grunde öfter Abkürzungen, die freilich bei dem concisen Stile des Verfassers fast nur in Auslassung des minder Wichtigen bestehen konnten — auch jeder aus der gereizten Stimmung des Augenblicks entsprungenen Polemik, gegen deren Verewigung durch späteren Wiederabdruck der Verstorbene bei Gelegenheit seiner Mitwirkung bei Herausgabe der Solgerschen Schriften (s. Th. **2**, S. **679**) sich selbst nachdrücklich erklärt hat — erlauben zu müssen. Sonst ist Alles unverändert, wie es mein Bruder geschrieben, wieder abgedruckt worden, auch ohne Verweisungen auf den seinigen entgegenstehende oder sie bestätigende Ansichten und Forschungen anderer Gelehrten, und in diesem Verfahren bestärkten mich, abgesehen davon, daß das entgegengesetzte, nur mit einiger Vollständigkeit durchgeführt, meine Kräfte und literarischen Mittel, so wie die nothwendigen äußeren Gränzen des Unternehmens bei Weitem zu überschreiten drohte, vornehmlich das meines Bruders selbst in einem ganz ähnlichen Falle, bei Herausgabe der kleinen Schriften Dissen's durch ihn in Verbindung mit Fr. Thiersch und F. G. Welcker, und die bei diesem Anlaß vor dem Inhaltsverzeichnisse dieser Sammlung von ihm ausgesprochenen Grundsätze auf das Entschiedenste; wie ich überhaupt, um ganz im Geiste des Verstorbenen zu verfahren, mir bei Herausgabe seiner kleinen Schriften wohl kein besseres Muster als eben diese von ihm besorgte Sammlung wählen konnte. Nur Hinweisungen auf die eignen größeren Schriften des Verstorbenen hielt ich da, wo eine spätere Beleuchtung eines in einem abgedruckten Aufsatze behandelten Punktes in ihnen enthalten ist, auch um eines Hauptzweckes dieser Sammlung Willen, den wissenschaftlichen Entwickelungsgang des Verfassers denen, die ihm eine nähere Theilnahme widmen — und gewiß nicht Wenige sind deren — klar vor Augen zu legen, für unumgänglich nothwendig. Die wechselseitigen Beziehungen aber, in denen die in die Sammlung selbst aufgenommenen Aufsätze zu einander

stehen, soll ein umfassendes Register als Schluß des Ganzen möglichst vollständig darlegen.

Noch sollte ich mich vielleicht über die von mir befolgte Anordnung rechtfertigen, namentlich darüber, daß der Stoff nicht lediglich chronologisch geordnet ist, wodurch der oben angegebene Zweck doch jedenfalls besser wäre erreicht worden. Indeß wird man mir, glaube ich, leicht zugeben, daß bei der großen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des sich fast auf alle Theile der classischen Alterthumswissenschaft erstreckenden Materials zunächst doch eine Sachordnung den Ueberblick erleichtern mußte, neben welcher sich dann immer noch in den einzelnen Abtheilungen eine chronologische Anordnung durchführen ließ.

Bei Herbeischaffung des Materials, über welches schon Eckstein in seinem Nekrologe meines Bruders im Intelligenzblatte zur Allgemeinen Literaturzeitung, September 1840, einen fast vollständigen Ueberblick gegeben hatte, bin ich besonders durch Schneidewin auf das Bereitwilligste unterstützt worden; der Wiederabdruck der von meinem Bruder abgefaßten Artikel in der Allg. Encyklopädie, die doch auf keine Weise hier fehlen durften, ist mir von Herrn Buchhändler Brockhaus auf mein Ansuchen freundlich gestattet worden; auch hat mir M. Meier, der treue Freund des Verstorbenen, bei der Herausgabe seinen gütigen Rath nicht versagt.

„Die biographischen Erinnerungen an K. O. Müller" sprechen ihre Tendenz selbst deutlich genug aus, sie machen keinerlei Ansprüche, nur die Genauigkeit der in ihnen enthaltenen Angaben kann, da sie durchgängig aus den eignen Briefen des Verstorbenen oder sonst authentischen Quellen geschöpft sind, aus denen mehr als einzelne Stellen und Auszüge zu geben hauptsächlich die oben erwähnte Verfügung desselben so wie überhaupt seine mir bekannte Abneigung gegen Veröffentlichungen der Art mich hinderte, durchweg verbürgt werden.

Die Correctheit des Drucks verdanke ich neben der Achtsamkeit des Setzers größtentheils der Sorgfalt des Herrn Gymnasiallehrers Gläser in Breslau. Auch haben wir gesucht eine gleichmäßige

Rechtschreibung in der ganzen Sammlung durchzuführen, und nu
selten wird man kleine Unregelmäßigkeiten in dieser Beziehung
wie sie bei einem solchen Wiederabdruck von nach den verschiedenste
orthographischen Grundsätzen corrigirten Aufsätzen und bei zw
nicht an einem Orte lebenden Correctoren wohl kaum zu vermeide
sind, wahrnehmen.

Liegnitz, im October 1846.

Dr. E. Müller,

Königl. Professor und Prorector an dem Gymnasium zu Liegnitz.

Biographische Erinnerungen

an

Karl Otfried Müller.

Manches schöne und treffende Wort der Erinnerung ist über meinen Bruder seit seinem Scheiden gesprochen worden, Deutschland und Griechenland, seine Doppelheimat, sind wetteifernd bemüht gewesen den Todten zu ehren, mit Kunst und Liebe ist von Freundeshand das Bild des kühnstrebenden Jünglings, des lebensfrischen, rasch und kräftig vorwärts schreitenden Mannes gezeichnet worden [1]), und auch edle Gegner [2]) haben eingestimmt in die Klage und in das Lob, von denen der Mund so Vieler, auch begeisterter Dichter [3]) Mund überfloß bei der Kunde von dem Tode dessen, der im Leben so Vielen so viel gewesen. Mehr aber, als er mir gewesen, war er vielleicht keinem, Aufforderung genug, auch meine Todtenklage zu mischen unter die Stimmen derer, die sein Gedächtniß feierten, Grund genug, in der Tiefe des Herzens zu bergen meinen Schmerz, bis er gemildert, geläutert einen Ausdruck zu finden vermöchte, der des leidenschaftlicher

---

[1]) Ersteres vornehmlich in einem schönen in der Beilage zur allgem. Zeitung 1841, Nr. 79 erschienenen Aufsatze, der „Erinnerungen an Otfried Müller's akademische Zeit (1816. 1817)" überschrieben ist, (von dem G. Professor Klütz in Neustettin), letzteres in der trefflichen Schrift Lücke's, „Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1811." In sittlicher und religiöser Beziehung aber wird der Verstorbene mit wenigen Worten treffend geschildert in der von Liebner in Göttingen zu seinem Gedächtniß gehaltenen, dann auch in Druck gegebenen Predigt, während der in Athen von dem beredten Philippos Joannes gesprochene *λόγος ἐπικήδειος εἰς 'Οδοφρέδον Μύλλερον*, der auch in die Zimmermannsche Zeitschr. f. Alterthumswissenschaft 1841, Nr. 51 aufgenommen worden ist, mehr einen Umriß seiner äußeren Lebensschicksale und seiner literarischen Wirksamkeit gibt.

[2]) G. Hermann in der Philologenversammlung zu Gotha 1840. S. Verhandlungen der dritten Versammlung deutscher Philologen, Gotha 1841, S. 60 u. 61.

[3]) Ich erinnere an A. Bube in der der Philologenversammlung gewidmeten Todtenfeier Otfried Müllers. Gotha 1841. G. Pfizer in einem Gedicht im Morgenblatt vom 8. Septbr. 1841. und A. Ellisen's „den Manen K. O. Müllers" überschriebenes, Münden im September 1840 gedrucktes Gedicht.

Ueberschwenglichkeit innerlichst abgeneigten Verstorbenen würdig wäre. Aber auch jetzt soll man keine Klage, kein Lob des Verstorbenen aus meinem Munde hören, denn was ist klagen als nutzlos sich und Andere erweichen, mein Lob aber, bedarf es der Verstorbene, und klingt Lob nicht aus jedes Andern Munde besser als aus dem des Bruders? Und der tüchtige Mensch, lobt er nicht sich selbst, loben ihn nicht mit beredtester Zunge seine eignen Werke, die eigne That? Das würdigste Denkmal also setzt ihm der, der schildert, was er geleistet, was er war. Nun besitze ich zwar nicht Selbstvertrauen genug, auch leuchteten mir nicht so freundliche Sterne, daß ich den Vollgehalt des geistigen Daseins meines Bruders, den ganzen Umfang seiner vielverzweigten, fast über das gesammte Gebiet der classischen Alterthumswissenschaft sich erstreckenden Thätigkeit, daß ich das innerste Geheimniß seiner Eigenthümlichkeit, des in ihm wirkenden und schaffenden Genius, mir und Andern zum hellsten Bewußtsein, zu klarster Anschauung bringen zu können mir einbilden sollte; doch sind es auch nur einzelne Züge seiner geistigen Physiognomie, die ich dem theilnehmenden Leser zu vergegenwärtigen versuchen darf, so wird doch mein unvollständiges Bild, hoffe ich zuversichtlich, wenigstens kein unwahres, keine Entstellung seines Urbildes, genannt werden können; wer, der nur irgend in vertrauterem Verhältnisse zu dem Verstorbenen gestanden, hätte auch so leicht bei der Lebhaftigkeit, Entschiedenheit und Selbständigkeit, der Wahrheit und Aufrichtigkeit, der fast antiken Objectivität seines Wesens ein ganz falsches Bild von ihm in seine Seele aufnehmen können?

Wie groß und umfassend auch die literarische Thätigkeit meines Bruders war, so bewegte sie sich doch fast ausschließlich auf dem Gebiete des classischen Alterthums. Und wer war es, der ihm zuerst die Bahn anwies, die er später nie verlassen hat? Wie es sich wohl von vorn herein erwarten läßt, kein fremder Wille, kein äußerer Einfluß, sondern eine innere Stimme, ein innerer Ruf. Schon als Knaben finden wir ihn, nachdem er durch des Vaters bildenden Unterricht in den Elementen des Wissens die erforderliche Festigkeit erworben hatte, von Michaelis **1806**, dem Anfange seines zehnten Lebensjahres, an*), in dem Gymnasium seiner Vaterstadt Brieg, das er von seiner vierten Classe ab, von Ostern **1810** bis Ostern **1814** in dessen Prima, besuchte, obwohl er in Allem befriedigte, doch mit

*) Geboren wurde er den 28. August 1797 als der älteste von vier Geschwistern von noch jugendlichen Eltern, im 25. Lebensjahre des Vaters, im 24. der Mutter.

vorzüglichem Eifer mit der Erlernung und dem Studium der alten Sprachen beschäftigt, namentlich der lateinischen, in welcher er schon als Secundaner mit solcher Leichtigkeit meist tadellose Verse bildete [1]), daß er Bredow bei dessen Anwesenheit in Brieg auf einer Revisionsreise im Jahre 1812 mit einigen extemporirten lateinischen Versen begrüßen und so die Aufmerksamkeit des verdienten Mannes schon jetzt auf sich lenken konnte [2]). Doch auf so äußerliche Weise möchte sich der entschiedene Beruf zum classischen Philologen bei einem Knaben oder Jünglinge wohl schwerlich nachweisen lassen; widmet doch in der Regel der fähige Knabe, der begabte Jüngling auf gelehrten Schulen den alten Sprachen, als dem Hauptgegenstande des Unterrichts, zugleich dem vielseitiger als irgend ein anderes anregenden, übenden, bildenden, die Selbstthätigkeit in Anspruch nehmenden Lehrobjecte, zumal wenn, wie dieß doch auch meist der Fall ist und früher wohl noch mehr der Fall war, gerade ihm auch die überwiegende Lehrkraft sich zuwendet, mit besonderer Liebe und Ausdauer, und darum auch mit dem sichtbarsten Erfolge, seine Zeit und seinen Eifer. Aus gleichem Grunde kann auch die Entscheidung für das philologische Studium als Berufsstudium, obwohl sie von einem gewissen wissenschaftlichen Sinn, einer gewissen Liebe zur Wissenschaft um ihrer selbst Willen allerdings in der Regel Zeugniß ablegt, als ein sicheres Zeichen eines wahren Berufes für dies Studium gerade nicht immer betrachtet werden, eben so wenig die Ausführung des gefaßten Planes auf der Hochschule an und für sich, da den einmal betretenen Weg wieder zu verlassen doch schon aus äußeren Rücksichten gewöhnlich zu mißlich und bedenklich erscheint. Nur aus der Art und Weise, wie der Jüngling auf der Universität den Studien obliegt, aus dem Grade der Energie, Consequenz und Ausdauer, welchen er hier beweist, lassen sich sichere Schlüsse der Art herleiten; diese Schlüsse möchten sich aber auch bei der Studienfreiheit, deren sich die deutsche akademische Jugend im Allgemeinen erfreut, meist als vollkommen sicher geltend machen können. Allerdings finden wir nun den Verstorbenen auf der Universität in Breslau, die er Ostern 1814 [3]) bezog, von Anfang an unter J. G. Schneiders und Heindorfs Leitung mit

[1]) Wovon besonders ein **Piastus** überschriebenes und aus mehr als 70 Hexametern bestehendes **specimen prosodicum** aus dieser Zeit Zeugniß ablegt.

[2]) Vgl. Lücke Erinnerungen S. 21.

[3]) Nicht 1813, wie es in Lücke's Erinnerungen S. 21, so wie in dem in die erste Beilage zu Nr. 225 der Schlesischen Zeitung v. J. 1840 aufgenommenen Nekrologe des Verewigten heißt.

allem Eifer dem philologischen Studium ergeben; indeß verschloß ihm dieser Eifer doch keineswegs die Augen für die Reize anderer, namentlich der philosophischen, Studien, für die Steffens, nebst Kayßler und Thilo, ihn in dem Maße gewannen, daß nach einer durch Heindorfs Wunsch, er möge nur philologische Collegien hören, hervorgerufenen Aeußerung in einem Briefe an die Eltern vom **10.** Novbr. **1814** er damals lieber noch der Philologie als der Philosophie entsagt haben würde. Und nicht jene passive, rein receptive, nur Worte und Formeln in sich aufnehmende oder ganz unbestimmte, allgemeine Ideen dem Geiste zuführende Theilnahme, auf die wir Studirende, die eben nur philosophische Vorträge hören, sich nur zu häufig beschränken sehen, war es, die er den philosophischen Studien zuwendete; sondern schon in dem ersten Semester seines Aufenthalts in Breslau legt ein Zeugniß für seine Selbstthätigkeit auch auf diesem Gebiete der Eintritt in ein von Thilo geleitetes philosophisches Disputatorium ab, und auch Kayßler bezeugt ihm schon in den ersten Monaten seines akademischen Lebens, daß er mit besonderem Eifer sich dem Studium der Philosophie zu widmen begonnen. Ueberhaupt aber nahm sein Fleiß beinah das gesammte Gebiet der allgemeinen Studien in Anspruch; er hörte mathematische Collegien (sphärische Trigonometrie) bei Jungnitz, bei Raumer über die französische Revolution, über die kryptogamischen Pflanzen bei Link (Botanik gehörte schon von der Schule her zu seinen Lieblingsstudien), daneben auch theologische Vorlesungen bei Augusti und Gaß, und selbst mit dem Studium der orientalischen Sprachen sehen wir ihn noch über das Hebräische hinaus (mit dem Syrischen unter Middeldorpf) beschäftigt; zur Erheiterung aber in Mußestunden wurden leichte italienische Dichter von ihm gelesen. Bei alle dem übte indeß — auch jenes oben erwähnte Geständniß kann uns nicht hindern dieß zu behaupten — die größte und dauerndste Anziehungskraft immer die classische Philologie auf ihn aus, zumal seit er, — was Ostern **1815** geschah, — durch J. G. Schneider aufgefordert, den Bredow gleich Anfangs auf ihn aufmerksam gemacht hatte, den Vorsatz in das philologische Seminar, auf dessen Wiedereröffnung Heindorf mit allem Eifer, obwohl wegen der Ungunst der Umstände fruchtlos, hinwirkte, einzutreten gefaßt hatte und nun die Probearbeit für den Eintritt in dasselbe ihn beschäftigte. Auch trug die immer steigende Gunst Heindorfs, dem er sich als selbstdenkender und tüchtig vorbereiteter Zuhörer vornehmlich durch ein kritisches Bedenken über eine in metrischer Beziehung unzulässige Conjectur des Lehrers bei der

Erklärung des Juvenal auf das Beste empfohlen hatte, zur Befestigung seiner Neigung für die Philologie ohne Zweifel sehr viel bei. Nur daß leider dieser so sehr von ihm geschätzte Lehrer,*) — wie schon früher Bredow, der, schon von Brieg her ihm gewogen, ihm ein trefflicher Führer auf dem Gebiete der Geschichte, für die er auch schon damals ihn gewonnen hatte, geworden wäre, — bald, erst durch Krankheit im Beginne des Jahres 15, dann ganz und für immer durch den Tod, ihm zu seinem tiefen Schmerze entzogen werden sollte.

Doch war ihm schon jetzt die Kenntniß der alten Sprachen so wie beinah auf seiner ganzen spätern Laufbahn, mehr Mittel als selbst Zweck; denn fragen wir nach den Arbeiten, die ihn am Anhaltendsten beschäftigten, so waren es nicht sprachliche Probleme, auch nicht kritische und exegetische Aufgaben, die er mit ausdauerndem Eifer zu lösen sich bestrebte, sondern geschichtliche, zunächst eine kritische Biographie Numas, die ihm den Eingang in das Seminar öffnen sollte, dann eine Geschichte der Maccabäer, — für die er schon auf der Schule sich begeistert hatte, wie ein deutsches Heldengedicht dieses Namens in drei Gesängen, das er damals schrieb und seinem Lehrer zur Beurtheilung vorlegte, bezeugt, — wofür ihm ein akademischer Preis zu Theil wurde; und daß eine sehr früh ausgebildete tiefe Neigung ihn auf diesen Weg leitete, eine Gesammtanschauung des antiken Lebens ihm als das Ziel seiner Studien bezeichnete, als ein unzweideutiges Zeugniß dafür kann wohl ein Vers in einem schon im Jahre 1813 für das Geburtsfest seines Rectors von ihm verfaßten Gedichte, der

---

*) Die Liebe und Achtung, die der Verstorbene Heindorf auch später bewahrte, zeigt sich unverkennbar auch in der in diese Sammlung mit aufgenommenen Recension des Cicero von Schütz, G. g. A. 1822. St. 20, wie die zu J. G. Schneider, den indeß der Universität auch schon 1815 sein Oberbibliothekaramt entzogen hatte, in einer nicht mit aufgenommenen Anzeige seines Theophrasts, eben daselbst 1823, St. 151, in welcher er über die wohl schwerlich so bald auszufüllende Lücke in der Literatur, die sein auch von ihm noch unverschmerzter Tod gelassen, klagt und neben der seltenen Vereinigung naturhistorischer Kenntnisse und philologischer Gelehrsamkeit besonders „die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit des edlen Greises als die schönste Zierde seines Characters" rühmend hervorhebt. Dagegen wirkte P. Fr. Kannegießer durch die Vorträge über die Alterthumswissenschaft, die er damals als Privatdocent an der Universität hielt, nach den Aeußerungen meines Bruders in der seiner Doctordissertation beigegebenen Vita im Allgemeinen mehr indirect als direct fördernd auf ihn ein, indem er die Nothwendigkeit kritischer Vorsicht und Behutsamkeit und vollständiger Beherrschung des Einzelnen, bevor man an die Construction eines Ganzen sich wage, ihm recht fühlbar machte. Vgl. Lücke a. a. O. S. 24 und das Urtheil des Verstorbenen über des Genannten Grundriß der Alterthumswissenschaft Orchomenos S. 101.

eben die durch den Unterricht des verehrten Lehrers gewonnene geistige Anschauung des Alterthums mit lebhaftesten Dankesworten als dessen größtes Verdienst um seine Schüler preist, mit vollem Recht betrachtet werden, ein Vers, dem man es leicht ansieht, daß er mehr als bloße Floskel ist *).

Doch nicht nur in den Hörsäälen und durch einsame Lucubrationen bei nächtlicher Lampe sehen wir ihn die Ausbildung seines Geistes eifrig fördern; auch der freiere geistige Verkehr mit Altersgenossen wurde keineswegs von ihm verschmäht, wie denn überhaupt der Sinn für die Reize einer durch Geist belebten Geselligkeit ihm nie gefehlt hat; wenn auch die höhere und vielseitigere Entwickelung seiner geselligen Talente, die ihn recht wohl auch zum belebenden Mittelpunkte heiterer Cirkel machen konnte, einer späteren Zeit angehört und damals oft, namentlich in geistig nur schwach erregten Cirkeln, die Langeweile eine so entschiedene Macht über ihn ausübte, daß er des Gähnens in solchen Gesellschaften, zumal wenn es Abendgesellschaften waren, sich, bei aller Anstrengung es zu unterdrücken, doch sehr häufig nicht zu erwehren vermochte. Zu den Jugendgenossen nun, mit denen er in jener Zeit besonders viel verkehrte und die auch später ihm werth blieben, gehörten unter Andern auch Kunisch in Breslau, schon damals dort Lehrer an dem reformirten oder Friedrichs-Gymnasium, ferner der vor einigen Jahren als Proector

---

*) Zum Belege meines Urtheils setze ich die Worte selbst her:

Du läßt uns fern die heil'ge Roma sehen,
Du zeigest uns das schöne Griechenland,
Ein Flaccus schrieb auf diesen lichten Höhen,
Ein Pindar sang an jenem Meeresstrand.
Wir sehen noch die Göttertempel stehen,
Dies ist des Capitoliums Felsenwand.
Wir sehn den Römer auf dem Forum wandeln,
Wir sehen euch, ihr großen Männer, handeln.

Dankbar gedachte er übrigens unter seinen früheren Lehrern neben Schmieder besonders noch Lotheisens, dem in den mittleren Classen der Unterricht in den alten Sprachen anvertraut war, eines Pädagogen aus der alten Schule, der mit einem gewissen kecken Humor, bei dem er es sich z. B. nicht übel nahm sich mit einem mehr oder minder strafbaren Schüler durch das ganze Classenzimmer hindurch herumzujagen und ihn, hatte er ihn dann erhascht, gar gewaltig bei seinen, sei es nun bürgerlichen oder „hochgräflichen Locken" zu zausen, auf eine durchaus eigenthümliche Weise so viel kräftige Entschiedenheit, ja stoische Gravität verband, daß er im Allgemeinen doch auf die sittliche und wissenschaftliche Bildung seiner Schüler, besonders der besseren Naturen, nur einen wohlthätigen Einfluß übte. Vgl. die kurze Biographie meines Bruders im Brockhausischen Conversationslexicon der neuesten Zeit. Leipzig 1833.

n Berlin verstorbene Jäkel, beide schon von der Schule her ihm ekannt und lieb. Doch auch den größeren geselligen Kreisen der Studentenwelt entzog er sich keineswegs gänzlich, öfter finden wir hn froh unter frohen Brüdern zu froher Stunde, wie denn ein heierer Sinn, die Gabe, fern von Leichtsinn, doch den Dingen immer ine heitere Seite abzugewinnen, ihm von Anfang an als schöne Mitgift für das Leben verliehen war; nur daß alles Rohe und Geeine, wovon der Poesie des Studentenlebens leider in der Regel ine nur zu starke Dosis beigemischt zu sein pflegt, ihm immer auf as Entschiedenste widerstand; worüber er sich mit kräftiger Offenheit esonders in einem Briefe an die Eltern vom **22.** April **1814** auspricht, in dem er, die Studentenwelt in **3** Classen theilend, gegen ene „bleichen, schmächtigen, feigen Wüstlinge, die brüllend, mit weißen Tüchern um den Leib — einem Abzeichen, um sie von jedem ehrichen Menschen zu unterscheiden, auf der Straße herumrennten," einen entschiedenen Abscheu zu erkennen gibt, in Betreff der „lustigen Brüder, die, manchmal etwas toll, dabei doch noch ziemlich brav und gutmüthig wären und auch die Collegien ziemlich ordentlich besuchten," milder urtheilend nur bedauert, daß sie ihre Freiheit zwar genössen, aber nicht zu benutzen verständen, den wahrhaft fleißigen Studirenden, die ihre Wissenschaft nicht allein als Brodtstudium betrieben, sondern wirklich nach gründlichen Kenntnissen strebten, seinen vollsten Beifall schenkt.

Und daß auch die große Zeit, in der er lebte, mit ihren mächtigen geschichtlichen Bewegungen, obwohl an den glorreichen Kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes thätigen Antheil zu nehmen seine Jugend und damals kleine Statur ihn verhinderte, ihn im tiefsten Innern erregte und die herrliche Lösung des gewaltigen Völkerstreites mit dem begeistertsten Jubel von ihm begrüßt wurde, davon möge auch wenigstens eine Stelle aus einem damals von ihm geschriebenen Briefe, demselben, dem die eben angeführte Schilderung entnommen ist, zeugen*), die zugleich für den natürlichen Frohsinn, der ihn auszeichnete, den schönsten Beweis gibt. Hier fährt er nämlich, nachdem er sein heitres Zusammenleben mit einem Mitstudirenden als Stubengenossen geschildert, mit den Worten fort: „doppelt froh aber macht mich außer dem Allen der liebliche Frühling und die unvergleichlichen

*) Auch von den poetischen Jugendversuchen des Verstorbenen in deutscher und in lateinischer Sprache sind nicht wenige von einer lebhaften patriotischen Begeisterung und dem ganzen Franzosen- und Napoleons-Hasse jener Zeit durchströmt und durchdrungen.

Nachrichten. Ihr wißt doch auch schon, daß wegen der ermord Senatoren Napoleon bei den alliirten Monarchen verklagt und Gericht gezogen worden ist. Es kann niemand in einer schöne Zeit, in einem besseren Lande, in einer besseren Stadt leben als und ich bin so fröhlich, daß es mir nicht einkommt mir anders wie so Mancher, — jene oben von ihm geschilderten Wüstlinge Schmerzensfreuden holen zu wollen." Aber auch in die Kämpfe Studentenwelt, — die immer noch als eine Art Ruine aus ein phantastisch-heroischen Zeitalter unter uns dasteht, — sollte er, wenig auch sein ernster Sinn an den leeren Aeußerlichkeiten ein Corporationswesens, welches meist dergleichen Verwickelungen h beiführt, Gefallen fand, hineingerissen werden, ja eben diese Op sition gegen ein Cliquen- und Corporationswesen, das den fre Willen und die bessere Ueberzeugung des Einzelnen in die Fesseln tyrannischen Willkühr einzelner oft geistig höchst beschränkter Obe oder auch einer rohen und wüsten Gesammtheit zu schmieden s anmaßt, war es, die ihn auf den Kampfplatz hinaustrieb. Sch die rohe und unwürdige Art und Weise, wie ein wüster Studente haufe — ein wüthendes Studentenheer, wie er selbst sich in ein Briefe ausdrückt, — dem auch von ihm hochverehrten, auch d Studenten gegenüber stets furchtlosfreimüthigen **Steffens** weg einiger tadelnden Aeußerungen desselben über das Tabakrauchen i Collegium sein Mißfallen zu erkennen gegeben hatte, nämlich dur Einwerfen der Fenster seiner Wohnung bei Nacht und Nebel, so d der Stein bei dem Kopfe seines schlafenden Kindes niederfiel, hatte ihn mit der tiefsten Indignation erfüllt; aber es mußten s um eine offene Opposition der Bessergesinnten hervorzurufen, d despotischen Anmaßungen jener wüsten Masse erst noch höher steige Zu einem akademischen Balle in dem bekannten Professorenclu Breslaus war nebst mehreren andern Studirenden auch mein Brude er von **Passow**, der seit Ostern 1815 mit großem Beifall als Pro fessor der Philologie in Breslau wirkte, und auch das philologisch Seminar nun wirklich wieder ins Leben rief*), eingeladen worden. D findet sich an demselben Tage, auf dessen Abend die Einladungen s bezogen, in ein Paar Auditorien ein anonymer, unleserlich gekritzelte Wisch, des Inhalts, wer den akademischen Ball besuche, werde i Verruf erklärt, — weil — zu viel Philister dort wären. Und welch

*) Auch **Wachler**, der zu derselben Zeit nach Breslau kam, hörte mei Bruder noch und bewunderte seine kräftige Beredsamkeit.

Wirkung hat diese anonyme Drohung? Man sollte denken keine. Nein, im Gegentheil, von allen Eingeladenen wagen es nur 6 den Ball zu besuchen, zu großem Aerger der einladenden Professoren, denen es nun natürlich auch an Tänzern für die den Ball besuchenden Damen gar sehr fehlen mußte. Je geringer aber die Anzahl der jenen Drohungen einer geheimnißvollen Macht Trotz Bietenden, um desto größer freilich auch die Gefahr, der sie sich aussetzten. Auch zeigte sich dies bald, indem die von jener Seite zu erwartenden beleidigenden Erklärungen keineswegs ausblieben. Doch fehlte es auch nicht an Solchen, denen eine solche despotische Herrschaft der geistlosesten Roheit nicht minder unerträglich erschien als jenen Sechs. Unter ihnen den 3 Rittern des eisernen Kreuzes, die die Universität hatte, und mehren andern der geachtetsten älteren Studirenden. Offen drohen sie dem auf so unwürdige Weise alle wahre Studentenfreiheit zu vernichten strebenden Bunde gänzliche Zerstörung durch Anzeige seines gesetz- und vernunftwidrigen Treibens bei der akademischen Behörde, wenn die gegen Solche, die ihrer Willkühr sich widersetzten, ausgesprochenen Beleidigungen nicht zurückgenommen würden*). Indeß blieb dies immer eine unruhige Zeit für meinen Bruder, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie er damals eines Tages mit einem Schwerdte umgürtet in unseren friedlichen Familienkreis in Ohlau eintrat, weil er, immer von jener wilden Rotte bedroht, nicht unbewaffnet Breslau zu verlassen gewagt hatte. Auch scheint der Wunsch Breslau zu verlassen und eine andere Universität zu besuchen erst von da ab recht lebendig in ihm geworden zu sein; Bewunderung aber erweckt es, wenn wir ihn mitten in diesen Kämpfen so heterogener Art zugleich auf das Ernsteste mit den schwierigsten Forschungen, namentlich mit Ausarbeitung einer Abhandlung über die uralteste römische Nationalpoesie, die ihm auf eine ehrenvolle Weise die Aufnahme in das Berliner Seminar sichern sollte, beschäftigt finden. In das Berliner Seminar, denn Berlin war es, wohin seine sehnsüchtigen Blicke sich richteten, das seinem wissensdurstigen Geiste, seiner glühenden Liebe zum Alterthume reichere Befriedigung als irgend eine andere Universität zu gewähren versprach. Und seine Sehnsucht sollte nicht ungestillt bleiben; schon im Frühjahr 1816 vertauschte er wirklich Breslau mit **Berlin**, und wie bedeutungsvoll die $1\frac{1}{2}$ Jahre, während denen er hier den Studien oblag — nur ein

*) Zu vergleichen ist mit dieser ganz aus Briefen meines Bruders geschöpften Darstellung jener Vorfälle die von **Steffens** gegebene, Was ich erlebte, Bd. 8, S. 173 u. d. flg.

Jahr indeß, bis Ostern 1817, als wirklicher Student, denn im Frühjahr 1817 bestand er schon das Doktorexamen — für ihn geworden sind, wer, der nur einigermaßen mit dem Gange seines Lebens und seiner Studien bekannt ist, wüßte das nicht? Dagegen sollte ihm ein anderer Wunsch, der an diesen ersten, heißesten sich anknüpfte, der Wunsch über Dresden nach Berlin zu reisen, dort Böttiger kennen zu lernen, an welchen ihn Passow, dem er auch als Seminarmitglied näher getreten war*), empfehlende Briefe mitgeben wollte, und von diesem berühmten Archäologen die herrlichen Schätze der alten Kunst, die das deutsche Florenz schmücken, sich erschließen zu lassen, für jetzt noch nicht in Erfüllung gehen. Erst nach den schwersten Mühen und Arbeiten, nachdem er Jahrelang das Ziel seiner Sehnsucht auch auf den dornenvollsten und verschlungensten Wegen mit unermüdlichem Eifer zu suchen nicht verschmäht hatte, sollte ihm die Anschauung des Alterthums als einer nicht untergegangenen, sondern noch in frischer, ungeschwächter Lebenskraft und Fülle fortbestehenden und unsern Sinnen selbst sich offenbarenden Welt, die nur die bildende Kunst der Alten uns zu gewähren vermag, als schönster Lohn des ernstesten Strebens gewährt werden. Denn eine höchst mühe- und arbeitsvolle Zeit war es allerdings, die er in Berlin verlebte, vielleicht die mühe- und arbeitsvollste seines doch überhaupt in fast ununterbrochener rüstiger Kraftanstrengung unaufhaltsam vorwärts strebenden Lebens. Ein recht lebendiges Bild von diesem mühseligen Staubleben, das er hier, oft bis tief in die Nacht hinein an den Arbeitstisch gefesselt, ein wahrer χαλκέντερος, führte, entwirft er selbst in einem Briefe an mich vom 18ten Februar 1817, indem er meine Nachlässigkeit im Briefschreiben freundlich damit entschuldigt, daß ich, damals Schüler des Brieger Gymnasiums, den Kopf wohl voll Studiengedanken haben möge, und dann so fortfährt: „nun, mir geht es nicht besser; 15 bis 20 Folianten liegen meist aufgeschlagen auf Stühlen, Sopha und Erde, daß oft gar nicht ausgekehrt werden kann, und dazwischen eine unzählige Menge geliehener Bücher, die so voller Zeichen stecken, daß ich manches Buch, das ich schon Vierteljahre von der Bibliothek habe, ungeachtet mir täglich Strafexecution gedroht wird, doch noch Vierteljahre behalten muß.“

Aber dies einsame häusliche Studiren bei nächtlicher Lampe entzog ihn keineswegs der mächtigen Einwirkung des lebendigen Wortes geliebter und verehrter Lehrer, vielmehr übte gerade jetzt das lehrende

*) Vgl. Fr. Passows Leben und Briefe, herausg. von A. Wachler. Breslau 1839. S. 211.

und berathende Wort, so wie die ganze Persönlichkeit der Männer, deren Vorlesungen und häuslichen Umgang seine wissensdurstige Seele ihn aufzusuchen trieb, den entschiedensten, dauerndsten Einfluß auf ihn aus. Von keinem mehr als von Böckh, was, wenn es nicht directe, in allen seinen Schriften, von seiner Doctordissertation, den ersten beiden Capiteln seiner Aeginetica, an bis zu seiner Geschichte der griechischen Literatur vorliegende Zeugnisse von ihm selbst bekundeten, doch schon der ganze Gang, die ganze Richtung, die seine Studien von nun an mit größter Entschiedenheit verfolgten, hinreichend beweisen würde. Und wen sollte dies befremden? Kann doch mit vollem Rechte behauptet werden, daß Böckh in der That der erste war, der von jener rein objektiven, rein historischen und darum auch allein rein wissenschaftlichen Auffassung und Betrachtung des hellenischen Alterthums, zu der auch meinen Bruder von Anfang an seine ganze Natur hindrängte, in den mannigfaltigsten Richtungen, in Bezug auf die Philosophie, das äußere Leben, die Kunst, vor Allem die metrische Kunst der Alten, vornehmlich des hellenischen Volkes, in umfassenden wissenschaftlichen Werken die entschiedensten, eben so sehr von dem tiefsten, aus wahrer Geistesverwandtschaft entspringenden inneren Verständniß, als von Scharfsinn und Gelehrsamkeitsfülle zeugenden Beweise gegeben hatte und noch fortwährend gab, der überhaupt durchweg die Alten nur aus sich selbst zu verstehen und eben nur zu verstehen, wahrhaft, d. h. nach dem ganzen inneren und äußeren Zusammenhange ihres Denkens und Seins, zu verstehen sich zur Aufgabe machte. Eine Objectivität in Behandlung des Alterthums, wie sie selbst bei dem großen Niebuhr, diesem sonst unübertroffenen Forscher im Gebiete der Geschichte des Alterthums, dem auch mein Bruder, wie er auch selbst in der Recension seiner römischen Geschichte in der Hallischen Allg. Literaturz.[1]) versichert, die mächtigste Anregung verdankte, bekanntlich, freilich ohne daß sein Werk an Großartigkeit und Ergiebigkeit der Resultate dadurch verloren hätte, nicht anzutreffen ist.

Aber noch ein anderer nicht minder großer Alterthumsforscher, ja der gepriesenste und bewährteste Meister in der philologischen Kunst, Friedrich August Wolf, erhöhte damals den Glanz der Berliner Universität; welchen Einfluß übte er auf den den lebendigen Quellen des Wissens mit dem Durste der heißesten Sehnsucht sich nahenden Jüngling? Es ist schon anderwärts[2]) zur Sprache gebracht worden,

[1]) Juliheft 1829, Nr. 125, 126 und 127.

[2]) In den bereits oben erwähnten Erinnerungen an O. Müllers akademische Zeit, S. 2.

daß ein solcher Einfluß nicht stattfand, ja daß vielmehr eine gewisse Abneigung, eine Art Widerwille gegen den großen Meister in seinem Gemüth Wurzel faßte. Worin nun haben wir den Grund von dieser auffallenden Erscheinung zu suchen? Der Grund war ein doppelter, mein' ich. Einestheils nehmlich fand mein Bruder, ein wie großer Geist Wolf auch sonst war, eben jene umfassende, rein historische, alles Einzelne zu einem fest in sich verbundenen Ganzen zusammenfügende Auffassung des Alterthums, zu der ihn nun einmal sein innerstes Streben hindrängte, bei Wolf doch nicht, in seinen Vorlesungen damals wohl noch weniger als in seinen Schriften, mit welcher schon seine geistreich-aphoristische Manier, dann aber überhaupt sein einestheils mehr kritischer, auflösender und zersetzender, als wissenschaftlich construirender und organisirender, andrerseits mehr zu selbstthätiger künstlerischer Reproduction als zu ruhiger, rein gegenständlicher Betrachtung geneigter Geist in entschiedenem Widerstreit sich befand; weshalb denn auch Wolf zwar die herrlichsten Muster historisch- und philologisch-kritischer Behandlung der Denkmäler des Alterthums und die geistvollsten und vollendetsten Nachbildungen griechischer und lateinischer Meisterwerke, jener in deutscher und in lateinischer Sprache, hinterlassen hat, aber kein großes irgend eine Richtung des alterthümlichen Lebens in ihrem ganzen Zusammenhange darstellendes Werk. Ein anderer Grund aber der Mißachtung und befangenen Beurtheilung Wolfs, die für jene Zeit bei meinem Bruder sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, lag ohne Zweifel auch in den Mißverhältnissen zwischen ihm und dem, den er sich nun einmal aus bereits angedeuteten Gründen vorzugsweise zum Lehrer und Meister erkoren, dem von ihm so innig verehrten Böckh, und noch mehr in den abschätzigen Urtheilen Wolf's über den ebenfalls von ihm so hoch geehrten und so sehr geliebten Heindorf und der tiefen Kränkung, die der große, aber doch zuweilen über andere Mitstrebende allzu hoch erhaben sich dünkende Gelehrte, dem trefflichen Manne damit zugefügt hatte*); wie es denn überhaupt ein allerdings nicht unbedingt zu lobender, aber doch immer von einem edlen und kräftigen Sinn zeugender Charakterzug meines Bruders war, daß er für Freunde, namentlich verletzte, gekränkte Freunde, leicht mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit Partei nahm und dabei der Gegenpartei wohl nicht durchgängig ihr volles Recht angedeihen ließ.

---

*) Vgl. Leben und Studien Fr. A. Wolf's von W. Körte, Th. 2, S. 103, u. d. flg. Auch Dorow Erlebtes aus d. J. 1790 — bis 1827, Th. 3, S. 213, freilich nur befangene und flüchtige Darlegungen des wahren Sachverhältnisses.

Dagegen vernachlässigte mein Bruder nicht aus der sonst neben Böckh damals in Berlin für die Alterthumswissenschaft thätigen Gelehrten Vorträgen und Umgange Nutzen zu ziehen. So bekennt er selbst in dem Vorwort zu seinen Aegineticis, der an Böckh gerichteten Dedication derselben, den Gesprächen mit Buttmann über die richtige Deutung der Heroensage und der religiösen Ideen und Gebräuche des Alterthums die angenehmsten Stunden seines Lebens und die kräftigste Förderung in seinen Studien zu verdanken; wie wenig er aber schon jetzt geneigt war auf das Wort des Lehrers zu schwören, wie groß schon damals seine wissenschaftliche Selbstständigkeit war, davon wird durch eine Vergleichung der geistreichen, aber kühnen, oft fast in's Spielende verfallenden, ohne sichere historische Anhaltspunkte meist nur an den schwachen Fäden zweifelhafter Etymologieen sich fortspinnenden combinatorischen Methode, die bei mythologischen Untersuchungen von diesem ausgezeichneten Gelehrten befolgt wurde, mit der seinigen, wie sie jetzt schon in seinen Aegineticis, bald darauf noch entschiedener in seinen Minyern sich zu erkennen gab, ein Jeder sich leicht überzeugen. So gingen die Ansichten Beider gleich in Betreff eines Hauptpunktes, in Bezug auf das Verhältniß Griechenlands zum Orient, die sich bekanntlich Buttmann gern in mannigfacher uralter Wechselbeziehung dachte, gänzlich auseinander*), und die Discussionen, die hierüber zwischen beiden stattfanden, zogen sich, wie ich mich aus mündlichen Mittheilungen meines Bruders erinnere, sogar in dessen Doctorexamen hinein.

Ein anderer vorzüglicher Mann, der auf meinen Bruder eine gewiß nicht geringe Einwirkung übte, war Solger, gleich ausgezeichnet als tiefer und klarer Denker wie in der Kunst des Vortrags, dessen mythologische Vorträge er hörte. Denn war auch das Streben Solger's bei seinen mythologischen Untersuchungen allerdings von dem meines Bruders, wie es schon damals klar genug sich aussprach, insofern wesentlich verschieden, als es nicht das Werden, die historische Entstehung, Fortbildung, Verpflanzung religiöser Ideen, Gefühle und Cultusgebräuche in ihrer bestimmten durch locale wie nationale, provinzielle Einflüsse bedingten Eigenthümlichkeit, sondern das Gewordene, dessen Ideen-Gehalt und innerer geistiger Zusammenhang, dessen Ausbildung

*) Vgl. die Darlegung und Würdigung der mythologischen Ansichten Buttmann's in den Prolegomenen zur Mythologie, S. 326 — 331, und Buttmann's Andeutungen in einer Anm. zu seiner Abhandlung über die Minyä der ältesten Zeit, Mythologus B. 2, S. 194.

zu einem in sich abgeschlossenen Systeme war, was ihn vor Allem anzog und beschäftigte, so lassen sich doch zwei wichtige Berührungspunkte zwischen Solger und meinem Bruder als Mythologen nicht verkennen, die auf eine mächtige Einwirkung des Lehrers auf seinen Zuhörer schließen lassen, mag man sich diese nun lieber ideenweckend oder -nährend, -gestaltend, -befestigend denken. Für's Erste nehmlich dringt Solger immer mit größtem Nachdruck auf die Anerkennung eines wirklich religiösen Gehaltes in der Götterlehre und Mythologie der Alten, und wer sollte die gleiche Richtung in den Schriften meines Bruders verkennen; dann besaß er eine tiefe, bei ihm auf den ersten Grundlagen seiner ganzen Philosophie selbst ruhende Achtung vor dem Individuellen, als dem allein wirklich Seienden,[1]) und bewährt diese auch auf dem Gebiete der Mythologie in der entschiedensten Opposition gegen die Alleins-Lehrer in dieser Wissenschaft, die denn eben auch mit dem allerdürftigsten, trivialsten Inhalt als letztem Resultat ihrer weitschichtigen Forschungen und vielverzweigten Combinationen sich begnügen müßten, in dem von religiösen Leben namentlich keine Spur zu finden sei;[2]) dieselben Gegner waren es aber bekanntlich, mit denen auch mein Bruder seine ersten Kämpfe zu bestehen hatte.

So lebte er in Berlin, von so trefflichen Männern angeregt und geleitet, ganz der Wissenschaft, nur aus ihr Befriedigung schöpfend und kaum nach einem andern Genusse, einer andern Befriedigung sich sehnend, obwohl zu Zeiten doch das Gefühl, wie das Alles doch nicht die ganze Seele zu füllen vermöge, zumal in der ersten Hälfte seines Berliner Studienlebens, ihn beschlichen zu haben scheint, wie namentlich ein Brief vom Juli **1816** an einen alten Schul- und Universitätsfreund, der jetzt Lehrer an einem Breslauer Gymnasium war, recht deutlich zeigt, aus dem ich eine seine damalige Stimmung besonders scharf characterisirende Stelle mittheilen will. „Berlin ist nicht der Ort, der mir behagt, heißt es dort. Nirgends ist der Student philisteriöser und das Philisterium erbärmlicher, nirgends aller Geistesschwung mehr gelähmt, erdrückt und erdrosselt. Ich lebe daher nur von dem ewig sprudelnden Quell der Wissenschaft, dann dem Thau der Vergangenheit und Zukunft, ferner von dem Honig des Umgangs

---

[1]) Zu vergleichen sind hier vor Allem „die philos. Gespräche über Seyn, Nichtseyn und Erkennen", nachgelassene Schriften, Th. **2**, **III**, besonders S. **206**, **209**, **213**, **254**.

[2]) S. eben da S. **680**, **681**, **684** und Th. **1**, S. **752** bis **756**.

mit dem trefflichen Böckh, endlich einigen Balsamtropfen der Freundschaft mit Jäkel, Weinholz u. a. m."

Ein Urtheil über Berlin, das er übrigens auch später, wie tief er auch fühlte, wie viel er den hier verlebten Jahren verdanke, nie ganz geändert hat; immer blieb ihm eine gewisse Abneigung gegen das Ungemüthliche, Unruhige und Zerstreute des Lebens in der Residenzstadt des Staates, dem er der Geburt nach angehörte.

Wie tief in die schwierigsten Studien vergraben aber auch mein Bruder in Berlin gelebt hatte, so hatte doch weder seine Gesundheit noch die Frische und Heiterkeit seines Geistes und seines Gemüths darunter gelitten.*) Vielmehr hatte seine körperliche sowohl als geistige Entwickelung sein Aufenthalt in Berlin in jeder Beziehung wesentlich gefördert. Klein und stämmig, von unausgebildetem Wuchs hatte er Breslau verlassen, hoch und schlank emporgeschossen kehrte er von Berlin zurück, und auch an Freiheit der Haltung und Bewegung hatte er bedeutend gewonnen. Ein Hauptgrund nun, weshalb er so vielen und großen Anstrengungen doch auch körperlich nicht unterlag, lag allerdings eben in der Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sich sein Geist in dem Gebiete der Wissenschaft wie in seinem natürlichen Lebenselemente bewegte, ein anderer in seiner zwar nicht robusten, aber doch gesunden, an keiner Art Ueberfülle leidenden und in Folge dessen weder körperliche noch geistige Bewegung hindernden Körper-Constitution; aber bei allem Fleiße hatte er doch auch als Knabe seinen Körper durch öftere Bewegung in freier Luft zu erkräftigen nicht vernachlässigt, überhaupt war er ein lebhafter, ja mitunter wohl auch etwas wilder Knabe gewesen; vor Allem aber waren es einestheils, seitdem die Eltern (i. J. 1809) in Folge der Berufung des Vaters als zweiten Pastors nach dem 2 Meilen von Brieg entfernten Ohlau dorthin sich übergesiedelt hatten, die häufigen Wanderungen an freien Tagen nach dem Vaterhause, an dem er stets mit einem nie geschwächten Heimatsgefühl, das in Berlin wohl auch mitunter als ein ziemlich heftiges Heimweh sich äußerte, mit ganzer Seele hing, anderntheils seine früh erwachte Liebe zur Pflanzenkunde, durch die Wald und Wiese, Hügel und Thal, einen noch höheren, stärkeren Reiz für ihn gewannen,

---

*) Eine Reise nach Rügen von Berlin aus war reich an mancherlei Abenteuern, auch einem recht gefährlichen, indem er mit mehr Kühnheit als Vorsicht die Kreidefelsen der Insel erklimmend nur, indem sein Schrei doch zuletzt die fernen Führer erreichte, aus dem hilflosesten Zustande, in welchem er mit versagenden Kräften an einem schroffen Abhange, unter sich das Meer, hing, gerettet wurde.

zugleich seiner Forschungslust auf einsamen Entdeckungsstreifereien die reichste Befriedigung gewährend, die seinen Geist und sein Gemüth stets rege und frisch und zugleich auch den Körper gesund und kräftig erhielten. Doch noch eine tiefere Bedeutung scheint diesen Wanderungen, den botanischen Excursionen namentlich, gesichert werden zu müssen, der entschiedenste Einfluß auf die ganze Eigenthümlichkeit seiner geistigen, seiner wissenschaftlichen Richtung; denn hier bildete sich einestheils in der stillen und sinnvollen Anschauung und zergliedernden Betrachtung so mannigfacher lebensvoller Natur-Gebilde jener lebendige Sinn für den Reiz und die Bedeutsamkeit des Eigenthümlichen überhaupt, der sich in allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten so unverkennbar zeigt und dem sie so viel von ihrer Anziehungskraft zu danken haben, dann auch besonders die Ahnung eines geheimnißvollen Zusammenhanges des Geistes- und des Naturlebens, die Fähigkeit der scharfen Auffassung der eigenthümlichen geistigen Physiognomie einer Gegend, einer Landschaft und der mächtigen Einwirkung derselben auf den sich mit Geist und Gemüth ganz in sie versenkenden Menschen, die gewiß in nicht geringerem Maaße seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit ihre Richtung und ihren eigenthümlichen Character gegeben haben; und damit sind wir, glaube ich, dem Natur-Grunde seines geistigen Seins und Lebens um ein Bedeutendes näher getreten. Und eben durch diesen reinen und kräftigen Natursinn gewann denn auch jenes Heimatsgefühl, dessen ich vorhin erwähnte, erst die Stärke, die zauberartige Gewalt, die es wirklich über ihn ausübte; auch die heimische Natur, die das Städtchen, in dem das Elternhaus lag, umgebenden Fluren, reich bewässerte, mit einem recht poetischen Namen das Kleinod benannte Gärten, ein anmuthiges, jetzt in Folge der Eisenbahnverbindung mit Breslau vornehm in einen Park umgetauftes Mühlengebüsch in der Nähe desselben, fesselten nun mit der vereinten vollen Macht ihrer wirklichen an sich nicht gerade allzu verführerischen Reize und des Gefühls der Zugehörigkeit, der frommen Anhänglichkeit an alles Gewohnte, Vertraute, von der Natur selbst uns Zugewiesene, seine Sinne und seine Seele. Und, wie Geist und Gemüth in ihm, wie wohl in allen wahrhaft bevorzugten Geistern, durchaus eins war, so sind auch von dem Einflusse dieses Heimatsgefühls auf die Richtung seines Geistes, seines wissenschaftlichen Forschens und Strebens, Spuren genug in seinen Werken zu entdecken; daß er mit besonderer Vorliebe die Wanderungen der Stämme vom ursprünglichen Heimatlande aus nach den verschiedensten Richtungen hin verfolgte, den fortwährenden mannigfaltigen Bezügen zwischen Mutterland und Tochterstadt immer die

größte Aufmerksamkeit schenkte, ja auch, daß es namentlich die Sacra des Mutterlandes und der Colonieen waren, in denen er das dauerndste geistige Band zwischen beiden erkannte [1]), was ihn bekanntlich zu so manchen wichtigen geschichtlichen Entdeckungen führte, alles dies glaube ich nicht mit Unrecht eben auf jene warme Anhänglichkeit an Heimat und Vaterhaus, ein frommes Predigerhaus, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, als auf seine tiefste Grundlage zurückführen zu können [2]).

Ein wie tiefes Naturgefühl indeß auch in meinem Bruder lebte, wie wenig ihm auch selbst jene schwärmerische Naturbegeisterung, jene träumerische Hingebung und Versenkung der Seele in die Natur, in ihre Geheimnisse und Wunder, jene tiefe, gestaltlose Sehnsucht fremd war, wie sie im Frühling die erwachende Natur in der mit ihr emporschwellenden Seele, wie sie vor Allem der geheimnißvolle Reiz der Waldeinsamkeit, wo die Natur in einer so fremden und unverständlichen und doch zugleich so lieb, so vertraut und bekannt tönenden Sprache mit uns spricht, in uns erzeugt, wie ich aus eigner unmittelbarer Beobachtung, oft Zeuge solcher Ergießungen seines überströmenden Gefühls bei gemeinschaftlichen Wanderungen und Partieen in verschiedenen Perioden seines Lebens, versichern kann: so frei blieb er doch, wie sein ganzes Leben, seine bewundernswürdige Unermüdlichkeit im Arbeiten namentlich, die wir zum Theil bereits

---

[1]) S. besonders **Aeginetica p. 45.**

[2]) Einen wie lebhaften poetischen Ausdruck auch dies Heimatgefühl bei ihm fand, zum Belege dafür mögen wenigstens ein Paar Stellen aus von Breslau und von Berlin aus an die Eltern von ihm gerichteten Gedichten dienen. So beginnt ein Gedicht, das er als Student in Breslau abfaßte:

> „Wie die Nachtigall in dem goldenen Käfig gefesselt
> Trauernd und schmachtend des Hains schattige Kühle verlangt,
> Also dünket auch mir die weite Stadt nur ein Kerker,
> Und es sehnt sich mein Geist hin zu der heimischen Flur,"

schildert dann, wie ein Traum ihn in die Mitte der Seinen, in die Heimat geführt und welche Wonne er da gefühlt, „aber," fährt der Dichter fort,

> „Freudig wache ich auf — o weh, und bin noch so einsam;
> O du poetischer Traum! O du prosaische Welt!"

worauf dann zuletzt noch die kleinen Städte überhaupt in launig-gefühlvollen also anhebenden Worten

> „Wunderseliger Mann! der die kleinen Städte erfunden,
> Wo nicht Staub, nicht Getös arme Studirende schreckt"

gefeiert werden; in einem Berliner Gedicht aber vom J. 1817 wird die kindliche Liebe als ein Engel gepriesen, der mit leuchtendem Schilde des wildbewegten Herzens Gewalt trotze und den Sinn magisch immer zu dem Heimathause ziehe.

kennen gelernt haben, unwiderlegbar beweist, von der nachtheiligen, der ermattenden und lähmenden Einwirkung, die eine solche Naturschwärmerei nur zu oft auch auf edele und reiche Naturen wenigstens zeitweise zu üben pflegt; denn ein mächtiges Gegengewicht gegen jene Empfindungen bildeten in seiner Seele alle die bei ihm entschieden vorwaltenden kräftigen Elemente seines Wesens, die Energie und Lebendigkeit, die Klarheit und Heiterkeit seines Geistes überhaupt, dann auch besonders ein sehr früh schon ziemlich deutlich bei ihm sich entwickelnder Formensinn, der, durch mit vieler Liebe von ihm betriebene Uebungen im Zeichnen gepflegt und genährt, ihn nie lange in dem Genusse einer rein passiven Hingebung an die Natur schwelgen ließ, sondern jene unbestimmte und unthätige Sehnsucht ihn bald durch klarere, bestimmtere Gefühle und ein activeres Verhalten der Natur gegenüber in Gestaltung sicherer, genau umgränzter Bilder für den Geist und wohl auch für das Auge verdrängen hieß.

Wie wichtig aber dieser Formensinn und die Ausbildung desselben durch fleißige Uebungen im Zeichnen später in noch bestimmterer Beziehung, für seine Studien im Gebiete der bildenden Kunst der Alten, sich erwiesen hat, darf wohl auch hier schon vorläufig angedeutet werden.

Auch jetzt nun war dem rastlos Strebenden nur eine kurze Ruhe beschieden, nur einige Wochen, den November und December 1817, denn in den Tagen des Reformationsfestes hatte erst seine Promotion in Berlin Statt gefunden, verweilte er im elterlichen Hause in stillem Genusse der Freuden eines traulichen Familienlebens, für die er so reiche Empfänglichkeit besaß; da eröffnete sich ihm ganz in der Nähe der Heimat ein in vielen Beziehungen seinen Wünschen entsprechender Wirkungskreis, indem er als Lehrer (als siebenter, d. i. letzter „College"[1]) an das damals unter Manso's Leitung stehende Magdalenäum in Breslau berufen wurde und schon in den ersten Tagen des Januars 1818 sein Amt antrat[2]). Nicht als ob die Stellung, die er hier einnahm, seinen wissenschaftlichen Neigungen und Studien vollkommen gemäß gewesen wäre, — Anfangs wenigstens beschränkte sich seine Lehrthätigkeit ganz auf Quarta und Tertia, und wie ent-

---

[1]) Vgl. die kurze Geschichte des Magdalenäums von 1809 bis 1829 von dem damaligen Rector desselben, Kluge, in dem Programm dieser Anstalt von 1830, S. 31 u. 32.

[2]) Er zog Breslau auch Frankfurt a. d. O. vor, wohin Poppo ihn in einem sehr freundlichen Schreiben vom 21. December dess. Jahres als Oberlehrer am Gymnasium zu kommen aufforderte.

scheidende Beweise er auch für seine Tüchtigkeit als Historiker auf dem Gebiete der alten Geschichte bereits gegeben hatte und obwohl seine Studien fortwährend diese Richtung verfolgten, wurde ihm doch der Geschichtsunterricht in keiner Classe zugetheilt, wiewohl gerade damals auch Geschichtsstunden durch Kannegießers Abgang nach Greifswald erledigt waren. Indeß wie wenig auch in dieser Beziehung seine Ansprüche, so bescheiden er sie auch geltend machte, befriedigt wurden und wie sehr dadurch eine gewisse Verstimmung, die ihn bisweilen ergriff, erklärt und gerechtfertigt wird, so entschädigte ihn doch so manches Schöne, was seine Lage ihm bot, für das, was er in dieser Hinsicht vermißte, und es waren doch im Ganzen recht glückliche Jahre, die er in Breslau verlebte. Vor Allem die Anhänglichkeit seiner Schüler, besonders seiner vorzugsweise ihm anbefohlenen Kleintertianer, das Trauliche des Verhältnisses, das sich hier zwischen Lehrer und Schülern bildete, dann das immer steigende Wohlwollen des trefflichen Manso, der auch von seinen wissenschaftlichen Leistungen die größten Erwartungen hegte, die Nähe des elterlichen Hauses, endlich die Süßigkeiten eines heitern Zusammenlebens mit lebensfrohen, auch geistigbewegten Freunden, die er ungeachtet seiner unermüdlichen Thätigkeit doch in Folge seiner glücklichen, die Uebergänge von Ernst zum Scherz, von Arbeit zur Erholung mit Leichtigkeit findenden Natur [1]) in reichem Maße genoß. Doch auch die Gegenstände seiner Lehrthätigkeit sollten ihm bald etwas mehr Befriedigung gewähren, da von den durch den Abgang zweier seiner Collegen, Linges nach Ratibor, um das Directorat an dem 1819 daselbst gegründeten Gymnasium zu übernehmen, und W. Schneiders, der ganz das Lehramt aufgab, erledigten Stunden in oberen Classen mehrere, namentlich der Thucydides in Prima, ihm nun zufielen [2]).

---

[1]) Auch Schlaf und Wachen vertauschten in Folge dieser glücklichen Begabung immer schnell und leicht bei ihm ihre Stelle mit einander. Auch in der unbequemsten Lage oder Stellung, so im Postwagen bei fortwährender heftiger Erschütterung desselben auf schlechten Wegen, den Kopf weit vornüber gebeugt, vermochte er doch ermüdet ziemlich fest zu schlafen. Und wie leicht er sich dem Schlafe wieder zu entreißen und dann alsbald auf das Rüstigste an die Arbeit gehen konnte, zeigte sich besonders bei seinem ihm eignen ganz kurzen Vorschlafe gegen 9 Uhr des Abends, nach welchem er immer noch viele Stunden der Munterkeit angestrengt fortarbeitete. Aus Abendgesellschaften aber zurückkehrend pflegte er ebenfalls sogleich wieder an den Schreibtisch zu eilen, und je heiterer die Gesellschaft gewesen, desto längere Zeit und mit desto größerer Lust wurde dann die Arbeit fortgesetzt.

[2]) Erst jetzt rückte er auch zum **Collega sextus** auf. Nicht ganz genau sind die diesen Punkt betreffenden Angaben im Intelligenzbl. der Allg. Litztg. Sept. 1840,

Dabei hob und stärkte ihn noch mehr als alles Andere die treue Theilnahme, die sein von ihm so hochverehrter und innig geliebter Lehrer, Böckh, ihm fortwährend bewies, die auch allerlei Pläne ihm eine Stellung in Berlin, eine Adjunctur bei der philosophischen Facultät u. dgl., zu verschaffen, zur Folge hatte, die indeß zu keinem Ziele führten.

Freilich waren es indeß nicht immer nur freundliche Elemente, in denen er sich in Breslau zu bewegen hatte, und wie wäre das auch wohl bei den heftigen Parteikämpfen, die damals dort Alles in die größte Aufregung versetzten, möglich gewesen. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit eben damals, und zwar in Breslau mehr als irgendwo, von vielen ausgezeichneten und bedeutenden Männern dem Turnen nicht bloß als einem einzelnen neben anderen zu beachtenden Jugendbildungsmittel, sondern als dem mächtigsten Hebel einer echten allgemeinen Nationalerziehung beigelegt und wie kräftig eine Zeitlang auch von hohen und höchsten Behörden die Bemühungen ihm den nach der Meinung jener Männer ihm gebührenden Einfluß zu verschaffen und zu sichern unterstützt wurden. Aber die enthusiastischen Freunde des Turnens fanden bald, wie nicht minder bekannt ist, in Steffens, C. A. Menzel u. A. gewichtige und an Umsicht wenigstens und besonnenem Urtheil ihnen offenbar überlegene Gegner, die die einseitige Ueberschätzung dieses Bildungsmittels, das Outrirte und Forcirte jenes Enthusiasmus, das Geschraubte und Manierirte in dem Stile und dem Tone der Rede jener deutschthümelnden Turnfreunde, das heutzutage wohl niemand, der die Turnschriften jener Tage liest, wird in Abrede stellen wollen, mit überzeugendem Nachdruck rügten und besonders den vorzeitigen Ernst jener jugendlichen deutschen Catonen, die, um nichts Leichteres als das Gewicht der wankenden Welt auf ihren jungen Schultern tragen zu können, ihre Kräfte auf dem Turnplatze übten, eben so lächerlich als bedenklich fanden.

Wie vielfache Zerwürfnisse nun, wie viele persönliche Mißverhältnisse zwischen trefflichen zum Theil früher einander ganz nahe stehenden Männern aus diesen Parteistreitigkeiten hervorgingen, ist ebenfalls hinreichend bekannt, Mißverhältnisse, an deren Ausgleichung in einer nahen Zukunft wenigstens um so weniger zu denken war, da auch die die bedeutendsten Vorfechter beider Parteien in sich vereini-

---

Nr. 46, so wie im Neuen Nekrolog der Deutschen für 1840, Th. 2, S. 844 zu berichtigen ist. Vgl. die Schles. Provinzialbl. 1819, September, S. 268.

gende philomathische Gesellschaft in Folge eben dieser Streitigkeiten sich auf eine ziemlich stürmische Weise auflöste[1]).

Meinen Bruder nun stieß, obwohl körperliche Kräftigkeit und Rüstigkeit in seinen Augen keinen geringen Werth hatte und für ein heiteres Leben in und mit der Natur es ihm, wie wir bereits sahen, an Empfänglichkeit keineswegs fehlte, an dem Turnwesen in seiner damaligen Gestalt doch gar Mancherlei ab, vor Allem eben das Anspruchs- und Absichtsvolle, das ihm anhaftete, wodurch es alle unbefangene Heiterkeit zu ersticken drohte, dann das Rohe und Ungeschlachte, das meist mit seiner äußeren Erscheinung verbunden war, und nicht minder auch jener bei vielen seiner Anhänger bis zum Fanatismus gegen jeden Andersgläubigen sich steigernde Zunftgeist, den es so mannigfach zu erkennen gab. Dazu die Verehrung, die er gegen Steffens hegte und die in jener Zeit eben recht lebhaft war; auch glaubte er, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, das Unvortheilhafte in seiner anfänglichen Stellung am Magdalenäum, was bereits früher berührt worden ist, vornehmlich eben den Häuptern jener Turnpartei zur Last legen zu können; dazu kam nun auch noch ein gewisser Gegensatz zwischen der Breslauer und der Berliner Philologenschule, die Entschiedenheit, mit welcher Böckh in einer Recension seiner **Aeginetica** in den Heidelberger Jahrbüchern[2]) für ihn das Wort nahm, das der Meinung seiner Gegner nach übertriebene Lob, das ihm hier zu Theil wurde, und später sein öffenes Auftreten für Steffens in einer Anzeige seiner Caricaturen in dem Literaturblatte der Schlesischen Provinzialblätter[3]); alles das erklärt hinreichend, weshalb er mit der Turnpartei und selbst mit den vorzüglichen Männern an der Spitze derselben, mit deren Studien die seinigen die vielfachsten Berührungspunkte hatten, nicht eben im besten Vernehmen stand, wenn es auch zu einem entschiedenen Bruche zwischen ihm und der Gegenpartei nie gekommen ist. Später sah er, wie wohl die Meisten, die damals in jene Parteikämpfe verwickelt waren, Manches mit anderen, mit ruhigeren Augen an und bedauerte öfter in ein unerquickliches Parteiwesen sich so tief eingelassen und dadurch aus so manchen geistig erregten und anregenden Kreisen sich selbst ausgeschieden zu haben. Auch hat er dem ausgezeichneten Manne, welchem ihn damals jene Mißverhältnisse am Meisten entfremdeten, dem als

---

[1]) Vgl. auch hier besonders Steffens: Was ich erlebte, Bd. 7, S. 440 ff.

[2]) v. J. 1818, 4. Heft, S. 328—336.

[3]) im Januarhefte 1819, Stück 1.

Lehrer und Gelehrten gleich vorzüglichen Passow, bei alle dem die seinen Verdiensten gebührende Achtung nie versagt und in späteren Jahren bildete sich wieder ein durchaus freundliches Verhältniß der bereitwilligsten gegenseitigen Anerkenntniß zwischen ihnen. Eben so mit Wachler; mit Kayßler aber blieb er immer in freundlichem Einvernehmen. Zu den Kreisen jedoch, in denen er sich vorzugsweise und am Liebsten bewegte, gehörten außer manchen trefflichen jüngern Freunden, seinem Verleger Max, Kunisch, Dronke, Wellauer und den schon früher Erwähnten, besonders noch Fr. v. Raumer und von der Hagen, dessen ganze wahrhaft liebenswürdige, tiefgemüthliche und poetische Persönlichkeit eine große Anziehungskraft für ihn besaß und auf dessen Freundschaft er deßhalb immer einen sehr hohen Werth legte. Namentlich aber war es hier das gastliche Haus des Buchhändlers Max, in welchem die Freunde einen erwünschten Sammelpunkt fanden; hierher eilte er fast täglich, wenn er nach den Anstrengungen der ernstesten Studien und der mancherlei Geschäfte des Tages in heiterer, ungezwungener geistiger Mittheilung Erholung suchte, und der schönen hier oder auf Spaziergängen und Lustfahrten in die Nähe und Ferne mit Max, Kunisch, von der Hagen und Anderen, verlebten Tage oder Abende, in denen er oft das Innerste seines Gemüthes den Freunden erschloß und auch für seine wissenschaftlichen Pläne und Forschungen die regste Theilnahme fand, während dann wieder der munterste Scherz, über seine Magerkeit z. B., die wohl dem neben ihm sitzenden Freunde die drollig übertreibende Klage, er steche ihn, auspreßte, die Unterhaltung würzte und belebte, gedachte er auch später noch öfter in seinen Briefen aus Göttingen mit Freude und Sehnsucht.

Und dabei bewahrte ihm doch auch von den Meistern seines Faches in Breslau gerade der, dessen Urtheil er noch von früher her besonders hoch hielt, Schneider der ältere, — denn schon lehrte auch K. E. Chr. Schneider, der Bruder seines Amtsgenossen W. Schneider, an der Universität zu Breslau, und auch diesem berühmten Gelehrten stand er nicht ganz fern — fortwährend sein früheres Wohlwollen und hegte nach seinen Aegineticis, deren Stil er nur als hart und ungelenk tadelte, die größten Erwartungen von ihm.

Ungeachtet dieser das Widerwärtige entschieden überwiegenden Annehmlichkeiten seines Breslauer Lebens indeß konnte seine Stellung ihm volle Genüge denn doch nicht gewähren und offenbar trug er den Beruf zu etwas Höherem in sich. Wie freudig mußte ihn da ein

den 1. Juni 1819 bei ihm eintreffender, durch seine Aeginetica und Böckh's warme Empfehlung veranlaßter Brief von Heeren überraschen, der ihm im Namen der Hanöverschen Regierung nach Welckers Abgange nach Bonn als außerordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft und Condirector des philologischen Seminars nach Göttingen zu kommen aufforderte. Natürlich konnte, wie schwer ihm auch die Trennung von der Heimat werden mochte, von einer Ablehnung eines solchen Antrages nicht die Rede sein; „Göttingen ist für mich der einzige Ort in der Welt," schreibt er an die Eltern, und in der That konnte er, was er der Wissenschaft werden sollte, nur in Göttingen werden. Und nun sollte auch, was er schon vor mehr als 3 Jahren, als er die Breslauer Universität als Studirender mit der Berliner vertauschte, sehnlichst gewünscht hatte, in Erfüllung gehn, auch Dresden und seine Antiken sollte er jetzt sehen, ja in erwünschtester Muße zu vertrauter Bekanntschaft mit jenen herrlichen Denkmälern der Kunst gelangen, denn mit großer Liberalität waren ihm von der Hanöverschen Regierung neben einem jährlichen Gehalt von 600 Rthlr. noch 400 Rthlr. für einen achtwöchentlichen Aufenthalt in Dresden, um in den dortigen Antikensäälen für seine Professur, die ihm vornehmlich auch Vorlesungen über Archäologie der Kunst zur Pflicht machte, auf das Zweckmäßigste sich vorzubereiten, bewilligt worden. Natürlich lebte er denn schon jetzt, seit Empfang dieses für seine ganze Zukunft so entscheidenden Briefes, mehr in Göttingen und Dresden als in Breslau, und mit Hilfe von Beckers Augusteum war er schon lange, ehe er in die Thore Dresdens einfuhr, in seinem Antikensaale wie zu Hause. Ueberhaupt ging er ungeachtet seiner großen Jugend — er war damals erst 22 Jahr alt und seine Geschwister wollten bei einem späteren Besuche im elterlichen Hause von Göttingen aus an ihm wahrgenommen haben, daß er noch als Göttinger Professor gewachsen wäre — seiner vielversprechenden, aber doch auch in durchaus fremde Verhältnisse, fremde Umgebungen ihn hineinziehenden Zukunft ohne alle Bangigkeit entgegen; denn die Schüchternheit und Ungelenkigkeit, welche ihm früher eigen gewesen, war zum Theil schon in Berlin, jetzt in Breslau aber gänzlich verschwunden; „Du wirst Dich wundern, liebe Mutter, wie ich so von Geselligkeit sprechen kann. Aber ich bin in der That jetzt ausnehmend gesellig und praktisch geworden, so daß ich fast die Stunden am Gymnasium mit größerem Eifer gebe, als emsig daheim studire. Und so fängt jetzt die Zeit mit mir an, wo ich der Welt tausendfache Beziehungen bieten muß und es selbst liebe in mannigfache Verhält-

nisse zu gerathen," so schreibt er in einem Briefe an die Eltern im März des Jahres 1819, und es war sicher keine Selbsttäuschung, die ihn so schreiben ließ; und wie heiter und humoristisch er jetzt in die Welt hinausblickte, dafür mag der Schluß eines anderen, ein Paar Monate später geschriebenen Briefes zum Belege dienen. Nachdem er nämlich hier recht gemüthlich die idyllische Behaglichkeit des häuslichen Zusammenlebens mit meinem Bruder Julius, der Ostern 1819 die Universität bezogen hatte, geschildert, fährt er launig mit Wort und Reim spielend, in einer Weise, wie er es besonders liebte, fort: „Liebchen (eine liebkosende Benennung meiner Schwester Gottliebe), komm zum Bübchen, in mein Stübchen, Herzensspitzbübchen. Wir sind so selig und wählig, mitunter geht's kunterbunter, ein Bischen knurrig und schnurrig. Mit meinem Sehnen und Wähnen und allen Plänen ist's ein langsames Drucksen und Mucksen. Wird nichts draus, mach mir nichts draus." Freilich keine kunstgerechte und erhabene Poesie, aber welch heitrer Geist, welche humoristische Stimmung, welche anmuthig-resignirende Genügsamkeit spricht aus diesen allerdings nicht auf die Goldwage zu legenden Reimesspielen zu uns. Aber welche bedeutsame Stelle diese Breslauer Jahre — kaum kann man sie so nennen, denn nicht volle 2 Jahre währte ja seine Breslauer Wirksamkeit — in der Geschichte seines Lebens einnehmen, dafür zeugt auf das Entschiedenste ohne Zweifel sein eben hier ausgearbeitetes Orchomenos, ein Werk, das nicht nur überhaupt durch den tiefen und kühnen Forschungsgeist, die hohe wissenschaftliche Selbständigkeit und die seltene Verbindung einer reichen combinatorischen Phantasie mit nüchternem Prüfungsgeist und der gediegensten Gelehrsamkeit, die sich in ihm offenbart, sondern noch mehr deßhalb, weil die eigenthümliche Richtung, die seine gesammte wissenschaftliche Thätigkeit nehmen sollte, die Stellung, die er unter den Alterthumsforschern gewinnen und behaupten sollte, sich hier bereits auf das Vollständigste und Bestimmteste bezeichnet und angedeutet findet, höchst wichtig und bedeutungsvoll erscheint*).

Licht zu bringen in das dunkle Sagengewirr einer dem grauesten Alterthume angehörenden Zeit hatte er hier sich zur Aufgabe gemacht, — eine Aufgabe, die theilweise allerdings auch schon seine **Aeginetica** sich stellten — und so finden wir ihn denn mit Lösung solcher Aufgaben, der Aufhellung der Dunkelheiten einer vorgeschichtlichen

---

*) Als unterscheidenden Schriftstellernamen fügte er jetzt auch noch zu seinem alleinigen Taufnamen „Karl" einen zweiten Vornamen „Otfried" hinzu.

Zeit, auch fast durchgängig während seiner ganzen literarischen Thätigkeit beschäftigt; die Werke wenigstens, die er nur inneren Impulsen folgend schrieb — zu welchen die griechische Literaturgeschichte und auch das Handbuch der Archäologie doch nicht gerechnet werden können — sind fast alle vorzugsweise Forschungen der Art gewidmet. Nun war es allerdings zum Theil eben der Reiz, den die Entwirrung des Verworrenen, das Ausspüren des Verborgenen, die Ueberwindung scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten an sich für einen jugendlich-kräftigen forschbegierigen Geist hat, der ihn in diese dunklen Regionen hineinlockte, wie er dies auch selbst in seinen Aegineticis*) ganz offen gesteht. Aber offenbar war es doch auch noch etwas Anderes, Tieferes, Eigenthümlicheres, was seinem Streben diese Richtung gab, es war vor Allem die innere Naturnothwendigkeit seines eigensten Wesens, die Stimme des Genius war es, welcher er folgte. Als Vorarbeiten, Beiträge zu einer Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnet mein Bruder selbst an mehreren Stellen seine Arbeiten; aber vornehmlich war es doch der Menschengeist in seiner Einheit mit der Natur, die Naturseite, der tiefe Naturgrund des geistigen Lebens der Menschheit, das Unbewußte und Nothwendige in seinem Wirken und Walten, dessen verborgene Gesetzmäßigkeit er zu erforschen und darzustellen strebte. Daher seine Vorliebe für die dunkle, vorgeschichtliche Zeit, für die Sagen einer Vorzeit, die eben als Zeugnisse für ein solches nun verschwundenes oder in den Hintergrund zurückgedrängtes Naturleben des Geistes, welches die freie Persönlichkeit des Einzelnen noch nicht an das Licht treten, noch nicht mit selbstbewußter Kraft sich entfalten und entwickeln läßt, sondern unter dem Banne der Naturnothwendigkeit eines scharfausgeprägten Geschlechts- und Stammescharacters die Individualität gebunden hält, als Denkmäler mithin des Denkens und Sinnens, des äußeren und inneren Thuns der Völker an sich in ihren primitivsten Zuständen, eine so hohe, allgemein menschliche Bedeutung haben. Daher aber auch das entschiedene Streben eben diese Ansicht von jener Urzeit der Menschheit überall auf das Nachdrücklichste geltend zu machen, der beharrliche Kampf gegen alle die, welche alle Cultur auf die Einwirkung bevorzugter Geister, eingewanderter cultivateurs, einer klug in die Hülle künstlicher Symbole oder geheimnißvoller Gebräuche ihre Weisheit verbergenden Priesterkaste auf ihre rohen Zeitgenossen, zurückzuführen sich angelegen sein lassen; daher die entschiedene Rich-

*) s. S. 2 oben.

tung der Forschung (nicht nur in den Doriern) auf das Erkennen eben jenes Geschlechts- und Stammescharacters der Völker und ihrer Stammverwandtschaft, wie auf die Nachweisung des nothwendigen Zusammenhanges aller geistigen Lebensäußerungen derselben, der Kunst, der Religion, der Gesetzgebung, der Sprache und Sitte, mit diesem von der Natur selbst ihnen aufgedrückten Urtypus. Aber mit dieser lebhaften Anerkenntniß der Bedeutsamkeit der Naturseite des geistigen Daseins der Menschheit verband sich bei meinem Bruder doch auch wieder, wie auch schon früher angedeutet wurde, als ein eben so characteristischer Zug seines Wesens ein tiefer Sinn für den Reiz des Individuellen, ein Sinn, der freilich im Grunde genommen wohl keinem, der nicht bloß abstracter Denker sein will, ganz fehlen darf, aber mit dem sich das ihm entsprechende, ihm erst Befriedigung schaffende Talent einer scharfen und lebendigen Auffassung der unendlich mannigfaltigen Formen, in denen es erscheint, doch nur selten so treu und innig verbündet zeigt wie eben bei ihm. Daher genügte es ihm nicht, großartige allgemeine Ansichten sich zu bilden über den Geist der Völker, ihren ursprünglichen Stammcharacter, sondern wie ein mächtiger aus seinen starken Aesten eine Unzahl von Zweigen, Sprößlingen und Blüthen hervortreibender Baum mußte das Volksleben, das er zu begreifen und zu ergründen strebte, in dem ganzen Reichthume aller seiner innern Erscheinungsformen und äußeren Bezüge ihm vor Augen treten, wenn sein wissenschaftlicher Sinn und Trieb Befriedigung finden sollte. Eben daher aber zeigte er sich auch, wenn auch aus dem früher angedeuteten Grunde die immer mehr als Werk der Freiheit als der Natur erscheinende geschichtliche Individualität einzelner hervorragender Geister ihn bei seinen wissenschaftlichen Forschungen weniger beschäftigte, zur schärfsten Auffassung aller der feineren, oft fast unmerklichen Modificationen des Gesammttypus eines Volkes, welche den Character nicht allein der Hauptstämme desselben, sondern auch jene Unzahl landschaftlicher Verschiedenheiten, wie sie dem treuen Beobachter bei jedem größeren, lebenskräftigen Volke sich vor Augen stellen, bilden, in besonders hohem Grade befähigt, und welches reiche Leben er eben damit aus der griechischen Geschichte namentlich hervorgezaubert hat, ist allgemein bekannt und anerkannt. Und eben dies war nächst der hohen geistigen Bedeutung dieser Nation, dem Originalen und Naturgemäßen in ihrer Bildung, ohne Zweifel auch der Hauptgrund, — er selbst deutet auch öfter darauf hin, — weßhalb fast ausschließlich das Hellenische Volk und die mit ihm am Nächsten verwandten Stämme seine wissenschaftliche

Thätigkeit, seinen Forschungstrieb in Anspruch nahmen; nirgends sonst auf einen so kleinen Raum zusammengedrängt diese Fälle bedeutsamer individueller Verschiedenheiten, auf die schon die Beschaffenheit des Landes selbst hinweist. Auch das wird aber aus dem Bemerkten vollkommen klar, wie die Natur des Landes, wie Boden und Clima der Landschaften, mit deren Bewohnern er sich beschäftigte, für ihn durchgängig die höchste Bedeutung haben mußten, da der sichere Naturgrund des Lebens der Völker, wenn auch nicht lediglich (dies behauptete auch er keineswegs), so doch zunächst und vorzugsweise (zumal der ursprüngliche auch der sagenhaften Vorzeit immer noch weit vorausliegende geistige Habitus derselben an sich doch nie eine klare und bestimmte Auffassung zuläßt) hier aufzusuchen ist. Geographische, chorographische, topographische Untersuchungen bildeten daher einen wichtigen Bestandtheil seiner historischen Forschungen, und wie viel hat er gerade hier geleistet, welche lebensvolle Bilder vor aller Autopsie aus zerstreuten, zerstückelten Nachrichten kunstvoll zusammenzusetzen gewußt.

Aber eben auch nur in und wegen dieser natürlichen Beziehung auf das geistige Sein und Leben der Völker, gleichsam als der von der Natur selbst ihnen anerschaffene Leib (wenigstens lassen unsere Geschichte und selbst Sage uns meist über diese Vorstellung, die der Autochthonie der Völker, nicht hinausgehen) zogen die Wohnsitze der Völker seine Aufmerksamkeit auf sich, überhaupt nur, in so fern sich ein Geistiges in ihm offenbare, hatte das Leibliche, wie auch umgekehrt jenes, nur inwiefern es in voller Leibhaftigkeit zur Erscheinung komme, ein höheres Interesse für ihn. Dies zeigte sich recht deutlich auch in seinen sprachlichen, freilich nur in einzelnen Bruchstücken veröffentlichten Untersuchungen, deren er bei dem Streben nach Ergründung der Urgeschichte der Völker, ihrer ursprünglichen Verwandtschaftsverhältnisse u. s. f. unmöglich entbehren konnte und die besonders in den letzten Jahren seines Lebens mit dem größten Ernst von ihm betrieben wurden; mit entschiedener Vorliebe wendet er sich hier dem Phonetischen, dem Sinnlichen in der Sprache zu, und mit besonderem Glücke weiß er die hier waltende natürliche Bildungskraft des Geistes in ihrer unwandelbaren Gesetzmäßigkeit zur Anschauung zu bringen. Aber vor Allem erklärt sich hieraus auch, warum die Kunst, vorzüglich die bildende Kunst der Alten, — die freilich auch schon sein äußerer Beruf in den Bereich seiner Forschungen hineinzog, der indeß doch auch zum großen Theil wohl schon in einer bereits in den kunstgeschichtlichen Capiteln der **Aeginetica** gezeigten inneren

Befähigung dafür seinen Grund hatte — sein ganzes wissenschaftliches Leben hindurch ihn auf das Lebhafteste beschäftigte; denn eben hier offenbart sich uns ohne Zweifel vollständiger, faßlicher und klarer als sonst irgendwo der Geist nach seiner ganzen Tiefe und Herrlichkeit in vollkommener Leiblichkeit.

Doch jenes geistige Leben selbst, dem er in den mannigfaltigsten Formen, in denen es erscheint, nachspürt, unter welchen Begriff befaßt er es, oder wie ordnet er ihn den herkömmlichen psychologischen Bezeichnungen unter, den Begriff, den er sich von ihm gebildet? Es ist der Begriff des Gefühls, dem er seine Vorstellung von der eigenthümlichen unbewußten oder doch von keinem klaren Selbstbewußtsein geleiteten und mehr einer gewissen Naturnothwendigkeit als einer freien Selbstbestimmung gehorchenden Wirkungsart des Geistes, wie er sie in den Urzeiten der Menschheit, aber in Kunst und Poesie auch noch in späteren Zeiten, vorherrschend findet, am Liebsten subsumirt. Aber nicht etwas Unbestimmtes, Unklares und Schwankendes ist ihm das Gefühl; zwar die Klarheit des hellen Selbstbewußtseins hat es nicht, aber wie verkehrt würde der urtheilen, der, weil ihm diese mangle, den allein von gewissen Gefühlen geleiteten einfachen, kräftigen Naturmenschen der Unentschiedenheit, inneren Unklarheit und Verworrenheit bezüchtigen wollte; nein, das Gefühl kann zu schärfster Eigenthümlichkeit, zur klarsten Bestimmtheit sich ausbilden, und solche durchaus eigenthümliche, durch Begriffe nie ganz bis auf den innersten Kern ihres individuellen Seins zu durchdringende und enthüllende Gefühle waren es eben, welche die Wurzeln des ganzen geistigen Seins der Völker in ihren frühesten Perioden bildeten, und diese, so weit dies nur irgend möglich ist, sich innerlich klar zu machen, in sich neu zu beleben, geistig zu reproduciren, ist demzufolge nach dieser Ansicht eine der wichtigsten Aufgaben der Alterthumsforschung, und auf ihre Lösung in Betreff der Völker des Hellenischen Stammes war offenbar mehr als auf irgend etwas Anderes das wissenschaftliche Streben meines Bruders gerichtet, ein Streben, das freilich aus vielen Gründen, wegen der Unvollständigkeit des sich darbietenden Materials, der Verstümmelung und Verfälschung, die es im Laufe der Zeiten erlitten, vor Allem aber wegen der großen Verschiedenartigkeit der geistig neu zu belebenden Denk- und Gefühlsweise von der unseren, überhaupt von der der geschichtlichen Zeiten, sein Ziel nie ganz erreichen konnte, sondern nur eine größere oder geringere Annäherung an dasselbe zuließ; aber wo gäbe es überhaupt ein Streben höherer Art, von dem dies nicht in gleicher Weise gelten

sollte? — Dies durchaus eigenthümliche wissenschaftliche Streben zeigt sich fast in allen seinen von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehenden Richtungen auf das Deutlichste schon in den Minyern und durfte daher auch wohl schon jetzt mit einiger Ausführlichkeit characterisirt werden. Damit sicherte sich denn mein Bruder auch innerhalb der historischen Philologenschule, — wenn man sie so nennen will — der er angehörte, gleich von vornherein eine eigene feste Stellung, und wie viel er auch namentlich Böckh verdankte, so waren das Ziel, das er sich bei seinen Studien steckte, und somit auch die Wege, die er bei seinen Forschungen einschlug, von der von jenem großen Alterthumsforscher in seinen aus inneren Impulsen entstandenen Hauptwerken verfolgten Richtung, — der Richtung auf die Erkenntniß der Macht und Bedeutsamkeit, der theoretischen und praktischen Geltung der Zahl und des Maßes im Alterthume, — offenbar immer noch sehr wesentlich verschieden.

Indeß wie viel auch bei dem Versuche die Eigenthümlichkeit der wissenschaftlichen Richtung meines Bruders zu begreifen und zu erklären auf Rechnung seiner ursprünglichen Natur, eines inneren angeborenen Berufes geschrieben werden mag, auf keinen Fall darf die sorgfältigste Erforschung aller äußeren Einwirkungen, welche namentlich bedeutende Zeitgenossen auf ihn übten, dabei versäumt werden; und wenn wir auch bei dem entschiedenen Uebergewichte des historischen, auf ein Gegebenes, Concretes, Gegenständliches und die nur durch Anwendung der mannigfaltigsten Geistesthätigkeiten, durch die verwickeltsten Operationen zu erreichende Ergründung der Gesetze seiner inneren Entwickelung gerichteten Wissenstriebes über den philosophischen, auf ein Allgemeines und die freie Construction desselben nach ursprünglichen Denkgesetzen hinstrebenden, einen weit gräderen und einfacheren Weg mit strenger Entschiedenheit unablässig verfolgenden Trieb, das sich von Anfang an bei ihm zeigte und später selbst bis zu einer gewissen Abneigung gegen die Philosophie sich steigerte, wenigstens gegen die Constructionen der neueren Philosophen, namentlich insofern sie auch die Geschichte in ihrem Netze allgemeiner Begriffe einfangen und mit solchen allgemeinen, mehr aus der logischen Gesetzmäßigkeit einer abstracten Gedankenbewegung als aus einer selbständigen Vertiefung in den bestimmten zu erkennenden Gegenstand entspringenden Begriffen alle echte historische Forschung als überflüssig und ungenügend vornehm bei Seite drängen wollen, — wenn wir auch bei dieser Richtung seines wissenschaftlichen Strebens zunächst allerdings unter den Geschichts- und Alterthumsforschern seine Lehrer und

Vorbilder zu suchen hatten: so kann doch anderseits dem mittelbaren oder unmittelbaren Einflusse der Philosophie seiner Zeit sich gänzlich wohl nicht leicht irgend ein denkender Kopf und methodisch forschender Gelehrter entziehn; selbst der echte Alterthumsforscher wohl nur dann, wenn er, wie eben Winkelmann, in Betreff dessen dies bekanntlich Göthe bemerkt, mehr in Folge einer Art inneren, doch immer nur auf bestimmte, engbegränzte Sphären der antiken Welt sich erstreckenden Intuition, als auf dem Wege umfassender wissenschaftlicher Forschung, sich seines Gegenstandes zu bemächtigen weiß. Bei meinem Bruder nun ist ein gewisser Zusammenhang seiner wissenschaftlichen Richtung mit dem Geiste der Philosophie, die man gewöhnlich die Naturphilosophie nennt, unverkennbar, namentlich in Betreff seiner mythologischen Ansichten, nach welchen eben in der Identität eines Idealen und Realen, der Hineinbildung eines Idealen in ein Faktisches oder Reales das Wesen des Mythus besteht, und der Vorliebe für eben diese Darstellungsform, wie überhaupt für Zustände der Menschheit, in denen Gedanke und That, Geist und Natur sich noch durchaus identisch, in ungetrübter Harmonie wirkend erweisen. Auch erinnert in Orchomenos namentlich Manches, besonders die Erörterung über den Fluch der Athamantiden in seiner mythischen Begründung in einer über alles Bewußtsein hinausliegenden Selbstthat und Selbstschuld des Ahnherrn Athamas, noch bestimmter an Steffens Ideen und Ausdrucksweise, und in seiner Achtung vor allem eigenthümlichen, individuellen Leben konnte er durch die Lehren dieses genialen Denkers über die Ewigkeit der Person, die tiefe Bedeutung der Eigenthümlichkeit, auch offenbar nur gestärkt und befestigt werden*).

Nächstdem finden wir ihn in seinen allgemeinen Grundansichten, namentlich denen, die bei seinen religionsgeschichtlichen Forschungen ihn leiteten, daß die Religion vor Allem im Gefühl wurzele, ein innerlich Erlebtes und Erfahrenes, nicht eine Doctrin, ein System von Lehren sei, und die Lehre in ihr immer nur eine secundäre Bedeutung und einen symbolischen Character als ein seinem Inhalte nie vollkommen entsprechender Abdruck eben jenes frommen Gefühls habe, besonders mit Schleiermacher, dem er auch stets eine tiefe Verehrung widmete und auch persönlich nahe stand, schon von seinen Studienjahren in Berlin her, in denen er in dem Hause des Buch-

*) Eben deshalb zeigte sich auch der Einfluß dieses Philosophen, wie er selbst in der seiner Doctordissertation beigegebenen Vita gesteht, seinen historischen Studien nicht nachtheilig, sondern nur förderlich.

händlers **Reimer**, des Verlegers seiner Aeginetica, mit ihm zusammen wohnte, in naher Uebereinstimmung.

Aber einen noch größeren Einfluß als die Philosophie übt ohne Zweifel auf jeden lebendigen Geist die Poesie seiner Zeit, in der sie nicht minder ihr innerstes Wesen offenbart; denn schon in des Knaben Ahnungen und Träume wächst sie mit hinein und gibt ihnen, ohne daß er selbst sich dessen bewußt wird, Richtung und Gestalt. So hing denn auch mein Bruder immer, vom frühen Knabenalter an, mit inniger Liebe an den großen Dichtern seines Vaterlandes, und wer sollte bezweifeln, daß auch die auf diesem Wege aufgenommenen Jugendeindrücke zur Bildung seines Geistes wesentlich beigetragen, ja selbst auf die Richtung seines wissenschaftlichen Strebens, wie dies ja überhaupt, sobald es ernsterer und tieferer Art ist, nie von der ganzen geistigen Eigenthümlichkeit dessen, der es in sich nährt, getrennt werden kann, mächtig eingewirkt haben. Aber bei seiner durchaus activen und productiven Natur verhielt er sich auch hier schon früh, wie auch theilweise wenigstens schon angedeutet worden, nicht bloß empfangend; im Gegentheil schon als Schüler zeigt er sich als überaus fruchtbaren Dichter und — was bei der Seltenheit dieser Erscheinung wohl schon als eine Hindeutung auf den künftigen Historiker betrachtet werden kann — nicht bloß als Lyriker, sondern auch ziemlich umfassende epische Dichtungen, neben der umfassendsten, seiner schon früher erwähnten Maccabäis noch ein Tod des Theseus, ein Orpheus, ein Ritter Erlau, — dem der Brieger Bürgerfreund, eine von einem verdienten Lehrer des Verstorbenen herausgegebene Wochenschrift, seine Spalten öffnete, wohl das erste Mal, daß er sich gedruckt sah, — entströmen seiner unermüdlichen Feder. Indeß zeigt sich bei diesen Jugendversuchen — selbst wirklich große Dichter machen ja davon mit ihren ersten Jugendarbeiten in der Regel keine Ausnahme — eine bestimmte poetische oder überhaupt geistige Eigenthümlichkeit natürlich noch nicht, sondern bald ist es **Schiller**, bald **Klopstock**, bald auch **Jean Paul**, dem er lange, besonders in seinen Primanerjahren, mit Leidenschaft ergeben war, bald irgend ein anderer der Heroen des deutschen Parnasses, dessen Stil und Manier der junge Poet nachzuahmen sucht, wobei denn zur Bildung des poetischen Stils auch die Alten, von denen ganze Tragödien und Horazische Odenbücher mit emsigem Fleiße metrisch nachgebildet werden, das Ihrige beitragen.

Doch wie bildend auch immer schon damals diese Art geistiger Gymnastik für ihn sein mochte, immer bleibt sie doch nur etwas Ele-

mentarisches, eben weil eine bestimmter ausgeprägte geistige Eigenthümlichkeit weder in ihr zu erkennen ist, noch sich aus ihr und durch sie entwickelte. Wichtiger erscheint in dieser Beziehung die vorzüglich in den zunächst auf diese Periode folgenden Jahren sich ausbildende Vorliebe des Verstorbenen für die Poesie der Romantiker, eines Tieck, eines Novalis, die übrigens natürlich der Bewunderung und Verehrung anderer großer vaterländischer Dichter, namentlich des größten und umfassendsten unter ihnen, von dessen Verehrung aber eben deshalb auf die individuellen Neigungen und Richtungen dessen, der sie hegt, sich noch wenig schließen läßt, bei einem so reichen Gemüthe und unbefangenen Geiste nie irgend erheblichen Eintrag gethan hat*). In der That nehmlich zeigt sich namentlich zwischen dem Naturgefühl und der Naturbetrachtung der Romantiker und der durch die mythologischen Forschungen meines Bruders überall hindurchleuchtenden Naturauffassung eine tiefe und wesentliche Verwandtschaft. Dies Streben gleichsam die Seele der Natur oder richtiger die Seelen der Naturdinge, den Geist des Waldes, der Pflanzen- und der Steinwelt, ja einzelner Gewächse, die innere eigenthümliche Poesie, die in einem jeden von ihnen lebt, hervorzulocken aus der Hülle, in die sie sich birgt, und durch die Musik der Rede zu unmittelbarer Erscheinung zu bringen, wie es besonders bei Tieck so häufig gerade in seinen reizendsten Dichtungen sich zeigt, ist offenbar mit dem den mythologischen Forschungen meines Bruders zum Grunde liegenden, das religiöse Naturgefühl, das dem Cultus eines bestimmten Gottes, den Sagen einer Landschaft, eines Geschlechts, ihre eigenthümliche Gestalt gibt, nach seiner ganzen specifischen Besonderheit zu lebendiger Anschauung zu bringen, ganz nahe verwandt; nur daß freilich der historische Forscher einestheils sich

---

*) Doch nahm er in jüngeren Jahren wenigstens (so in einem Briefe vom ersten Jan. 1820) wohl auch mit einer gewissen Heftigkeit in dem Streite zwischen beiden großen Dichtern namentlich über das Verhältniß der Kunst und Religion zu einander für Tieck gegen Göthe Partei, und als einzige Mutter und Schöpferin der echten Kunst betrachtete er wohl auch immer die Religion. Daß er übrigens auch die jüngeren Dichter des Vaterland's, einen G. Pfizer, Uhland, Rückert, Schwab, Lenau u. A. keineswegs unbeachtet ließ, hat schon Lücke S. 36 bemerkt. Und selbst Heines Talent mit wenigen kecken Strichen ein lebensvolles Bild zu liefern ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn auch sein bizarrer und der Grundlage eines gediegenen sittlichen Ernstes fast ganz ermangelnder Humor ihm, den überhaupt Humor und Ironie, ihre milderen Formen ausgenommen, in der Kunst wie im Leben nicht gerade vorzugsweise anmutheten, natürlich nur wenig zusagen konnte. Im Streite zwischen Platen und Immermann aber bestach ihn nicht das Antikisirende in Platen's Poesie, sondern er neigte sich mehr auf des Letzteren Seite.

nur die Gefühle und geistigen Stimmungen Anderer, vergangener Zeiten, zu reproduciren zum Ziele setzt, dann auch mit dem Bewußtsein jene geistige Reproduction eben nur Anderen möglich gemacht, eine geistige Anschauung vermittelt und vorbereitet zu haben, die der Dichter uns unmittelbar gibt, bescheiden sich begnügen muß*). Indeß lag die unmittelbare poetische Reproduktion dieser alterthümlichen Stimmungen und Gefühlsweisen doch nie ganz außerhalb der Absichten und wohl auch nicht der Fähigkeiten meines Bruders; so hatte er einmal den Plan die den agrarischen Festcyclen der Griechen zu Grunde liegenden Ideen und Gefühle in einem nach Art der Metamorphosen Ovid's eine Anzahl poetischer Erzählungen kunstreich in einander verflechtenden Gedichte zu lebendiger Anschauung zu bringen und hatte auch bereits die Ausführung dieses Planes in einer poetischen, leicht an Novalis im Osterdingen erinnernden Prosa begonnen; nur gönnte ihm sein rastlos vorwärts strebender Geist nie die zur vollständigen Ausführung solcher Pläne, die eine gewisse Versenkung des Geistes in sich selbst, ein gewisses Schwelgen in Gefühlen und daher natürlich auch zugleich eine gewisse Nichtachtung der Zeit fordern, durchaus nöthige Ruhe.

So war denn auch die Zeit, bis zu welcher wir im Vorigen den Gang seines äußeren Lebens verfolgt haben, die in Dresden von ihm verlebten Monate, wie mächtig auch die doppelte in nie vorher geahnter Herrlichkeit hier sich ihm offenbarende Kunstwelt auf sein Gemüth einwirken mochte, doch bei Weitem mehr der Arbeit als dem geistigen Genusse, mehr dem nüchternen Ernste des Studiums als dem Schwelgen in überschwenglichen Gefühlen gewidmet; schon seine Abhandlungen über die Tripoden, die bekanntlich zunächst der sorgfältigsten Betrachtung eines Candelaberfußes unter den Dresdner Antiken ihren Ursprung verdankten, sind ein genügender Beleg dafür und für die Wahrheit der Worte in einem seiner Briefe aus Dresden: „Hier suche ich mit aller Anstrengung meiner Geisteskräfte meinen Blick für die Kunst beständig zu schärfen, die Ergänzungen verschiedener Zeitalter zu erforschen, Originalwerke von Nachbildungen zu unter-

---

*) Auch Gervinus in der Neueren Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Leipzig 1842, Th. 2, S. 612, setzt meinen Bruder als mythologischen Forscher mit der Schule der Romantiker in Verbindung, aber mit Creuzer, Görres u. A. nach allgemeineren Gesichtspunkten. Unbestimmter drückt sich in dieser Beziehung Hillebrand: die deutsche Nationalliteratur, Hamburg und Gotha 1846, Th. 2, S. 441, über ihn aus. Als Mythologen übrigens hat ihn auch in einem besonderen beachtenswerthen Aufsatze, Hallische Jahrb. 1838, Nr. 297, Stuhr geschildert und gewürdigt.

scheiden, die Kunstperiode der Werke zu erforschen.“ Indeß, so sehr er auch das angestrengteste Studium der Antike zu seinem Hauptzwecke in Dresden machte, so verschloß er doch seine Augen darum keineswegs der Fülle des Anmuthigen und Schönen, das außerdem noch der herrliche Ort dem Fremden bietet, weder den Schönheiten der Natur, an denen es reich ist wie kaum eine andere Stadt Deutschlands, noch denen der Meisterwerke der modernen Kunst in seiner bewunderungswürdigen Gemäldegallerie, und ein wie unbefangenes Urtheil er sich bei aller Verehrung gegen das Alterthum und dessen Kunstwelt doch auf dem Gebiete der Kunst zu wahren wußte, dafür möge eine andere Stelle aus dem schon vorher erwähnten Briefe sprechen: „Oft stehe ich,“ heißt es hier, „halbe Stunden vor dem Bilde aller Bilder, der Madonna von Raphael, und komme immer wieder auf sie zurück, wenn ich auch zu anderen fortschreiten will. Die Majestät des Kopfes des Christuskindes, der mit dem Werke der Erlösung schwanger zu gehen scheint, ist über alle Beschreibung. Der hat in Wahrheit zehn Jupiter's in seinem Kopfe.“ Und so bewahrte denn überhaupt sein Gemüth fortwährend, wie tief er sich auch mit Geist, Empfindung und Phantasie hineinlebte in die Welt des heidnischen Hellenenthums, und zwar mit besonderer Liebe in die religiösen Anschauungen derselben, ein mächtiges Gefühl der Alles überragenden Erhabenheit der eigenthümlich christlichen Ideen, ein Gefühl, das besonders die Kunst, und zwar mehr noch als die Musik, die ihn indeß doch auch, ohne daß er feinhöriger Kenner war, mit ihren einfach-erhabenen Schöpfungen im Innersten zu erregen im Stande war, die bildende Kunst, in ihm zu wekken und zu beleben vermochte, so daß Gemälde z. B., die den tiefen Ernst christlicher Reue in ergreifender Weise zur Anschauung brachten, — um von dem zu sprechen, wovon ich selbst Zeuge war, — eine fast schmerzliche, selbst in den Zügen seines Gesichts sich unverkennbar aussprechende Rührung in ihm erregen konnten*). Ueberhaupt traten bei seiner die Religionen nicht als starre Lehre oder als ein äußeres Handeln, nicht als ein Festes und Objektives, sondern in ihrem innern Werden und Leben auffassenden Betrachtungsweise das Christenthum und die heidnischen Religionen nicht in so schroffem und herbem Gegensatze einander gegenüber, wie sie der gewöhnlichen Auffassungsweise sich darzustellen pflegen; in ihrem wahren Wesen, als ein Gefühl, ein Leben, gleichsam ein Flüssiges, ein Hin- und Herwogen des Gemüths

---

*) Vgl. Liebner a. a. O. S. 12 u. 13, und Lücke S. 25 u. 26.

gefaßt, erscheint uns die Religion bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Strömungen doch in einer inneren unvertilgbaren Einheit, wie sie das auf ihre äußern festen Formen gerichtete Auge freilich nicht erblicken kann, obwohl wir die trübere und die reinere, die glatte, ruhige und die wildbewegte, die heiter in hellem Sonnenglanze lachende und die wie ein finsteres Grab uns zu verschlingen drohende, die sanft und leise dahin rauschende und die dumpftosende Welle, in wie leichten Uebergängen auch die eine zur andern wird, doch auch immer noch recht wohl von einander zu unterscheiden wissen. Aber sein Dresdner Leben sollte für meinen Bruder auch durch die Bekanntschaft, ja Freundschaft vieler trefflichen Männer, die es ihm verschaffte, bedeutend werden. Mit großer Freundlichkeit kam ihm der berühmte Böttiger entgegen, und wie wenig auch im Allgemeinen seine einfache, offene und entschiedene Weise zu der des gewandten, den Weltmann und den Gelehrten in eigenthümlicher Weise in sich vereinigenden Mannes stimmen mochte, so zeigte er sich doch fortwährend sehr wohlwollend gegen ihn, gewann ihn auch schon damals für seine Amalthea, die in Kurzem ins Leben treten sollte. Ein anderer trefflicher Mann, mit dem gemeinschaftliche Studien ihn hier in Berührung brachten, war Schorn, und bald verband innige Freundschaft beide auch im Alter einander ganz nahe stehende Männer, und nicht ohne tiefen Schmerz sah ihn mein Bruder schon einige Wochen, ehe er selbst Dresden verließ, wieder scheiden. „Ich bin sehr traurig," schreibt er in Bezug auf ihn in einem Briefe aus jener Zeit, „und werde eine treuere, offnere, edlere Seele sobald nicht wiederfinden." Eine in literarischer Beziehung für ihn wichtige Bekanntschaft knüpfte er auch mit Ersch an, durch den er für die allgemeine Encyclopädie geworben wurde. Den höchsten Werth aber legte er auf das Wohlwollen Tieck's, das er sich hier erwarb und auch nie wieder verlor, und nicht nur den großen Dichter, sondern auch den echten Menschen bewunderte und liebte er in ihm, vor Allem jene schöne Vereinigung „der größten Herzlichkeit und Gefühlswärme mit dem tiefsten, klarsten und besonnensten Verstande, wie sie nur bei wenigen auserlesenen Sterblichen gefunden wird." Genug, um zu erkennen, eine wie reiche Ausbeute diese wenigen Wochen meinem Bruder gewährten; von einem ruhigen Genusse, einem bequem-behaglichen Leben war da freilich nicht die Rede; indeß eben ein solches unruhigreiches Leben forderte die Natur meines Bruders; „in diesem Wirrwarr von Geschäften und Erholungen, die beide in einander überfließen," schreibt er selbst, „lebe ich wie ein Fisch im Wasser." Die bei alle Dem unaustilgbare Sehnsucht nach einem ruhigeren Glück

und der damit bei ihm auf das Innigste verschmelzende Gedanke an die Heimat, an die entfernten Seinen, beschäftigte ihn, wie mächtig auch beide in seiner Seele waren, doch fast nur in seinen Träumen; und so war es immer bei ihm; dahin zog sich das Sehnsüchtige in seiner Natur zurück.

Eine wie reiche, schöne Gegenwart ihn indeß auch umgab und einer wie vielversprechenden Zukunft er auch entgegenging, so nahm ihn doch keineswegs der Gedanke an das eigene gegenwärtige und zukünftige Glück so gefangen, daß die Begebenheiten der Zeit, das in den Carlsbader Beschlüssen sich damals aussprechende Mißtrauen der Fürsten gegen ihre Völker, besonders gegen die akademische Jugend und ihre Lehrer, nicht einen betrübenden, niederschlagenden Eindruck hätte auf ihn machen sollen, daß nicht namentlich die ängstliche Ueberwachung der Thätigkeit selbst der edelsten Repräsentanten der Wissenschaft, auf die es abgesehn zu sein schien, ihn mit tiefen Unmuth hätte erfüllen sollen. Wie manche betrübende Folgen indeß auch für die Universitäten Deutschlands aus diesen Beschlüssen hervorgingen, im Allgemeinen übten sie doch nicht den hemmenden und beschränkenden Einfluß auf die Wirksamkeit akademischer Lehrer, wie zu befürchten stand, namentlich in Göttingen nicht, wo nach wie vor von Männern wie Heeren, Hugo und Anderen manch freies Wort vom Katheder herab gesprochen und jene Beschlüsse selbst, da wo der zu behandelnde Gegenstand einen Anlaß dazu bot, einer ernsten und freimüthigen Kritik unterworfen wurden. Am Allerwenigsten aber konnte sich natürlich mein Bruder als Lehrer der Alterthums-Wissenschaft durch sie in seiner Wirksamkeit persönlich beschränkt fühlen. — Wie sich leicht denken läßt, war es nun wieder eine höchst arbeitsvolle Zeit, die für ihn begann, da eine so wichtige und ehrenvolle Stellung, wie sie ungeachtet seiner großen Jugend ihm anvertraut worden war, doch würdig behauptet sein wollte; namentlich nahm die Vorlesung über Archäologie und Geschichte der Kunst bei den Völkern des Alterthums, sein Hauptkollegium, welches er jeden Sommer zu lesen hatte, seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch*). Aber gerade hier kam auch eine

*) Selbst ziemlich ausgedehnte anatomische Studien wurden zum Zwecke eines gründlichen Verständnisses der Meisterwerke der antiken Kunst von ihm gemacht, wie später allerlei physiologische für seine Geschichte der alten Sprachen. Ueberhaupt gehörte er, so fest er in einer Wissenschaft Wurzel gefaßt, doch nie zu denen, die aus dem lebendigen Zusammenhange des Wissens ihre vereinzelte Disciplin am Liebsten ganz losreißen und zu einem vollkommen in sich abgeschlossenen, selbstgenugsamen

natürliche Begabung den fleißigsten Studien und nun gewonnenen Anschauungen besonders zu Hilfe; die Kunst zu sehen war ihm (obwohl weit sein äußeres Auge ihn nicht trug), in hohem Grade eigen, eine lebendige ergänzende, combinirende Phantasie nicht minder, und ausgebildet hatte er den ihm eigenthümlichen Formensinn auch schon früh nicht nur durch Uebungen der bereits erwähnten Art, sondern auch zum wirklichen Architecten und plastischen Künstler hatte er schon als Knabe den Anlauf genommen; da wurden aus Holz und Pappe Theater gebaut, Decorationen gemalt, Figuren geschnitzt, die als an Drähten hin und her bewegte Marionetten freilich nur mit sehr großer Nachhilfe des Souffleurs, der ihnen ihre Rollen nicht nur vorsagen, sondern geradezu statt ihrer hersagen mußte, Plautinische Lustspiele zur Aufführung brachten, zum Theil, denn mancherlei Kameraden wurden dabei zu Hilfe genommen, nicht nach der besten improvisirten deutschen Uebersetzung, wie denn ein „Stasime, hielt mich" des bestürzten alten Charmides im Trinummus uns ein Reiz zu immer erneutem unauslöschlichem Gelächter wurde. Das waren Spiele, für die noch der Primaner seinen Studien, mit welchem Ernst und welcher Liebe er sie auch betrieb, doch gar manche Stunde abzugewinnen wußte, Spiele, die aber auch bei der frischen Selbstthätigkeit und fast leidenschaftlichen Vorliebe, mit der sie getrieben wurden, sicher mehr Werth und Bedeutung hatten, als das mechanische und erzwungene, von der höheren Nöthigung eines mächtigen inneren Triebes nichts ahnende Arbeiten so Vieler. Und wie hier bei dem Knaben in Spielen der Art Arbeit und Erholung schön mit einander verschmolz, auch die Erholung nur eine Frucht zum Theil recht mühevoller, nur durch die freiere Bewegung der Thätigkeit und durch die Aussicht auf das zu erreichende Ziel versüßter Arbeit war und selbst der Ertrag der Studien, die Mancher, sobald er ihnen einmal den Rücken gewendet, auch am Liebsten ganz vergessen möchte, unmittelbar für die Erholung benutzt wurde und ihren Reiz erhöhte, so wußte mein Bruder auch stets beide in inniger Wechselbeziehung zu erhalten. Da mußten denn, als er, wie dies eben vornehmlich in den ersten Jahren seines Wirkens in Göttingen der Fall war, ganz in archäologischen Ideen lebte, auch bei Ferienreisen in die Heimat im heitern Familienkreise Feste von eigener Erfindung,

---

Ganzen machen möchten, weshalb er denn auch gern mit wissenschaftlichen Männern aus allen Fächern in geistigem Verkehr stand und eine einseitige Ueberschätzung seiner Wissenschaft ihm stets fast gänzlich fremd blieb.

wie ein großes Freundschaftsfest zwischen unserer und einer nahe befreundeten, gerade zum Besuche bei uns in Ohlau anwesenden Familie mit seinen Bundesopfern, Opferpriestern und priesterlichen Knaben (ein Chorknabe des Cantors stellte den Camillus vor), der durch eifrige Studien ergründeten Kunst der Gruppirung, antiker Costümirung und Drappirung gleichsam praktisch zu werden und unmittelbar ins Leben zu treten Anlaß geben.

Indeß in den Cyclus der Vorlesungen meines Bruders gehörte natürlich auch außer der Kunst-Geschichte noch eine ziemliche Anzahl von Collegien; nach einer Besprechung mit Dissen, an den er sich bald mit großer Innigkeit anschloß und in dem er immer den treusten, einsichtigsten und theilnehmendsten Freund fand und liebte und ehrte, namentlich folgende: griechische Alterthümer, Mythologie und Religionsgeschichte der Völker des Alterthums, römische Literaturgeschichte, Numismatik und Paläographie, und die Interpretation des Herodot, Thucydides, Pindar und Tacitus, die immer einen Zeitraum von 3 Jahren ausfüllen sollten; indeß ist über Numismatik und Paläographie nie wirklich von ihm gelesen worden, wogegen später noch manche andere Vorlesungen zu den erwähnten hinzutraten, wie am gehörigen Orte immer nachgewiesen werden wird. Den ersten Winter las er in Göttingen mit besonderem Eifer ein auch gleich von vorn herein starkbesuchtes Publikum über Orakel und Weissagungen der Alten, wozu ihm seine Forschungen in Orchomenos über Trophonios, so wie die über den Delphischen Dreifuß bereits reichen Stoff geliefert hatten, und in dem er nach einer tieferen Auffassung des religiösen Lebens der Alten besonders die herrschende, in Göttingen namentlich früher durch Schlözer's Ansehn vertretene Ansicht, wonach hinter dem Allen nichts steckt als gemeiner Priesterbetrug, mit Nachdruck bekämpfte, nicht ohne zu besorgen, da, wo man „alles Mögliche, Naturphilosophie, romantische Poesie, die neuere Theologie, höhere Geschichtsforschung, symbolische Mythologie unter dem Namen Mysticismus in einen Topf zu werfen und in den Ausguß zu schütten liebte," auch ohne Weiteres für einen Beförderer des Aberglaubens und einen Mystiker ausgeschrieen zu werden. Indeß, wie wenig auch seine wissenschaftlichen Grundansichten, namentlich auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, in Göttingen sich änderten, so verlor sich doch Das von einer bestimmteren naturphilosophischen Färbung, was sich etwa in seinen früheren Schriften findet, später immer mehr, und in so fern assimilirte er sich allerdings nach und nach mehr, aber sicher nicht bloß äußerlich

und durch irgend eine äußere Rücksicht bestimmt, dem herrschenden Göttinger wissenschaftlichen Tone. Recht bald genügte er nun auch den Ansprüchen, welche das Herkommen bei Uebernahme einer akademischen Professur an ihn machte, durch seine schon früher berührte, im Januar 1820 erschienene lateinische Dissertation über den Delphischen Dreifuß und eine den 22sten desselben Monats gehaltene Antrittsrede, in der er die Vorwürfe, die Winkelmann deshalb gemacht worden waren, weil der Aegyptische Ursprung der griechischen Kunst von ihm unbeachtet geblieben wäre, zurückzuweisen suchte, in Folge seiner ausführlich in dem auch jetzt erst erschienenen, obwohl schon in Breslau vollständig ausgearbeiteten Werke über Orchomenos dargelegten wissenschaftlichen Ueberzeugung von einer weit größeren Selbstständigkeit und Originalität der frühesten griechischen Bildung, als man früher meist annehmen zu können glaubte, die er in Bezug auf die Kunst auch in einem fast derselben Zeit angehörenden kurzen Aufsatze im Kunstblatte seines Freundes Schorn: „über den angeblich ägyptischen Ursprung der griechischen Kunst," ins Licht zu setzen und zu vertheidigen bemüht war. In der That konnten auch Ansichten der Art, nach denen die früheste griechische Geschichte in einer von der bisherigen so wesentlich verschiedenen Gestalt sich darstellte, nicht lange unangefochten bleiben, und nichts war namentlich natürlicher, als daß Creuzer in seiner Symbolik sich gegen sie erhob, zu dem sich auch Sickler, Bähr u. A.[1]) als Bundesgenossen gesellten. Indeß hielt sich der Kampf durchaus innerhalb der Gränzen einer echt wissenschaftlichen Polemik, und nie wurden auch die großen Verdienste des ehrwürdigen Verfassers der Symbolik von meinem Bruder verkannt; heftigere Angriffe richtete Fr. Kortüm[2]) gegen meinen Bruder; ihm galt er, weil er „das alte würdige Adels-Leben in Athen" in Schutz nimmt, ohne Weiteres als Aristokrat; ganz anders urtheilte hier Passow[3]), der sonst mit Kortüm in Vielem übereinstimmte. Aber wie wenig Angriffe, auch die heftigsten, lähmend und entmuthigend auf meinen Bruder einzuwirken vermochten, zeigt seine ganze literarische Laufbahn auf das Unverkennbarste; nie verläugnet

---

[1]) Sickler im Kunst-Blatt Nr. 24, 1821; Bähr in einer Beurtheilung der Minyer in den Heidelberger Jahrbüchern.

[2]) In seinen Beiträgen zur Geschichte hellenischer Staatsverfassungen.

[3]) In seiner Abhandlung zur Geschichte der Demagogie in Griechenland, die auch in der nach seinem Tode erschienenen, von W. A. Passow besorgten Sammlung seiner kleinen Schriften wieder abgedruckt ist. (S. daselbst S. 113 u. 114).

er den Muth und die Herzhaftigkeit des wahren, der Echtheit seines Strebens sich bewußten Gelehrten. So fallen auch in dieses erste Göttinger Jahr noch mehrere bedeutende literarische Arbeiten, die dankbar dem Minister Arnswaldt gewidmete Abhandlung über den Tempel der Minerva Polias, ferner ein Aufsatz über die Tripoden in Böttiger's Amalthea, und auch die Artikel über Athen und Attika in der allgemeinen Encyclopädie wurden jetzt schon von ihm ausgearbeitet; dann hatte sich über das Wesen und den Dienst des Apollo die Idee, die er später in den Doriern ausführte, auch schon jetzt bei ihm ausgebildet; fast alles dies war die Frucht nächtlicher Lucubrationen. Dabei zeigte er sich am Tage heiter und gesellig; indeß entsprach freilich damals noch Göttingen seinen geselligen Bedürfnissen nur wenig; denn eine so freundliche Aufnahme er auch im Heerenschen Hause, auch bei Blumenbach, Sartorius u. A. fand und ein wie treuer Freund ihm auch der treffliche Dissen war, so forderte seine natürliche Lebhaftigkeit und sein jugendlicher Sinn doch eine erregtere, freiere, lebendigere Geselligkeit, wie sie nur das Zusammenleben mit geistig und körperlich frischen und beweglichen jugendlichen Freunden gewähren kann, einen Freundesbund von der Art etwa, wie er in Göttingen selbst vor einigen Jahren erst zwischen Lachmann, Lücke, Bunsen, Brandis, dem Dichter E. Schulze bestanden hatte. Denn wenn er auch mit Studirenden viel zusammenlebte, namentlich mit Griechen und Amerikanern, von denen er die ersten auch wegen ihrer großen Empfänglichkeit für deutsche Wissenschaft und Bildung besonders schätzte — unter sie gehörte auch der treffliche Asopios — so konnte ihm dieser Umgang allein doch das, was er vermißte, immer auch noch nicht vollkommen gewähren, eben so wenig ein flüchtiger und vorübergehender Verkehr mit bedeutenden Männern, die Göttingen oder die er auf Ferien-Reisen in ihren Wohnorten besuchte, wie mit Bopp und C. Ritter, mit Rehberg, dem er indeß näher zu treten als jetzt, bei einem kurzen Aufenthalte in Hanover, später, als der geistreiche Mann in Göttingen lebte, Gelegenheit hatte; ferner mit Völkel, den er in Cassel besuchte, so wie die Grimm's, in denen er „die trefflichen, höchst edlen und liebenswürdigen Menschen" schon jetzt erkannte; „den großen Hermann" hatte er schon, als er nach Göttingen ging, nebst Schäfer, Beck u. A. auf seiner Durchreise durch Leipzig kennen gelernt und war als Verfasser der Aeginetica recht freundlich von ihm aufgenommen worden. Mit Sehnsucht erinnerte er sich daher jetzt recht oft der schönen in Dresden in heiterem Genusse der Natur, der Kunst und der Freundschaft —

auch Spohn aus Leipzig gehörte zu den Dresdner Freunden — verlebten Monate. Doch nicht lange währte dies Gefühl des Alleinstehens, sondern bald befriedigte ein schöner Kreis heiterer und geistig-lebendiger Freunde auch seine höheren Ansprüche an die Geselligkeit auf das Schönste; denn schon im Jahre 1822 geschieht in seinen Briefen einer Gesellschaft, die sich die ungründliche nannte, weil die Beschäftigung mit Uebersetzungen aus fremden Literaturen, — mit dem Sanskrit wurde doch wieder in ziemlich gründlicher Weise der Anfang gemacht — den Mittelpunkt ihrer Verhandlungen bildete, Erwähnung, und schon früher hatte er mit einigen anderen jüngeren Docenten in Göttingen, mit Elvers, Ribbentropp, Höck u. A., eine nähere Verbindung angeknüpft, an die als Mitglieder der Ungründlichen dann auch noch A. Hagen, Spitta und während seines Aufenthalts in Göttingen im Winter 1822/23 auch Kruse, der einer gewissen genialen Ausgelassenheit sich besonders geneigt zeigte, sich anschlossen, auch mein Bruder Julius, als er von Michaelis 20 bis Ostern 22 in Göttingen studirte*) So blieb denn bei allen den Anstrengungen des unermüdlichsten Studienfleißes, welche diese Jahre seines Lebens vor allen bezeichneten, seine natürliche Lebendigkeit nicht nur ungeschwächt, sondern sie steigerte sich sogar noch, woraus auch manche Eigenthümlichkeit in der Art sich auszudrücken hervorging, die einem Anderen wohl leicht als Affectation wäre ausgelegt worden, wie er z. B. zum Zeichen einer gewissen freudigen Verwunderung den Ausruf „Himmel, o Himmel!" in seine Worte einzuflechten sich gewöhnte; was bei einem Besuche, den er in Schlesien einer älteren mit ihm verwandten Dame machte, die ihn von den musikalischen Leistungen ihrer Pflegetochter unterhielt, einmal zu einem ganz artigen Mißverständnisse Anlaß gab; indem nämlich von einem Gesangstücke von Hummel, womit jene junge Sängerin sich producirt hatte, die Rede ist und er nun zum Zeichen seines freudigen Erstaunens über so

---

*) So wurde — um doch wenigstens eine Idee von diesem heiteren Zusammenleben zu geben — die Charade Iphigenie auf die Weise aufgeführt, daß Einer, der längste aus der Gesellschaft, den Hut über seinen Kopf haltend, das I mit seinem Pünktchen, ein Zweiter auf allen Vieren laufend ein Vieh, ein Dritter, sich so toll als möglich gebehrdend, das Genie der Schlußsylben darstellte. — Unter die bedeutenden Gelehrten aber, denen er schon jetzt persönlich näher trat, gehörte auch sein in der Wissenschaft den seinigen so nahe liegende Bahnen verfolgender Vorgänger in Göttingen, Welcker, dessen erste Bekanntschaft er in den Osterferien d. J. 1821 machte, dann der ehrwürdige Jakobs und die anderen Gothaer Berühmtheiten, die er in demselben Jahre auf einer Reise durch den Thüringer Wald kennen lernte.

vorzügliche Leistungen schon in so früher Jugend wieder sein „Himmel" ausruft, wird ihm, in der Meinung, daß er die Componisten Himmel und Hummel mit einander verwechsele, mit einem „Nein, nicht Himmel, Hummel" entgegnet und natürlich auch die demüthigende Zurechtweisung ruhig von ihm hingenommen.

Doch die zugleich so genuß- und arbeitsvolle Ruhe der ersten Jahre seines Göttinger Lebens sollte bald auf längere Zeit unterbrochen werden — durch eine wissenschaftliche, namentlich im Interesse der Archäologie der Kunst unternommene Reise nach England und Frankreich, zu welcher er von der Hanöverschen Regierung, namentlich von dem vortrefflichen Minister Arnswaldt, aufgefordert und mit den äußeren Mitteln auf das Liberalste versehen wurde. Schon im Mai 1821 gelangte die Aufforderung dazu an ihn, doch erst in den Sommer- und Herbstmonaten des folgenden Jahres wurde der eifrig von ihm ergriffene Plan ausgeführt*), zu größter Förderung seiner wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit, da ihm Londoner und Pariser, auch Leydener Museen und Privatsammlungen — sein Weg führte ihn über Holland — nicht nur eine Menge neuer wichtiger Anschauungen antiker Kunstdenkmäler zuführten, von denen er nach seiner Rückkehr zum Theil unmittelbar Rechenschaft ablegte in Aufsätzen in Böttigers Amalthea und anderen Zeitschriften, sondern auch viele für sein literarisches Leben mehr oder minder fruchtbare und erfolgreiche Verbindungen in Holland, England und Frankreich von ihm angeknüpft wurden, wie mit Reuvens, dem Professor der Archäologie in Leyden, mit dem trefflichen Nöhden als Aufseher des Britischen Museums, mit dem originellen Mythologen und Archäologen, Payne Knigth in Cambridge, der ihm mit freundlicher Bereitwilligkeit seine reichen Sammlungen von antiken Bronzen und griechischen Münzen öffnete, mit dem gelehrten Bischof und Cambridger Professor Herbert Marsh, mit Colonel Leake, dem allbekannten Reisenden, dann in Paris mit Letronne, mit Raoul-Rochette und anderen bedeutenden Männern; zu denen auch einige berühmte Landsleute, die sich gleichzeitig mit ihm dort aufhielten, gehörten, wie A. von Humboldt, der seine allgepriesene hohe Humanität und Freundlichkeit auch gegen ihn in reichem Maße

*) Etwas seltsam ist in O. Wolff's Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur in dem Artikel „K. O. Müller" diese Reise mit dem Dresdner Aufenthalt auf folgende Weise in Eins zusammengezogen worden: er vervollkommnete sich durch eine 1819—22 unternommene Reise nach Dresden, Frankreich und England.

bewährte — seinem nicht minder großen Bruder war er schon früher in Berlin bekannt geworden —, auch der berühmte Geschichtsforscher Schlosser, der von der eignen Antipathie gegen seine Art der historischen Forschung und der Behandlung des Alterthums, die er später in einer bekannten Recension der Dorier an den Tag gelegt hat und hier auch schon früher gehegt zu haben versichert, damals wenigstens noch nicht viel verrathen haben kann; in so freundlichem Verkehr standen beide jetzt miteinander. Doch wie viel Ansprechendes auch ein solches bewegtes Reiseleben für meinen Bruder hatte und mit welcher Leichtigkeit und inneren Befriedigung er sich auch in den fremden und immer sich verändernden Kreisen, die ihn hier umgaben, bewegt hatte, mit Sehnsucht wendete sich doch zuletzt sein Blick wieder nach Göttingen, dem ruhigen Heerde seiner Studien, hin, und nur mit erhöhter Begeisterung nahm er den schon früher erwähnten Plan einer Fortsetzung seiner Geschichten Hellenischer Stämme und Städte durch eine Darstellung der Natur und der Geschichte des Dorischen Stammes wieder auf, und nächst seiner akademischen Wirksamkeit widmete er den Rest des Jahres 1822 und das nächstfolgende Jahr fast ganz der Ausarbeitung dieses Werkes, das auch gleich bei seinem Erscheinen nicht minderes Aufsehen erregte, nicht geringeren Einfluß auf die Wissenschaft übte, aber auch eben so heftigen, ja wohl noch heftigeren und leidenschaftlicheren Widerspruch fand als Orchomenos und die Minyer. Und dies war auch in der That nicht zu verwundern, denn mit gleicher Schärfe, Entschiedenheit und Kühnheit wie dort eine destructive Kritik geübt wurde — denn die größte Aufmerksamkeit zogen doch zunächst offenbar eben diese Partieen jenes Werkes auf sich — wurde hier der Versuch einer Construction, freilich nicht einer philosophischen, apriorischen, sondern einer rein historischen, des Begriffes eines der bedeutendsten griechischen Volksstämme nach dem ganzen Umfange seiner Sphäre durchgeführt, ein Unternehmen, das natürlich, wie reiche Gelehrsamkeit und tiefe Forschung auch dazu aufgeboten werden mochte, doch ohne Anwendung einer freieren, nach äußerlich nie vollkommen darzulegenden Gesetzen eine Fülle von Einzelheiten zur Einheit einer Totalanschauung zusammenfassenden Geistesthätigkeit nie seinem Ziele entgegengeführt werden konnte und dessen Gelingen also nicht minder jedenfalls als von Kritik, Gelehrsamkeit und Forschungsgabe von einem ursprünglichen seinen Gegenstand durch ein instinktartiges geistiges Vorempfinden auffindenden Talente abhängig war; wodurch denn allerdings die Kritik zur strengsten scharf sichtenden Prüfung

aufgefordert werden mußte; nur daß man das ihm zum Grunde liegende Streben überhaupt, ohne welches es ein wirkliches wissenschaftliches Erkennen auf historischem Gebiete doch überhaupt gar nicht geben, sondern dies höchstens nur direkt oder indirekt vorbereitet werden kann, nicht hätte tadeln und verwerfen sollen.

So wenig indeß lähmte und entmuthigte meinen Bruder bei der Anerkennung und vielfachen Benutzung seiner Forschungen von Seiten Böckh's, Dissens und anderer bedeutender Gelehrten die herbe und übellaunige Kritik, welche bekanntlich von Schlosser und noch von einer anderen Seite*) her gegen dasselbe geübt wurde, daß er in kürzester Frist ihm nicht nur eine Antikritik gegen seine Recensenten, sondern auch in seinen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie ein Werk nachschickte, das als eine rein aus der Praxis entnommene, aus eignen Versuchen, Beobachtungen und wissenschaftlichen Erfahrungen geschöpfte und darauf gegründete und doch zugleich weit umschauende und möglichst umfassende Theorie der einer solchen Grundlage so sehr benöthigten Wissenschaft, der es gewidmet ist, wohl noch nicht hinreichend gewürdigt und von den Forschern auf diesem Gebiete zu Rathe gezogen worden ist. Jedenfalls verräth die Gediegenheit seines Inhalts von der nur bei Beachtung seines eben berührten Verhältnisses zu den früheren Arbeiten des Verfassers überhaupt zu begreifenden Schnelligkeit, mit der es gearbeitet wurde, nichts.

---

*) Von dem Recensenten der „Dorier" in der Jenaischen Literaturzeitung, C. R. Lange. Beiden antwortete er bekanntlich in einer Antikritischen Zugabe zu seinen Prolegomenen. Zum Theil übrigens hatten die hie und da auf seine Grundsätze der Alterthumsforschung gerichteten Angriffe auch in einer falschen Auffassung seiner eignen Erklärungen über diesen Punkt ihren Grund, wie namentlich bei dem berühmten Paläographen Kopp in zunächst die kritische Behandlung alter Inschriften betreffenden Aeußerungen der Art in seiner Anzeige des ersten Heftes des Berliner **Corpus Inscriptionum** (s. Th. 1, S. 248 dieser Sammlung). Wenn er nehmlich öfter gegen die Meinung ankämpft, als ob „in der literarischen und historischen Kritik immer ein Erstes mit Sicherheit Gegebenes müsse gefunden werden können, welches als unverrückbar, als unwandelbar feststehende Prämisse der gesammten kritischen Operation müsse zum Grunde gelegt werden können," und dagegen behauptet, daß man „bei Untersuchungen der Art erst ruhig sämmtliche gegebene Punkte ins Auge fassen und dann die Vorstellung, in der sie alle aufgehen, finden müsse," so liegt in dieser Empfehlung einer Art inductorischer Beweisführung statt der syllogistischen doch sicher nichts Befremdendes und Bedenkliches, im Gegentheil wird von Willkühr und Leichtfertigkeit den Forscher gerade ein solches Verfahren wohl am Besten frei zu halten wissen (S. die Rec. über eine „Koppsche Schrift G. g. A. St. 117, 1828, und den „Anhang zu den Eumeniden" S. 3 und 4).

Unterdeß hatten sich nun auch die äußeren Verhältnisse meines Bruders immer günstiger gestaltet. Schon im Jahre **1823** war er zum **Ordinarius** ernannt worden, und da eine durch Fr. v. **Raumer** von Seiten der Preußischen Regierung an ihn gerichtete Aufforderung für alte Geschichte und Philologie nach Berlin zu kommen wegen der Verpflichtungen, die er gegen die Hanöversche Regierung hatte, von ihm ablehnend beantwortet worden war, auch mit einer bedeutenden Gehaltszulage bedacht worden. Auch fühlte er sich durch seine geselligen Verhältnisse und Verbindungen immer mehr befriedigt, namentlich durch den echt wissenschaftlichen und doch zugleich heiteren und lebensfrohen Geist, der gleich von Anfang an eine Gesellschaft, die er im Verein mit mehreren juristischen Professoren und Docenten, **Göschen**, **Eichhorn**, **Ribbentropp**, **Elvers**, **Huschke**, auch einem Studirenden, dem Grafen **Reisach**, bildete, die sogenannte **Latina**, belebte, in der ein lateinischer Autor gelesen, in lateinischer Sprache über ihn disputirt und lateinisch die Verhandlungen protokollirt, sonst aber natürlich deutsch und in freiester, ungezwungenster Weise de omni scibili debattirt, discurrirt und conversirt wurde, die also von Pedanterei auch nicht den leisesten Anstrich hatte. Und wie wenig er sich auch im Allgemeinen damals der Philosophie, namentlich der den historischen Wissenschaften ihre Constructionen aufdrängenden *), geneigt zeigte, so hinderte ihn dies doch keineswegs auch von dem, was ihm hier als eigenthümlich und bedeutend erschien, nähere Kenntniß zu nehmen, und so ließ er denn namentlich dem philosophischen Scharfsinn und der umfassenden wissenschaftlichen Bildung **Krauses**, der eben von Dresden nach Göttingen sich übergesiedelt hatte, gerechte Anerkennung widerfahren und verkehrte in dieser Zeit viel mit ihm, eben so mit einem ausgezeichneten jüngeren Holländischen Philologen und Philosophen, **Thorbecke**. Auch ich lebte damals als Studirender in Göttingen und erfreute mich des vertrautesten Geistesverkehrs mit meinem Bruder, der mir Führer und Vorbild bei meinem eignen wissenschaftlichen Streben ward; was indeß nicht hinderte, daß manche tiefliegende Differenz der Ansicht, wie über Freiheit und Selbstbestimmung, in Betreff deren mein Bruder nach der gesunden Energie und Entschiedenheit seiner Natur und seines Strebens in vollkommenem Einklange mit seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung einer Art Determinismus huldigte, der auch

*) Schon in den Doriern selbst spricht er sich (P. VI. u. VII. der Vorrede) leise abwehrend oder ablehnend gegen solche Bemühungen aus.

das geistige Sein des Menschen der Idee eines aus eignen inneren Lebenstrieben mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich entwickelnder Organismus unterordnete, den Reiz ernster wissenschaftlicher Discussion dem des brüderlichtraulichen Gesprächs beimischte.

Aber auch die schönste Befriedigung der tieferen Bedürfnisse seines Herzens und Gemüthes sollte meinem Bruder nicht länger vorenthalten bleiben, indem er mit dem Gegenstande seiner heißesten Sehnsucht und Liebe, der Tochter des großen Juristen Hugo, den 8. September **1824** sich ehelich verband, und wie heitere Tage waren es da, die die Neuverbundenen auf einer gleich nach der Hochzeit angetretenen Reise den Rhein hinauf in Gesellschaft des Vaters zu den im Badenschen wohnenden Verwandten und Angehörigen der Familie verlebten. Auch wurden natürlich manche liebe und bedeutende Bekanntschaften dabei angeknüpft oder erneuert, wie denn unter Anderen in Bonn A. W. von Schlegel und Niebuhr, in Coblenz ein alter Jugendfreund von der Universität Breslau her, Dronke, in Stuttgart Schorn, in Heidelberg Umbreit, Voß und Creuzer — mit Creuzer war ein gutes Vernehmen schon früher hergestellt worden, und auch Voß, Creuzers erbitterter Gegner, zeigte sich gegen den mehr vermittelnden Forscher ganz freundlich —, auf der Rückreise in Marburg Platner aufgesucht wurden.

Um so leichter konnte denn freilich den scheinbar so drohenden literarischen Stürmen, die unterdeß, wie schon erwähnt, gegen die Dorier sich erhoben hatten, muthiger Widerstand geleistet werden.

Und die nun gewonnene glückliche Stimmung — denn früher mischten sich heiteren Aeußerungen innerer Befriedigung doch öfter auch Klagen über das Momentane und Transitorische alles Genusses, wogegen das Gefühl der Mühseligkeit des menschlichen Daseins perpetuirlich sei, als rauhe Mißklänge bei — sie war nicht etwas Flüchtiges und Vorübergehendes, sondern sie hatte feste Wurzel gefaßt in seiner Seele, was auch die wissenschaftliche Thätigkeit meines Bruders in den nächstfolgenden Jahren deutlich bezeugt; denn kaum sind die Prolegomenen ans Licht getreten und durch diese in Verbindung mit der gleichzeitig erschienenen Abhandlung über die Makedonier der Dorierstreit zu Ende geführt, da beschäftigt schon ein neuer umfassender wissenschaftlicher Plan, die Lösung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften ausgegangenen Preisfrage über Etrurien und die Etrusker, seine ganze Seele, die ihm bekanntlich auch so vollständig gelang, daß ihm den **3.** Juli **1826** wirklich der Preis für seine in so kurzer Zeit gewiß nur bei der angestrengtesten Thätigkeit und

durch die glücklichste Stimmung mit so günstigem Erfolge zu vollendende Arbeit zu Theil wurde. Gern glauben wir ihm daher, wenn er im Sommer 25 von sich schreibt: „Ueberhaupt macht mir das Arbeiten und das Leben überhaupt jetzt mehr Freude als je, und ich bin auch für die Zukunft voll von Hoffnung und guter Aussicht" *). So machten ihm denn auch Erweiterungen seines Wirkungskreises von geringerer Bedeutung, wie daß er eben in diesem Sommer zum Aufseher aller Gypsabgüsse und Kupferwerke auf der Bibliothek ernannt wurde, jetzt große Freude, wie standhaft er auch anderseits jede Versuchung zu einer Erweiterung desselben über die durch echten inneren Beruf und das Maß auf wahrhaft selbständigen Studien beruhender Kenntnisse und Anschauungen ihm vorgeschriebenen Gränzen zurückwies, so daß er eine vornehmlich auf Heerens Rath von ihm übernommene Vorlesung über neuere Kunstgeschichte, wie wenig auch die gewünschte Theilnahme dafür bei den Studirenden fehlte und damals fehlen konnte, doch nur einmal, so viel ich weiß, im Sommer 1824, — auch ich gehörte zu seinen Zuhörern in diesem privatissimum — gehalten hat.

Minder befriedigte ihn allerdings gerade in jenem Sommer der frischesten literarischen Thätigkeit, dem Sommer 1825, der sonst meist recht lebendige Eifer der Studirenden für die philologischen Studien, so daß er damals nur die Uebungen im Seminar leitete und über Kunstgeschichte las.

Ein nicht minder glückliches Jahr aber war das folgende, 1826, für ihn, denn drei Wünsche, die er selbst in einem im Anfange desselben geschriebenen Briefe als die höchsten, die er habe, bezeichnet, sollten in ihm in Erfüllung gehen, er wurde Vater, indem ihm den 16. Juni eine Tochter geboren wurde, kurz darauf wurde der Berliner Preis ihm zuerkannt, und schon damit konnte wohl auch der

*) Mit wie lebendiger, selbstthätiger Theilnahme er in dieser Zeit in Folge dieser erhöhten Forschungslust auch Forschungen und Entdeckungen auf Gebieten begleitete, die nicht in demselben Maße, wie das des classischen Alterthums, seine wissenschaftliche Heimat waren, aber doch zunächst an dies heimatliche Gebiet angränzten, beweist die Menge tief in ihren Gegenstand eindringender beurtheilender Anzeigen, die er namentlich in den Jahren 25, 26, 27 über Aegyptische Schrift- und Alterthumskunde betreffende Werke abfaßte. Uebrigens zog ihn Aegypten mit den reichen Schätzen des Wissens, mit denen es den glücklichen Forscher zu belohnen versprach, schon früher mächtig an, wie namentlich ein Brief an die Eltern vom 4. April 1820 bezeugt, ja schon als Berliner Student war er nahe daran sich der schon damals von Berlin aus beabsichtigten wissenschaftlichen Entdeckungsreise nach diesem Lande der Räthsel anzuschließen.

dritte, ein festbegründeter guter Name in der literarischen Welt, für erfüllt gelten; mit noch größerer Befriedigung aber erfüllten ihn vielleicht in Betreff des letzten Punktes die seiner Meinung nach nur zu ehrenvollen weissagenden Worte, die sein verehrter Lehrer und Meister Böckh in dieser Zeit im Rheinischen Museum in der Abhandlung über die Logisten und Euthynen der Athener *) über ihn aussprach.

Uebrigens hatten die Etrusker seinen Forschungsgeist schon jetzt theilweise wieder in eine ganz neue, früher nur wenig von ihm beachtete Richtung hineingelenkt, auf die Ergründung der organischen Entwickelung der Sprachen des Alterthums, und neben manchem anderen wissenschaftlichen Plane, der Vollendung der Etrusker für den Druck, die bekanntlich 1828 erfolgte, einer Ausgabe und Uebersetznng von Aeschylos Eumeniden, die er im Winter 26/27 öffentlich erklärte, einer äußeren und inneren Geschichte Athens in dem halben Jahrhunderte zwischen dem Persischen und Peloponnesischen Kriege, der später wohl dem umfassenderen einer griechischen Geschichte überhaupt geopfert wurde oder richtiger in diesen verschmolz, keimte auch der zu einer Geschichte der griechischen Sprache in jenem an Früchten und an Keimen literarischer Thätigkeit gleich reichen, in fast wunderbarer Weise reichen Jahre in ihm auf. So voll des regsten inneren Lebens und Strebens mußte er denn freilich oft die Kürze der Zeit, die schnelle Flucht der Stunden, recht schmerzlich empfinden; nie, erklärt er selbst in einem Briefe, habe er mit solchem Vergnügen gearbeitet, das Arbeiten sei seine Hauptlust, aber darum wünschte er auch, daß der Tag sich verdoppeln und 48 Stunden haben möchte.

Dabei beschäftigte ihn indeß doch jetzt schon fortwährend — und wie natürlich war dies eben damals — auch ein Plan, der ihn den ruhigen Studien am Arbeitstische wieder auf längere Zeit entrücken wollte, auf das Lebhafteste, der Plan einer Reise nach Italien, um zu den Untersuchungen über Etrurien aus Büchern auch noch die Anschauung des Landes und der Monumente hinzuzufügen; noch im März 1828, also kurz vor dem Erscheinen des Werkes (August 1828), spricht er davon; aber erst nach vielen Jahren sollte er seinen unterdeß freilich auch um Vieles erweiterten Plan ausführen. Uebrigens war er in den nächsten Jahren gleich eifrig als akademischer Lehrer und als Schriftsteller thätig; denn während er in den Jahren 27 und 28 die Etrusker, wie schon früher erwähnt, vollendete, eine um-

*) Ersten Jahrganges erstes Heft S. 102.

fassende archäologische Recension für die Wiener Jahrbücher schrieb, seine schönen Commentationen de Phidiae vita et operibus ans Licht treten ließ, nahm er im Sommer, in Folge seiner nun erwachten Liebe zu sprachgeschichtlichen Forschungen auch eine ganz neue Vorlesung, eine vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen, in den Cyclus seiner akademischen Vorträge auf, wie er auch seiner Erklärung der Eumeniden des Aeschylus jetzt eine ausführliche Einleitung über die tragische Kunst der Griechen vorausschickte, während er im Seminar die Interpretation der Hesiodischen Theogonie leitete. So war denn also namentlich dieser Sommer 28 wieder dem angestrengtesten Fleiße gewidmet. Auch lagen seine Eumeniden, wiewohl sie erst 33 erschienen, wohl schon jetzt zum großen Theile ziemlich vollständig ausgearbeitet in seinem Pulte [1]), wenigstens las er seine Uebersetzung des griechischen Textes schon in den Herbstferien dieses Jahres, die er in Ohlau zubrachte, uns Brüdern vor, und zurückgelegt wurden sie zunächst nur um eines neuen Planes, der Abfassung eines Handbuchs der Archäologie, Willen, die nebst der Revision einer Uebersetzung seiner Dorier ins Englische ihn besonders im Sommer 29 beschäftigte.

Wenn nun aber bis jetzt das Leben meines Bruders zwar von Unruhe und Kämpfen aller Art nicht verschont geblieben und von Mühen und Anstrengungen allerdings ein reiches Maß zugemessen erhalten hatte, ein so reiches Maß, daß bei allem Arbeitsmuth er es doch nicht immer, auch in den zuletzt geschilderten Jahren nicht immer, ohne Seufzen auszuschöpfen vermochte [2]), aber von eigentli-

---

[1]) Diese Aeschyleischen Studien hatten aber auch noch eine andere Frucht, sie regten auch den eignen Dichtergeist in ihm auf, wovon eine noch unter seinen Papieren sich vorfindende Manoah betitelte Tragödie, die er uns damals ebenfalls vorlas, Zeugniß ablegt. Manoah ist der flüchtig gewordene nun greise Kain als Gründer eines blühenden Reiches in Ober-Armenien, und das tragische Interesse beruht auf der Collision der Pflichten, die für Lamech als von Manoah auferzogenen Enkel Abels aus diesem Doppelverhältniß hervorgeht. Vieles, auch schon der Gedanke überhaupt, die Pflicht der Blutrache zum Mittelpunkte einer Tragödie zu machen, weist dabei auf Aeschylus Eumeniden als das dem Dichter vorschwebende Vorbild hin.

[2]) Eine große Unterstützung gewährte ihm indeß bei seinen Arbeiten seine auch von Lücke (S. 15) besonders hervorgehobene Ordnungsliebe, und die so bedeutenden Ergebnisse derselben werden uns durch sie etwas erklärlicher. So warf er z. B., sobald er den Plan zu einem Werke über die Dorier gefaßt und seine Lectüre vorzugsweise auf diesen Punkt hinzulenken angefangen hatte, alle ihm

chem Unglück, schwerem persönlichen Leid, doch fast noch gar nicht betroffen worden war, sondern in beinah ungestörtem Vollgenusse aller der edelsten irdischen Güter sich befunden hatte, so daß er bis dahin recht wohl mit Flemming „des Glückes lieben Sohn" sich nennen konnte: so schien es nun, im Jahre 30, gleichsam seinen Höhepunkt erreicht zu haben, und eine schwere Wolke nach der andern zog jetzt an seinem Horizonte auf. Ein theurer und hochgeachteter Freund wurde ihm jetzt entrissen in dem zweiten Universitätsprediger in Göttingen, dem trefflichen Hemsen, mit heftigem Schreck und tiefer Betrübniß erfüllte ihn die Trauernachricht von dem plötzlichen Tode eines geliebten Bruders seiner Frau; die tragikomische Revolutionswoche Göttingens ferner im Januar 1831 konnte weder nach ihren Quellen, der Art demagogischen Wahnsinns, aus dem sie hervorging, noch ihren für Göttingens Glanz und Blüthe so verderblichen Folgen und Nachwirkungen nach ohne verstimmende Einwirkung auf ihn bleiben; das heitere, prächtige Schauspiel des Universitätsjubiläums, wie tragisch endete es zunächst durch den Tod zweier der trefflichsten Lehrer der Universität, die auch er zu seinen biedersten Freunden zählte, Göschens und Dissens, der ihm auch als nächster Amts- und Studiengenosse so ganz nahe stand; dann durch jene allbekannten traurigen politischen Wirren, die ihm auf dem Fuße nachfolgten. So waren es denn allerdings fast prophetische Worte, die er, mit Rücksicht auf jene zuerstgenannten Trauerfälle und auf ein freudiges Ereigniß, die Geburt seines ersten Sohnes, das ihnen nur wenige Wochen vorausging, zugleich, in einem Briefe vom 22. Juni 1830 ausspricht: wenn ich den Schicksalsbegriffen des Alterthums anhinge, würde ich glauben, daß am 5. Mai (wo ihm eben der erste Knabe geboren wurde) mein Glücksstern seinen Culminationspunkt erreicht habe und seit der Zeit wieder herabgehe, oder daß die Nemesis, welche nicht will, daß es dem Menschen zu wohl werde, seit der Zeit ihr

---

zweckdienlich scheinende Notizen, die er gewann, immer sogleich, wenn auch nur mit Bleistift, auf das Papier, jede auf ein besonderes Papierstreifchen, dann, hatte eine gewisse Masse sich angehäuft, wurden die Zettel streng geordnet und jeder Rubrik ein eignes Fach des dafür eingerichteten Schreibtisches zugewiesen, dem der neue Zuwachs auch immer sofort einverleibt wurde, — ein Verfahren, zu dem, so einfach es scheint, doch in der That nicht geringe Stetigkeit, Selbstbeherrschung, immer wache Besonnenheit gehört und von dem zugleich, wie wenig es den Functionen der höheren Geisteskräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit nothwendigerweise hinderlich ist, wie es sie vielmehr in ihrem Wirken auf das Kräftigste unterstützen kann, eben meines Bruders Beispiel wohl unwidersprechlich zeugt.

Werk begonnen habe." Und auch insofern nahm von da ab sein **Leben** und Streben eine von der früher verfolgten verschiedene **Richtung**, als nun auch eine unmittelbar praktische Thätigkeit, die nach **und** nach immer vielverzweigter wurde, zu seiner bisherigen Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller hinzutrat, wovon der Grund zum **Theil** allerdings in äußeren Verhältnissen, zum großen Theil indeß **doch** auch in einer wirklich veränderten Geistesrichtung, dem mit den **Jahren** bei ihm, wie wohl bei den meisten Menschen, immer mächtiger **gewordenen** Triebe auch nach einem Wirken der Art, einem unmittelbarer praktischen Wirken, wozu es an natürlichem Geschick ihm auch keineswegs fehlte*), zu suchen ist. So wurde er im Januar **1830** **zum zweiten** K. Commissarius bei der zum Theil nach seinen Vorschlägen damals gegründeten wissenschaftlichen Prüfungscommission im Königreich Hanover ernannt (der erste war Mitscherlich), **1831** wurde er Mitglied des akademischen Senats und Dirigent der erwähnten Prüfungscommission, und zu gleicher Zeit beschäftigte ihn sehr lebhaft die Gründung eines akademischen Museums in Göttingen, und alle diese Geschäfte und Pläne wurden nicht etwa nur so nebenbei mit Ruhe und Gemächlichkeit, sondern mit demselben feurigen, fast leidenschaftlichen von seiner Natur nun einmal untrennbaren Eifer, den er sonst bei seiner Thätigkeit bewiesen, von ihm verfolgt und betrieben. Auch wurde ihm für das Gemeinnützige, das Wohl der Universität Fördernde in dieser Wirksamkeit schon im nächstfolgenden Jahre (**1832**) eine Anerkennung von Seiten der Regierung in Ertheilung des Hofrathstitels gewährt.

Indeß war seine schriftstellerische Thätigkeit doch auch jetzt kaum minder bedeutend und umfangreich als früher, was seine zwar, wie wir sahen, schon lange vorbereiteten, aber doch erst **33** vollendeten Eumeniden, sein mit so sorgsamer Berücksichtigung aller neueren archäologischen Entdeckungen und Forschungen, für die Einleitung auch kunstphilosophischer Schriften, abgefaßtes Handbuch der Archäologie der Kunst, das **1830** ans Licht trat, nebst dem zwei Jahre später von ihm geschriebenen Texte zu den nach seiner Auswahl und Anordnung von Oesterley gezeichneten und radirten Denkmälern der alten Kunst, die neue kritische Ausgabe des **Varro de lingua latina**, mit der er ebenfalls **1833** hervortrat, seine **Antiquitates Antiochenae**, von denen die erste Com-

*) Vgl. hierüber Lücke a. a. O. S. **39** u. **40**.

mentation wenigstens auch schon 1834 in den Sitzungen der Göttinger Societät der Wissenschaften vorgelesen wurde, genugsam bezeugen. Und in welche Zeit, Kraft und Stimmung raubende Streitigkeiten*) ihn das zuerst genannte Werk noch für die ersten Jahre nach seinem Erscheinen verwickelte, bedarf eben so wenig hier einer weitläufigen Erörterung.

Dabei indeß fand er doch auch immer noch Zeit, sich durch Reisen, die seiner Natur immer besonders zusagend sich zeigten, freilich aber zugleich auch fast immer wissenschaftliche, archäologische Zwecke verfolgten, die Erholung, deren er bei so angestrengten Arbeiten so sehr benöthigt war, zu gewähren. So durch eine 9tägige Reise nach Hannover, Hildesheim, Braunschweig mit A. Wendt und Österley im Frühjahr 1830, durch eine Reise nach München mit Bluhme und Albrecht, in den Osterferien des folgenden Jahres, wo er auch Schelling's persönliche Bekanntschaft machte; 1833 in den Herbstferien führte ihn sein Weg wieder in die Heimat, die er jetzt, selbst Familienvater, seltner besuchte, was ihm durch Besuchsreisen der Eltern zu ihm nach Göttingen ersetzt wurde, und von da über Ratibor, wo ich lebte und ihn begrüßte, nicht ahnend, daß dies das letzte Wiedersehn sein sollte, nach Wien; in den Herbstferien des nächsten Jahres über Hamburg, wo er einen Universitäts-Freund in Professor Ullrich hatte, und Lübeck, wo der ihm nahe befreundete Bluhme jetzt lebte, nach Copenhagen, wo ihm die Bekanntschaft und Freundschaft Rumohr's, mit dem er bei der Ueberfahrt auf dem Schiffe zusammengetroffen und in ein näheres Verhältniß getreten war, die Ehre, dem Prinzen Christian (jetzigen Könige von Dänemark) auf seinem Landsitze Sorgenfrei vorgestellt zu werden, und die Begünstigung, die besonders an antiken Münzen und Vasen reichen Sammlungen des kunstliebenden Fürsten zu sehen, verschaffte.

Aber immer mehr fesselte ihn doch auch das Glück eines schö-

---

*) Mit G. Hermann als Recensenten der Eumeniden in den Wiener Jahrb. B. LXIV u. Fr. V. Fritzsche, dessen Beurtheilung des genannten Werkes bekanntlich gleich Anfangs in zwei Artikeln als eine selbstständige Schrift unter dem Titel: „Recension des Buches Aeschylos Eumeniden von C. O. Müller. Von einem Philologen. Leipzig 1834 u. 1835." erschien. Daß übrigens zu der bekannten provocirenden Aeußerung in der Vorrede zu den Eumeniden in Bezug auf Hermann meinen Bruder besonders die Freundschaft gegen den durch dieses großen Gelehrten Beurtheilung seines Pindar's sich schwer verletzt fühlenden Dissen veranlaßte, hat schon Lücke Erinnerungen S. 27 zur Sprache gebracht, und ich, der ich damals auch gerade in Göttingen lebte, kann dasselbe bezeugen.

nen, traulichen Familienlebens, das er in so reichem Maße genoß, an das Haus, zumal seitdem er bei der wachsenden Zahl der Kinder den Plan ein eignes Haus sich zu bauen gefaßt hatte, der ernstlich seit dem Anfange des Jahres 1835 ihn beschäftigte und dessen Ausführung von da ab seine Gedanken und seinen Eifer gleich sehr wie nur irgend einer seiner wissenschaftlichen Pläne in Anspruch nahm. Doch nicht nur für den Bau des eignen Hauses, auch für den eines größeren, bedeutungsvolleren, des Sammelpunktes, den das früher nach allen Richtungen hin in der Stadt sich zerstreuende Corps der Lernenden und Lehrenden der **Georgia Augusta** in einem Universitätsgebäude finden sollte, interessirte er sich auf das Lebhafteste und zeigte sich durch Rath und durch That, indem er mit Dahlmann als Deputirter an den Vicekönig und das Ministerium deshalb nach Hanover ging, dem Unternehmen förderlich*). Und als Vertreter der Universität sollte er auch noch öfter öffentlich auftreten, zunächst indem er bei ihren Feierlichkeiten nun ihr seinen Mund zu leihen hatte, da ihm bei dem Rücktritte Mitscherlich's nach seinem Amtsjubiläum am 12. Jan. des zuletzt genannten Jahres, wozu ihm mein Bruder bereits mit einer Abhandlung über **Hor. Ep. II, 1, 170 — 176**, im Namen der Universität Glück wünschte, die Professur der Eloquenz in Verbindung mit Dissen, doch so, daß das öffentliche Reden, bei Dissen's Kränklichkeit, ihm allein zufiel, zuertheilt wurde. Daran knüpfte sich nun zugleich auch die Function die Programme der Universität abzufassen, und wenn diese auch Anfangs Dissen mit ihm theilte, so sollte doch auch sie bald — nach Dissen's betrübendem Tode kurz nach dem Jubiläum der Universität i. J. 1837 — ihm allein anheim fallen.

Indessen hinderten ihn die kleineren wissenschaftlichen Arbeiten, die er zu diesem Zwecke zu veröffentlichen hatte, keineswegs an gleichzeitiger Verfolgung größerer wissenschaftlicher Pläne. Wohl am Meisten beschäftigten ihn jetzt sprachgeschichtliche Forschungen, und auch seine kritische Ausgabe des **Festus** betrachtete er nur als eine Vor-

---

*) Recht schön finden wir auch hier Wissenschaft und Leben bei ihm übereinstimmend, wenn wir auf die Gleichzeitigkeit dieser Baupläne und seiner **antiquitates Antiochenae**, so wie der (1835 und 1836 in den Sitzungen der Göttinger Societät der Wissenschaften vorgelesenen) **quaestiones de munimentis Athenarum** Acht haben. Doch auch in anderer Hinsicht, als Zeugniß einer neuen Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichts- und Wirkungskreises des Verfassers, durch Aufnahme des Hellenismus in denselben, erscheinen die erstgenannten Abhandlungen, so wie die umfassenden Beurtheilungen der Schriften über Indo-Skythische und Indo-Griechische Münzen in d. G. g. A. 1835, 38 und 39, uns wichtig.

arbeit zu einem großen sprachvergleichenden Werke über das Griechische und Lateinische. Dann arbeitete er auch seit 1835 bereits an seiner Geschichte der griechischen Literatur, zunächst für England; mehrere umfassende Commentationen für die Göttinger Societät der Wissenschaften, namentlich die Fortsetzung der Antiochenischen und die quaestiones historicae de munimentis Athenarum, ferner eine sehr umfangreiche Recension der neueren archäologischen Leistungen in der Hallischen Literatur-Zeitung, endlich die Ausarbeitung der gehaltvollen Artikel „Eleusinien" und „Pallas Athena" für die Allg. Encyclopädie der Wissenschaften von Ersch und Gruber, nebst einer großen Menge anderer kleinerer Aufsätze und Recensionen gehören den Jahren von 1834 bis 1839 an; so daß seine literarische Thätigkeit in ihnen, wenn man auch nur das wirklich Vollendete in Rechnung bringt, bei allen Unterbrechungen und Störungen durch anderweitige Geschäfte und Arbeiten und widrige Ereignisse doch nicht minder reich und umfassend, ja wohl noch reicher und umfassender, als in den früheren Jahren seines literarischen Wirkens, sich zeigt. Und auch neue Vorlesungen traten zu den früher von ihm übernommenen immer noch hinzu, wie er denn im Winter 33/34 neben seinen mythologischen und grammatischen Vorträgen auch noch den Anfangs in seinen Cyclus nicht mit aufgenommenen Juvenal und den Persius interpretirte, wiewohl der Interpretation des Juvenal auch schon 1822 und 1826 unter seinen Vorlesungen Erwähnung geschieht.

Bei alle Dem indeß blieb ihm doch auch jetzt noch zur Fortsetzung eines heiteren geselligen Verkehrs mit gleichgestimmten Freunden Zeit und Stimmung, die Ungründliche zwar war, nachdem sie 1827 wieder aufgelebt und in ihrer alten Weise, „das Ernste mit Humor erfassend", sich thätig erwiesen hatte, zuletzt ganz erloschen; dagegen blühte die Latina ungeachtet des öfteren Wechsels, dem sie in Betreff ihrer Mitglieder ausgesetzt war (1831, wo auch ich eine Zeitlang, während eines halbjährigen Aufenthalts in Göttingen bei meinem Bruder, ihr angehörte, bildeten sie nächst meinem Bruder Lücke, A. Wendt, Göschen nebst seinem Sohne Adolph, der damals theologischer Repetent in Göttingen war, Ribbentropp, und bald trat auch Bluhme hinzu), beständig auf das Schönste fort; und bei den sonntäglichen Spaziergängen nach Wehnde, die von den meisten ihrer Mitglieder ziemlich regelmäßig unternommen wurden, schloß sich auch Dahlmann an; mit den trefflichen Grimm's lebte mein Bruder mehrere Jahre, ehe er sich sein eignes Haus gebaut, in einem Hause

im freundschaftlichsten Familienverkehre zusammen, bei Hugo brachte er wie die übrigen Familienglieder regelmäßig wenigstens einen Familienabend in jeder Woche zu, und wie hoch er den Werth der vertraulichen Gespräche mit dem berühmten Manne, der ihn so sehr liebte, anschlug, hat er selbst öffentlich ausgesprochen[1]); doch nicht bloß innerhalb dieser engeren Schranken des eigenen Familienkreises, geschlossener Gesellschaften und der Cirkel, die von ihm näher befreundeten Familien, der Göschenschen, Grimmschen, Lückeschen, Hausmannschen u. a. gebildet wurden, bewegte sich sein geselliger Verkehr, gern gab er überhaupt jeder Aufforderung zu einer geistigeren, anregenden Geselligkeit in seinen Mußestunden Gehör; so wurden häufige Spaziergänge um den die Stadt umgebenden Wall nicht nur mit dem ernsteren, auch im leichten geselligen Gespräch die kräftige Gediegenheit seines Wesens nie verläugnenden Dahlmann, sondern auch mit dem geistreich derben Sonderling Reck gern unternommen, und auch gänzliche Verschiedenheit der politischen Ansichten der Freunde störte diesen heiteren geselligen Verkehr nicht, selbst in der aufgeregtesten, der revolutionären Periode Göttingens im Winter 1830 zu 31 nicht, so wenig auch dem Streit über Dinge der Art ausgewichen wurde[2]). Und auch an Besuchen von Seiten bedeutender auswärtiger Gelehrter fehlte es natürlich nicht, wie in den Pfingstferien des Jahres 1831 z. B. mein Bruder auf diese Weise die Bekanntschaft K. Fr. Hermann's machte.

Dazu kam denn noch ein ziemlich ausgebreiteter Verkehr mit den Studirenden; denn so wenig auch mein Bruder das sonntägige Courmachen der Studenten bei den Professoren, das damals in Göttingen sehr Sitte war, liebte und so wenig er es sich da übel nahm für solche Besuche, die ihm die langersehnte Sammlung und Arbeits-

---

[1]) In dem Programme zur Ankündigung der Preisvertheilung am 4ten Juni 1838, S. 4 u. 5.

[2]) Daß er übrigens seinen Freunden auch noch weit mehr als ein heiterer, anregender Gesellschafter, daß er ihnen auch ein echter, treuer, wo es Noth that, jeder Aufopferung fähiger Freund war, hat schon Lücke S. 42 an ihm rühmend hervorgehoben. Ich erwähne hier nur noch eines eigenthümlichen, das Offene und Wahrheitsliebende seines Wesens schön charakterisirenden Grundsatzes, den er bei zwischen zweien seiner Freunde ausgebrochenen Zwistigkeiten befolgen zu müssen glaubte. Gern machten ihn nehmlich in solchen Fällen beide Theile zum Vertrauten, aber offen erklärte er alsdann, daß er nur unter der Bedingung, daß ihm Alles, was der Eine von dem Andern sage, dem Betheiligten sogleich ohne Rückhalt mitzutheilen gestattet sei, das ihm geschenkte Vertrauen annehmen könne.

stille der schönsten freien Vormittage so um Nichts mit einem Male zu rauben und zu zerstören drohten, nach dem Beispiele manches seiner Collegen nicht zu Hause zu sein — ein Thür-Abschließen deutete dies als symbolische Handlung ohne Worte bestimmt genug an —, so zugänglich war er doch immer theils an besonderen zu diesem Behufe festgesetzten Abenden, theils auch sonst in jeder Mußestunde Jedem, den ein wirkliches wissenschaftliches oder auch anderweitiges Bedürfniß zu ihm führte. So verkehrte er besonders in den ersten Jahren, wie mit Griechen und Amerikanern, wie schon früher erwähnt worden, so auch mit vielen seiner in Göttingen studirenden Landsleute, seiner geliebten Schlesier, auf die heiterste und ungezwungenste Weise; später wurde durch die Beschränkungen, welche der Besuch Göttingens für Preußen von Seiten der Preußischen Regierung erlitt und die überhaupt auf die Frequenz Göttingens einen sehr nachtheiligen Einfluß übten, die Anzahl derselben sehr verringert; doch fühlte sich auch jetzt noch mancher Schlesier — ich nenne nur K. von Richthofen — recht wohl und heimisch in seinem Hause. Vor Allen aber waren es natürlich die Philologen, die sich ihm anzunähern und deren Studien er auch außerhalb des Hörsaales zu fördern suchte, und da ist namentlich der leitenden Einwirkung, die er auf den Verein junger Philologen, die namentlich die Sammlung und Behandlung der Fragmente der Cykliker sich zur speziellen Aufgabe gemacht hatten, — zu dem unter Andern auch Schneidewin und v. Leutsch gehörten, später seine Collegen, immer ihm lieb und werth — ausübte, zu gedenken.

Aber so viel Liebes und Schönes ihm auch Göttingen fortwährend gewährte und bot — auch von der Anhänglichkeit der Studirenden hatte er ein öffentliches Zeichen in einem im August 37 ihm dargebrachten Fackelzuge erhalten, und bei der Feier des Jubiläums der Universität, wobei er das Programm schrieb und der Festredner war, beschenkten*) ihn seine juristischen Collegen mit ihrer Doctorwürde — das ihm selbst die unglückliche Verfassungs-Frage mit ihren für die Universität so traurigen Folgen doch nur theilweise, und zwar

---

*) Daß er viel Rednergabe besaß, obwohl das eigentliche rhetorische Pathos, so wie die zweideutige Kunst des πείθειν, seiner offenen, wahren und maßhaltenden Natur im Allgemeinen nicht zusagte, daß bei aller Kürze und Gedrängtheit doch auch der Leichtigkeit und Klarheit sein mündlicher wie sein schriftlicher Vortrag in Collegien und bei andern Anlässen keineswegs ermangelte und daß den Eindruck seiner Rede auch ein klangvolles Organ, eine wohllautende, im Allgemeinen mehr in den höheren als den tieferen Sprechtönen sich bewegende Stimme kräftig unterstützte, ist auch zum Theil schon von Lücke S. 13 a. a. O. bemerkt worden.

immer nur dem geringeren Theile nach, zu rauben vermochten, wenn er auch in einem Briefe an die Eltern aus jener Zeit tieferschüttert schreibt: „es ist, als wenn mir der Boden unter den Füßen schwankte und Alles unsicher würde mit Ausnahme Dessen, was man in sich trägt, und der engsten Familienbande", eine tiefe, langgenährte, mit seinem innersten wissenschaftlichen Berufe auf das Engste verkettete Sehnsucht, die Sehnsucht Italien, Griechenland, die Länder, auf die sein geistiges Auge nun schon Jahre, ja Jahrzehende lang mit aller der Schärfe und Energie seiner Sehkraft unablässig gerichtet war, nun auch mit leiblichen Augen zu sehen, forderte immer mächtiger, immer unwiderstehlicher ihre Befriedigung, und hauptsächlich nur eben jene oben berührten unglücklichen Ereignisse waren der Grund, weshalb die Ausführung dieser Pläne noch so lange, als dies wirklich der Fall war, von ihm hinausgeschoben wurde.

Die Universität nehmlich, mit der er sich von Jahr zu Jahr immer inniger verwachsen fühlte, gerade zur Zeit der traurigen Katastrophe, die sie betraf, zu verlassen, widerstrebte entschieden seinem Gefühl, um so mehr, da er immer noch eine Rehabilitation derselben hoffte und für sie auf das Kräftigste mitzuwirken für seine Pflicht hielt; was ihn auch — nebst anderen Gründen — das Anerbieten, nach dem Tode des Archäologen Staats-Raths von Köhler dessen Stelle an der Akademie in Petersburg einzunehmen, abzulehnen bewog, — frühere Unterhandlungen mit der Preußischen Regierung, die ihn nach Berlin an Hirt's Stelle bringen sollten, hatten auch aus verschiedenen Gründen zu keinem Resultate geführt; — auch glaubte er bei der Hanöverschen Regierung unter den gegenwärtigen Umständen eben keine große Willfährigkeit zur Förderung seiner Pläne voraussetzen zu können; denn obwohl kurz vorher (1837) durch eine bedeutende Gehalts-Erhöhung (von 400 Rthlr.), schon früher, noch unter dem vorigen Könige (1834), durch Ertheilung des Guelfen-Ordens von ihr zum Danke verpflichtet, hatte er doch bei der bekannten Aufhebung der Verfassung des Landes von 34 durch ein Edict des Königs zwar nicht mit den mit ihm eng befreundeten Sieben als Einzelner gegen diesen Beschluß protestiren zu müssen geglaubt, indem er der Meinung war, daß die Universität bis auf den Zeitpunkt, wo sie verfassungsmäßig ihre Meinung auszudrücken verpflichtet sein werde, nehmlich als Wahlcorporation bei der Wahl eines neuen ständischen Deputirten, ihre Kräfte aufzusparen habe, aber doch zugleich seine wesentliche Uebereinstimmung mit ihren Gesinnungen und Ansichten in einer mit fünfen seiner Collegen von

ihm veröffentlichten Erklärung auf das Unzweideutigste ausgesprochen, so daß die Regierung über seine Stellung zu dieser Frage, wie abgeneigt man ihn auch allem demagogischen Treiben, aller ungehörigen Einmischung in die Politik und die Handlungen der Regierungsgewalt wissen mochte, doch keinen Augenblick in Zweifel bleiben konnte*).

Indeß ließ ihn die Regierung doch keinerlei Ungunst fühlen, und da durch junge, rüstige Kräfte jetzt auch dafür gesorgt war, daß während einer längeren Abwesenheit von seiner Seite doch die Philologie in Göttingen, bei fortgesetzter Mitwirkung des ehrwürdigen Mitscherlich, des Seniors unter ihren Vertretern nicht in Göttingen allein, für ihren Betrieb, nicht verwaist blieb, so konnte er im Anfange des Jahres **1839** doch endlich ohne Scheu Urlaub zu der so lange beabsichtigten Reise nachsuchen und schon jetzt in den Vorahnungen derselben und den Entwürfen zu einem nach der Rückkehr von ihr auszuführenden großen Werke über griechische Geschichte schwelgen. Auch unterstützte ihn wirklich die Regierung bereitwilligst in der Ausführung seines Planes, indem von dem Ministerium des Handels und der Industrie ihm ein aus Staatskassen besoldeter Zeichner, Neise, beigegeben wurde; er selbst indeß hatte die Reise auf eigene Kosten zu machen beschlossen. Außer dem Genannten aber hatten sich noch sein Freund A. Schöll und noch ein anderer junger Mann, ein Schwabe, an ihn angeschlossen, und nachdem sich in München nun alle zusammengefunden, eilten sie gemeinschaftlich dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegen. Nicht ohne ernste Erwägung jedoch der Unsicherheit der menschlichen Geschicke trat mein Bruder eine Reise an, die ihn mehr als ein Jahr lang (im October **1840** wollte er zurückkehren) von allen den Seinen trennen sollte; darum setzte er vor seiner Abreise auch seinen letzten Willen auf; wirkliche Todesahnungen jedoch blieben seinem heiteren, strebenden Sinne durchaus fern. Zunächst

---

*) Einen würdigen Ausdruck gab er seiner damaligen Stimmung namentlich in folgenden Worten, die er seiner an sich sehr beziehungsreichen Abhandlung „**brevis disputatio, in qua Graecorum et Romanorum de exilii poena sententia explicatur, Gottingae** (beim Prorectorats-Wechsel) **1838**“ vorausschickte: „**Communia nobiscum facite vota, dilectissimi commilitones, ac, si fieri potest, etiam proba vitae et studiorum disciplina succurrite, ut hoc prorectore academia nostra gravissima, quibus implicita est, fata et discrimina feliciter aut, si hoc concessum non est, non turpiter eluctetur. Hoc enim in nostra manu positum est, et, si nobis ipsi non desimus, nulla nobis temporum iniquitate eripi poterit.**

nun war es der classische Boden Italiens, der durchwandert werden sollte, und hier fesselte wieder natürlich die Reisenden am Längsten das ewige Rom, fast volle 3 Monate, bis zum Ende des Jahres*); die nächstfolgenden Monate waren Unteritalien, Sicilien gewidmet; dann trug ihn ein Dampfschiff von Sicilien hinüber nach dem Piräeus, nach Athen, welches durch die Gewalt der Erinnerungen, die es erweckte, noch mächtiger auf sein Gemüth einwirkte als Italien und zugleich für seinen Geist nach dem ganzen Gange seiner Studien Reiz zur angespanntesten Thätigkeit auf Monate in sich enthielt, wie er dies auch selbst in einem wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst an mich gerichteten Briefe in den Worten ausspricht: „Die Monumente von Athen und das Ganze, was Natur und Kunst hier bilden, ist so groß und das Innerste der Menschenbrust so tief aufregend, daß man es nicht ausdenken und durchfühlen kann. Dabei gibt es für mich so viel Fragen im Einzelnen zu lösen, daß ich, wenn ich den Tag auf der Akropolis beobachtet, genossen, beschrieben, Inschriften copirt habe, am Abend und Morgen so Manches nachlesen und vergleichen muß, um meine Arbeiten für den nächsten Tag zweckmäßig einrichten zu können. So habe ich bis jetzt nur Auge und Ohr für Alles, den Mund nur dazu, um zu sagen: Athen ist unbeschreiblich, unvergleichlich." Aber auch in Athen sollte ihm im Leben nicht lange zu rasten vergönnt sein; zuerst war es der Peloponnes, der ihn der Stadt der Kekropiden entführte und den er auf einer 40tägigen Kreuz- und Querfahrt nach allen Richtungen hin durchirrte; dann sollte nach einer kurzen Rast wieder in Athen, aber einer Rast der angestrengtesten Arbeit auch in der brennendsten Sonnenhitze, Nordgriechenland durchstreift werden; diesem Zuge, der ihm so viele ersehnte Zielpunkte in den Katabothren des Kopaischen See's, in dem Schatzhause des Minyas, in Delphi verlockend zeigte, hatte sich außer Schöll und Reise auch E. Curtius, den er in Athen gefunden und bald liebgewonnen hatte, angeschlossen; aber hier, wo seine frühesten wissenschaftlichen Ahnungen in Anschauung sich

---

*) Ausführliche Nachrichten gibt über seinen Aufenthalt und seine Forschungen und Studien in Italien, besonders in Rom, ein Brief Abeken's an Curtius, der nicht abgesandt, aber nach dessen Tode von dem Vater bekannt gemacht wurde. S. die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausg. von Dr. W. Adolph Schmidt, B. 2, Heft 2. Berlin 1844. S. 116 — 136. In Rom wohnte er auch noch dem Winkelmannsfeste den 9ten December 1839 bei und las hier eine Abhandlung über die Curie und die Sonnenbeobachtung.

verwandelten, hier war es auch, wo all' seinem irdischen Ahnen und Ringen und Streben ein Ziel, ach ein nach unserem, der kurzsichtigen Sterblichen, Urtheile nur allzufrühes Ziel gesteckt werden sollte; denn indem mit vereinter Macht der südlichen Sonne brennendste Gluthen, denen er sich bei Ausgrabungen und Entzifferung und Copirung von Inschriften in Delphi unausgesetzt und mit unbedecktem Kopfe Preis gegeben hatte, und die verderblichen Ausdünstungen der Sümpfe der Kopaischen Niederung, in deren Nähe er eine Nacht zugebracht hatte, auf seinen ohnedies schon durch übergroße Anstrengungen aller Art ermüdeten und erschöpften Körper eindrangen, unterlag sein sonst noch so kräftiges Leben der feindseligen Gewalt; bewußtlos wurde er nach Athen zurückgebracht und den ersten August, Nachmittags kurz vor 4 Uhr, verhauchte er hier — fern von den Seinen, der edlen, heißgeliebten Gattin mit fünf fröhlich aufblühenden Kindern, wie Eltern und Geschwistern, die alle sehnsuchtsvoll in Schlesien seiner Rückkehr harrten, aber von der treuen Liebe trefflicher Freunde umgeben — seinen letzten Athem. Seine Krankheit war von dem Leibarzte des Königs, der ihn nebst mehreren andern Aerzten Athens behandelte, dem trefflichen Röse, für ein nervöses Gallenfieber erkannt worden; die Section am Tage nach dem Tode erwies, daß das Gehirn des Verstorbenen in gänzlicher Zerrüttung war, das weiße und das graue Hirn gänzlich gesondert, Milz und Galle gleichfalls vom Fieber in hohem Grade angegriffen. Beerdigt wurde er auf das Feierlichste auf dem Hügel oberhalb der Akademie des Platon, wo ihm später auch die Universität ein Denkmal in einer auf dem Grabe aufgerichteten Stele errichtete; die Grabrede hielt Philippos Joannu, Professor in Athen, in griechischer Sprache; die Theilnahme an dem traurigen Ereignisse war allgemein und groß; der Zug der Leidtragenden unabsehlich*). —

Und als nun nach Deutschland die erschütternde Nachricht hinüberdrang, wie viele ergreifende Stimmen der Trauer wurden da laut, wie Viele zeugten da in dankbarer Rührung für ihn, was er ihnen, was er Deutschland, was er der Wissenschaft gewesen, wie ehrte und feierte man ihn, den edlen Todten, der selbst sein Leben der Wissen-

---

*) Ausführliche Nachrichten über seine letzten Lebenstage lieferten seine Reisegefährten, E. Curtius in dem Intelligenzblatte zur allg. Literatur-Zeitung vom September 1840 Nr. 45 und 46, und A. Schöll im Kunstblatte vom 8. Sept. 1840 Nr. 72, in einem vom 11. August datirten Briefe aus Athen. Vgl. auch das Beiblatt zur Kasselschen Allg. Zeitung vom 1. Sept. Nr. 35. 1840 (die Quelle ist die Augsb. Allg. Zeitung vom 26. August 1840. a. a. O.), u. den Nekrolog der Deutschen von 1840, S. 351 — 354.

schaft zum Opfer gebracht[1]). Doch nur eins will ich hervorheben unter den zahlreichen Zeugnissen, die jetzt zur Verherrlichung des seinen Zeitgenossen so früh Entrissenen nicht in Griechenland und Deutschland allein[2]) laut wurden, um dann selbst noch einige abschließende Worte zu seinem Gedächtnisse daran anzuknüpfen, das des ehrwürdigen Heeren, der seitdem auch bereits dem jüngeren Freunde nachgefolgt ist in eine höhere Welt, wie er es im Namen der Universität, der er angehört hatte, in den Göttinger Anzeigen vom 7. September 1840 aussprach.

„Wohl selten," sagt er, „waren so viele der größten und edelsten Eigenschaften des Gelehrten zugleich und des Menschen in demselben Manne vereinigt," und daß er wahrgesprochen, wer, der dem Verstorbenen näher gestanden, sollte es nicht mit vollster Ueberzeugung zugestehen? Denn nur selten gewiß — ich wage es zu sagen, ohne zu befürchten, als Bruder einer Ueberschätzung des Verstorbenen bezüchtigt zu werden, und ich muß es sagen, weil meine Aufgabe, ein Bild von dem Verstorbenen zu entwerfen, ohnedies von mir nicht gelöst werden kann, — nur selten gewiß verbindet sich mit dieser Energie und Klarheit des Geistes ein so tiefes und reiches Gemüth, mit so viel Schärfe des Denkens und Reife und Umsicht des Urtheils eine so rege und thätige Phantasie, mit so viel fast unruhiger Beweglichkeit und Lebendigkeit ein so unermüdlicher, eherner Fleiß, mit so viel natürlicher Fröhlichkeit

---

[1]) In schöner classischer Rede feierte den geliebten Todten Schneidewin in dem Index scholarum der Universität für das Wintersemester $18^{40}/_{41}$; einige innige Worte der Liebe und Trauer rief dem früh verblichenen Freunde Schorn nach im Kunstbl. a. a. O., und vieler andern ehrenden Zeugnisse für den Verstorbenen ist schon früher gedacht worden. Vgl. auch den Allg. Anzeiger der D. 1840, Nr. 235. 30. August. Eine eigne gelehrte Schrift (animadv. in Antimachi Coloph. fragm.) widmeten seinem Andenken die Mitglieder des philolog. Seminars und der philolog. Gesellschaft zu Göttingen, deren Abfassung H. G. Stoll aus Nassau von ihnen übertragen wurde.

[2]) Unter den französischen Blättern gedachte des Verewigten namentlich die Estafette in einem Artikel vom 24. Sept. 1840; auch erschien zu Paris eine französ. Uebersetzung der an seinem Grabe in griechischer Sprache gehaltenen Trauerrede und des eben erwähnten Artikels der Augsburger Zeitung, in welcher auch noch auf einen Artikel in der Espérance vom 19. Sept. 1840 hingewiesen wird. In England berichtete über seinen Tod Galignani's Messenger v. 3. Sept. 1840 durch einen Auszug aus einem Briefe von Finlay in Athen an den Oberstlieutenant Leake. Vgl. auch die von Hugo veranstaltete, der 1. Aug. 1840 überschriebene, Sammlung von Aeußerungen über Müller's Tod. In Rom wurden rührende und ergreifende Worte zu seinem Andenken beim Winkelmannsfeste im Dec. desselben Jahres von Gerhard, der ihm auch so nahe stand, gesprochen.

und Heiterkeit des Sinnes so viel Zartheit und Innigkeit des Gefühls; und welche hohe sittliche Vorzüge vereinigten sich mit diesen seltenen Gaben des Geistes und der Natur, sittliche Vorzüge der schönsten und edelsten Art, die ich nicht kürzer und treffender bezeichnen zu können glaube, als wenn ich ihn — für einen Gelehrten unserer Zeit gewiß ein seltenes Lob — eine durchaus gesunde Natur nenne. So bewahrte er bei aller Höhe der Bildung und allem Reichthum des Wissens doch immer jene ächte Kindlichkeit des Gemüthes, jene Offenheit und Unbefangenheit, jenen lebhaften Sinn für alles Einfachwahre, Ungekünstelte und Natürliche, jene herrliche Gabe der begeisterten rückhaltlosen Hingebung an den Moment, jene lebhafte Genuß- und Erregungsfähigkeit, die nur einer stets frischen und jugendlichen Seele inwohnende Kraft sich wahrhaft zu freuen, sich ganz, den ganzen Menschen durchdringen zu lassen von der Allgewalt eines mächtigen Gefühls und auch selbst in dem scheinbar Geringen, dem einfachsten Naturgenusse wie irgend einer in ihrer Vereinzelung scheinbar unbedeutenden wissenschaftlichen Entdeckung, die ihm gelungen, einen reichen Quell der Freude zu finden, wie er denn bei einem solchen glücklichen Funde jubelnd von seinem Schreibsessel aufzuspringen und ohne Verzug mit leuchtenden Augen dem in seiner Nähe Arbeitenden, was er gefunden, mitzutheilen pflegte, alle jene Eigenschaften mit einem Worte, die eben Kinder uns so interessant und liebenswerth erscheinen lassen und ohne die überhaupt keine wahre Liebenswürdigkeit denkbar ist*). Und so hing er denn auch immer, ein wie reiches und schönes Leben ihm auch geschenkt war, mit einer Art wehmüthiger Sehnsucht an seiner, wie er selbst in einem Briefe an die Eltern sagt, wenn auch in äußerlicher Lage beschränkten, aber im Herzen doch glücklichen Kindheit und Jugend, hing mit rührendtreuer Liebe, mit den Gefühlen der wärmsten innigsten Dankbarkeit, die er in besonders schönen, tiefgefühlten Worten noch unmittelbar vor seiner Abreise nach Italien, um den elterlichen Segen für sein Vorhaben bittend, ausspricht, sein ganzes Leben hindurch an den Urhebern seiner Tage, den sorgsamen Hütern und Pflegern seiner Kindheit, den geliebten Eltern, deren treuer ernster Sorge er noch in jenen Abschiedsworten nächst Gottes unerschöpflicher Gnade das Beste, was an ihm sei, zu verdanken gesteht; immer theuer und unvergeßlich blieben ihm, der so viele Länder und Städte der Menschen gesehen, wie ich schon früher in anderer Beziehung hervorzuheben Anlaß hatte, das Elternhaus, die Vaterstadt, die heimatlichen

*) Vgl. Liebner a. a. O. S. 7.

tüchtigen Natur, ein gewisser Tadel sich knüpft, der Tadel, daß sie ihn bisweilen ungerecht, wenigstens unbillig machen konnte im Urtheile über andere Wege und Richtungen und die, die einen solchen anderen Weg verfolgten, zumal wenn sie den seinigen dabei irgendwie kreuzten, wie er namentlich über die Bemühungen der speculativen Philosophie, das Streben das allem Besonderen zum Grunde liegende Allgemeine in seinem inneren nothwendigen Zusammenhange aufzufassen und darzulegen, kein ganz unbefangenes Urtheil hatte; daß er in Folge dessen, wie auch oben bereits angedeutet worden, den Freund zuweilen in einem günstigeren, den Gegner in einem weniger günstigen Lichte erblickte, als bei ganz unbefangener Betrachtung sich ihm beide dargestellt haben würden; daß aus ähnlichen Gründen bei tiefere Meinungsgegensätze enthüllenden Streitigkeiten er einer gewissen die gegenseitige Verständigung erschwerenden Ungeduld nicht immer Herr zu werden vermochte und daß seiner literarischen Polemik in solchen Fällen sich wohl auch ein und das andere Mal zu viel von der Schärfe persönlicher Gereiztheit beimischte, wenn auch bis zu reinen Persönlichkeiten, Angriffen gegen die menschliche, nicht literarische Persönlichkeit des Gegners, — Unwürdigkeiten, wie sie dem wissenschaftlichen Streite stets fern bleiben sollten — seine Polemik sich nie verirrte und das Vorherrschende bei ihm überhaupt doch immer die Milde in Beurtheilung Anderer blieb.

Doch auch noch von einem anderen Vorwurf, der zwar oft genug gegen ausgezeichnete Männer aller Art erhoben wird, dessen Gewicht aber darum nicht für minder groß zu achten ist, da, wo er als begründet sich erweist, ist mein Bruder nicht verschont geblieben, von dem Vorwurfe nur von Ruhmsucht gestachelt so große Anstrengungen willig übernommen und so zahlreiche und umfassende wissenschaftliche Werke an das Licht gefördert zu haben.

Nun wäre es in der That ein Beweis großer Beschränktheit, bei einem Manne, der so in der Wissenschaft, fast nur in ihr, lebte, von so mächtigem Wissensdurst und Forschungseifer beseelt und durchdrungen war, dem es so unmöglich war lange zu rasten und zu feiern, nicht zu produciren, den ruhigen Zuschauer zu spielen bei dem regen Wetteifer der Kräfte in Erforschung der Wahrheit auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, den gelehrten Fleiß, die unermüdliche Thätigkeit, die ihn auszeichnete, überhaupt nicht anders erklärbar zu finden, als durch Annahme solcher äußerlichen Motive; aber vielleicht glaubt man in der Art und Weise, der Richtung und den Gegenständen dieser wissenschaftlichen Thätigkeit Spuren eines übermäßigen Ein-

flusses eines unruhigen Ehrgeizes auf dieselbe zu erkennen. In der That ist ein solcher Tadel einmal namentlich gegen die früheren Schriften des Verstorbenen laut geworden. Aber ich müßte ein ganz falsches Bild von ihm entworfen haben, er müßte nicht neben dem berühmten Gelehrten zugleich der unbefangene, heitere, tieffühlende, allem Menschlichen stets die regste Theilnahme bewahrende Mensch gewesen sein, den doch gewiß jeder, der ihm näher gestanden, in ihm erkannt hat, wenn Leidenschaften, die den, in dem sie wohnen, sich auch ganz zu eigen machen, ihn beherrscht hätten.

Dabei kann indeß immer zugestanden werden, — nicht zur Unehre des Verstorbenen, glaube ich, — daß in Strenge der Methode, Evidenz der Beweisführung, Umsicht und Nüchternheit in Sonderung des wirklich Erweisbaren von dem Problematischen und Unsicheren und genauer Feststellung der verschiedenen Grade der Probabilität des eben nur Wahrscheinlichen seine späteren Schriften die früheren, eben so wie in Klarheit und Rundung der Darstellung, meist entschieden übertreffen, ja daß ein geschärfter Wahrheitssinn, eine besonnenere, mehr durch den Geist der Beobachtung als durch eine kühne, combinatorische Phantasie geleitete Forschungsweise im Vergleich mit jenen sich in ihnen durchaus nicht verkennen läßt; aber was ist natürlicher als ein solches relatives Vorwalten einer doch immer noch durch Kritik und Gelehrsamkeit meist vielfach gezügelten Phantasie in einem lebendigen und kräftigen Geiste in der Periode seiner ungeschwächten Jugendfrische?*) Wobei freilich nicht geleugnet werden soll, daß auch Ruhm und Ehre gerade für einen solchen Geist immer ihren Reiz haben und zuweilen wohl auch als ein Stachel ihm dienen können, der ihn aufregt zu neuem rüstigen Schaffen und Thun; aber wem Ruhm und Ehre nicht gleichgiltig sind, — was sie allerdings meinem Bruder nie waren, schon als Knaben, als Schüler nicht, wo

*) Auch die in neuerer Zeit von M. Fleischer (in den Programmabhandlungen **de Odofredi Muelleri historiae et antiquitatis tractandae ratione**, Cleve 1839 und **de mythi imprimis Graeci natura**, Halle 1838 und ganz neuerdings von Roß in seinen Hellenicis Bd. 1, H. 1, Halle 1846 gegen seine Forschungsweise gerichteten Angriffe beziehen sich fast nur auf seine früheren Schriften. Daß er übrigens auch selbst früher geäußerte Meinungen, wenn er durch eigne weitere Forschung oder durch Andere belehrt sie als irrig erkannte, öffentlich zurückzunehmen sich nicht scheute, beweist unter Anderem das in dem Programm **de exilii poena (Gottingae 1838) p. 5**, G. Hermann, so wie das in Betreff des nicht Attischen Ursprungs der Volcentischen Vasen anderen Gelehrten in d. G. g. A. 1839, St. 53 gemachte Zugeständniß. Und auch im Seminar hörte ich selbst sehr oft meinen Bruder mit der größten Ingenuität früher ausgesprochene Meinungen zurücknehmen.

die Rivalität zwischen ihm und einem anderen begabten Jünglinge, der auch der Pflege und Aufsicht meiner Eltern überwiesen war, dem jetzigen Obrist M. von Prittwitz, dem Erbauer der Festungswerke von Posen und theilweise auch der Bundesfestung Ulm, auf beide als mächtiger Sporn zur rastlosesten Thätigkeit einwirkte, — wie sollte der deshalb schon ruhmsüchtig und ehrgeizig genannt werden müssen?

So würde denn also durch keinerlei Deuteleien dem Verstorbenen das Lob verkümmert werden können, welches neben der Anerkennung hoher Geistesgaben ihm immer auf das Einmüthigste gezollt worden ist, das Lob des seltensten Fleißes [1]), eines Fleißes, der so ganz aus dem innersten Triebe einer edeln, strebenden Natur geboren, wie dies eben hier der Fall war, zumal bei einem Gelehrten, wohl die schönste, echteste Tugend genannt werden kann; denn wahre Kraft und Tüchtigkeit, Willensstärke, Selbstbeherrschung, wo zeigten sie wohl deutlicher ihre Wirksamkeit als in ihm? [2]) Oder wäre vielleicht bei bevorzugten Naturen der Fleiß in dem Maße ein angeborenes Gut, daß bei ihnen überhaupt nicht erst niedergekämpft zu werden brauchte die Macht der Trägheit, der Sinnlichkeit, um ihm zu gehorsamen? Der Mensch fürwahr müßte erst den Menschen ausgezogen haben, den sie gar nicht mehr fesselte und hemmte die Macht der irdischen Schwere. Aber das Wichtigste ist hier freilich nicht das äußerlich unmittelbar Wahrzunehmende, was etwa in Heften, Excerpten, Notizensammlungen, Citatenmassen bei einem Gelehrten zu Tage liegt, sondern die innere verborgene Arbeit des Geistes an sich selbst, die Arbeit der Selbstbildung, Selbsterziehung, Selbstüberwindung, die Gott von Jedem fordert und bei der zwar auch die angeborne Natur und Entwickelungsfähigkeit, äußere Verhältnisse und der göttliche Beistand das Ihrige thun, die letzte Entscheidung aber doch immer von des Menschen innerstem Selbst, jener sich selbst aus sich selbst stets neu erzeugenden Kraft, auf der allein die wahre Würde des Menschen beruht, ausgeht, das unermüdliche Streben vor Allem Alles, was Anfangs nur als Vermögen in der Seele ruht, immer mehr zu verwandeln in lebendige, thätige Kraft, immer vollkommner und wahrer, immer reiner und klarer sich selbst darzustellen,

---

[1]) Auch die Bonner Philologenversammlung bezeichnet ihn auf der zu seinem Andenken geschlagenen Medaille als „ingenio, doctrina, **industria** de antiquitatis studiis immortaliter meritum. Vgl. auch Lücke S. 14.

[2]) Schöne Worte spricht er selbst über diesen echten mit unbestechlicher Wahrheitsliebe Hand in Hand gehenden Fleiß in einem Göttinger Programme zur Ankündigung der Preisvertheilung am 4. Juni 1837.

immer mehr zu besiegen die Widersprüche der eigenen Natur, immer deutlicher zu erkennen den eigenthümlichen Beruf, die Gabe, das Pfund, mit dem man zu wuchern hat, und immer reicheren, besseren, edleren Ertrag ihm abzugewinnen, und doch zugleich auch für alles Menschliche einen regen Sinn zu behalten und ein offenes Auge, auch auf dem festen eignen Standpunkte doch zu leben dem Ganzen, dem Allgemeinen und keinem belebenden äußeren Einflusse sich zu verschließen, er komme von nahe oder von fern, keine eigenthümliche Gabe, keinen fremden Standort gering zu achten, nur eben weil er nicht der eigne oder ein nahe an diesen angränzender ist; dieser Arbeit des Geistes nun, wie ihr der Verstorbene obgelegen, darüber könnten vielleicht nur ausführliche Selbstbekenntnisse, wie sie bei seiner zu ruhiger Selbstbeschauung so wenig geneigten Natur nicht von ihm erwartet werden können, einen befriedigenden Aufschluß geben; aber daß er ihr rüstig obgelegen hat sein Lebelang und die reichsten Früchte von ihr geerndtet, wer, der sein Leben kennt und seine Schriften, möchte dies zu leugnen wagen?

Doch ich lege die Feder nieder, die ein Bild zu zeichnen versucht, das doch weit lebensvoller vor dem Geiste eines Jeden steht, der ihn gekannt hat, und das auch schon nach seinen Schriften, selbst nach dieser Sammlung, Jeder, der Sinn für geistige Physiognomie hat, sich besser im Geiste wird zu entwerfen wissen, als ich es mit Worten vermag.

Verzeichniß

der selbständigen im buchhändlerischen Verlage erschienenen Schriften K. O. Müller's,

(als Beilage zu den voranstehenden biographischen Erinnerungen).

Aegineticorum liber. Scripsit C. Mueller, Silesius. Dr. Phil. Berolini 1817. E libraria Reimeriana.

(Die ersten beiden cap. P. 1—73 bildeten die Inaugural-Dissertation des Verfassers.)

Geschichten Hellenischer Stämme und Städte von Dr. K. O. Müller, Prof. an der Universität Göttingen. Erster Bd.: Orchomenos und die Minyer. Breslau 1820. Verlag von J. Max u. Komp.

(Zweite, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Breslau bei Josef Max u. Komp. 1844.)

Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit C. Od. Mueller, Prof. in univers. lit. Gotting. extraordinarius. Gottingae e libraria I. Fr. Roewer, MDCCCXX.

Geschichten Hellenischer Stämme und Städte von Dr. K. O. Müller, ordentl. Prof. an der Universität Göttingen, Mitgliede der Königl. Societät der Wissensch. daselbst und Correspondenten der K. Preuß. Akademie. 2ter und 3ter Band: Die Dorier. Breslau 1824, bei Josef Max und Komp.

(Zweite, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Breslau, bei Josef Max und Komp. 1844.

Ueber die Makedonier. Eine ethnographische Untersuchung von K. O. Müller. Berlin 1825, bei August Mylius.

Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie von K. O. Müller. Göttingen, bei Vandenhöck und Ruprecht. 1825.

(Zu London ins Englische übertragen, nach einer Notiz der Schlesischen Ztg. vom 19. Juli 1844, unter dem Titel: C. O. Mueller Introduction of a Scientific System of Mythology translated from the German by John Leith. London 1844.)

Die Etrusker. Vier Bücher von K. O. Müller. Eine von der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift. 2 Bde. Breslau, bei Josef Max und Komp. 1828.

Handbuch der Archäologie der Kunst von K. O. Müller, Prof. zu Göttingen. Breslau, bei Jos. Max und Komp. 1830. 2te Ausg. 1835. 3te Ausgabe von F. G. Welcker. 1847.

(Zu Neapel ins Italienische übertragen nach einer Notiz in der Preuß. Staatszeitung; ins Französ. übersetzt von M. P. Nicard. Paris 1841.)

Zur Karte des nördlichen Griechenlands von K. O. Müller. Beilage zu dem Werke desselben Verfassers: die Dorier. Breslau 1831, bei Jos. Max und Komp.

Eine Englische Uebersetzung der Dorier mit Zusätzen des Verfassers selbst erschien unter dem Titel:

The History and Antiquities of the Doric Race, by C. O. Müller, Professor in the university of Göttingen. Translated from the German by Henry Tufnell, Esq. and George Cornewall Lewis, Esq. student of Christ Church. Oxford for John Murray. MDCCCXXX.

Denkmäler der alten Kunst nach der Auswahl und Anordnung von K. O. Müller gezeichnet und radirt von Carl Oesterley. Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung, 1832.

Aeschylos Eumeniden Griechisch und Deutsch von K. O. Müller. Göttingen, im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung. 1833. nebst einem Anhange Göttingen 1834, und einer Erklärung Mai 1835.

M. Terentii Varronis de Lingua Latina librorum quae supersunt. Emendata et annotata a C. Od. Muellero anno MDCCCXXXIII. Veneunt Lipsiae, in libraria Weidmanniana.

Antiquitates Antiochenae. Commentationes duae Car. Odofr. Muelleri, societ. scient. Gottingensis, societatis antiquariorum Londinensis, societ. scient. Monacensis, societ. literariae Britanniae, societ. historico-theologicae Lipsiensis, societ. artificum Vratislaviensis socii, cum academia scient. Berolinensi et instituto regio Franco-Gallorum, class. moral et polit., commercio epistol. conjuncti, instituti archaeolog. inter directores honor. adsciti. Gottingae, e libraria Dieterichiana. MDCCCXXXIX.

(comment. prior ab auct. recitata in consessu soc. reg. d. XIV. Iunii a. MDCCCXXXIV, comment. altera d. VIII. Iunii a. MDCCCXXXIX.)

Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata a Car. Odofr. Muellero. Veneunt Lipsiae, in libraria Weidmanniana a. MDCCCXXXIX.

Karl Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. 2 Bde. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1841.

Inhalts-Verzeichniß

des

ersten Bandes

nebst Angabe der hieher gehörigen in diese Sammlung nicht mitaufgenommenen Recensionen und Anzeigen des Verfassers, die sich durch Einklammerung der Titel von den aufgenommenen unterscheiden. Wo bei dem Aufgenommenen Abkürzungen statt gefunden haben, ist es bemerkt worden.

I. Zur Philologischen Encyclopädie und Methodologie.

Recensionen.

II. Zur Classischen Alterthumswissenschaft im Allgemeinen.

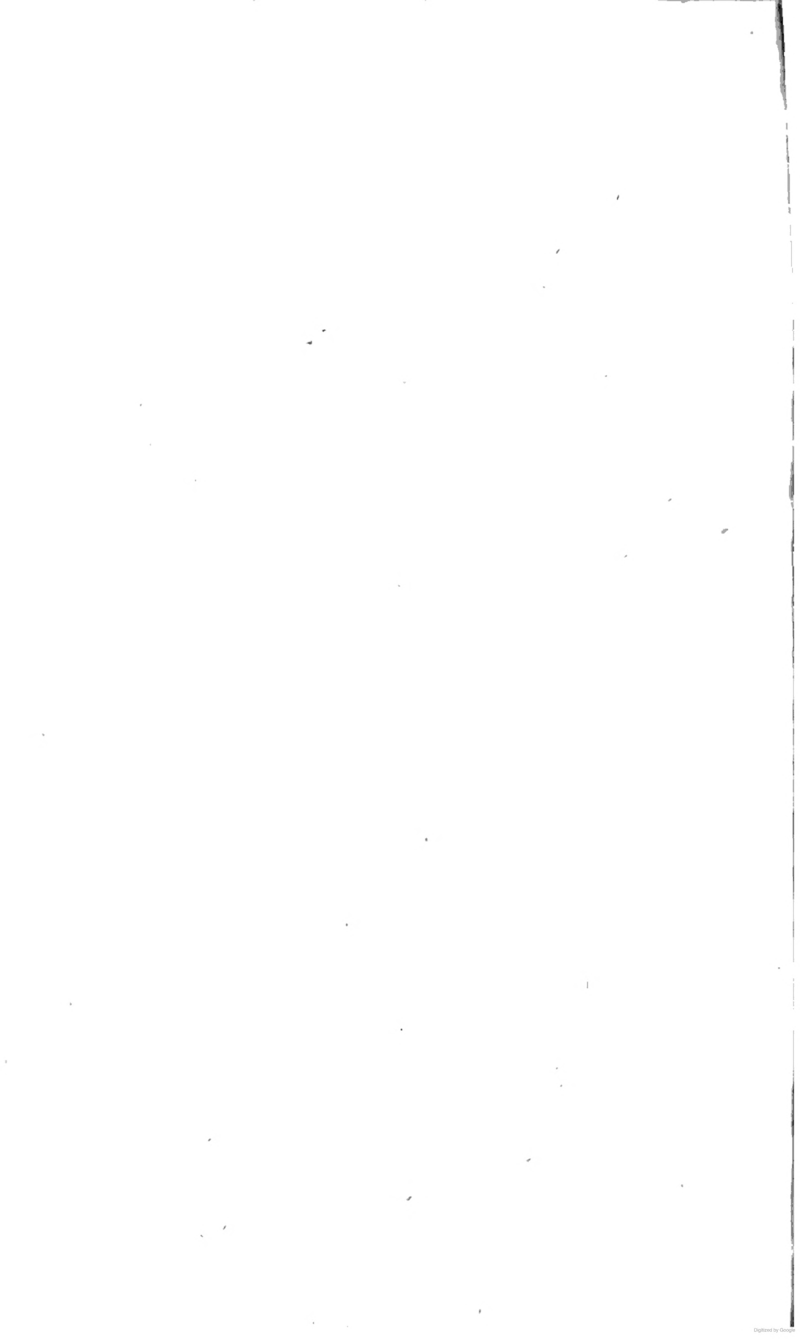
Anzeigen, Recensionen und Abhandlungen.

III. Zur philologischen Kritik und Hermeneutik.

IV. Zur Grammatik und Lexicographie der Sprachen des classischen Alterthums.

Recensionen und Abhandlungen.

 Der zweite Band wird die archäologischen und mythologischen Abhandlungen und Recensionen, in so weit sie aufzunehmen waren, der dritte Band die zur alten Geschichte und Geographie und den Antiquitäten gehörigen nebst einem vollständigen Register über das Ganze enthalten; wobei zugegeben werden muß, daß allerdings Einzelnes auch anders eingeordnet werden konnte, wie namentlich die Abtheilungen „zur Kritik und Hermeneutik" und „zur Literaturgeschichte" einander oft sehr nahe berühren und Manches, was unter der Rubrik „zur alten Geschichte und Geographie" erscheinen soll, weil es seinem Hauptinhalte nach dahin gehört, auch wohl schon im ersten Bande unter den Abhandlungen „zur classischen Alterthumswissenschaft im Allgemeinen" mit hätte abgedruckt werden können.



I.

Zur philologischen Encyclopädie und Methodologie.

Recensionen.

Encyclopädie der klassischen Alterthumskunde, ein Lehrbuch für die obern Klassen gelehrter Schulen. Von Ludwig Schaaff, Prediger zu Schönebeck bei Magdeburg. Erster Theil. Zweite verbesserte Auflage. Unter dem besondern Titel: Literaturgeschichte und Mythologie der Griechen und Römer. Magdeburg 1820. S. 328. gr. 8.

Vorliegendes Lehrbuch soll, auch nach des Vf. Plane, keinesweges vollständigen Vorträgen über die einzelnen Theile der Alterthumswissenschaft zum Grunde gelegt werden, da solche Vorträge für keine Klasse einer Schule gehören: es soll dem reiferen Schüler zum Selbststudium übergeben werden und dem Lehrer als Veranlassung dienen, die dargebotenen Kenntnisse mit dem Sprachstudium in Zusammenhang zu bringen. Ref. muß diesen Zweck für in der Hauptsache verfehlt halten. Compendien dieser Art können nie das Selbststudium anregen, eher möchten sie dem Schüler Widerwillen einflößen; sie sind nur als Erinnerungs- oder Vorbereitungsmittel zu ausführlichern Vorträgen brauchbar, durch welche erst Leben und Zusammenhang in die abgerissenen Notizen hineinkommt, daher für die Universität anwendbar, für Schulen nie. Geistreiche Entwickelungen, die einzelne Hauptpunkte zur vollkommenen Klarheit bringen, würden ohne Zweifel weit mehr zum Selbststudium anregen. Nichts ist aber verderblicher, als wenn dem Schüler die Pönitenz aufgelegt wird, compendiarische Sätze im Gedächtniß aufzufassen, die nicht entweder genetisch vor seinen Augen entstanden oder durch praktische Anwendbarkeit ihm anschaulich gemacht sind.

Indessen ist in der Literaturgeschichte eine fleißige und getreue Benutzung des Vorhandenen und ein Bemühen nach ausreichender Vollständigkeit nicht zu verkennen, und hier wird das Werk auch nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Weit weniger kann dies von der Mythologie gerühmt werden, wo freilich die Hilfsmittel weniger ausreichen.

Handbuch der philologischen Bücherkunde für Philologen und gelehrte Schulmänner von Jo. Ph. Krebs, Doktor d. Ph. und Professor der A. L. am Gymnasio zu Weilburg. Th. 1. Bremen, 1822. S. 596. Th. 2. 1823. S. 594 in Octav.

Niemand wird läugnen, daß sich der Verf. vorliegenden Werkes ein wahres Verdienst erworben hat, indem er uns in den Besitz eines Buches setzt, aus welchem angehende Philologen eine Uebersicht des Brauchbarsten in jedem Fache ihrer Wissenschaft schöpfen und worin auch reifere Notizen und Nachweisungen schnell auffinden mögen, die den Weg zu genauerer und vollständigerer Kenntniß bahnen können. Der Plan des Verfassers geht nämlich nicht darauf hinaus, ein vollständiges Verzeichniß aller vorhandenen zur Philologie gehörigen Bücher zu liefern — ein colossales Unternehmen der eigentlichen Bibliographie, zu dem die Zeit kaum gekommen ist —, obgleich er auf der andern Seite auch wieder nicht bloß eine Auswahl des Vorzüglichsten geben wollte: sondern jedes Buch, das für sich auf irgend eine Weise der Kenntniß des Alterthums näher führt und bei diesem Zwecke benutzt werden kann, nicht aber solche, die etwa bloß bei besondern kritischen Untersuchungen als Hilfsmittel zu Rathe gezogen werden müssen oder bei einer einzelnen gelehrten Arbeit in Betracht kommen, sollen hier, wenn wir den Plan des Verfassers recht verstehen, in einer faßlichen, bequemen Ordnung zusammengestellt werden. Freilich muß es bei diesem Plan häufig an Entscheidungsgründen fehlen, ob dies oder jenes Buch aufgenommen werden solle, um so mehr, da dem Verf. die meisten der von ihm genannten Schriften nur nach dem Titel bekannt sein konnten und er aus diesem allein seine Gründe entnehmen konnte. Wenn hieraus manche Ungleichheit im Einzelnen hervorgegangen ist: so hindert diese nicht, daß das Buch im Ganzen seinen Zweck erfüllt. Die Vertheilung des Stoffes ist nach folgenden Abschnitten gemacht, bei deren Anordnung Fr. A. Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft zum Grunde gelegt ist. Vorausgeht eine sehr kurze Literatur der Wissenschaftskunde, auf die im zweiten Abschnitt eine Literatur der Philologie im Allgemeinen folgt, die indeß der Verf. von einer ganz verschiedenen Disciplin, der Geschichte der alten Literatur, gar nicht genau genug getrennt gehalten hat, da fast alle S. 4 angeführten Bücher zu dieser gehören. Die Schriften über den Geist des Alterthums im Ganzen gehören nach einer systematischen Eintheilung auch nicht hieher, sondern an den

Anfang oder Schluß der sogenannten realen Disciplinen der Alterthumswissenschaft. Vom dritten Abschnitte: Literatur der Literatur, zuerst der gesammten, dann der eigentlich philologischen, gilt dieselbe Bemerkung wie vom zweiten. Man durfte hier eigentlich nur verzeichnende, sammelnde Werke über den aus dem Alterthum erhaltenen Bücherschatz erwarten, der Verf. aber hat die Literargeschichte hineingebracht, die darum unter den geschichtlichen Disciplinen, zu denen sie gehört, ganz weggeblieben ist. Der vierte Abschnitt: Biographische Literatur, scheint uns mehr aus einem äußern Bedürfniß bequemer Zusammenfassung, als aus der Erkenntniß des innern Zusammenhanges der Wissenschaft hervorgegangen zu sein, da der vom Leben einzelner Männer hergenommene Eintheilungsgrund als solcher nur alsdann gelten könnte, wenn die Geschichte von Gesammtheiten, von welcher Art irgend, gegenüberstände. Ref. würde diesen Abschnitt in die Literargeschichte, die Geschichte der Philologie und die alte Staaten- und Völkergeschichte auflösen. Hierauf folgt die Literatur vorzüglicher Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften griechischer Schriftsteller. Die Schriftsteller sind nach der Ordnung des Alphabets gestellt, wie auch sonst die in den nicht mehr subdividirten Abtheilungen angeführten Werke: was für das Aufschlagen allerdings seine Bequemlichkeit hat, die wir dessenungeachtet einem höhern Gesetz aufgeopfert haben würden. Den griechischen Profanscribenten ist in zwei besondern Abschnitten die Literatur der LXX. und des N. Testaments beigegeben, so wie den Römischen Autoren das Corpus juris einverleibt ist; auch sind die lateinischen Scribenten des Mittelalters mit hineingenommen. Warum dem neunten Abschnitt: Kritik und Hermeneutik, außer den Büchern, die sich auf die Methode der Behandlung der alten Schriftsteller beziehen und also wirklich hieher gehören, auch alle philologischen Bibliotheken, alle Literaturzeitungen, alle Sammlungen von Schriften über Gegenstände des Alterthums zugegeben worden sind, kann Ref. nicht begreifen. Hat Wielands Attisches Museum mehr mit Kritik und Hermeneutik insbesondere zu thun, als mit Alterthumskunde überhaupt; und verwechselt der Verfasser etwa die Kritik philologischer Schriften mit der der alten Autoren, aus welcher Verwechselung allein die Anreihung der Literaturzeitungen erklärlich scheint? Ref. würde die Sammelwerke der allgemeinen Literatur der Philologie einverleibt haben, wenn sie wirklich in keine engere Gränze eines einzelnen Theils eingeschlossen werden können, die recensirenden der Literatur der Literatur. Die Kritik und Hermeneutik ginge besser den Abschnitten über die Ausgaben

voraus, da diese eigentlich sammt und sonders nichts Anderes sein können, als der angewandte Theil jener theoretischen Disciplinen. Der zehnte, sehr unbedeutende Abschnitt enthält die Spruch- und Sprüchwörter-Sammlungen aus dem Alterthum; der elfte ausgezeichnete Schriften Neuerer in griechischer und lateinischer Sprache. Die Neugriechen sind mitgenommen, doch durchaus ohne Vollständigkeit ihrer Literatur; bei den lateinischen Schriftstellern hat sich der Verf. mit Recht auf Redner, Epistolographen und Dichter beschränkt. Der zweite Band gibt zuerst in drei Abschnitten die allgemeine, die griechische und die lateinische Grammatik, der ein Abschnitt über Prosodik, Rhythmik, Metrik und Poetik der Griechen und Römer beigefügt ist; dann folgt die Geschichte der redenden Künste und Wissenschaften, der Philosophie und Naturkunde, die Geschichte κατ' ἐξοχὴν nebst Genealogie, Chronologie, Geographie, die Alterthümer, die Geschichte der mimetischen Künste, d. h. der Schauspielkunst, Rhapsodik, Deklamationskunst, Musik und Tanzkunst, die Archäologie, die Mythologie und Symbolik. Ref. findet auch hier die Eintheilung im Ganzen zweckmäßig und bequem für den Gebrauch, was eine strenger wissenschaftliche vielleicht minder gewesen wäre; nur beobachtet sie der Verf. nicht überall genau genug. So enthält der Abschnitt über Geographie Vieles, was ganz zur Geschichte, Andres was zur Archäologie gehört: und zu den griechischen Alterthümern sind Werke gerechnet, wie die Ionian antiquities, die zur Architektur, und Chishulls Antiquitates Asiaticae, die zur Epigraphik gehören: Fehler, die auch beim Aufsuchen hinderlich werden, weil es an einem allgemeinen Register fehlt. Dem eifrigen Schulmanne darf man es nicht verübeln, daß er einen besondern, den sieben und zwanzigsten, Abschnitt dem Schul- und Erziehungswesen der Alten gewidmet hat, obgleich dasselbe freilich in einer wissenschaftlichen Anordnung bei den Alterthümern untergebracht werden muß; hier macht es einen nicht unpassenden Uebergang zur Literatur des neuen Gelehrten-Schulwesens, deren Hinzufügung ein Verdienst des Werks ausmacht.

Acta Societatis Graecae. Ediderunt Antonius Westermannus, Phil. Dr. Litter. Graec. et Rom. in Univ. Lips. P. P. O. Carolus Hermannus Funkhaenel, Phil. Dr. Gymnasii Nicol. Lips. Coll. III. Vol. I. Praefatus est Godofredus Hermannus. XXX und 201 S.

Wenn man die Philologie mit andern Wissenschaften, wie Geschichte oder Mathematik, vergleicht, kann man leicht an ihr die bestimmte Begränzung des Begriffs vermissen, wie sie den andern zukommt, und wohl zu der Ansicht geführt werden, daß sie nur ein zufälliges Aggregat verschiedenartiger Kenntnisse, theils aus der Sprachkunde, theils aus der Geschichte, der Aesthetik u. s. w., sei, welches nur durch besondere äußere Umstände, die namentlich in der einmal eingeführten Erziehungsweise der Jugend liegen, als ein scheinbares Ganzes zusammengehalten werde. Die alten Autoren, kann man sagen, seien nun einmal ein probates Bildungsmittel des jugendlichen Geistes; Alles, was zum Verständniß und zur Erläuterung derselben diene, welchem Zweige des menschlichen Wissens es auch angehören möge, bilde die Masse von Kenntnissen, die man Philologie nenne. Dann würde freilich die Philologie, wenn sie in dem Verstehen der alten Schriftsteller schon ihren Schluß- und Zielpunkt gefunden hätte, wenn kein daraus erst wieder zu gewinnendes Wissen jenseits läge, als Wissenschaft gar nicht in Betracht kommen. Wenn man aber dagegen die Bestrebungen der Männer, welche schon im sechszehnten Jahrhundert die Philologie weit über das Maß solcher Hilfskenntnisse hinaus mit der ganzen Energie von Geistern, die nach wirklicher Wissenschaft rangen, bearbeitet haben, wenn man die Richtung, welche die Philologie in neueren Zeiten in Deutschland genommen hat und mit wachsender allgemeiner Theilnahme verfolgt, beobachtet: wird man darin gewiß nicht den Trieb eigentlicher Wissenschaft verkennen, der auf ein großes, innig verbundenes Ganzes menschlicher Erkenntniß hinausgeht. Ueber das Feld nun, auf welchem diese Erkenntniß im Allgemeinen zu suchen ist, kann kaum ein Zweifel obwalten, daß es das der Geschichte des Menschengeschlechts sein müsse. Hiernach würde die Philologie der Geschichte als ein Theil anheimfallen, wenn nicht von der andern Seite die Philologie sich Aufgaben gesetzt hätte, die wenigstens nicht im Kreise der Geschichte, in dem Sinne, wie man sie aufzufassen gewohnt ist, zu finden sind. Die

Philologie geht darauf hinaus, die Periode der Bildung des Menschengeschlechts, mit der sie sich beschäftigt, eben so in ihrem gesetzmäßigen Entwickelungsgange, wie in ihren individuellen Gestaltungen in anschaulicher Vorstellung aufzufassen, wissenschaftlich zu erkennen und überhaupt dem Geist auf solche Weise anzueignen, daß er in allen seinen Kräften dadurch gestärkt, gereift und über die Beschränktheit eines persönlich-zufälligen Horizontes zu einer höhern Einsicht in das menschlich Edle, Große und Schöne erhoben werde. Sie setzt sich also nicht die Ermittelung einzelner Facta, die sie in ihre Tabellen eintragen will, noch auch die Gewinnung abstrakter Formen, die es ihr etwa von den Erscheinungen abzuziehen gelingt, sondern die ganze volle Auffassung des antiken Geisteslebens in Verstand, Gefühl und Phantasie zum Ziele; und die Lectüre der klassischen Schriftsteller ist nicht etwa bloß eine Gelegenheit für sie, dies und jenes zu excerpiren, hie oder da ihre Kräfte zu zeigen, sondern — insofern sie mit lebendigem Sinne für das Wesentliche verbunden ist — in der That selbst schon ein großer, wichtiger Theil der wissenschaftlichen Aneignung des Alterthums, dem freilich Vieles vorausgehen und auch noch Manches folgen muß. Daß das klassische Alterthum der Griechen und Römer der ergiebigste oder wenigstens zuerst ergiebige Boden einer solchen Bearbeitung geworden — wiewohl die griechisch-römische Philologie nichts weniger als für sich allein stehen will, sondern die orientalische und jetzt auch die germanische mit Freuden auf ähnlichen Pfaden zu ähnlicher Ausbreitung heranschreiten sieht — hat auch wohl nicht bloß in äußern Umständen, sondern, mit diesen zugleich, in der ganzen Beschaffenheit der Bildung dieser Völker, besonders in der harmonischen Totalität ihres geistigen Lebens, seinen Grund.

Wir haben hier Sprachen vor uns, die, abgesehen von der Nothwendigkeit ihrer Kenntniß zum Verständniß der Literatur, an und für sich, wenn sie historisch und comparativ behandelt werden, die beredtesten Zeugen für die geistige Geschichte der Nationen sind, die sie redeten, indem sie durch ihren etymologischen Bau die tiefsten Blicke thun lassen auf die ersten Entwickelungsstufen des erwachenden, naturfrischen Geistes in einem Jugendalter, in dem diese Nationen zum Theil noch auf dem mütterlichen Boden einer größern Völkerfamilie festgewachsen erscheinen, aber eben so sehr in ihrer syntaktischen Ausbildung uns in die Operationen des gebildetsten, reifsten Verstandes und Geschmacks einführen, der das gegebene Material der Sprache zum geschmeidigen Organ der mannigfachsten Ge-

dankenentwickelung zu machen wußte. Als das zweite Erzeugniß des Geistes dieser Völker treten uns Religionen entgegen, die freilich den Kern echter Religiosität uns an den meisten Stellen nur verdunkelt zeigen, aber dem Forscher dafür eine Fülle der eigenthümlichsten Anschauungen der Natur- und Menschenwelt in ihrer Beziehung auf ein göttliches Leben, und zwar größtentheils aus einem Zeitalter, bieten, das, älter als alle Literatur, doch durch seine Schöpfungen in dieser Art mächtig auf die ganze folgende Cultur, Poesie und Kunst eingewirkt hat. Daran schließt sich die Ausbildung des praktischen, insbesondere des politischen Lebens, die schon um der leitenden Ideen des Sittlich-Schönen willen, welche in den alten Gesetzgebungen heller hervortreten als in irgend einem neuern Staatsleben, eben sowohl der Betrachtung würdig ist, als irgend ein Werk eines einzelnen Menschengeistes. Auf dem Boden dieser beiden Felder, der Religion und des bürgerlichen Lebens, erhebt sich der reiche Wuchs der alten Literatur, aus den Anlässen und Antrieben des Cultus, des Staats, der Sitten nach allen Seiten hervorwachsend und in den guten Zeiten der antiken Bildung durchaus von künstlerischen Stimmungen und Grundsätzen beherrscht und eben dadurch zu einer Mannigfaltigkeit von Gattungen entwickelt, von so festem, in sich vollendetem Gepräge, einem solchen bis ins innerste Gefüge der Gedanken durchgedrungenen Stil, daß der Geist des einzelnen Künstlers, ohne Hemmung der individuellen Freiheit, doch dadurch eine constante Richtung auf das Wahre und Richtige in der Kunst erhalten mußte. Und damit im innigsten Bunde die bildende Kunst, auf demselben Boden des religiösen und öffentlichen Lebens wurzelnd, gleichen Formgesetzen und Geschmacksgrundsätzen dienend, wie von einer gütigen Vorsehung uns beschieden, um das Wort der Poesie durch sinnliche Anschauung zu beleben und die Anschauung durch den Begriff der Sprache der gesammten Gedankenwelt richtig einzufügen. Endlich ist es dieselbe antike Bildung, von welcher die ersten Gedanken der Wissenschaft ausgegangen sind und der unsere Wissenschaft, wenn auch dem Inhalte nach mehr das Werk der modernen Bildung, doch größtentheils ihre methodischen Grundsätze und allgemeinen Formen verdankt. Fügen wir nun diesen reichen Inhalt in den Rahmen der alten Völkergeschichte und Länderkunde ein, welche dem Ganzen erst durch Zeit und Ort Zusammenhalt gibt, so würde das vor uns stehen, was wir als systematische Philologie ansprechen möchten: womit wir indeß nicht sagen wollen, daß nicht die Geschichte auch eine höhere Function übernehmen und von der

Philologie genährt und durchdrungen das geistige Leben, das jene durch die treueste, mühevollste Thätigkeit aufgeschlossen, im vollendeten Bilde zusammenfassen könne, sondern vielmehr den Historiker glücklich preisen wollen, dem eine Geschichte des Alterthums in diesem Sinne zu schreiben — nach Jahrhunderten vielleicht einmal beschieden sein wird.

Indem, wie es uns scheint, die klassische Philologie dem Ziele einer solchen Ergründung seit einiger Zeit mit entschiedenem Bewußtsein zustrebt, bereitet sie einerseits eine nähere Verbindung mit der Philosophie vor, indem sie sich bemüht, ihr die Mittel zu verschaffen, in das Innere des menschlichen Geistes, den ganzen Organismus seines Lebens, seine Entwickelungsstufen und deren Gesetze, die Natur und das Wesen aller höhern geistigen Thätigkeiten ungleich tiefer einzudringen, als es die beschränkte und einseitige Lebenserfahrung eines Individuums oder ein willkürliches Herausgreifen einzelner Erscheinungen aus der Geschichte möglich macht. Andererseits wird sie auch dadurch in den Stand gesetzt, die Rolle in der pädagogischen Bildung der Jugend, die ihr, ungeachtet der sich immer erneuernden Kämpfe darüber, bis jetzt noch geblieben ist, mit gutem Gewissen und im klaren Bewußtsein ihres Rechts zu behaupten. Denn wenn ihr selbst der geistige Charakter und die Gedankensphäre in allen Werken des Alterthums vollkommen deutlich geworden sein wird, wird sie dieselbe auch am besten für die Entwickelung des jugendlichen Geistes benutzen und durch die einfachen und klaren Formen der antiken Bildung den Geist für die verschlungenen und complicirten Wege, welche die neue Zeit eingeschlagen hat, vorbereiten können.

Der Unterz. hat diese Betrachtung über die jetzige Aufgabe und Stellung der Philologie, in welcher er mit vielen seiner Zeitgenossen zusammen zu treffen glaubt, hier vorausgeschickt, um den Standpunkt anzuzeigen, von dem aus er die Aeußerungen des berühmten Vorredners dieser Acta Societatis Graecae beurtheilen muß, welche durch die Stelle, wo sie stehen, und durch die Art, wie sie ausgesprochen werden, als eine Art von Manifest einer sehr ausgebreiteten philologischen Schule erscheinen. Herr G. Hermann spricht zuerst von dem Nutzen, welchen die griechische Gesellschaft in Leipzig durch die Uebungen gewährt habe, die darin angestellt worden und die ein ungleich wichtigerer Theil des Unterrichts seien, als das bloße Anhören von Vorlesungen: wobei der Unterz., ohne den großen und auch überall anerkannten Nutzen fortdauernder Uebungen für die

philologische Bildung im geringsten zu bezweifeln, doch bemerken muß, daß das ruhige Aufnehmen einer wissenschaftlichen Entwickelung immer noch einen ungleich größern Fortschritt des Geistes in der Zeit der akademischen Studien bezeichnet und mit Recht daher als die Hauptsache und das eigentlich Unterscheidende der akademischen Bildungszeit angesehen wird. Hierauf folgt eine Erzählung von dem philologischen Bildungsgange des Vorredners selbst, und namentlich eine sehr lebhafte und anziehend geschriebene Schilderung der Lehrweise des vortrefflichen Reiz, für welche, so wie für manche andere charakteristische Züge aus jener Zeit, jeder Leser dem Verf. großen Dank wissen wird. Hierauf fährt der Verf. fort, wie er durch die Kantische Philosophie und eine Lectüre der Alten, die sich immer nur auf einen Schriftsteller zugleich gerichtet habe, gebildet, nun alle seine Studien darauf gerichtet habe, ut linguarum rationes usumque scriptorum quam posset certissime explicatum haberet. Was er damals über Tempora, Modi, Partikeln und dgl. zuerst ins Klare gebracht habe, sei in jener Zeit von Vielen schnöde zurückgewiesen worden, während es jetzt großentheils selbst in den Unterricht der Knaben auf der Schule übergegangen sei: Behauptungen, deren Wahrheit wohl nicht leicht von irgend Jemandem in Zweifel gezogen werden wird, wenn wir dabei manche aus der Kantischen Kategorieentafel abgeleitete Begriffsbestimmung beseitigen. Unmittelbar nach dieser Hinweisung auf seine Verdienste um die griechische Sprachkunde fährt Herr H. fort: Verum relabi videtur seculum nostrum in pristinam levitatem, quum multi, linguarum scientia se iam pueros satis instructos rati, ea quae multo maiora ac potiora sint consectanda esse clament. Eorum duae sectae sunt, una grammaticorum, altera illorum qui quas ipsi res appellant tractari volunt. Et de grammaticis quidem alii, saniores illi, modo laboriosa industria rarissimas et maxime reconditas verborum formas expiscantur, modo mira subtilitate distinctiones definitionesque excogitant verbisque exornant amplissimis, haud scio an opera maiore quam fructu; alii autem, non magis multa iustaque ratione exculti, lucem sibi inde unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt, atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur. Qui ut hic illic alicuius vocabuli formaeve originem inveniant, tamen ad Graecae Latinaeque linguae rationem ex-

plicandam vereor ne non plus lucrentur, quam si Germanus aliquis gentis suae linguam plurima vocabula communia cum Graeca habere sciat: quo ille sua lingua nihilo rectius utetur, quam si id nesciat.

Wir verweilen hierbei ein wenig, indem wir auf den Grund dieses Tadels zu kommen suchen. Was nun die erste Art von Grammatikern betrifft, so ist uns unbekannt, daß gerade diese Richtung der Aufspürung seltener Wortformen und der Sucht nach subtilen Distinctionen so vorherrschend wäre, um als charakteristisch für die gegenwärtige Zeit erwähnt zu werden; weit mehr hätte man erwartet, daß hier von den erneuten und in ganz anderm Maßstab durchgeführten Leistungen der diplomatischen Kritik, so wie von den umfassendern Studien der alten Grammatiker gesprochen worden wäre, wodurch die Textbehandlung der Autoren eine weit festere Gestalt, und grammatische Forschungen eine breitere Unterlage erhalten haben, als es früher der Fall war. Was aber das vergleichende Sprachstudium anlangt, über welches hernach der Stab gebrochen wird: so scheint Herr H. keine richtige Vorstellung von dem Zwecke und der Bedeutung dieses Studiums zu haben, wenn er nur den Nutzen davon absieht, daß man dieselben Worte in verschiedenen Sprachen wiederfinde; da doch die Sache so steht, daß die ursprüngliche Gestalt der meisten Wurzeln, vieler Ableitungsformen und ziemlich aller Flexionen erst durch die comparative Sprachkunde — und zwar meist mit einer Evidenz, wie sie in historischen Wissenschaften nur irgend verlangt werden kann — bestimmt wird, und die spezielle Geschichte der einzelnen Sprachen erst dadurch einen Boden gewinnt, auf dem sie auch das scheinbar Willkürliche und Regellose großentheils als Glieder eines schönen, gesetzmäßig entwickelten Ganzen nachweisen kann. Urtheile, wie sie Herr H. fällt, haben in neuester Zeit öfter von Philologen verlautet und lassen sich auch leicht begreifen aus der Furcht vor einer allzugroßen Erweiterung des pflichtmäßigen Studiums: als wenn nicht auch in der Philologie von jeher eine Theilung der Arbeit des Forschens bestanden hätte und mehr als die wichtigsten und am meisten gesicherten Ergebnisse zu wissen einem Einzelnen zur Pflicht gemacht werden könnte. Die Sache ist aber in der That jetzt dahin gelangt, daß entweder die Philologie sich ganz einer historischen Erkenntniß über das Werden der Sprache, aller etymologischen Forschungen über die Gestalt der Wurzeln und den Organismus der grammatischen Formen begeben oder sich in diesen Stücken der comparativen Sprachkunde als Führerin und Rathgeberin anvertrauen

muß. Das willkürliche Etymologisiren, das nicht von einem Studium der gesetzmäßigen Veränderungen in der Sprache ausgeht, erscheint jetzt, beleuchtet von dem Lichte der Sprachvergleichung, als ein leeres Spiel und selbst als eine sehr gefährliche Täuschung, wo es Untersuchungen über die Bedeutung von Partikeln (wie bei der Hermann'schen Ableitung von ἄν) und grammatischen Formen zum Grunde gelegt worden ist.

Die Vorrede geht nun zu der zweiten **Secta**, wie Hr. Hermann sie nennt, über: **illorum qui quas ipsi res appellant volunt tractari;** wobei der Unterz. gleich bemerken muß, daß der Ausdruck Sachen-Philologie, seiner Erinnerung nach, von den Gegnern und nicht von denen herrührt, welche der Meinung sind, daß neben der Form und in genauester Verbindung mit ihr der Inhalt der Werke des Alterthums beherzigt werden müsse. Gegen diese spricht die Vorrede nun auf diese Weise: **Illi vero, qui sese rerum explicatores esse gloriantur, primum eo immane quantum peccant, quod linguas veterum non rerum primam et potissimam esse intelligunt.** Da hiermit der Verf. unmöglich sagen will, daß die Sprache zum Inhalt eines Schriftwerks gehöre: so kann er nur das damit meinen, daß die Sprache eben so gut ein Theil des antiken Geisteslebens und ein Gegenstand historischer Beobachtung und Ergründung sei, als Literatur, Kunst, Staatsleben u. dgl.; dies ist aber eigentlich niemals ganz übersehen und gerade von dem berühmten Gelehrten, den Herr H. als Führer dieser **secta** von Sach-Philologen im Auge zu haben pflegt, öfter sehr geltend gemacht worden. Es war ein Mißgriff Fr. A. Wolf's — wenn es Noth thut daran zu erinnern — die Grammatik als eine reine formale Disciplin zu betrachten, während doch nur Kritik und Hermeneutik das Organon der Philologie bilden, und die Sprachkunde eben so gut zum Inhalt gehört, wie die übrige Alterthumskunde. Gerade daraus geht ja die Forderung hervor, daß, während Hr. H. einige Theile der griechischen Sprache zum Gegenstand einer rein logischen Analyse gemacht hat, nun eine historische Behandlung Noth thue, wodurch erstens die alten Sprachen im Ganzen als Erzeugnisse bestimmter Richtungen des Geistes in ihrem nationalen Charakter aufgezeigt und dann insbesondere die Sprachbehandlung der bedeutenderen in ihrer Gattung schöpferischen Schriftsteller aus den Eigenthümlichkeiten ihres Denkens und ihrer ganzen geistigen Bildungsstufe entwickelt werde; wodurch erst die noch immer sehr weite Kluft zwischen der allgemeinen Theorie und dem subjectiven Gefühl, worauf man sich bei

der Behandlung einzelner Schriftsteller zu verlassen pflegt, — wenn auch nie ganz ausgefüllt — doch wenigstens verengert werden könnte. Darin hat aber die Philologie ihre Aufgabe noch sehr wenig gelöst und oft kaum erkannt, und selbst die Autoren, deren schriftstellerischer Charakter sich am klarsten und schärfsten auffassen läßt, von der sprachlichen Seite noch nicht in das gehörige Licht gestellt, so große Vortheile auch Interpretation und Kritik davon zu erwarten haben. So ist es gewiß nicht unmöglich, Thukydides ganze Sprache, seine Wahl der Worte, die Art seines Atticismus, seinen scharf zugemessenen und mit jener herben, alterthümlichen Grazie, von der die bildende Kunst eine so deutliche Vorstellung gewährt, daherschreitenden Satzbau aus der Perikleischen Epoche in der Entwickelung des attischen Geistes, so wie der besonderen Richtung des Charakters und der politischen und rhetorischen Bildung des Schriftstellers zu erklären, während man sich bis jetzt begnügt hat, diesen Stil nur im Allgemeinen gegen die — von einer andern Bildungsstufe aus sehr gegründeten — Vorwürfe des Dionysios zu vertheidigen.

Nam quid instituta veterum, fährt die Vorrede fort, **quid artes, quid aedificiorum rudera aliaeque quae oculis cerni et manibus contrectari possunt reliquiae tam praeclarum atque eximium habent, quod praeferri, immo aequiparari possit ingeniorum monumentis, quae litteris consignata ad nos pervenerunt?** und knüpft daran eine längere Diatribe des Inhalts, daß die Sprache so viel vorzüglicher als die übrigen Sachen sei, als der Geist dem Körper vorgehe; daß wir außer den Schriften des Alterthums nichts davon nachahmen können, als die Werke der Architektur, Bildhauerei und Malerei, welche indeß alle geringer als die Schriften und worunter auch viel Schlechtes sei; daß also das öffentliche und Privatleben der Alten uns nur interessiren könne, weil es zur Erläuterung der alten Schriftsteller diene; die Sprache sei der Geist in körperlicher Gestalt und bahne allein den Weg zum Verständniß der herrlichsten Denkmäler des Geistes. Wir wollen nun hier auf diese Vergleichung der Sprache und der sogenannten Sachen mit Geist und Körper — als wenn sich nicht z. B. auch im alten Staatsleben Ideen ausspwrächen — auf diese Schätzung des Alterthums nach dem, was wir davon nachahmen sollen — wodurch der Nutzen des ganzen Studiums sehr zweideutig werden würde — auf diese sonderbare Parallele der bildenden Künste mit der Literatur — deren alten Wettstreit Herr H. sehr schnell zu schlichten weiß — auf die Vorwürfe, die der alten Kunst wegen mancher schlechten Hervor-

bringung gemacht werden — als wenn dies in der Literatur anders wäre und das Schlechte und Geringe heutzutage anders, als um des Ganzen der antiken Kunstwelt willen, geschätzt und aufgesucht würde — nicht näher eingehen, sondern an den gelehrten Vorredner nur die einzige Frage stellen, ob nicht die richtigste, gesündeste, vollkommenste Lesung der Alten jederzeit diejenige sein werde, welche denselben Zweck vor Augen hat, für den der alte Autor selbst geschrieben hat, und ob nicht zu einer solchen Lesung das wißbegierigste Interesse für die Gegenstände nöthig sei, über welche er geschrieben, und ob nicht ohne ein solches Interesse auch die Art der Behandlung, der Gedankengang, die Verknüpfung der Sätze, der feinere Bau der Rede selber oft auf eine schiefe und ungesunde Weise aufgefaßt werden wird. Wenn dies unleugbar ist und es eben so fest steht, daß Thukydides geschrieben hat, um das innere Getriebe des Peloponnesischen Krieges seinen Zeitgenossen und der Nachwelt deutlich zu machen, und Platon, um seinen philosophischen Ideen Eingang zu verschaffen, und Demosthenes z. B. in der Rede vom Kranze, um den Plan seiner Staatsverwaltung zu rechtfertigen: so folgt, daß, wer nicht das volle Interesse für diese der Geschichte des Staatslebens und der Philosophie angehörenden Gegenstände hinzubringt und wem es nicht darum zu thun ist diese geistig zu durchdringen, auch die Kunstformen dieser Werke nicht verstehen wird und auch die Sprache nicht für ihn die durchsichtige Hülle des Gedankens und der volle Ausdruck des Geistes sein wird, sondern mehr ein Tummelplatz für einzelne, sich in's Spitzfindige verirrende Observationen und eine rechthaberische Disputirsucht. Mit andern Worten: die wissenschaftliche Kenntniß des Alterthums in allen Richtungen seines Lebens dient nicht etwa bloß den alten Schriftstellern hie und da zur Erläuterung; die Schriftsteller selber sind einzelne Organe dieses Lebens, in welchem sie mit allen ihren Gedanken und Empfindungen wurzeln, und wer sie liest, wie sie schrieben, liest sie darum, um denkend und empfindend daran Theil zu nehmen.

Lasse sich nur Niemand dadurch täuschen, wenn Jemand vorgibt, die Alten als Führer zu allem Großen und Schönen zu studiren, und sich doch gegen den Inhalt und die sogenannten Sachen gleichgiltig zeigt. Das ist es ja, was das schulmäßige Treiben der spätern Grammatiker und Rhetoren von Jahrhundert zu Jahrhundert immer leerer und geistloser werden läßt, daß man sich allein die Formen der frühern Bildung anzueignen suchte, ohne in ihren Zuständen und Ideen fortzuleben. Die heutige Philologie aber geht darauf hin-

aus, das Leben der Alten in seiner Ganzheit geistig herzustellen, natürlich nicht in der Wirklichkeit und unmittelbaren Anschauung, sondern mit den Mitteln, die wir anwenden können und die unsere Zeit in hohem Maße ausgebildet hat, der analysirenden und combinirenden Reflexion, und im wissenschaftlichen Bewußtsein.

Sollte aber Jemand glauben, daß die verschiedenen Erscheinungen des Lebens der Griechen und Römer hinlänglich in einzelnen Anmerkungen beiläufig erörtert werden könnten und nicht zum Gegenstande besonderer Werke gemacht zu werden brauchten: so leuchtet doch wohl ein, daß diese Form von beiläufigen und abgerissenen Erörterungen jetzt ungenügend erscheint, wo eine zusammenhängende und die Gründe der Erscheinungen entwickelnde Behandlung gefordert wird, und daß es der in tausend entlegenen Winkeln zerstreuten Erudition der Philologen recht sehr Noth thut, sich auf solche Weise zu sammeln und ihrer Kräfte und Mängel bewußt zu werden. Auch werden dadurch zugleich kritische und hermeneutische Commentare doppelt in den Stand gesetzt, ihre bestimmte Aufgabe, die Herstellung und das Verständniß des Schriftstellers, schärfer zu fassen und seine Eigenthümlichkeit in Gedanken, Kunstformen und Sprachbehandlung zum Hauptgegenstande der Forschung zu machen. Der Unterz., dem ein Wort über „Notengelehrsamkeit" sehr falsch ausgelegt worden ist, hat damit durchaus keinen Tadel über irgend eine Form von Erläuterungen aussprechen wollen, die in der besondern Beschaffenheit des Schriftstellers ihren Grund hat.

Fragen wir aber zum Schlusse, worauf diese ganze Lobpreisung der Sprachkunde im Gegensatze mit andern Alterthumskenntnissen abzwecke: so geben darüber gleichzeitige Recensionen des Vfs. einen hinlänglichen Aufschluß, in welchen die secta philologorum bestimmter bezeichnet wird, welche Hr. H. anklagt, die Sprachstudien zu verachten und hintan zu setzen. Wir halten es für unsere Pflicht, bestimmt zu erklären, daß von den Philologen, welche Hr. H. bezeichnet, weder irgend Einer diese Geringschätzung jemals ausgesprochen noch auch durch die Art seiner Studien zu erkennen gegeben hat. Denn daß etwa der eine von diesen Alterthumsforschern mit einer Schrift über politische Alterthümer oder über Mythologie oder über einen Gegenstand der bildenden Kunst zuerst vor dem Publikum aufgetreten ist, daß vielleicht bei manchem auch die Beschäftigung mit Gegenständen der Art gegen das Studium der Sprachen vorwiegt, berechtigt Niemanden eine Geringschätzung der Sprachstudien vorauszusetzen, sondern ist eine natürliche Folge der Ausdehnung unserer

Studien, welche den verschiedenartigsten Talenten und wissenschaftlichen Neigungen ein erwünschtes Feld eröffnet. Soll aber etwa diese Vernachlässigung des Sprachlichen faktisch aus den Schriften derjenigen Philologen bewiesen werden, die Hr. H. aus der Gesammtheit beliebig herauszugreifen und zu einer besondern Schule oder Sekte zu stempeln pflegt: so erinnern wir uns zwar an manche Versuche diesen Beweis zu führen, aber nicht eben an gelungene, und es ist mitunter dabei von Seiten der Angreifenden schlimmer gefehlt worden, als sie ihren Gegnern vorwerfen konnten. Es ist durchaus irrig und unwahr, was Hr. H. wiederholt durch Recensionen und Vorreden zu verbreiten sucht, daß nur seine Erklärungsmethode mit Grammatik verfahre und die Andern ohne Grammatik bloß durch Antiquitäten, Mythologie, Archäologie, Aesthetik die Alten erklären wollten, da die Sache vielmehr so steht, daß sie außer Grammatik noch etwas mehr nöthig finden zum Begreifen der klassischen Werke.

Indem wir nunmehr dem Vorredner weiter folgen, gelangen wir zu einer Erzählung über die Gründung und Einrichtung der griechischen Societät zu Leipzig, die seit der Zeit, daß königliche Stipendien daran geknüpft worden, mit einem philologischen Seminar viel Aehnlichkeit hat, und wiederum zu einer Empfehlung derjenigen Weise die alten Schriftsteller mit jüngeren Philologen zu tractiren, **quae ceteris et rectior et certior esset.** Doch wird eigentlich, nach manchem Tadel anderer Behandlungsweisen, über diese bessere kein Aufschluß ertheilt, als durch den Satz: **Non omnia explicari ab Societate Graeca volui, sed ea tantum, quae difficilia aut corrupta essent, quorum altera recte explicando defenderentur, altera bene emendando lucem acciperent.** Hiebei hängt Alles von dem relativen Begriff des Schwierigen ab, der sich nach verschiedenen Stufen der Bildung verändern wird, und zwar nicht bloß so, daß Vieles, was schwierig schien, später leicht befunden wird, sondern auch so, daß, was früher leicht schien, hernach als eine würdige Aufgabe des angestrengtesten Nachdenkens erkannt wird. Indeß findet sich weiterhin noch eine nähere Bezeichnung des Schwierigen, indem gesagt wird, daß es sich nicht leicht ohne einen Fehler im Texte der Schriftsteller finde: woraus weiter folgen würde, daß wenn die Alten ohne solche Fehler auf uns gekommen wären, sie nicht würdig sein würden, eine **Societas Graeca** zu beschäftigen, indem z. B. die Ermittelung des Plans ihrer Werke, die Aufhellung der zum Grunde liegenden

Verhältnisse — überhaupt alles Das, was an einem solchen Schriftwerke erst erledigt werden muß, um es als ein gegenwärtiges zu genießen, und was auch an einem in der Gegenwart gegebenen Nachdenken und Studium in Anspruch nimmt — entweder zu leicht für eine solche Gesellschaft oder der Mühe nicht werth wäre. Hieraus wird auch das hinlänglich klar sein, warum wir die empfohlene Art der Interpretation nicht für die einzig richtige und für sich genügende halten können, so wenig wir auch den großen Nutzen solcher Uebungen und die anregende Kraft, welche bei der Leitung derselben entwickelt worden, in Zweifel ziehen.

Die weitere Erzählung von den Schicksalen der Gesellschaft führt auf die verstorbenen Mitglieder derselben, deren mit Recht namentlich gedacht wird, Erfurdt, Passow, besonders den kräftigen und geistvollen Reisig, der den Wissenschaften leider in einer Zeit entrissen worden ist, wo seine Studien eine noch ungleich tiefere und ernstere Richtung genommen hatten. Hr. H. läßt sich auf den innern Gang der wissenschaftlichen Bestrebungen Reisig's wenig ein, sondern erzählt den Ursprung und Verlauf seiner simultas mit dem Hingeschiedenen. Nach der Relation der Vorrede soll der Vorwurf, den Herr Hermann Reisig gemacht, in einem lateinischen Gedicht trīpudium mit einer Länge in der ersten Sylbe gemessen zu haben, den ganzen Zorn zu Wege gebracht haben. Reisig habe es nach Festus (oder vielmehr Cicero de divin. II, 34.) a terra pavienda abgeleitet und daraus die Länge der ersten Sylbe deduciren wollen, aber Hr. H. habe ihn in mündlicher Unterhaltung später überzeugt, tripudium aperte a pellendo dictum, neque alia mensura esse quam repudium et propudium. Hier kann Unterz. sein Erstaunen nicht bergen, daß Reisig, der in der letzten Zeit seines Lebens die lateinische Etymologie mit dem eifrigsten Forschungsgeiste trieb, sich eine solche Ableitung habe gefallen lassen, wenn er auch die Kürze in trĭpudium zugeben mußte. Wahrscheinlich hatte Hr. H. bei der dabei vorausgesetzten Verwandlung des l in d den Wechsel der beiden Buchstaben in dacruma und lacruma, δαήρ und levir, odor und oleo und in vielen andern Fällen der Art im Sinne, aber erstens wird dabei nur ein ursprüngliches d in l erweicht, nicht leicht ein l zu d verhärtet, da die Abstammung des lateinischen meditari von μελετᾶν, μέλειν noch sehr zweifelhaft ist; dann wird der Vocal, der dabei auch nicht zu vernachlässigen ist, auf diese Weise gar nicht erklärt, da das u in pepuli, pulsum nur eine

Wirkung des einfachen oder mit einer Muta verbundenen l ist, wenn aber für das l ein d gesetzt worden wäre, mit dem Grunde auch die Folge weggefallen sein würde. Die Hauptsache ist aber, daß man auf die wahre Etymologie von tripudium durch tripodare gleichsam hingestoßen wird, da das tripudium der Salier mit dem tripodare der Arvalischen Brüder (Marini Atti degli Arvali tab. XLI. A.) völlig von einer Art und der Uebergang eines ältern o in u (wie in ali*ud* aus ALI*OD*) im Latein ganz regelmäßig ist. Offenbar liegt pes zum Grunde, dessen Vocal im Sanscrit als das indifferente ă (padas) erscheint, in den germanischen Sprachen die entschiedene Farbe des o und u trägt (fôtus goth., vuoz althochd.), im griechischen Sprachstamm aber zwischen o und e schwankt, wie πέζα, τράπεζα, ἑκατόμπεδος u. dgl. neben πούς, τρίπους, τρίπος zeigt, wonach auch im Latein pes, quadrupes, quadrupedare neben tripodare, tripudium zu stellen sind. Das ter pede humum quatere ist schon aus den Dichtern als Tanzweise nicht bloß der Salier, sondern auch anderer Italischen Tänzer, wie der Tuskischen Ludier, bekannt. Wie aber Hr. H. (mit einem andern neueren Etymologen) auch propudium und repudium auf pellere zurückführen könne, ist nicht recht zu begreifen, indem die Bedeutung dieser Worte klar auf dasselbe Etymon hinweist, das auch der Form nach am nächsten liegt. Wie in so vielen andern Fällen, ist auch hier zu dem gebräuchlich gebliebenen pudēre ein älteres Verbum der dritten oder primitiven Conjugation im transitiven Sinne „beschämen" anzunehmen, wovon repudium als beschämende Rücksendung und propudium als beschimpfendes Fortjagen sich von selbst ableiten.

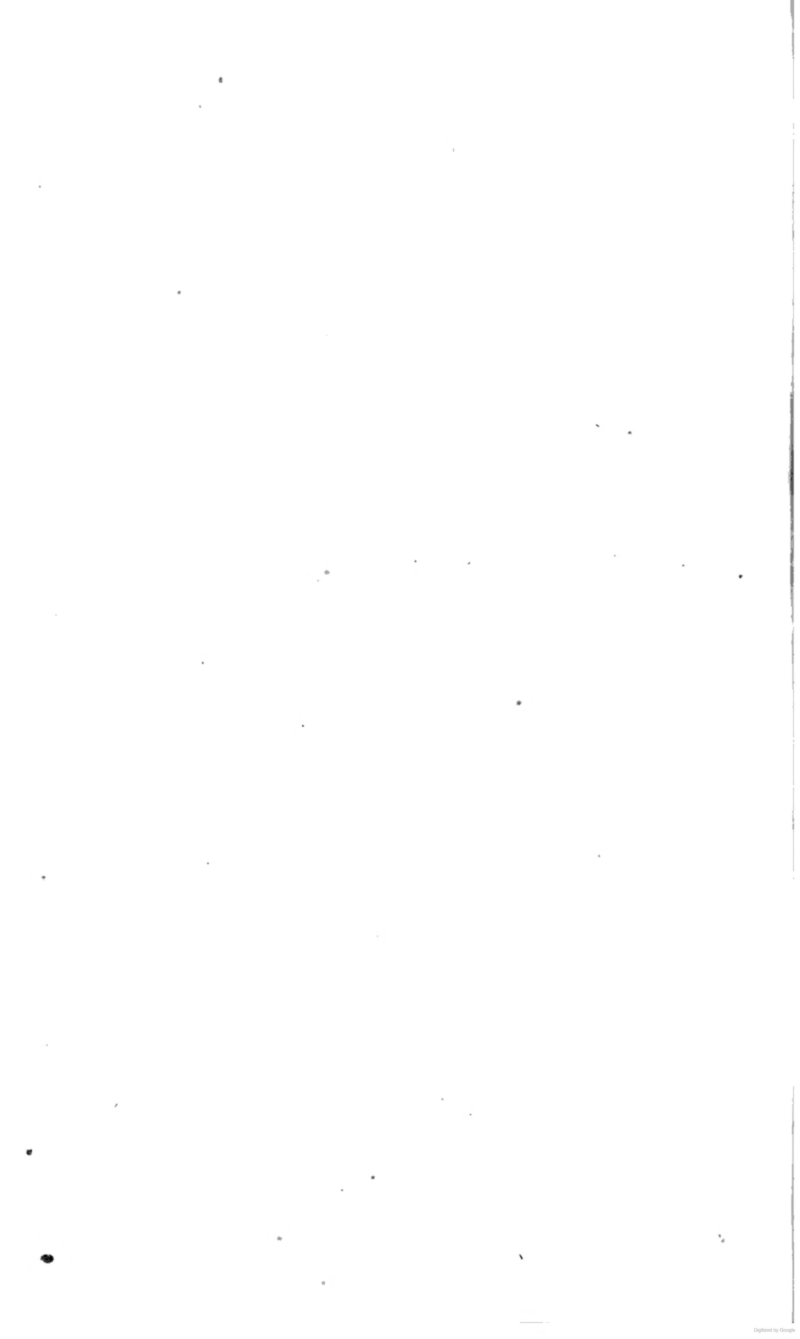
Ueber Philologie, Alterthumswissenschaft und Alterthumsstudium. Für Studirende. Von K. H. Milhauser, Dr. phil. und Privatdocenten an der Universität Leipzig. Leipzig 1837. 88 S. 8.

Eine kleine, mit Nachdenken und Geist geschriebene Schrift, welche die in unserer Zeit vielfach angeregte Frage, worin eigentlich das Studium der Philologie seinen Mittelpunkt habe, ihrer befriedigenden Beantwortung näher zu bringen sucht. Der Verf. stellt sich nicht in die Reihen derer, welche Philologie und Alterthumswissenschaft identificiren und in Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft einen Inbegriff der Fächer, mit denen sie sich zu beschäftigen haben, finden, wie ihn auch früher schon Heyne ähnlich aufgefaßt und vor allem durch sein Wirken in Lehre und Schrift als ein großes wissenschaftliches Ganzes dargethan hatte. Unser Verf. behauptet dagegen erstens, daß Philologie ihrem ursprünglichen Sinne und ihrer wahren Bedeutung nach in dem bewußtvollen Gebrauche gewisser Functionen unseres Geistes bestehe, derjenigen nämlich, welche auf das Verstehen oder Nacherkennen dessen gerichtet sind, was uns von Anderen Erkanntes sprachlich mitgetheilt wird. Und zweitens, daß Alterthumswissenschaft, oder näher bezeichnet: klassische Alterthumskunde, kein wissenschaftliches Ganzes bilde, sondern nach ihren verschiedenen Disciplinen den einzelnen Wissenschaften, die der Geschichte des Menschenlebens untergeordnet sind, als da sind Geschichte der Sprachen, der Staaten, der Religionen, anheim falle. Wir halten beide Einwürfe nicht für stark genug, das innere Band der Alterthumswissenschaft zu lösen oder zu lockern. Denn was erstens die gegebene Definition der Philologie betrifft, so setzt sie ohne Zweifel richtig die formelle Thätigkeit des Philologen in ein Verstehen eines bereits von Menschen Gedachten, aber schneidet durch die Forderung, daß es ein sprachlich Mitgetheiltes sein müsse, das eng Verbundene von einander. Denn über oder jenseits des Verstehens des im Einzelnen sprachlich Mitgetheilten liegt ja immer das Verstehen der durch die Analyse der Sprache gewonnenen Gedanken in ihrem Zusammenhange, welches schon bei der Verbindung mehrerer Sätze zu einem Gedankenganzen, noch mehr bei ganzen Schriftwerken, in Anwendung kommt; das Verstehen von dichterischen Gedanken aber hat eine solche Verwandtschaft mit dem Verstehen der Composition eines plastischen Kunstwerks, daß man meist ganz dieselben Principien und Verfah-

rungsweisen bei dem einen und dem anderen angewandt finden wird. Warum soll nun die Uebung dieser Function nicht überhaupt auf das Verstehen menschlicher Gedanken und Empfindungen, in welcher Form sie auch vorliegen mögen, in Gedichten und Reden, Mythen und Kunstwerken, Sitten und Staatseinrichtungen, dem Organismus der Sprache selbst, ausgedehnt und die Philologie zur Auslegerin jener mannichfach tönenden Sprache gemacht werden, die Nationen durch ihr ganzes lebendiges Dasein zur Nachwelt reden? Sollte nun aber die Forderung an den Philologen gemacht werden, daß er, im Bewußtsein der Virtuosität in der formellen Handhabung aller Mittel des Verständnisses, sich hierauf allein beschränken und den Stoff sammt und sonders der Geschichte belassen solle: so würde sich bald zeigen, daß bloß formelle Fertigkeiten, ohne inneres Interesse für die Gegenstände, ganz des Bodens entbehren, auf dem sie allein auf eine gesunde Weise sich entwickeln können, indem Niemand recht versteht, dem nichts an dem zu Verstehenden liegt, und die steigende Schwierigkeit des Verstehens auch eine steigende Begeisterung für den zu gewinnenden Inhalt verlangt. Wir leugnen nicht, daß es darin eine Verschiedenheit der Anlagen und Naturen gibt und die Einen mehr an der rein formellen Ausübung der Kunst des Verstehens und kritischen Beurtheilens ihre Freude haben, während Andere auf jedem Schritte durch das Interesse des Inhalts fortgezogen sein wollen. Aber im Ganzen lehrt die Erfahrung, daß jede Art der Philologie, sobald sie ein gewisses Alter der Reife erlangt hat, sich mitten unter den gesammten Schätzen der Ueberlieferung niedergelassen hat und mit dem ganzen Denken und Thun bestimmter Nationen und Perioden der Menschheit ein inniges Verhältniß eingegangen ist. Hiermit haben wir nun auch schon den Standpunkt angezeigt, von dem aus wir die zweite Forderung des Vfs. beurtheilen müssen. Er verlangt von der klassischen Alterthumskunde, daß sie den Stoff, dessen sie sich bemächtigt, heraus geben und an die einzelnen (zum Theil noch gar nicht vorhandenen) Zweige der Geschichte des Menschenlebens restituiren solle, mit andern Worten, daß z. B. von dem griechischen Staatswesen nicht in Verbindung mit der Religion, der Kunst und gesammten Bildung der Griechen, sondern in Vereinigung mit der chinesischen, russischen, nordamerikanischen Verfassung die Rede sein solle. Nun ist aber gar nicht abzusehen, warum diese Verbindung für die Erkenntniß der Sache förderlicher als jene sein, und noch weniger, warum sie jene ausschließen solle.

Bei allen Eintheilungen in historischen Materien kommt es vornehmlich darauf an, daß sie da einschneiden, wo ein wirkliches Gelenk ist, daß sie nichts trennen, was aus denselben Lebenstrieben, unter dem Einflusse derselben Grundideen und Verhältnisse, in organischer Einheit gewachsen ist, und Dinge nicht zusammenwerfen, die aus ganz verschiedenen Quellen fließen und etwa nur durch einen modernen Sprachgebrauch zusammen gehalten werden. Diese Gefahr liegt aber nur gar zu nahe, wenn man sich allein gewöhnt, die historischen Erscheinungen immer nach einem solchen abstracten Fächerwerk, wie Staat, Religion, Literatur, zu registriren; man setzt nur gar zu leicht eine Gleichartigkeit von Thätigkeiten voraus, die gleich bei dem ersten Hervorbrechen des Keimes einen ganz verschiedenen Anlauf genommen und darnach eine ganz andere Stelle im menschlichen Leben ausgefüllt haben. Gerade unsere Zeit leidet an vielen Uebeln, die in der Voraussetzung der Gleichartigkeit alles Dessen, was man einmal in ein abstractes Fach geworfen hat, ihren eigentlichen Grund haben. Wäre ferner die Forderung des Vfs. gegründet, daß alle Seiten des Menschenlebens nach ihrer abstracten Eintheilung behandelt werden sollen, so müßte sie sich auch folgerecht durchführen lassen können und es dürfte z. B. auch das griechische Staatsleben, die Literatur, die Religion nicht zusammen bleiben, sondern die Lehre von der Volksrepräsentation, die satirische Poesie, die göttlichen Eigenschaften müßten von China bis Nordamerika durch alle Zeiten und Völker durchgeführt werden. Man weiß, zu welchen trockenen Compilationen, ohne Lebenssaft und innere Wahrheit, diese Methode geführt hat und wie augenscheinlich dabei die offen bleibenden Rubriken den Zwang darzuthun pflegen, welchen dies Verfahren dem historisch Gegebenen anlegt. So weit aber auch eine solche Behandlung in der Zerlegung des zusammen gewachsenen Stoffes gehen möge, bei irgend einem Punkte wird sie doch stehen bleiben, die abstracten Eintheilungen aufgeben und das in seiner concreten Erscheinung Verbundene zusammen lassen müssen. Niemand wird leugnen wollen, daß die Durchführung solcher allgemeinen Gesichtspunkte, wenn sie nur in dem Wesen der menschlichen Natur ihren Grund und zum ganzen menschlichen Leben ihr bestimmtes Verhältniß haben, von großem Werthe sein kann; da auch für die historische Behandlung des Einzelnen nichts förderlicher ist, als wenn man über die Bedürfnisse einer gewissen Seite des menschlichen Geistes und Lebens und die Forderungen und Bedingungen, die in der Sache selbst liegen, von ei-

nem allgemeinen Standpunkte bereits unterrichtet ist. Sobald aber die Betrachtung sich mit Entschiedenheit einem einzelnen Volke zugewendet, wird sie sich vor Allem in das gesammte Leben desselben versenken, den Geist, der aus Sprachwerken und dem Sprachbau selbst, aus Kunstdenkmälern und Einrichtungen des geselligen Lebens auf gleiche Weise spricht, zu verstehen suchen, jenen geistigen Hauch, der Alles, was Hellenisch, oder was Hebräisch, oder was Römisch ist, umzieht und zu einem harmonischen Ganzen macht, zu fassen suchen müssen, ehe sie z. B. das Recht oder ein einzelnes bedeutendes Rechtsinstitut aus den blühenden Zeiten dieser Völker so begreifen kann, wie es zu begreifen möglich ist. Kurz, der Geschichtsschreiber der Staaten oder Religionen oder Künste wird eine in sich zusammenhängende Alterthumskunde so wenig überflüssig machen, daß er vielmehr jederzeit davon ausgehen und sich fortwährend darauf wird berufen müssen.



II.

Zur classischen Alterthumswissenschaft im Allgemeinen.

Anzeigen, Recensionen und Abhandlungen.

Histoire et mémoires de l'institut royal de France, classe d'histoire et de littérature ancienne, Tome III et IV (so weit sie das classische Alterthum betreffen). *Paris.*

Die Académie des Inscriptions et belles lettres, welche nach einer mehrjährigen Gefahr ihrer völligen Vernichtung endlich von der Classe d'Histoire et de Littérature ancienne des französischen Instituts nach einem Leben von 129 Jahren verschlungen wurde, hat Ludwig XVIII. am 21. März 1816 zu einem neuen Leben erweckt, in dem sie ihre ehemalige Thätigkeit wieder erneuert hat. Ehe sie als Académie des Inscriptions mit ihren gelehrten Abhandlungen wieder hervortritt, wollte sie doch noch für die Bekanntmachung der Arbeiten der Classe d'Histoire et de Littérature ancienne, in vier Quartbänden, sorgen. Die alte Literatur nun betreffen unter den Auszügen aus den gelesenen Abhandlungen in T. III und IV folgende:

Tome troisième: Lévesque gibt nicht sehr bedeutende Bemerkungen über die Pharmakeutria des Theokrit zur ästhetischen Würdigung und antiquarischen Erläuterung des Gedichts. Von Mongez werden Bemerkungen mitgetheilt über die Töpfergeschirre von rother Farbe, die man in allen von Römern bewohnten Gegenden Galliens findet, — über die in großer Anzahl gefundenen steinernen Särge, die man fabrikmäßig besonders in der Zeit der christlichen Franken verfertigt zu haben scheint, — über das Zinn der Römer, wovon ein chemisch analysirtes Stück fast $1/3$ Blei enthielt, — über die Bestimmung von argilla, creta und marga (marne), wo besonders bemerkt wird, daß den Namen creta die alten Schriftsteller oft von Stoffen anwenden, die zur argilla gehören. — Endlich vom Baume citrus oder thyia der Alten, dessen Holz die Römer mit solcher Vorliebe zu den schönsten Mobilien anwandten, daß er in seiner Heimath, dem Atlasgebirge, ganz ausgegangen ist; nach Mongez Be-

stimmung gehört er zur Classe **juniperus**. Visconti gibt Abbildung und Beschreibung eines Sicilianischen Vasengemäldes mit schwarzen Figuren im alten Stil, mit der Inschrift δεχε, τερε, πασο, welche Visc. richtig erklärt, empfange, bewahre, besitze (nur bemerkt Ref. daß man δέχεο ergänzen muß, und das zweite Wort nach alter Orthographie für τήρει steht). Auch erklärt Visconti eine Athenische Inschrift zu Ehren eines Sophisten Julius Theodorus, welche Fauvel übersandt hatte.

Die Mémoires des Instituts geben zuerst die Fortsetzung des ausführlichen Aufsatzes von Mongez über die Ackergeräthe der Alten. Der erste Theil desselben beschrieb den Pflug; dieser zweite zuerst Grabscheit und Hacke, — mit fleißiger Zusammenstellung alter Abbildungen auf Grabsteinen und Benutzung der Scenen aus dem ägyptischen Landleben auf den Reliefs von Eleithyia; — bei der gabelförmigen Hacke, δίκελλα, **rastrum**, wird auch zugleich der alte Rechen, **rastellus**, erläutert. Darauf werden die Instrumente beschrieben, deren man sich gleich nach der Saat bediente, um die Samen zu bedecken (**deliratio**), welche unsern Egen ziemlich entsprechen (**crates dentatae**), diejenigen, welche man beim Jäten anwandte, und besonders ausführlich die Werkzeuge und Vorrichtungen des Mähens bei Aegyptern, Griechen und Römern. Bei den alten Galliern war ein Wagen in Gebrauch, der von einem Ochsen gestoßen durch eine scharfe Schneide selbst mähte und die Aehren in sich aufnahm. Auch für die alten Vorrichtungen des Dreschens sind Abbildungen aus Monumenten mit Fleiß gesammelt. Auf ägyptischen Monumenten sieht man die Aehren von Ochsen ausgetreten. Die Hülsenfrüchte wurden von Menschen ausgeschlagen, woraus Mongez die sogenannte Geißel in Osiris Händen zu erklären denkt — mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit. Auch die Weinkelter und Oelpressen zieht der Verf. in den Kreis dieser Abhandlung, von der indeß der Weinbau im Ganzen ausgeschlossen bleibt.

Der verstorbene Clavier gibt als Anhang zu seiner **histoire des premiers temps de la Grèce** eine Abhandlung über die athenische Familie der Kallias und Hipponikos. Er ordnet die Männer dieses Geschlechts, welche die Geschichte kennt, in Uebereinstimmung mit frühern Forschern (vgl. Böckh Staatshaush. Th. 2. S. 17) so an: Kallias Phänippos Sohn Sieger mit dem Wagen Olymp. 54. Diesen hält Clavier für den Eidam des Hipponikos, der die Solonische Seisachtheia für seinen Vortheil benutzt haben soll, und glaubt, daß so der Name des Hipponikos in die Familie kam.

(Besser nimmt man an, daß dieser Hipponikos Bruder des Phänippos war.) Sein Sohn ist Hipponikos Ammon, dessen Kallias, der Eleusinische Daduch, welcher bei Marathon im Priesterschmuck mitstritt, hernach Gesandter am Persischen Hofe. (Beiläufig stellt der Verfasser die Epoche des Todes des Xerres nach Charon von Lampsakos und Thukydides fest, und behauptet die Gewißheit des kimonischen Friedens **470 a. C.**, an dessen Ratification durch den Großherrn von Persien indessen auch Rec. fortdauernd zweifelt.) Dann kommt Hipponikos **II.**, ebenfalls Daduch, der Schwiegervater des Alkibiades, darauf dessen Sohn Kallias **III.**, der bekannte Verschwender, der nach Heraclides Ponticus in die größte Armuth herabsank, aber wir müssen dem Verf. Recht geben, daß dieser nicht eben zuverlässige Schriftsteller die Sache sehr übertrieben habe. Von Hipponikos dem **III.** wissen wir sehr wenig.

Ein sehr ausführliches **Mémoire** über die Art der Tempelerleuchtung bei den Alten von **Quatremère de Quincy** sucht gegen alle frühern Archäologen zu erweisen, daß die Art der Erleuchtung, welche man beim Pantheon und andern runden Tempeln kannte, auch bei allen großen Tempeln Griechenlands statt gefunden habe, nämlich durch ein großes Fenster in einem gewölbten Dache; daß so und nicht anders die Benennung der **aedes hypaethros** zu verstehen sei — wobei man doch immer den Worten Vitruvs, **medium autem sub divo est sine tecto,** Gewalt anthun muß, wenn man mit dem Verf. nur an ein, noch dazu durch durchsichtige Scheiben verschlossenes, Fenster denken soll, — und daß als Beispiel dieser Art der Tempel der Demeter zu Eleusis anzusehn sei, welcher nach Plutarchs ausdrücklichem Zeugniß ein gewölbtes Lichtloch hatte, die Beleuchtung aber durch Lampen oder durch die Oeffnung der Thür nur für kleinere Tempel ohne Seitengänge im Innern hingereicht habe. Soll Ref. seine unmaßgebliche Meinung über dies Paradoxon in der Geschichte der alten Architectur mit wenigen Worten aussprechen, so ist es die, daß ein gewölbtes Dach mit der Construction der meisten griechischen Tempel unvereinbar scheint, welches neuere Untersuchungen, vielleicht bei dem Tempel von Phigalia, noch deutlicher zeigen werden, daß die Bedachung des Eleusischen Weihetempels nicht als Regel, sondern als Ausnahme wegen besondrer Umstände zu betrachten ist und Vitruvs Worte wörtlich genommen werden müssen, zwar nicht so, daß das ganze mittlere Schiff eines Hypäthraltempels unbedeckt gewesen sei, aber doch ein großer Theil desselben ohne Dach blieb. Schätzbar sind die Bemerkungen des Verf. über den Gebrauch des Glases

und des **lapis specularis** nebst andern durchsichtigen Steinen zu Fenstern.

Auch erscheinen hier die Untersuchungen von Pastoret über den Commerz und Luxus der Römer und ihre dahin einschlagenden Gesetze, welche zum Theil schon der **Académie des belles lettres 1792** und dem **Institut 1803** vorgelesen waren. Nach einer etwas fastuösen und auf frühere Gelehrte herabblickenden Einleitung schildert der Verf. den Zustand der Sitten vor der Entstehung des Handels und Luxus — ein eitles Unternehmen nach unsrer Meinung, da die Zeit der ersten Könige keine geschichtliche Würdigung zuläßt, unter den Tarquiniern aber Handel und Luxus in Rom schon ungefähr so bedeutend sein mußten als in Etrurien und sonach die Armuth und der Mangel an Verkehr in den ersten Jahrhunderten der Republik nicht primitiver Zustand, sondern nur durch das feindliche Verhältniß Roms zu den Nachbarländern hervorgebracht war; daher man es unmöglich billigen kann, wenn hier allerlei historische und poetische Angaben über Roms Armuth aus verschiedenartigen Zeiten zusammengeworfen werden. Es werden darauf die Aufwandgesetze der zwölf Tafeln gemustert, welche schon bedeutenden Luxus voraussetzen, z. B. die Sitte, die Scheite des Rogus glatt zuzuhauen, was freilich verboten wird: aber 10 Flötenspieler werden doch bei dem Leichenbegängniß erlaubt. Und was soll man sagen, wenn man mit Goldfäden eingesetzte Zähne ohne Vorwurf erwähnt findet. Auch über die Zinsgesetze verbreitet sich hier der Verf. und sucht die Auctorität des Tacitus, der das **unciarium foenus** als erlaubt aus den 12 Tafeln anführt, gegen Montesquieu zu vindiciren; er nimmt es mit Gronov für **1 pro Cent**; aber dieser ganze Abschnitt ist überaus schwach und ohne durchgreifende Kritik. Die Verbreitung des Luxus in Rom sucht der Verf. in die Epoche der Ueberwindung des Pyrrhus und der Karthager hinabzuschieben, als wenn Etrurien und Campanien irgend minder luxuriös gewesen wären, als die transmarinen Völker. An die Aufwandgesetze der 12 Tafeln werden eine große Anzahl andrer angereiht, in deren Aufzählung schon die Geschichte des steigenden Luxus enthalten ist, da sie um desto häufiger erneuert werden mußten, je öfter man sie vergessen sah. Ein zweites Memoire desselben Verf. führt denselben Gegenstand durch das siebente Jahrhundeit der Stadt durch, bis zu den Zeiten des Pompejus. Es ist unmöglich aus den unzähligen Einzelheiten einen Auszug zu geben; nur wollen wir bemerken,

---

*) Vergl. Handbuch der Archäologie der Kunst. §. 288. 2. 3.

daß man hier keine Geschichte des Römischen Handels und seines Betriebes durch Inquilinen und sonst suchen soll, wovon sich hier nur sehr flüchtige Bemerkungen finden. — Zu den wackern Abhandlungen von Mongez über die öconomischen Alterthümer gehört auch die hier eingerückte über die Mühlsteine bei den Alten, welche fast nur den Basalt dazu gebrauchten, und unter den Völkern der neuern Zeit.

Tome quatrième: Der verstorbene Clavier hat den Tyrannen Apollodoros von Kassandrea (Potidäa) in Macedonien — den die Alten öfter mit Phalaris zusammenstellen, — zum Gegenstand einer Abhandlung gewählt. Er unterwarf seine Vaterstadt, nicht lange darauf, nachdem ihr Eurydike, die Mutter des Ptolemäos Keraunos, nach dem Tode dieses Fürsten die Freiheit gegeben hatte, im Jahre v. Ch. 277 oder bald hernach, und wurde nach schauderhaften Gräuelthaten von Antigonos Gonatas im Jahre 275 oder 274 nach der Eroberung von Kassandrea einem schrecklichen Tode überliefert.

Quatremère de Quincy's **Memoire**, über die Homerische Beschreibung des Achilleischen Schildes, steht zum größten Theil in dessen: **Jupiter Olympien.** Gegen die gegebne Abbildung wäre viel zu sagen, da sie fast alle Grundsätze des alten Reliefs verletzt und auf die ältern Vasengemälde und erhobnen Arbeiten gar keine Rücksicht genommen ist; gegen das Zeitalter verstößt der Verf. so sehr, daß er den Himmel durch den Zodiacus bezeichnet glaubt, von dem Homer wahrscheinlich nicht ein Zeichen kannte.**)

Ein andrer Aufsatz desselben Gelehrten stellt eine neue Erklärung des Borghesischen Fechters auf, der nun schon vom Gladiator zum Athleten, Chabrias, Krieger im Amazonenkampf, Ajax, Sphäristen u. s. w. geworden ist. Quatremère de Quincy hält ihn für einen Hoplitodrom oder geharnischten Wettläufer, und in der That lösen sich manche Schwierigkeiten früherer Erklärer dadurch. Aber es entstehen auch wieder neue. Die Statue zeigt nichts von dem, was den raschen und angestrengten Lauf bezeichnet, z. B. das Einziehn des Unterleibs; die Augen sind nicht gerade aus nach dem Ziele gerichtet, sondern nach der Gegend, wo die Figur den ehernen Schild hielt und woher die Gefahr droht, u. dgl.***) — Die angeführte Stelle des Heliodor hat wenig Anwendbarkeit auf die Statue.

Mongez's Recherchen über die Kleidung der Alten behandeln

---

*) Vergl. Handb. der Archäologie. §. 65. Anm.

**) Vergl. Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, S. 191.

***) Vergl. Handb. der Arch. 426. 3.

3 Hauptpunkte, 1) die Stoffe, sowohl aus dem Thierreich, Häute, Haare, Wolle, Seidenmuschel, Federn, als vegetabilische, Leinen, Baumwolle (ὀθόνιον leitet Langlès von dem arabischen gouthoun, coton her), Seide, Hanf, die Häute einer Bulbus-Pflanze, Rohr, Papyrus, Spartum, als mineralische, namentlich Asbest, Gold und Silber. Dieser Abschnitt ist mit ziemlich leichter Hand gearbeitet und läßt sich sehr vermehren. 2) die Art der Verfertigung. In den Untersuchungen über den Webestuhl der Alten ist der Verf. auf dieselben Resultate gekommen, wie der ehrwürdige Schneider in den scriptores rei rusticae, welches Werk Herr Mongez aber erst nach Vollendung seiner Forschung in die Hand bekommen zu haben versichert. Auf die Arbeit des Webers folgt die des Walkers (γναφεύς, fullo), womit die des Aufrauhens verbunden war. Auch die Färbung, das Durchwürken, Bordiren u. dgl. ist mit hinzugenommen und über die Fransen der Gewänder einiges aus Kunstwerken gesammelt. Dieselbe Rücksicht auf Kunstwerke macht die Bemerkungen über das Falten und Pressen der Gewänder interessant. Gefütterte Kleider läugnet der Verf. bei den Alten; Ref. glaubt deren in den Mosaiken von Millin zu sehn. 3) Die Arten und Formen der einzelnen Kleider. Von diesen behandelt indessen der Verf. in diesem Bande nur die Unterkleider unterhalb der äußern Tunica. Und zwar hat er hier nach unsrer Meinung im Ganzen die Alten zu sehr mit Kleidern überladen, indem er aus einzelnen Beispielen zu schnell auf allgemeinen Gebrauch schließt. Ja aus Ilias 2 v. 260 will er den Gebrauch von caleçons bei Homer abnehmen, wovon nicht die mindeste Andeutung da steht. — Die Abhandlung schließt mit Bemerkungen über die Art, wie die Alten das Geld im Gürtel trugen, und über die Schnupf- und Schweißtücher derselben.

Zwei Abhandlungen von Quatremère de Quincy erläutern den Leichenwagen, der Alexanders Körper von Babylon nach Alexandria brachte, und den Scheiterhaufen des Hephästion, und versuchen beide durch Abbildungen nach Diodor zu restituiren. In beiden ging dem Verf. Caylus vor, über dessen Geschmack ein strenges Urtheil ausgesprochen wird. Die Zeichnung des Wagens, aber minder genau und ausgeführt, hat Q. de Quincy schon dem Werke von Ste. Croix über die Historiker Alexanders beigegeben. Nach ihr erscheint der Wagen als ein Tempelgebäude mit einem Jonischen Peristyl, dessen Cellenwand größtentheils aus Gitterwerk besteht und den Sarg innen sehn läßt, das Dach ist rund gewölbt und in dem Halbkreise des Giebelfeldes stehen Throne u. s. w. Ueber die mechanische Vorrichtung, die

den Wagen stets im Gleichgewicht hielt und vor Stößen schützte, kann — da Diodor sie nur mit kurzen Worten erwähnt, nich beschreibt — eigentlich kaum eine Muthmaßung gewagt werden. Den Scheiterhaufen des Hephästion sucht der Verf. besonders daraus zu construiren, daß er eine Uebereinstimmung desselben mit dem von Herodian beschriebenen und auf Münzen abgebildeten Römischer Kaiser wahrscheinlich macht; er theilt ihn in 5 Stockwerke, welch: er auch mit Architectur bekleidet, da Diodor bloß die Bildwerke daran erwähnt; die Stockwerke verengern sich nach oben und bilden eine Terassen-Pyramide.*)

Larcher las (23. Juni 1809) eine Abhandlung über die astronomischen Observationen, die Kallisthenes aus Babylon dem Aristoteles zugeschickt haben soll, worin er zeigt, daß dieselben nicht über Nabonassars Aera hinausgegangen sein können, und es darauf zweifelhaft macht, ob überhaupt solche an Aristoteles gekommen sind, da die Griechischen Astronomen vor Ptolemäus nicht einmal die Aera Nabonassars gekannt haben, geschweige ältere Observationen, und Ptolemäus diese Aera zuerst und keine andere gebraucht hat.

Dissertations sur differens sujets d'Archéologie par M. Raoul-Rochette. Paris 1821. in 4.

Herr Raoul Rochette, der auch in Deutschland bekannte und geschätzte Schriftsteller über die griechischen Colonien, vereinigt in dieser Sammlung mehrere Abhandlungen von verschiedener Art. Die erste „über die Epoche der Auswanderung des Oenotros" sucht darzuthun, daß Dionysios von Halikarnaß Unrecht hat dieselbe 17 Generationen vor den Trojanischen Krieg zu setzen und die herrschendere und genauere Meinung des Alterthums sie bloß 8 Generationen vor dieser Epoche ansetzt. Wir müssen gestehen, daß wir von dieser Untersuchung wenig Vortheil ziehen können, indem die in jenen altarkadischen Genealogieen vorkommenden Namen fast alle Länder, Völker oder Götter und allgemeine Zustände bezeichnen, die nach alter Dichtersprache personificirt und dann genealogisch verknüpft wurden, worauf spätere Gelehrte, den Sagengehalt zu scheiden unvermögend, chronologische Systeme bauten. Die zweite Abhandlung „über die

*) Vergl. Handb. der Arch. 151. 2.

poetische Improvisirung bei den Römern" behandelt ein interessantes Thema mit Gelehrsamkeit und Geist, obgleich die Vergleichung mit Deutschen Arbeiten über diesen Gegenstand noch mehrere genauere Discussionen veranlaßt hätte. Die dritte Abhandlung beschäftigt sich mit einer Böotischen Inschrift, die aus Pouqueville's Papieren mitgetheilt wird. Es ist ein Decret der Tanagräer, wodurch einer zum Πρόξενος ernannt wird. Die Ergänzung und Erklärung halten wir für völlig richtig, nur daß wir Lin. 2 für δόχϑη nicht ἐδόχϑη, sondern δεδόχϑη (böotisch für δεδόχϑαι) schreiben, ferner aus ευκιας nicht Fοικίας, sondern Fυκίας machen, dann ἔπτασιν, nicht ἔμπασιν schreiben.

Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Von Dr. F. C. Dahlmann, Professor der Geschichte zu Kiel. Zweiter Band. Altona 1820. in 8.

Die erste Abtheilung dieses Bandes führt den besondern Titel: Herodot, aus seinem Buche sein Leben, und enthält eine Abhandlung des Herausgebers, die durch Gründlichkeit der Forschung für die Wissenschaft eben so förderlich, wie durch Leichtigkeit der Behandlung und Kräftigkeit der Darstellung für den Leser anziehend ist. Der Verf. setzt als Stützpunkt für die Chronologie von Herodots Leben seine Geburt Olymp 74, 1., seine Theilnahme an der Kolonie von Thurii in Italien, Olymp. 84, 1., und daß er in den Peloponnesischen Krieg hinein lebte. Die Geschichte von Herodots Vorlesung in Olympia, die seit Lucian so oft mit viel Pomp wiedererzählt worden ist, und die, wenn sie den Knaben Thukydides zu Thränen brennenden Nacheifers rührte, in Olympias 81. fallen müßte, ist früher schon öfter angezweifelt und als eine Anekdote betrachtet worden, wie deren die Geschichte der alten Philosophen und Schriftsteller so viele entstellen; hier ist sie mit siegreicher Fülle von Gründen — wenn auch einige derselben nur in der Masse wirken können — völlig zu Boden geschlagen. Dagegen wünschten wir, hätte der Verf. größeres Gewicht gelegt auf die wohlbeglaubigte Erzählung, Herodot sei von dem Volk zu Athen belobt und belohnt worden — ohne Zweifel wegen einer Mittheilung eines Theils seiner Geschichte; der Gewährsmann bei Plutarch de malign. Herodot. 26., der Athener Diyllos, citirt den Volksbeschluß und hatte ihn ohne Zweifel noch vor sich; aus diesem

muß man nun, nicht aus Erfindung oder Willkühr — wenn wir unbefangen urtheilen wollen — auch Eusebius Datum für jene Vorlesung ableiten, Olymp. 83, 3. Der Verf. wendet sich darauf von diesen Nachrichten ab und an den Schriftsteller selbst, um von ihm zu erfahren, wann er sein Werk ausgearbeitet, und sammelt alle in demselben erwähnten Thatsachen, welche später fallen als der Zeitpunkt, mit dem er seine Erzählung abbricht. Uebersehen ist dabei die Stelle 6, 91., die sich auf die Vertreibung der Aegineten aus ihrer Insel bezieht, ein Ereigniß dem dritten Jahre von Olymp. 87. angehörig; auch die Eroberung von Halieis durch die Spartiaten, erwähnt 7, 137., die Ref. in Olymp. 80, 3. zu setzen geneigt ist. Unter diesen Thatsachen sind nun acht, welche den ersten Jahren des Peloponnesischen Kriegs angehören; denn Herodot 4, 80. deutet auf Ol. 87, 1.; 7, 233 auf dasselbe Jahr; 7, 137 auf 87, 2 oder 3.; 6, 91 auf 87, 3.; 7, 114 scheint auf Olymp. 80 bezüglich; 7, 151 eben darauf; 3, 160 auf 88, 4.; und 6, 98 geht auf den Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs während Artaxerxes Regierung. Die letzte Stelle indeß, das Erdbeben in Delos als Vorzeichen des nachfolgenden Unglücks bezeichnend, kann man auch in andrer Beziehung anwenden. Herodot nämlich betrachtet die Erschütterung der Insel zu Darius Hystaspis Zeit als die einzige und ignorirt also das Erdbeben Ol. 87, 1., welches Thukyd. 2, 8 bezeugt, man kann daraus schließen, daß er in dieser Zeit von Delos entfernt und wohl überhaupt mehr in der Vergangenheit als Gegenwart lebte. Ob in der Stelle 9, 73 eine Andeutung der Besetzung Dekeleas durch die Lakedämonier enthalten sei, wie der Verf. will, ist nicht durchaus klar; man kann sie auch nur auf die Verheerungen Attika's in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges beziehen. Dagegen ist es sicher, daß die Stellen 3, 15 und 1, 130., die von Pausiris, dem persischen Vasallen in Aegypten, und von dem Aufstand der Meder gegen Dareios den Bastard handeln, erst Olymp. 93, 1. geschrieben sein können, da Herodot schon 77 Jahre zählte; wenn man nicht noch einige Jahre Zeit gestatten muß, damit diese Nachrichten vom innern Orient nach Italien gelangten und in Thurii bekannt wurden, wo Herodot damals, nach Zeugniß der Alten und nach der Andeutung einiger Stellen, die das Local Unteritaliens betreffen, lebte und arbeitete. Ref. gesteht indeß, daß ihm diese beiden Stellen keineswegs den Schluß zu begründen scheinen, auf den der Verf. hinaus will, daß Herodot in den letzten Jahren des Peloponnesischen Kriegs sein Werk componirt habe; sie stehen so einzeln und können so leicht herausgenommen werden, daß man sich dieselben von

dem Schriftsteller nach Ausarbeitung des Ganzen zugefügt denken kann; nur das beweisen sie mit Entschiedenheit, daß derselbe sein Werk damals noch in Händen hatte. Dagegen machen es jene acht Stellen zusammengenommen wahrscheinlich, daß es die ersten Jahre des Peloponnesischen Kriegs waren, in denen Herodot sich am lebhaftesten mit der Composition seines Werks beschäftigte; einzelnes kann er indeß schon früher ausgearbeitet haben; und es nöthigt uns nichts, jene Nachricht von der Vorlesung in Athen um dieser Stellen willen aufzugeben. Denn wer wird es glaublich finden, zumal in jener Jugend der Geschichtschreibung und Prosa, daß ein so künstlich angelegtes und verflochtnes Werk nach einem Plane entworfen und ausgeführt sei, daß der Schriftsteller schreibend von vorn angefangen und am Schlusse aufgehört habe; im Gegentheil, solche Werke wachsen von innen heraus, das Bedeutendste, Wichtigste, Interessanteste reizt das Talent zuerst zur Darstellung, dann reiht sich das Andere an und conglomerirt zuletzt durch Ueberarbeitung zu einem wohlverbundenen, eng zusammenhängenden Ganzen. Dann schloß sich Herodot wohl auch in seiner frühern Schriftstellerei der Weise seiner Vorgänger näher an, welche einzelne λόγους unter besondern Titeln abfaßten; auch Herodot bezeichnet verschiedne Theile seines Werks als λόγους, die indeß Niemand vom Uebrigen zu trennen versuchen wird — eben deßwegen, weil sie nicht bloß äußerlich aneinander geschoben, mechanisch zusammengereiht sind. Aber Herodot, theils im Einzelnen sich nicht genügend — was bei einem so viel umfassenden Werke kaum möglich war — theils noch unentschlossen, wie weit er es zu führen gedenke — denn nirgends findet sich darüber bei ihm die geringste Andeutung — hat sein Buch überhaupt nicht herausgegeben. Der Schluß ist kein Schluß, wie auch Herr Dahlmann bemerkt; daß Herodot weiter erzählen wollte, beweiset besonders **7, 213.** (eine Stelle, die wir in dem vorliegendem Buche nirgends erwähnt finden); und es ist mithin nicht unwahrscheinlich, was Ptolemäos Hephästions S. bei Photios erzählt, daß erst Herodots Erbe, der Thessaler Plesirrhoos, dieß hinterlaßne Werk herausgab und auch das kleine Proömium hinzufügte. Daß dieser Erbe ein Thessaler heißt, verstärkt die Glaubwürdigkeit der Erzählung; auch Thessaler waren in Thurii; wenn auch der Zeuge nicht eben besondres Vertrauen erweckt. Daß Herodots Werk in allen übrigen Theilen durchaus fertig sei, wie der Verf. sagt, davon ist Ref. keineswegs völlig überzeugt; im Gegentheil gibt es Stellen, die noch nicht hinlänglich verarbeitet scheinen. Es erhellt aber aus dem Angegebenen auch, daß Herodots Werk sich erst nach dem Peloponnesi-

schen Kriege in Griechenland verbreiten konnte; daß Thukydides ihn noch benutzen konnte, wird hierdurch sehr unwahrscheinlich; die vielverbreitete Ansicht, Thukydides spiele öfter polemisirend auf Stellen in Herodot an, widerlegt der Verf. auf eine scharfsinnige und wohl auch überzeugende Weise. Wie Thukydides den Herodot nicht gelesen, so hat dieser wieder schwerlich seinen nur wenig ältern Zeitgenossen Hellanikos gekannt; wenigstens nennt er ihn nie und glaubt zuerst von der Verfassung Sparta's zu schreiben (**6, 55.**), von der doch schon Hellanikos gehandelt hatte; ein Moment, welches der Verf., sonst derselben Ansicht, unbenutzt gelassen. Es fand also keine Folge der Entwickelung unter diesen drei Männern statt, wie man bisher anzunehmen geneigt gewesen ist, begründet auf eine sich an den nächsten Vorgänger anschließende, diesen zu übertreffen strebende Thätigkeit. Und mit vollem Recht tritt der Verf. der vorliegenden Abhandlung dem in neuester Zeit sehr allgemein gewordenen Streben entgegen überall in der Geschichte einen stetigen Fortschritt, eine consequente Ausbildung, in der jeder Uebergang durch Zwischenstufen gehörig vorbereitet und vermittelt werden soll, aufzufinden: ein Verfahren, das schon zu vielen Willkührlichkeiten geführt hat. — Diese Bemerkungen beziehen sich auf die ersten drei und das letzte, neunte, Kapitel des vorliegenden Buchs, deren Ueberschriften sind: Herodot in seinem Geburtslande; Herodots Vorlesung zu Olympia. Wann also und wo schrieb Herodot? und: Herodot in Thurium. Das vierte bis zum siebenten, überschrieben: Herodot als Reisender. Reise-Resultate. Vorrath schriftlicher Geschichtsquellen in Hellas. Blick auf Plan und Gang in Herodots Geschichtsbuche, dulden ihrer Anlage nach weniger einen Auszug, indem die zahlreichen Bemerkungen über einzelne Punkte hier fast wichtiger sind, als das Allgemeinere. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die genauen Nachrichten über die Merkwürdigkeiten von Samos die Nachricht von einem längern Aufenthalte des Historikers daselbst zu unterstützen dienen: es kommt dazu, daß Herodot Bekanntschaft mit den Privatverhältnissen einzelner Samier zeigt (**2, 134. 4, 43.**) und daß er, obgleich den Joniern im Ganzen nichts weniger als geneigt, sich der Samier mehrmals nachdrücklich annimmt. S. **3, 55. 6, 13** u. sonst. Von den Reisen nach dem Auslande muß die Aegyptische nach Beendigung des Aufstandes treffen, den Inaros von Ol. **79, 2** bis **81, 1.** erregte und fortsetzte, wie besonders die Stelle **3, 12.** beweiset. Seine übrigen Reisen in Afrika werden ziemlich auf Kyrene beschränkt und wenigstens sehr zweifelhaft befunden, ob er

nach Karthago gekommen. Kadytis erkennt der Verf. für Jerusalem, und daß Herodot außer Babylon und Ekbatana auch Susa gesehen, schließt er aus 3, 102 und mehr noch aus 6, 119, wir glauben mit Grund. In dem Capitel: Reiseresultate, wird von der allgemeinen Kunde der Erde und ihrer Haupttheile gesprochen, die sich Herodot erworben, indem er seine eigene Erfahrung mit großer Freiheit und Kraft des Geistes in der Regel den alten poetischen Vorstellungen entgegensetzt und sich nur in wenigen Fällen von diesen noch fesseln und vom rechten Wege ablenken ließ. Das Folgende stellt ihn als Schriftsteller dar, der schon eine nicht ganz unbedeutende Literatur vor sich hat, auf die er so viel Rücksicht nimmt, daß er, was sich in ihr schon vorfand, in seinen Schriften ausläßt; es bestreitet diejenigen, welche sich Herodots Werk immer nur als für öffentliche Recitation zur Unterhaltung einer müßigen Menge bestimmt denken. Die Vorgänger in geschichtlicher Aufzeichnung, welche hier behandelt werden, sind Hekatäos, Akusilaos, Charon, Hellanikos von Mitylene, Pherekydes, Dionysios von Milet. Bei dem ersten begeht der Verf. einen sehr gewöhnlichen Irrthum, indem er die Stelle über die Hyperboreer bei Diodor 2, 47. dem alten Milesier beilegt; es leidet keinen Zweifel, daß sie aus dem Abderiten Hekatäos genommen ist. S. Aelian T h i e r g e s c h. 11, 1.

Hellanikos, geboren Ol. 71, 1., schrieb nach dem Verf. noch nach der Schlacht bei den Arginusen, wie freilich der Scholiast zu Aristoph. Fröschen 706 dem einfachen Sinn nach besagt, also in einem Alter von 90 Jahren; doch möchte Ref. nicht so unbedingt dem vielleicht übel zusammengezogenen Scholion den Vorzug geben vor Lucians bestimmtem Zeugnisse: er sei 85 Jahr alt geworden. Der Auszug aus Herodot, den das siebente und achte Kapitel enthalten, ist durch sinnreiche Bemerkungen über Herodots Plan, durch die durchgeführte Rechtfertigung seiner Redlichkeit in der Forschung und seiner Unbefangenheit in der Darstellung, endlich durch manchen Wink und Fingerzeig kritischer Untersuchungen lehrreicher, als von einem Auszuge erwartet werden konnte; er widerlegt völlig den Gedanken, zu dem nur eine falsch angewendete Stelle des Thukydides die Veranlassung gegeben: Herodot habe zur vorübergehenden Ergötzung der Menge mehr ein Epos als eine Geschichte geschrieben, wo Alles vornweg darauf angelegt und berechnet gewesen sei, daß die Hellenische Aristeia auf dem Gipfel ihres Ruhms erscheine.*)

---

*) Vergl. Gesch. der gr. Lit. B. 1, S. 482—489.

Zweite Abtheilung. Vorarbeiten zu einer Geschichte des zweiten Punischen Krieges von U. Becker, VI u. 215 S.

Wir finden in dieser Schrift denselben Geist einer einsichtsvollen und gründlichen, scharfsinnigen und dabei vorsichtigen und unbefangenen historischen Kritik, welcher auch den Dahlmann'schen Arbeiten, zu denen sich diese gesellet, ihren ausgezeichneten und bleibenden Werth gibt. Der zweite Punische Krieg ist immer für einen sehr merkwürdigen und allgemein interessanten Abschnitt der Römischen und Carthagischen Geschichte gehalten worden; dennoch fehlt es noch immer an einer möglichst vollständigen und treuen Geschichte desselben, weil die alten Geschichtsschreiber, neben mancherlei Auslassungen und Versehen im Einzelnen, sogar einige Hauptpunkte in falschem Lichte sahen und darstellten, die Neueren aber gewöhnlich nur den beiden Hauptschriftstellern folgten, mehrere andere wichtige Quellen vernachlässigten und überhaupt die Nachrichten von diesem Kriege nicht mit der gehörigen Genauigkeit prüften, daher es auch denen, die diesen Abschnitt der Geschichte besonders bearbeitet haben, nicht gelang die mannichfaltigen Dunkelheiten und Widersprüche zu heben und die Ereignisse in ihrem wahren größeren Zusammenhange darzustellen. Nur Einzelnes war bisher genauer erforscht. Die politischen und Handelsverhältnisse der beiden Staaten sind durch die trefflichen Untersuchungen neuerer Geschichtsforscher aufgehellt und viele von den Kriegsoperationen waren schon von Guischard, Vaudoncourt und Anderen erklärt. Auch die Geschichte von Hannibals Uebergang über die Alpen hat durch die zahlreichen neuerdings darüber angestellten Untersuchungen viel Licht bekommen: obgleich die Untersuchung über den Ort des Ueberganges noch nicht ganz zu Ende geführt ist. Denn Melville's Ansicht unterliegt, so trefflich sie auch von Deluc, Kramer und Wickham durchgeführt ist, doch noch manchem Zweifel und stimmt mit Polybius selbst nicht durchgängig überein. Bei dieser Gelegenheit verdient auch eine deutsche Schrift erwähnt zu werden, in welcher die Resultate von den neueren Untersuchungen der Engländer und Franzosen über diesen Punkt sehr gründlich und deutlich aus einander gesetzt und beurtheilt sind:

Der Heerzug Hannibals über die Alpen, nach den neuesten Untersuchungen dargestellt von C. L. E. Zander, 70 S. in Quart. Hamburg 1823.

Hier findet man im ersten Kapitel eine Untersuchung über die Alpenzüge und Alpenstraßen in den älteren Zeiten, in welcher manches

von Deluc und Fortia d'Urban zusammengestellte richtiger und deutlicher ausgeführt ist. Das zweite gibt eine treffende Vergleichung der beiden Hauptschriftsteller, Polybius und Livius, das dritte liefert eine gute Uebersicht von den bisherigen Bearbeitungen der Geschichte des Alpenzuges. Im vierten wird Deluc's Ansicht sehr genau und deutlich auseinandergesetzt und alles, was sich für dieselbe sagen ließ, aus verschiedenen Büchern und Zeitschriften sorgfältig zusammengestellt. Der Verf. folgt dieser Ansicht, die auch bis jetzt die am besten begründete ist, indem eine später vorgetragene Meinung (von dem Simplon) ihre völlige Unhaltbarkeit zur Schau trägt. Wir kehren zu Herrn Becker zurück.

Diese und ähnliche Untersuchungen, die nur einzelne Ereignisse betreffen, setzt der Verfasser dieser Vorarbeiten bei Seite. Seine Hauptsache ist den Krieg in seinem ganzen Umfange nach seinen Ursachen und seinem Erfolge zu übersehen und einige Hauptansichten, die von den gewöhnlichen abweichen, festzustellen. Er erzählt daher die Hauptbegebenheiten alle nach ihrem Zusammenhange, sonst aber berührt er nur einzelne kritische Punkte, mit Uebergehung alles weniger Wichtigen, wenn dasselbe schon ausgemacht und bekannt war, und liefert so keine vollständige Geschichte dieses Zeitraums, aber sehr wichtige Vorarbeiten zu einer solchen. Die meisten seiner neuen Ansichten hat Hr. B. durch die Zeugnisse der Schriftsteller selbst begründet, und gewöhnlich sind dieses die früher weniger gewürdigten Schriftsteller, besonders Appian und Zonaras, welche alle von ihm gehörig beachtet, aber nicht aufs Gerathewohl oder eigenen Ansichten zu Liebe, sondern mit Auswahl und Beurtheilung benutzt sind. Er hat die Ansichten, die ihn bei der Benutzung der Quellen leiteten, am Schlusse des Buchs auseinandergesetzt und den Werth der Schriftsteller beurtheilt. Treffend sind die Bemerkungen über Livius großes Geschichtswerk und seinen oratorischen Werth. Nur will die Bemerkung: daß diese Bücher der dritten Decade u. ff. eine Jugendarbeit des Livius sind, recht verstanden sein. Denn daß er sie als ein Vierziger geschrieben, läßt sich aus **XXVIII. 12.** nachweisen, und von einer späteren Umarbeitung, die bei der ersten Decade wahrscheinlich ist, findet sich hier keine Spur. — Aber in Ansehung des Dio kann Rec. dem Urtheile des Verfassers nicht beistimmen, sondern glaubt, daß dieser Schriftsteller, dessen Gebrauch ohnehin wegen des magern Auszugs und der öfters ganz verfälschten Bruchstücke in diesem Theile des Werks sehr mißlich ist, auch in der alten Geschichte mit der größten Vorsicht, ja mit argwöhnischem Mißtrauen gebraucht werden muß und im Widerspruch

mit den andern Schriftstellern den ihm öfters gegebenen Vorzug nicht verdient. — Wir wollen nicht seine Parteilichkeit gegen Zeitgenossen, seine niedrigen Schmeicheleien, seinen stupiden Aberglauben (der von des Livius oft gerügter Prodigienkrämerei gänzlich verschieden ist), seinen Fanatismus, seine rhetorischen Uebertreibungen besonders hervorheben, auch nicht an die Veranlassung seines Werks erinnern, welches er, durch Träume aufgefordert, von der Göttin Fortuna unterstützt, in der Absicht berühmt zu werden, arbeitete. Gewiß ist, daß seine Sucht immer neu und interessant zu sein, seine Begierde die Charaktere in eine andere Gestalt umzukleiden, die niedrige Schmeichelei, mit der er die Thaten der alten Römer verkleinert, die verkehrten Ansichten über den Freistaat, die er mit seinen Zeitgenossen theilt oder zu theilen für gut fand, viele Punkte der alten Geschichte entstellt haben. Müßten nicht ganz allein die vielen erlogenen Beschuldigungen, die er in selbst erfundenen geschmacklosen Reden durch ganz unpassende Personen dem Cicero und Andern machen läßt (vgl. Kloß, Middleton, Desmoulines, D'Argens), uns mißtrauisch gegen ihn machen? Wenn wir nun, sagt Herr B., aus den Fragmenten sehen, daß Dio Kassius gar häufig von des Livius Erzählung abgewichen ist, so können wir nicht anders als annehmen, daß er, der gewiß auch den Livius vor Augen hatte, aber auch die Quellen hatte, welche überhaupt für ältere römische Geschichte flossen und welche damals (in so fern sie noch vorhanden!) viel zugänglicher waren als zu Livius Zeit, gewiß seine guten Gründe hatte manche Thatsachen anders als Livius darzustellen, denn welches Loos hätte sonst wohl seine mühsame Arbeit erhalten, wenn sie nicht durch innere Vorzüge vor dem Werke seines bewunderten (damals?) Vorgängers sich ausgezeichnet hätte? Auch hierin kann Rec. nicht unbedingt beistimmen, denn sicher waren diese Gründe des Dio nicht immer gut, sondern öfter neben seiner Mißgunst gegen die alten Republikaner bloß Geist des Widerspruchs, Irrthum, wie ihm auch in der Kaisergeschichte viel nachgewiesen ist, und Fehler seines Zeitalters, das den freisinnigen Livius nicht nachahmen durfte, den August einen Pompejaner nannte und dessen Schriften die Kaiser verfolgten. Bei einem solchen Schriftsteller muß daher jeder einzelne Bericht nach seinem inneren Werthe aufs sorgfältigste geprüft werden, im Allgemeinen scheint uns seine Glaubwürdigkeit sehr gering, und wir wünschten, daß der geistreiche Verf. sich noch einmal ausführlicher und genauer darüber ausspräche, auch wohl Schirach's Bemerkungen (Historische Zweifel und Beobachtungen S. 21—72) dabei berücksichtigte, da Reimarus gerühmte Abhandlung so wenig als Falconi's

weitläuftiges Apologema genügt, und der neueste, sehr originelle, für seinen Schriftsteller leidenschaftlich eingenommene Uebersetzer die versprochene Abhandlung über den historischen Werth Dion's schuldig geblieben ist. Ohne Zweifel werden Hrn. B. seine Untersuchungen über den Zonaras schon wieder auf diesen Punkt zurückgeführt haben, denn S. **213**. steht die erfreuliche Nachricht, daß er (nach einem längst einmal von Niebuhr geäußerten Wunsche) das siebente bis neunte Buch von den Annalen dieses Epitomators des Kassius Dio nächstens besonders herausgeben wird. Zu der ebendaselbst angedeuteten Untersuchung über den Zonaras hat Falconi's Sammlung manches vorgearbeitet, die auch wegen einiger Vaticanischen Lesarten wichtig ist. — Ueber den Polybius fällt Hr. B. ein sehr strenges Urtheil. Rec. bemerkt (da der beschränkte Raum hierüber mehr zu sagen nicht gestattet), daß bei der Benutzung der einzelnen Berichte den Verfasser durchgängig nicht Willkühr oder Vorliebe, sondern neben den innern Gründen wohlgeprüfte und meistens unumstößlich richtige Ansichten von dem Werthe der Quellen geleitet haben. Mit kritischem Scharfblicke werden von ihm die Absichten der Handelnden mehr nach dem Charakter ihres Gesammtlebens als nach einzelnen Geschichten, von denen viele erdichtet sind, beurtheilt und jedes Factum nicht nach seinem äußern Glanze, sondern nach seiner innern Wichtigkeit im Zusammenhange mit den übrigen gewürdigt. Er bemerkt, daß das Anziehende und Merkwürdige der einzelnen Vorfälle in dem eigentlichen Hannibalischen Kriege in Italien der hauptsächliche Grund davon war, daß der zweite Punische Krieg nicht in seinem ganzen Umfange übersehen wurde, und hebt den Krieg in Spanien als den wichtigeren Theil besonders hervor, dessen Erfolg dem ganzen Kampfe seine Entscheidung gab. Die Unternehmung Hannibals in Italien ist ihm Nebenwerk, der zweite Punische Krieg wurde eigentlich um Hispanien in Hispanien geführt, so wie der erste um Sicilien in Sicilien. P. Scipio, sagt Hr. B., hat an dem Tage in seinem Lager am Rhodanus, da er den Entschluß faßte seinen Bruder mit dem Heere nach Hispanien zu senden, Rom gerettet und Carthago und seinen Hannibal überwunden. Diese Ansicht vom zweiten Punischen Kriege ist sehr gründlich durchgeführt, und es ist ein Hauptverdienst dieser Vorarbeiten, daß über die von jeher weniger beachteten Spanischen Ereignisse, welche Livius und wahrscheinlich auch Polybius in den Hintergrund drängte, viel Licht verbreitet wird. Neben der Unvollständigkeit und manchen Fehlern der Berichte waren hier insbesondere geographische Schwierigkeiten zu überwinden. Unter vielem Neuen und zuverlässig Rich-

tigen erscheint uns nur Einzelnes noch genauerer und richtigerer Bestimmung fähig, und in einigen Fällen möchten sich die aus inneren Gründen verworfenen Berichte der Schriftsteller aufklären und vertheidigen lassen. Doch können hier nur noch einige allgemeinere Bemerkungen Platz finden. Sehr treffend schildert Hr. B. das Verhältniß der Partei der Barkas zur Regierung des Staats und entwickelt mit großer Umsicht die Ursachen des zweiten Punischen Kriegs aus der Natur der Verhältnisse zwischen Rom und Carthago, mit Zurückweisung einzelner gewöhnlich angeführter Nebenumstände und ohne der besiegten Partei zu viel zu thun. In den Unternehmungen der Carthager auf Spanien sieht er kein tyrannisches Projekt der Barciner, auch nicht die Wirkung eines alten eingewurzelten Familienhasses, und bei der Erneuung des Krieges durch Hannibal erkennt er nicht diese gewöhnlich angedeutete Triebfeder, sondern weiset die größeste Staatsklugheit nach, mit welcher das Unternehmen lange vorbereitet und unter den günstigsten Umständen ausgeführt ward. Trefflich ist auch die Hauptansicht des Verf. von Hannibals Kriege in Italien ausgeführt. Er zeigt, daß der Carthager den Krieg fast nur mit den Kräften Italiens führte und zwar vorzüglich der Samniten, Lucaner, Bruttier, so daß dieser Krieg nur eine zweite Fortsetzung des früheren großen Samnitenkrieges ist und ein Vorläufer des Marsischen. Nach Hrn. B.'s Berechnung hob Hannibal während seines Feldzuges in Italien aus der Italischen Jugend mehr als **200,000** Mann zu seiner Verstärkung aus, wobei die Unterstützung von Carthago aus (die wir nach einigen Spuren für noch bedeutender halten) auch mit in Anschlag gebracht ist. Roms Kräfte waren gelähmt schon allein durch Hannibals Anwesenheit in Italien, indem seine Unterthanen, die unwillig gehorchten, in demselben Maße schadeten, als sie sonst nützten, und gerade die erbittertsten Feinde wurden. Nach der Schlacht bei Cannä hat Hannibal den Zweck, warum er nach Italien gekommen ist, erreicht, und nun ist sein Hauptstreben nur Alles in Aufruhr gegen Rom zu erhalten, darum auch von nun an keine Hauptschlacht mehr nach dem Muster der früheren. „Hätte ihn, heißt es S. **49.**, die Natur nur nicht so grimmig, so über alles Maß unmenschlich gebildet, daß einem jeden grauen muß in seiner Nähe, Rom hätte durch eben diesen Krieg gewiß unterliegen müssen. Aber so entfernte er durch empörende Grausamkeiten die Italiker wieder von sich, oder er gab sie ohne weiteres Preis (was schadete ihm nicht die Aufopferung Capua's?); so verdarb er sich selbst die Früchte seiner Siege, die Italiker fielen nach und nach wieder von ihm ab, und die Römer zeigten unbezwinglichen

Sinn." Sollte wohl Livius verrufene Charakterschilderung, in der einige den Sallustischen Catilina wiederfanden, oder Valerius Maximus Floskel: **cujus majore ex parte virtus saevitia constabat**, viel Berücksichtigung verdienen? insbesondere da der unparteiische Polybius dem Gerücht (φήμη) von seiner Grausamkeit widerspricht. (Vergl. Folard Th. IV. S. 243.) Daß die Italiker nach und nach wieder abfielen, erklärt sich natürlich aus der Langwierigkeit des Krieges, den Maßregeln der Römer, aus dem Mangel an Unterstützung von Carthago aus, welches damals kaum für das hartbedrängte Spanien sorgen konnte. So sehr auch Hannibal auf die Italiänischen Bundesgenossen rechnete, so konnte er doch nie auch nur hoffen, mit ihnen allein den Krieg zu führen oder auch Rom ganz zu beschäftigen. Daß Hannibal erst in der späteren Zeit seines Aufenthalts in Italien, als er die Gunst der Italiker verloren hatte, den Wunsch einer Vereinigung mit Hasdrubal geäußert hat, ist dennoch möglich, auch macht Herr B. es sehr wahrscheinlich, daß Hasdrubal seinen Zug nach Italien eben so wohl gegen den Willen der Carthager unternahm, als Hannibal ihn gegen ihren Willen unternommen hatte. Wie der Krieg in Spanien durch die Bearbeitung des Hrn. B. eine ganz andere Bedeutsamkeit und vielfache Erläuterung bekommen hat, eben so sind auch in Hannibals Krieg in Italien mehrere der wichtigsten Facta genauer erörtert. Dahin gehört die Ehrenrettung des Sempronius und Flaminius, Hannibals Zug durch die Sümpfe, und daß diese Sümpfe am Padus zu suchen seien. Das siebente Kapitel enthält den Krieg in Afrika. Einen wichtigen Punkt daraus hatte Hr. B. schon früher in einem Schulprogramme ausführlich behandelt, welches unter dem Titel: Ueber Livius XXX. 25 und 29. oder Entwickelung der Begebenheiten, welche zwischen Hannibals Rückkehr nach Afrika und der Schlacht bei Zama liegen, Ratzeburg 1822 herauskam. Es wird darin überzeugend bewiesen, daß die Geschichte von mehr als einem Jahre vom Herbste 551 bis zum Winter 552 bei Livius und Polybius fehlt, auch wird dieselbe aus Appian, Zonaras und Frontin ergänzt. Eben so interessant sind hier die Untersuchungen über Scipio's Plan, über die Gründe, warum er nicht im Jahre seines Consulats den Krieg in Afrika anfing, über Masinissa's Leben, über die Schlacht bei Zama und andere. — Ueberall kommen interessante Nebenuntersuchungen vor, wie gleich über das Lutatianische Bündniß, den Söldnerkrieg, die Suffeten. — Aber wir glauben schon genugsam gezeigt zu haben, daß in dieser Schrift zu einer genauen und vollständigen Geschichte dieses merkwürdigen Zeitraums viel Treffliches vor-

gearbeitet ist und daß diese Untersuchungen von keinem, der die Geschichte des zweiten Punischen Kriegs mit Einsicht studiren will, übersehen werden dürfen.

Dissertazioni dell' Accademia Romana di Archeologia alle quali si aggiungono le leggi accademiche. Tomo Primo. Rom 1821. S. XII. u. 617.

Die Römische Akademie **delle cose antiche**, unter Pius **VII.** besonders durch Canova's eifriges Mitwirken wieder hergestellt, gibt hier zum erstenmal durch die Bekanntmachung dieses Bandes von Abhandlungen Nachricht von ihrer Thätigkeit und läßt uns durch das Gegebne auch abnehmen, was wir im Ganzen von ihr zu erwarten haben werden. Eben keine Erweiterung der archäologischen Wissenschaft im Ganzen und Großen, die uns nach Visconti's Tode schwerlich wieder so bald von Italien kommen wird; dagegen manche dankenswerthe Bekanntmachung und Erläuterung einzelner Alterthümer, Inschriften, Anticaglien, oft mehr vom Standpunkt der Curiosität als der Wissenschaft, und dabei durch Breite der Behandlung den Deutschen Leser mitunter nicht wenig ermüdend. Am besten wenden wir uns gleich zu den einzelnen Abhandlungen, denen bloß eine kurze Eröffnungsrede Canova's (vom **4.** Julius **1816**) vorhergeht.

Die erste Abhandlung, von G. D. Ackerblad, ordentl. Mitgliede der Akademie, beschäftigt sich mit einigen Bronzeplatten, die bei Eröffnung von Gräbern in der Umgegend von Athen gefunden worden sind. Schon früher hatte Fauvel im **Magasin encycl. année 1807. T. 3. p. 137.** eine völlig ähnliche bekannt gemacht, den Namen eines Atheners mit seinem Demos enthaltend, und daneben ein **B.** Mehr gibt auch die erste der hier beigebrachten nicht; die andern drei haben daneben noch den Stempel einer Eule, Nr. **2** auch einen Medusenkopf und einen Ochsenkopf, wie es scheint. Die Meinung des Erklärers ist im Allgemeinen dieselbe, die Ref. schon früher geäußert: daß es die *πινάκια* der jährlich gewählten Richter seien, die den Namen des Mannes und desjenigen von den zehn Gerichtshöfen — wir müssen sagen, derjenigen von den zehn Decurien, die nur **abusive** *δικαστήρια* heißen — angeben, zu der der Besitzer des *πινάκιον* im Jahr seines Todes gehörte. Das vierte Täfelchen dagegen enthält keine Zahl, sondernbloß den Namen eines Dodonäers mit dem Stempel einer Eule; nach der Meinung des Herausgebers, die Ref. noch nicht

völlig einleuchtet, eine Sicherheitsmarke für einen Fremden in Athen. Als Zugabe gibt der Verf. einige Griechische Inschriften mit Namen Attischer Demen, die zum Theil unedirt sind; eine davon ist metrisch, aber nicht durchaus richtig ergänzt. Die zweite sehr weitschweifige Abhandlung, vom Abbate Girolamo Amati, behandelt eine Griechische Grabschrift, die Spon Miscell. erud. ant. S. 368. Nr. **114.**, aber sehr incorrect, herausgegeben hatte. Wir theilen sie hier nach Mazois genauer Copie und Amati's Lesart mit: *Θ. Κ. σῶμα μὲν ἥδε κόνις κεύθει Θεομήστορος ἀνδρός Ναρκισσίωνος πιννυτοῦ. ψυχὴ δὲ σύνεδρος Ἀθανάτων· βωμὸν δ᾽ἄρ᾽ ἐδωμήσαντο ταλάφρων Μήτηρ Σαλβία Μάτρωνα, Σώτας τε ἀδελφός.* Am Sockel der Sepulkralara steht **AETES**, was Hr. Amati sehr ohne Grund durch das Griechische *ἀέτης*, **deliciae**, erklärt, und einen geliebten Sklaven des Verstorbenen darin bezeichnet findet, dem die Errichtung des Denkmals aufgetragen worden sei; daneben ist eine Zimmerart zu sehen als Andeutung der besonders unter Italienischen Antiquaren vielbesprochnen und mannigfach erklärten Formel: **sub ascia dedicavit, ab ascia fecit**, die nach Amati mit: **a solo, a fundamentis, solo puro, emit et comparavit locum virginem**, völlig gleichbedeutend ist. Des Caval. Luigi Biondi Brief über das alte Gemälde der sog. Aldobrandinischen Hochzeit gibt die interessante Nachricht, daß der jetzige Besitzer desselben, Vincego Nelli, es von aller modernen Uebermalung zu reinigen unternommen, was ohne irgend ein andres Hilfsmittel, als einen mäßig befeuchteten Schwamm, vollkommen gelungen, der die neuen Farben überall hinweggenommen, die alten enkaustisch behandelten durchaus unversehrt gelassen hat. Darnach hat Giov. dell' Armi einen genauen Kupferstich des Gemäldes herausgegeben, wovon hier eine Copie geliefert wird. Was des Caval. Biondi Erklärungen betrifft: so bemerkt Ref. nur, daß er die beiden nur halb bekleideten Figuren zur Linken der Braut mit Grund **pronubas** nennt; die würdige Matrone, die die Wärme des Bades prüft, für eine **flaminica**, deren Begleiter für **camillos** nimmt, und das Gefäß neben der den Hymenäus aufführenden Citherspielerin für das Bad des Bräutigams erklärt, letzteres gewiß mit geringer Wahrscheinlichkeit. Auch der Gedanke: der Maler habe speciell Catulls **Epithalamium** vor Augen gehabt, hat Ref. wenig eingeleuchtet, da die Uebereinstimmung beider Darstellungen nur durch das Dargestellte gegeben ist, nicht durch die eigenthümliche Auffassung.*) Die folgende

---

*) Vergl. Handb. der Archäologie. §. 429. 1.

Abhandlung hat denselben Verfasser. Auf der höchsten Bergkuppe des Sabinerlands, **pietra Demone** genannt, ist ein Stein gefunden worden, in den mit sehr großen Buchstaben die Worte eingehauen sind: **OVI CACUNO F. C.** Der Herausgeber liest mit Recht **Iovi Cacuno faciundum curavit** und sieht **Cacunus** als ein Sabinisches Wort an, zusammenhängend mit dem lateinischen **cacumen** und in der Endung den Götternamen **Tutunus, Mutunus, Vacuna** entsprechend. Die Inschrift wirft nun wieder Licht auf eine alte Kupferplatte des Kircherschen Museums mit den Worten: **Iovis cacunus**, über die die Antiquare sich früher auf eine höchst lustige Weise gezankt haben, indem ein Theil den **Iovem cacunum** mit dem Stercutius verglich, andre aber einen solchen Beinamen des höchsten Gottes für gar zu unflätig erachteten. Bartolomeo Borghesi erläutert einen Theil der neuen Fragmente der Consularischen Fasten, welche von 1815 an auf dem **forum Romanum** bei dem Tempel des Castor ausgegraben worden sind und, obgleich meist aus kleineren Stücken bestehend, doch im Ganzen sowohl an einander, als an die im Capitol aufbewahrten Fasten passen. Diese Abhandlung, der zwei andere folgen sollen, beschäftigt sich mit einem Stücke, das fast zuerst entdeckt wurde, aus 25 Linien, welches sich an die bei Sanclemente und Piranesi zweite Tafel der Capitolinischen Fasten anschließt und die zur Hälfte oder noch über die Hälfte abgebrochenen Zeilen derselben zur rechten Hand ausfüllt. Es beginnt von C. Cornel. Maluginensis, zweitem Consul des J. 295., und schließt mit dem Namen des fünften Decemvirs (T. Antonius) Merenda. Der folgende **discorso: „Novelle del Tevere“** überschrieben, von Carlo Fea, hat den Hauptzweck, von dem Pabst Gregor d. Gr. den — in der That völlig unbegründeten — Vorwurf abzuwehren: er habe, da er gefunden, daß die Werke der alten Kunst die Augen der Pilgrimme von den heiligen Gegenständen abgezogen, alle antiken Statuen, Büsten u. s. w. in die Tiber werfen lassen. Giuseppe Ant. Guattani, der beständige Secretär der Akademie, handelt von den **fanti scritti di Carrara.** So heißen bei den Einwohnern von Carrara die Figuren eines Reliefs, das etwa vier Miglien von der Stadt gegen O. oberhalb des alten Luna's in einer wilden Berggegend neben einer Steingrube in den Fels gehauen und von besuchenden Reisenden seit mehreren Jahrhunderten mit einer Menge von Namen beschrieben worden ist. Die Figuren stehen in einem kleinen Tempel zwischen zwei Frontsäulen unter einem niedrigen Giebelfelde und sind, auch in der beigegebenen Abbildung, die das Monument im jetzigen Zustande, daneben aber

auch restaurirt vorstellt, leicht als Jupiter, Herkules und Bacchus zu erkennen. Dem Beschauer links steht Herkules, die Löwenhaut um den linken Arm gewunden, in der rechten eine Keule, deren Ende auf einem Ochsenkopf ruht; rechts Bacchus mit dem Thyrsus und einem kleinen Panther, der die Vorderfüße auf eine cista legt, eine Traube reichend; beide umfaßt, etwas rückwärts stehend und größtentheils in ein weites Gewand gehüllt, ihr Vater Jupiter. Guattani läßt unentschieden, ob diese Götter bloß als Bergbeherrscher und Vorsteher mühseliger Arbeit an dieser Stelle abgebildet sind, oder ob zugleich dadurch Septimius Sever mit seinen beiden Söhnen, Caracalla und Geta, bezeichnet und geehrt werden soll. Ref. scheint die letzte Vermuthung noch sehr wenig begründet. Von einer alten Inschrift ist so gut wie nichts übrig; der Stil des Werks scheint kräftig und gut. Derselbe Archäolog behandelt in der zunächst folgenden Abhandlung einen alten zu Atella in Campanien gefundenen Helm, den der Eigenthümer, der Cardinal De Gregori, der Akademie vorlegen ließ; welche einstimmig urtheilte, daß er zu scenischen Darstellungen gedient. Dieses Urtheil vertheidigt nun Guattani gegen die ihm entgegengestellte Ansicht eines Neapolitanischen Alterthumsfreundes, des Duca di Lusciano, der darin einen Helm zum Kriegsgebrauch sieht, den ein Officier einer Sicilischen Legion getragen habe. Ref. findet die letzte Meinung sehr wunderlich, da der Gegenstand des Streites selbst nur sehr uneigentlich und mißbräuchlich Helm genannt wird. Es ist eine bronzene Haube, deren erster Anblick lehrt, daß sie zum Costüm eines Silen gehört. Ueber der ganz Silenisch vorgewölbten hohen Stirn liegen die Haare in kurzen, gesträubten Locken, aus denen die gespitzten Ziegenohren und ein Kranz von Epheublättern hervorkommen; hinterwärts ist der Kopf ganz kahl; aber unter dem Schädel liegt eine Binde mit einigen Fleurons und dem bekannten, aus drei gebogenen und sich umschwingenden Beinen bestehenden, Symbol verziert; welches man, da es gewöhnlich auf Sicilischen Münzen vorkommt, als ein Zeichen der Trinacria zu nehmen gewohnt ist, wogegen sich indeß gar Manches mit Grund einwenden läßt. Wenn diese Haube nun auf keinen Fall zum Schutze eines Soldaten- oder Gladiator-Kopfes bestimmt war: so ist auf der andern Seite doch auch durch die Nachricht, daß sie in Atella gefunden worden sei, auf die hier großes Gewicht gelegt wird, noch kein besondres Licht aufgesteckt, da die Silenenmaske der eigentlichen altoscischen Atellana fremd war, und unter deren Characteren: Maccus, Pappus, Bucco u. s. w. niemals vorkommt; man thut daher wohl am besten, dabei an Bacchische Aufzüge und Feierlichkeiten, die

in den Campanischen Städten so häufig und allgemein waren, zu denken. G. de Matthäis Abhandlung „über den Römischen Cult der dea Febris" stellt erstens die Nachrichten über Tempel und Opfer dieser Gottheit zusammen und fragt dann nach der Veranlassung und Entstehung des Cultus, die sehr natürlich in der Häufigkeit gefährlicher Fieber auf Römischem Boden, besonders in den niedrig gelegenen Gegenden der Stadt, gefunden wird. Hierauf folgt ein Brief eines correspondirenden Mitglieds der Akademie, Luigi Arciprete Nardi, der von der Gesellschaft aufgefordert ihr Nachricht mittheilt über einen in zwei Stücken zu Rimino gefundenen Grabstein, den C. Luccius Paulinus, decurio Arimini, quaestor, aedilis, duumvir, quaestor alimentaris, duumvir quinquennalis, item municipio Cottiarum oder Cottiensi omnibus honoribus perfunctus, seiner Gattin, wie es scheint, gesetzt hat, und der erstens für die Geschichte Ariminums einige nicht unwichtige Notizen gewährt und dann ein neues Municipium der Zahl der bisher bekannten hinzufügt. A. Nibby gibt eine Uebersetzung und sehr ausführliche Erläuterung des ersten Capitels des Pausanias als Probe einer größern Arbeit. Zuletzt theilt Herr B. G. Niebuhr, Ehrenmitglied der Gesellschaft, aus dem Inschriftenschatze, den Gau in Aegypten und Nubien für ihn gesammelt und ihm zur Herausgabe überlassen, ein höchst interessantes Monument mit und erläutert es in einer Lateinischen Abhandlung. Ein βασιλίσκος der Nubier und gesammten Aethiopen, Silko, hat die Blemyer besiegt und seine Heereszüge bis Talmis und Taphis in Unter-Nubien ausgedehnt und prahlt davon in einem höchst unzusammenhängenden Stile, der bisweilen zwar an die Eigenthümlichkeit hieroglyphischen Ausdrucks erinnert, mehr aber die Rohheit eines trotzigen Barbaren darstellt. Die Inschrift steht auf einem Pfeiler der Vorderseite des Tempels zu Groß-Kalabsche, der dem Sonnengott Mandulis geweiht war und nach einer Inschrift aus Römischer Zeit zu Talmis gehörte; die Zeit derselben setzt der gelehrte Herausgeber in die Epoche des Diokletian und Maximin, da die vorher mächtigen und furchtbaren Blemyer von den Nubiern bedrängt wurden, und ehe das Axumitische Reich sich bildete.

Memoires de l'institut royal de France, académie des inscriptions et belles lettres. T. VI (so weit sie das classische Alterthum betreffen). Paris. 678 S. in 4.

Die Mémoires beschäftigen sich dem größeren Theile nach mit Gegenständen des classischen Alterthums. Ueber die Optik des Ptolemäus von Caussin. Die Optik des Ptolemäus, im Mittelalter bekannt und von Vitellon, Roger Bacon, Regiomontanus, Fr. Risner (1572) citirt, wurde seit der Zeit als verloren angesehen, bis der Verf. dieser Abhandlung eine lateinische Uebersetzung derselben, die nach dem Arabischen gemacht ist, in der Bibliothek des Königs zu Paris auffand, wo sie freilich schon längst hätte hervorgezogen werden sollen, da sie selbst im gedruckten Catalog der latein. Mss. stand. Die Entdeckung ist jetzt schon alt, da Lalande sie schon im Jahre 1803 erwähnt; auch hat Delambre im Jahre 1823 der physischen und mathematischen Classe eine Abhandlung über das Werk vorgelesen. Herr Caussin geht aber nun erst an die Herausgabe und gibt hier eine Probe des lateinischen Textes und einige Untersuchungen über die Epoche der Uebersetzung, den Verfasser und die Authenticität des Werks. Er glaubt, daß das Werk im Anfang des neunten Jahrhunderts ins Arabische übertragen wurde und daß der lateinische Uebersetzer, Ammiratus (ein Amtsname) Eugenius Siculus, gegen Mitte oder Ende des zwölften Jahrhunderts lebte. Er beseitigt einige Zweifel gegen die Verfasserschaft Cl. Ptolemäus des Astronomen und zeigt, daß das erhaltne Werk dasselbe ist, aus welchem Roger Bacon einiges citirt. — Da auch in der Bodleiana zu Oxford ein ähnliches Manuscript dieser Optik nach dem Catalog derselben existirt: so ist zu wünschen, daß Hr. Caussin dasselbe mit dem Pariser vergleiche; sind es zwei verschiedene Uebersetzungen, ist der Gewinn um so größer.

Ueber das Princip, die Basis und die Ausgleichung der verschiednen Systeme von Längenmaßen im Alterthum von Gosselin. Die Meinungen dieses Gelehrten über das angegebne Thema sind schon aus andern Schriften bekannt, aber vielleicht nirgends in solchem Zusammenhang dargelegt als in dieser Abhandlung, und nirgends wird man stärker zu beklagen veranlaßt, daß so viel combinatorischer Scharfsinn auf die Ausschmückung einer so grundlosen Hypothese (wie Ref. bedünkt) verwandt worden. Der Hauptgedanke ist: man habe seit uralten Zeiten, durch ägyptische oder orientalische Beobachtungen, ziemlich genaue Bestim-

mungen des Erdumkreises gehabt und auf diese hätten die verschiednen Völker ihre Längenmaße gegründet, so daß z. B. die Griechischen Stadien stets Quoten der Erdperipherie wären. Der Verf. läugnet zwar nicht, daß Zoll, Fuß, Klafter u. s. w. auch bei den Alten von jeher von der Natur gegebene Maße gewesen, aber doch behauptet er auch von diesen, daß sie erst von oben herab, durch die Fixirung des Stadiums, ihre bestimmtere Geltung erhalten hätten. Die verschiedenen Angaben des Erdumkreises erklärt er aus den verschiedenen Eintheilungen in Grade und dieser in Stadien: die verschiedenen Stadien — die Herr Gosselin nämlich supponirt, — aus verschiedenen metrischen Systemen, die aber nur Modificationen eines Grundtypus seien. In dieser Abhandlung geht er so weit, daß er alle möglichen Längenmaße der alten Welt — den Fuß der alten Tungern, pes Drusianus genannt — die Rasten des alten Deutschlands — die Armenischen Maße bei Moses von Chorene, die Aegyptischen und Babylonischen, die Chinesischen, Indischen, Arabischen rc., selbst die Landmeilen verschiedener deutscher Provinzen, als zu demselben Ursysteme gehörig darzulegen sucht. Jeder sieht leicht ein, worin der Grundirrthum dieses Hypothesen-Gebäudes liegt.

Ueber die Bevölkerung Athens von Letronne. Der Verf. sucht die Nachrichten der Alten, die er im Ganzen wie Manche vor ihm der Uebertreibung beschuldigt, mit räsonnablen Anschlägen nach statistischen Grundsätzen zu vereinigen, und zwar minder gewaltsam als einige Englische Schriftsteller gethan haben. Ohne von der Operation hier genaue Rechenschaft geben, und des Ref. abweichende Meinung in einigen Punkten darlegen und begründen zu können: bemerken wir nur, daß der gelehrte und scharfsinnige Verf. als Resultat aufstellt: die Bevölkerung Attikas habe in den Zeiten von Anfang des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht von Chäroneia im Ganzen gegen **220,000** Köpfe betragen, nämlich **70,000** Freie; **40,000** Metöken; **110,000** Sklaven. In Betreff der letztern macht der Verf. auf das geringe Verhältniß der Anzahl der Weiber zu der der Männer unter dem Sklavenstande in Athen aufmerksam, was zu sehr ernsten Betrachtungen Veranlassung geben kann.

Ein andrer Aufsatz desselben Verf. beschäftigt sich mit den Funktionen der Griechischen Magistrate, genannt Mnemonen, Hieromnemonen und Promnemonen, und der Zusammensetzung der Amphiktyonischen Versammlung. Aber

wir gestehen, daß ungeachtet der sehr weitläuftigen Behandlung des Gegenstandes doch das über denselben verbreitete Licht uns sehr mäßig und die scheinbaren Resultate wenig haltbar scheinen. So z. B. daß, weil der Promnemon in dem bekannten Decret von Actium dieselbe Stelle einnimmt, wie der Proagoros in einem Agrigentinischen, ihre Würde verwandt sei, was dadurch völlig widerlegt wird, daß die letztere Würde identisch war mit der eines *προστάτης*, dessen Amt aus einer gesetzlich angeordneten Demagogie hervorgegangen, also eine Art Tribunat war; was von der Obrigkeit der Promnemonen nicht im geringsten behauptet werden kann. Zur genauern Kenntniß des Amphiktyonenbunds haben wir keinen neuen Beitrag gefunden. Ueberhaupt ist nach des Ref. Meinung ein eindringender und anschaulicher Begriff der politischen Verhältnisse der Alten noch ein großes Desiderat in der Französischen Philologie.

Derselbe Gelehrte hat ferner ein **Memoire** vorgelesen, dessen Object eine Kritik der Nachrichten ist, die die Alten von Messungen der Erde durch Alexandrinische Mathematiker geben. Der Verf. sucht zu beweisen, daß außer zwei andern Angaben des Erdumfanges auch die dem Eratosthenes und dem Poseidonios zugeschriebene Schätzung schon vor der Zeit dieser Gelehrten existiren mußte, weil Eratosthenes zwar eine Stadienberechnung, aber keine Observationen angestellt habe, der Andre aber keines von beiden — wodurch ein Punkt des Gosselin'schen Systems bedeutend unterstützt werden würde. Was erstens die Erzählung betrifft, daß Eratosthenes mit der *Σκάφη* Beobachtungen zu Syene und Alexandria gemacht habe, um die Größe des Bogens des Meridians zwischen beiden Städten zu bestimmen, und dann die gewöhnlich angenommene Distanz derselben von 5000 Stadien dem gefundenen Bogen gleichsetzend so den Umkreis der Erde auf 250,000 Stadien berechnet habe, so sucht diese der Verf. dadurch zu widerlegen, daß er zuerst die geringe Auctorität des Berichterstatters Kleomedes (den der Verf. in das dritte Jahrhundert nach Chr. setzt), sodann das Schweigen der andern Schriftsteller über den Gegenstand, hervorhebt. Der Hauptwiderlegungsgrund liegt aber für ihn darin, daß 5000 Stadien gar keine geodätische Messung der besagten Entfernung sei, sondern nichts als eine Berechnung des Unterschieds der Parallelen von Syene und Alexandria nach Aegyptischen Stadien von 700 auf den Grad, welcher Unterschied den Astronomen also schon von früheren Zeiten her, und zwar verhältnißmäßig sehr genau, bekannt gewesen sein muß, obgleich sie in der Anwendung desselben zur Bestimmung der wirklichen Distanz Fehler begingen. Es

betrug derselbe nach Eratosthenes 7° 8′ 34″, gleich 5000 Stadien zu 700 auf den Grad, wodurch der ganze Meridian auf 252,000 Stadien bestimmt wird, denn die Zahl 250,000 sieht Herr Letronne bloß für einen Nachlässigkeitsfehler des Kleomedes an. Was aber die angeblichen Messungen des Poseidonios betrifft: so geht der Verf. darauf hinaus, zu zeigen, daß dies gar keine sind und nicht einmal sein sollen, sondern bloß hypothetische Beispiele aus willkürlich angenommenen Daten zusammengesetzt, um einen Satz der Wissenschaft deutlich zu machen.

Ueber die Ursprünge der ältesten Städte Spaniens von Petit-Radel. Diese Abhandlung hat zum Zweck, aus den Ortsnamen des Landes das Vorhandensein von Celten oder Iberern in bestimmten Gegenden nachzuweisen und darnach das locale Verhältniß dieser beiden Volksstämme zu bestimmen. Die Celten waren nach des Verf. Meinung, die sich auf eine Völkergenealogie bei Appian stützt, von Illyrien und Thracien ausgegangen; daher im Celtischen Briga, eine sehr häufige Endung von Ortsnamen, dasselbe bedeute was im Thrakischen *Βρία*, Stadt, und nicht, wie Cluver behauptet, Brücke, da viele solche Brigä von Flüssen völlig abliegen. Auch kommt statt briga in Celtischen Ortsnamen mehremals wirklich bria vor. Nach des Verf. Ansicht hängt mit dem Thrakischen Ursprung der Spanischen Celten die Sage von dem Cyklopen Briareus (von *βρία*) als Gründer der sogenannten Herkulessäulen bei Gades zusammen, was Ref. für sehr unhaltbar hält, aber merkwürdig ist allerdings, daß Artemidor bei Strabo (3. p. 128.) am Bätis eben solche pierres branlantes (Pender-stones) erwähnt, wie wir sie sonst als alt-Celtische Monumente finden. Daß der Verf. überall Celten wittert, wo ein Name nur ein br enthält, und daß er diese überall in fortgesetzten Wanderungen von Thrakien kommen läßt, mag er selbst verantworten. Was nun die Iberer betrifft, so sucht der Verfasser einen fortdauernden Zusammenhang nachzuweisen zwischen denselben und den Küsten Etruriens und Latiums, woraus er auch die den sog. cyklopischen ähnlichen Mauern von Sagunt und Tarragon ableitet; er bedient sich dazu einiger, wie uns scheint, mißverstandener Griechischen Sagen und der Aehnlichkeit vieler Ortsnamen auf beiden Seiten, die Ref. wenigstens nicht eben eingeleuchtet. Gewiß reichen sie nicht hin, um das Resultat zu ziehen, welches der Verf. zieht: die Iberer seien aus Italien gekommen. Am bedeutendsten ist die Homonymie der Italischen Osken und der Spanischen Orte: Osca, Vescia, Escua u. a. m. Der Verf. hätte noch den eigentlichen Namen des

Baskischen Volks „Eusken" in Betracht ziehen sollen, von dessen Ableitungen kürzlich W. von Humboldt mit einem Scharfsinne und einer Kritik gehandelt hat, die von dem Verfahren des wackern und fleißigen Petit-Radel freilich grundverschieden ist.

Ueber die Lage der **Raudii Campi**, wo Marius die Cimbern schlug, und über den Weg, den diese Völker nahmen, um nach Italien zu kommen, von Walckenaer. Der Verf. erkennt als diese die weiten Blachfelder östlich von **Verceil** im District von **Biandrate** an, die noch heutzutage **Campi** oder **Prati di Ro** oder **di Rau** heißen und von drei kleinen Flüssen, **Raugia** genannt, durchströmt werden, und erklärt auf eine befriedigende Weise die Entstehung mehrerer Irrthümer alter Schriftsteller über diesen Gegenstand.

Ueber die Münzen des Marinus, geschlagen zu Philippopolis von Tochon d'Annecy. Dieser einsichtsvolle Numismatiker und Historiker widerlegt die Meinung derer, die an Philippopolis in Thracien und einen Marinus, der von den Soldaten in Mösien und Pannonien auf kurze Zeit den Purpur erhielt, denken, und erweist auf eine einleuchtende Weise, daß sie einer von dem **Princeps Philippus Arabs** in Arabien gegründeten Stadt und dem Angedenken desselben für seinen Vater Marinus, der freilich vorher ganz unbekannt war, angehören. — Zugleich macht derselbe Gelehrte eine Münze des Jotapianus, Gegenkaisers von Philippus in Syrien, bekannt, die erste der Art, welche die vorher fast bezweifelte Existenz dieser Person vollständig sichert.

Voyages dans la Grèce accompagnés de Recherches Archéologiques, et suivis d'un aperçu sur toutes les entreprises scientifiques qui ont eu lieu en Grèce depuis Pausanias jusqu'à nos jours. Ouvrage en huit Livraisons, orné d'une grand nombre de monuments inedits, récemment decouverts, ainsi que de cartes et de vignettes, par le Chev. P. O. Bröndsted; Membre de l'Université de Copenhague et de plusieurs Académies, agent de la cour de Danemark

auprès du saint siège. Première livraison. S. XX. u. 129 mit 34 Kupfertafeln. Paris 1826.

Von der Reise durch Griechenland, die Herr Bröndsted in den Jahren 1810 bis 1813 mit Baron Haller, Baron Stackelberg, Herrn Linckh, und zum Theil in Gesellschaft der Engländer Cockerell und Foster, unternommen, und von den Entdeckungen alter Kunstwerke, worauf besonders das genaue Studium der alten Architectur, welchem Einige aus der Gesellschaft oblagen, geführt hat, ist im Allgemeinen in öffentlichen Blättern schon so viel die Rede gewesen, daß wir Diejenigen, welche daran ein Interesse nehmen, auch als davon unterrichtet voraussetzen können. Wir beschränken uns daher darauf, die vorliegende Lieferung eines wissenschaftlichen Werks über diese Reise — einer lange schon erwarteten Frucht derselben — anzuzeigen. Sie beschäftigt sich fast ganz und gar mit der Cykladischen Insel Keos, indem sie nicht bloß eine Topographie derselben nebst Bemerkungen über die aufgefundenen Monumente, wie sonst in Reisewerken dargeboten zu werden pflegen, sondern auch eine vollständige und sehr gelehrte Behandlung der Alterthümer und Geschichte dieses Eilandes enthält. So sehr es uns nun auf der einen Seite freut, Keos auf so umfassende und treffliche Weise dargestellt zu sehen, so kann Ref. doch nicht verbergen, daß es für uns Deutsche bequemer wäre (das Werk erscheint aber auch in Deutscher Sprache), die res Ceorum in einem Octavbändchen in der Weise mehrerer ähnlichen Schriften behandelt und von dem durch Kupfer und Vignetten vertheuerten, prachtvoll angelegten Reisewerke abgelöst zu sehen. Was nun die Topographie betrifft, so hatte der Verf., der im Hafen von Zia, im Nordwest der Insel, landete, dann nach der Stadt Zia, in der Mitte des Eilandes, ging und von da eine Excursion nach Tes Poles, an der Südostküste, und eine andre nach Kunduro, an der Südwestküste, machte, Gelegenheit einen großen Theil von Keos zu sehen, und seine Karte (pl. 12) ist ohne Zweifel wesentlich besser als die früheren, obgleich es noch an einigen Daten zu einer genaueren Zeichnung der Küsten und auch wohl mancher Strecken im Innern fehlt. Von den vier alten Städten, welche sich auf der Insel befanden, ist Julis offenbar das heutige Zia, indem Strabon's Angaben über die Lage von Julis völlig auf die jetzige Hauptstadt passen; auch findet sich hier ein Architravstück von einem sehr bedeutenden Tempel der Dorischen Gattung, und ¼ Lieue nördlich von der Stadt ein aus dem Felsen gehauener colossaler Löwe, den diese Anzeige weiter unten noch einmal erwähnen muß.

Daß das jetzige Tes-Poles das alte Karthäa sei, hatte Villoison, dessen Papiere auf der Bibliothek du Roi Herr Bröndsted benutzt hat, schon errathen: der Verf. hat es durch Auffindung zahlreicher Inschriften zur Gewißheit gebracht. An diesen Platz knüpfen sich nun seine bedeutendsten Entdeckungen auf der Insel; eine Karte der Gegend von Karthäa (pl. 6) und eine von Reinhard gravirte pittoreske Ansicht derselben verleihen der Beschreibung große Anschaulichkeit und machen nunmehr Karthäa zu einem sehr interessanten Fleck im alten Griechenland. Eine bedeutende Höhe unfern der Küste trug die Akropolis, von deren Ringmauern, so wie von einer Art von Propyläen dazu, noch Spuren da sind; gegen die Küste hin liegt ein isolirter steiler Felsen, auf dem, wie der Verf. aus Antonin. Liberalis 1. wahrscheinlich macht, der Tempel der Artemis gebaut war; er steigt mit einer Terrasse gegen das Gestade ab, auf welcher ein templum in antis lag, dessen vortretende Pilaster mit Inschriften bedeckt waren. Diese Inschriften waren größtentheils Decrete von Karthäa, in denen theils Privatleute belobt, theils Verbindungen mit andern Staaten geschlossen wurden, darunter ist aber auch die Copie eines Aetolischen Decrets, in welchem die Freundschaft mit den Keern bestätigt wird (s. Taf. 19—23). Vor dem Tempel und in der Nähe desselben haben sich zwei Fußgestelle von Statuen des Julius Cäsar und des Augustus gefunden (Taf. 17. 18.), überdem einige Unterschriften von Weihgeschenken an Apollon, wodurch es gewiß wird, daß der Tempel dem Apollon angehörte (Taf. 16. 25), und eine auf die Ausrüstung von Chören bezügliche, leider sehr zerstörte, Inschrift. (Das *Χορηγεῖον* des Apollon lag, wie der Verf. wahrscheinlich macht, ganz in der Nähe auf dem höhern Felsen.) Der Commentar zu allen diesen Inschriften soll in der zweiten Lieferung folgen. Von den Statuen des Cäsar und Augustus hat sich nichts erhalten, dagegen in einer Nische des Felsens ein großer Theil einer colossalen Statue des Apollon Musagetes und an der Treppe nach dem höhern Felsen der Torso einer ausnehmend schönen weiblichen Figur im geschürzten Chiton mit einem Diploidion darüber, die Ref. dem Attischen Stil anzueignen geneigt ist, aber ihrem Gegenstande nach auch schwerlich näher zu bestimmen wagen möchte. Soviel über die bei diesem Heiligthum gemachten Entdeckungen, auf welches neuerlich zu Pindars Isthmien I. S. 483. aufmerksam gemacht und dabei schon auf die Nachforschungen des Verf. hingewiesen wurde. — Die dritte Stadt der Insel, Koressos, wird von dem Verf. nach Strabo's Indicationen dahin gesetzt, wo jetzt der Hafen von Zia liegt; ohne Zweifel ganz richtig, denn wie man jetzt von Athen aus-

fahrend in diesem Hafen landet, so richtete man im Alterthum seine Fahrt nach Koressos (s. die falschen Briefe des Aeschines 1.). Kunduro bleibt alsdann für die vierte Stadt, Pöeessa, übrig, da auch hier antike Mauern und Substructionen das Dasein einer alten Stadt erweisen. — Wir gehen zu dem andern Abschnitte des Werks, den Alterthümern und der Geschichte von Keos, über. Die ältere Geschichte läßt sich von der Betrachtung der gottesdienstlichen Institute nicht trennen, Herr Bröndsted thut sehr wohl daran, beide zu verbinden. Ein Hauptcult der Keer war der des Aristäos, den der Verf. mit Recht als einen uralten Heros (oder lieber Dämon), von dem aller ländliche Segen abgeleitet wird, darstellt, und sich dabei mehr der in Deutschland herrschenden Behandlungsweise alter Sagen als der Französischen anschließt. Ref., der hier gern über Vieles mit dem gelehrten und ernstlich forschenden Verf. verhandeln möchte, will sich darauf beschränken, den Satz in Zweifel zu ziehen, daß der Dienst des Aristäos auf Keos nicht mit dem des Zeus, sondern mit der alten Verehrung des Phöbos-Apollon vereint gewesen sei. In den historisch bekannten Zeiten betrachtete man in der Regel den Aristäos als eine Person für sich, aber setzte ihn doch in Keos mit dem Cult des Zeus Ikmäos in Verbindung; von diesem Gott erfleht er nach Keischem Mythus die Etesien und wird alsdann, also wahrscheinlich doch auf Keos, Zeus Aristäos genannt (Schol. Apoll. II, 498). Hr. Bröndsted gründet aber wahrscheinlich seine Ansicht auf eine der beim Tempel des Apollon zu Karthäa gefundenen Inschriften (Taf. 16), wo man der mitgetheilten Copie nach Ἀπολλωνι Ἀριστaιῳ mit größter Leichtigkeit ergänzen kann; doch wünscht Ref., bevor er diese Combination für zulässig halten kann, erst noch bestimmt versichert zu sein, daß wirklich diese Züge auch von Einem, der nicht den Namen des Aristäos sucht, auf dem Marmor gelesen werden können. Mit dem Aristäos hängen die Nymphen zusammen, die als Briseische auf Keos verehrt wurden. Bei Ovid Heroid. 20. V. 221. ist es sehr wenig gerathen, für Coryciis nymphis — Cōrĭsiis (von Κορησσός) zu schreiben; dagegen führen die Varianten, wie neuerlich Buttmann in einer Abhandlung über die Fabel der Kydippe gezeigt hat, unverkennbar auf Carthaeis. Der Keische Mythus war, soviel man aus Herakleides Pont. abnehmen kann, der: ehemals hätten die Nymphen das glückliche Eiland Keos bewohnt, bis ein Löwe sie verjagt; dann sei Dürre und Gluthitze eingetreten, bis Aristäos, von den Nymphen belehrt, den Hundstern besänftigt und die kühlenden Passatwinde, die Etesien, herbeigeführt habe. In dieser Sage bedeutet der Löwe, auf

den sich auch sicher das Steinbild bei Julis bezieht, unverkennbar die Hitze des heißen Sommers, durch welche die Quellen versiegen; nur muß man dabei nicht an das Zodiacalgestirn denken, welches mit der Griechischen Mythologie nichts zu schaffen hat, sondern einzig und allein an den Löwen als das Thier des heißen Südens. Ueber die Aphrodite Ktesylla in Julis, Hekaerge Ktesylla bei den übrigen Keern genannt, hat Herr Bröndsted noch nicht die geistreiche Abhandlung Buttmann's benutzen können, die in den Abhandlungen der Münchner Academie erscheint; sie würde ihn auf eine tiefere Behandlung der Sage aufmerksam gemacht haben. Auch Ref. hält es für Unsinn zu glauben, daß die genannte Gottheit von irgend einem unbedeutenden Mädchen Ktesylla benannt oder gar dieses Mädchen als Aphrodite und Artemis verehrt worden sei; sondern es gab auf Keos ohne Zweifel eine alte Gottheit (vielleicht eine *κτησία θεός*), welche bald mit der Aphrodite, bald mit der Artemis identificirt und aus deren Cultusmythus am Ende die erotische Erzählung bei Antoninus Liberalis herausgesponnen wurde. Unter den vor-ionischen Bewohnern von Keos: Karern (von denen der Verf. mit gesundem Urtheil handelt), Arkadern und Lokrern von Naupaktos, endlich Kretern, hätte der Verf. die letztgenannten noch etwas ausführlicher behandeln können. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Tempel des Apollon Smintheios zu Koressos und Pöessa auf Niederlassungen der Kreter deuten; auch vergißt er nicht zu bemerken, daß in Kreta nach Stephanos von Byzanz auch eine *λιμνη Κορησία* war. Aber selbst in den eigenthümlichen Gesetzen von Keos hatte sich Manches erhalten, das nicht der Ionischen, sondern einer frühern Kretischen Zeit anzugehören scheint, in der nach Apollodors Ausdruck (III, 1, 2) Rhadamanthys den Inseln Gesetze gab. Unionisch, aber ganz den Kretischen Sitten gemäß, waren die Tänze und Spiele der Jungfrauen im Beisein der Jünglinge (Plutarch de mul. virt. p. 277. vgl. Anton. Lib. 1.), unionisch die große Sittenstrenge und Mäßigkeit des Lebens, von der Plutarch Wunderdinge erzählt. Ueber die Keische *εὐνομία* handelt der Verf. noch nicht mit hinlänglicher Vollständigkeit; sie bewirkte, nach dem Dafürhalten des Ref., daß auch die benachbarten Siphnier Keische Gesetze annahmen (Isokrat. Aeginet. §. 13 nach der Lesart der Manuscr.) — Die Geschichte von Keos hat wenig helle Punkte; doch hat der Verf. diese mit Sorgfalt und Geist zu benutzen gewußt. Nur die dunkle Stelle bei Strabon VIII. p. 360. Casaub. faßt Ref. anders als der Verf. (Suppl. n. 4.) Dieser erklärt nämlich: Teleklos, oder vielmehr Teuklos, ein ionischer Häuptling, aus Nedon auf

Keos, habe Pöeessa auf Keos, Tragion (Tragäa) auf Naxos und Skiä (für Echeiä) auf Euboä (vgl. Pausan. 4, 2, 2.) gegründet. Ref. dagegen erklärt das Ganze so: der Tempel der Athena Nedusia zu Pöeessa auf Keos hat von einem Orte Nedon, in Messenien nämlich, woher Nestor den Tempel gegründet haben sollte, den Namen: dieses Nedon soll der Spartanische König Teleklos zerstört und mit den Einwohnern desselben einige sonst unbekannte Orte, Tragion und Echeiä (denn der Name Pöeessa an dieser zweiten Stelle scheint verdorben) bevölkert haben. Nur dies können die Worte: ἐξ οὗ φασιν οἰκίσαι Τήλεκλον Ποιήεσσαν, heißen; der König Teleklos aber, der in der Nähe dieses Nedon den Tod gefunden haben soll (Paus. 4, 4, 2), paßt vortrefflich in diesen Zusammenhang. Endlich gehört an die Stelle des Strabon weit mehr eine Notiz über die alte Geschichte von Messenien und Lakonika als die der Jonier. — Andre Punkte, wie die Theilnahme von Keos an dem Bunde der Kykladen, die vorübergehende Abhängigkeit von Eretria, die Theilnahme von Keos am Perserkriege (nur nicht am Landkriege, welches die Olympische Inschrift nicht erweisen kann, von der Ref. anderswo sprechen will) scheinen dem Ref. befriedigend auseinandergesetzt, und auf eine evidente Weise beweist der Verf. aus den zahlreichen alten Silbermünzen der Insel, daß die größte Blüthe ihrer Städte in das sechste und den Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. fallen muß. Bei diesen Bemerkungen über die **Archéologie et Histoire** von Keos hat Ref. zugleich auch den Inhalt der beigefügten **suppléments** größtentheils angedeutet, und es bleibt ihm nur noch übrig etwas über die **explication des planches** hinzuzufügen. Da diese zugleich die eingedruckten Vignetten erklärt und diese außer Keischen, Eleischen und einigen andern besonders Delphische Münzen enthalten: so kommt der Verf. auch auf die Tripoden zu sprechen und handelt von diesen ausführlich, mit Beziehung auf die von dem Ref. vorgetragenen Meinungen. Und zwar tritt er diesen theils bei, theils bestreitet er sie. Er nimmt an, was Ref. gegen die herrschende Meinung zuerst behauptet hatte, daß die Pythia nicht auf dem Kessel oder einem Deckel desselben, sondern auf einer darüber befestigten Platte gesessen habe, und gibt also hierin seine Stimme gegen Jacobs und Böttiger ab, die auch hierin die frühere Meinung vertheidigen (Amalthea III. S. XIX.). Nun sagt Pollux nach dem Ref.: „Das aber, was auf den Tripus gelegt wird (τὸ ἐπίθημα), darf man Kyklos und Holmos nennen, da auch das dem Delphischen Tripus aufgelegte Stück, auf welchem die Prophetin sitzt, Holmos genannt wird, wie der mittlere Theil des zum Kochen gebrauchten Dreifußes

nach Homer γάστρα heißt" u. s. w. Nichts einfacher und klarer als diese Stelle, und es ist bemerkenswerth, wie verschieden sie doch gefaßt wird. Herr Bröndsted will ἐπίθημα für alles, was in das dreifüßige Gestelle hineingehängt und draufgesetzt wird, den Kessel, den Deckel desselben, die Platte, nehmen, allein dies geht schon aus dem ganz entscheidenden Grunde nicht, weil Pollux zuerst unter Tripus, wie der Zusammenhang rückwärts und vorwärts beweist, nichts als die **mensa tripes** (**Delphica**) versteht, die gar keinen Kessel, sondern nur eine Platte hat, so daß ἐπίθημα, κύκλος, ὅλμος bloß auf diese Platte gehen kann. Also kann auch bei dem Delphischen Dreifuß, dessen Nomenclatur gelegentlich angeknüpft wird, ἐπίθημα und ὅλμος nur auf die Platte gehn. Die Benennung des mittlern Theils, der dem Aufsatz deutlich entgegengesetzt wird, ist ganz in der Weise des Grammatikers nachlässig angeknüpft. Aus dem und zwischen Kyklos und Holmos ist weiter nichts zu schließen, als daß man beide Ausdrücke für die Sache brauchen kann (man kann es so und so nennen), gewiß nicht, daß Pollux verschiedene Theile des ἐπίθημα dadurch bezeichnen wolle.*)

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1820 u. 1821.

Die Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse zeigen wir um so kürzer an, jemehr sie, da diese Anzeige durch Zufälle verzögert worden, nun schon dem Publikum bekannt sein müssen. Die treffliche Abhandlung von Herrn Böckh: Erklärung einer ägyptischen Urkunde in griechischer Cursivschrift vom J. 104 v. Chr., brach die Bahn in Behandlung dieser neu ans Licht getretenen Klasse von Denkmälern. Die schwierige Schrift ist von Herrn Bekker, Böckh und Buttmann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit entziffert worden, obgleich Zusammenhaltung mit Urkunden derselben Art hernach noch einiges genauer zu lesen vergönnt hat, über den Inhalt verbreiten die historischen und antiquarischen Erläuterungen des Herausgebers völliges Licht. Hrn. Niebuhr's Abhandlung: Historischer Gewinn aus der armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius, verfolgt den Faden des ganzen Werks und enthält eine Fülle von Bemerkungen über alte Geschichte, besonders die babylonische, deren

---

*) Vgl. Handb. der Arch. 299. 9. u. 361. 7,

Glaubwürdigkeit, sofern sie aus einheimischen Urkunden geschöpft ist, der Verf. sehr hoch anschlägt, so wie die der Nachfolger Alexanders. Ueber die Minyä der ältesten Zeit von Hrn. Buttmann. Die geistreiche Behandlung dieses mythischen Stoffs, welche hier vorliegt, stimmt mit dem besondern Werk über denselben Gegenstand in den meisten Sätzen über die Spuren einer Art von Geschichte überein. Daß der Ruhm der Minyä in durchaus mythische Zeit trifft, in dieser aber Orchomenos verhältnißmäßig reich und ansehnlich war, der sogenannte Thesauros des Minyas aus dieser stammt, die Argonautensage sich ursprünglich auf eine Unternehmung dieses Stammes bezieht, zwischen dem Minyeischen Orchomenos und dem Neleischen Pylos schon in mythischer Zeit eine Verbindung bestand (daher der Fluß Minyeios beim Triphylischen oder Neleischen Pylos), in diesen und andern Resultaten begegnen sich beide Darstellungen. Den Hauptunterschied dagegen bringt die Ansicht des Verf. hervor, daß der Name „Minyä" nicht eigentlich einen bestimmten Stamm, sondern einen allgemeinen mythisch-poetischen Begriff, den eines edlen, frommen Heroengeschlechts im Gegensatz eines ruchlosen, frevelnden, welches die Phlegyer darstellen, bezeichne. Der Gegensatz ist allerdings da, aber ob damit nicht doch die bestimmte ethnographische Bedeutung zu vereinigen sei, darüber kann gestritten werden. Ueber die Lex Voconia von Hrn. von Savigny. Eine sehr klare Darstellung des Inhalts dieses Gesetzes, welche besonders die irrigen Ansichten von Kind beseitigt. Auf die Umgehung der Lex durch Fideicommisse, wovon der Verf. S. 222 spricht, bezieht sich auch Juvenal I, 56, den das zweite Scholion ganz richtig erklärt, dessen doctrina nicht, wie Cramer behauptet, contra jus impingit. Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung von Hrn. W. von Humboldt. Eine überaus geistreiche und tiefgedachte Abhandlung, welche in die Entwickelungsgeschichte der Sprachen überraschende Blicke thun läßt. Die Sprache wird als ein organisches Ganze betrachtet, welches schon im Anfange nicht theilweise, sondern ganz gegeben ist, indem jeder Theil derselben den andern fordert und bedingt. Dieses Ganze muß sich aber doch in der Zeit allmälig entwickelt haben, bis der organische Bau desselben vollständig dargestellt ist. Diese Periode der organischen Entwickelung, in welcher man noch keine Sprache hat überraschen können, trennt der Verf. auf das schärfste von der innern und feinern Ausbildung der Sprache, welche den organischen Bau als etwas mit Naturnothwendigkeit Gegebenes betrachtet, aber innerhalb dieser Grenzen durch feinere Bestimmung und mannigfal-

tigern Gebrauch der vorhandenen Elemente bis ins Unendliche fortschreiten kann. Ueberraschend ist die Bemerkung, daß eine Störung des organischen Baues, welche durch das Zusammenstoßen und Verwachsen verschiedener Völker entsteht und verschiedenartige Sprachelemente durcheinander wirft, der Ausbildung der Sprache nicht hinderlich sei, sondern sie vielmehr begünstige, indem sie ihr reicheren Stoff zuführt und dadurch feinere Unterschiede möglich macht. Auch geht daraus, nach der Ansicht des Verf., der alle grammatischen Formen als ursprünglich für sich bedeutsame Wörter betrachtet, zugleich der Vortheil hervor, daß das Stoffartige und Schwerfällige dieser Zusammenfügungen verschwindet, die agglutinierten Redetheile mehr reine Formen werden, und durch die durchgängige grammatische Formung der Sprache die architectonische Eurhythmie im Periodenbau möglich gemacht wird. Auf jeden Fall hat sich in der Geschichte der griechischen Sprache vollkommen bewährt, was der Verf. sagt: „der ursprüngliche Organismus wird allerdings zerstört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach größerm und mannigfaltigerm Plane, fortgesetzt.*) Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitet also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.“ Eine Bemerkung, die nicht bloß auf die Geschichte der Sprache, sondern auch auf den Götterglauben und die Religion der Griechen anwendbar ist. Sehr einleuchtend ist auch, was der Verf. über den engen Zusammenhang zwischen dem Denken und Sprechen eines Volkes bemerkt. Das Volk bildet seine Sprache nach seinem eigenthümlichen Vorstellungsvermögen; diesem gemäß schneidet es das Gebiet des Wahrnehmens und Denkens auf sehr verschiedene Weise ab, so daß sich die Worte verschiedener Völker nur bei rein construirbaren Begriffen decken — überdieß liegen in den Worten auch die besondern Gefühle, die sich von Anfang an oder allmälig an einen Begriff angeknüpft, für das Volk, welches die Sprache spricht, angedeutet. „So wie ein Wort, sagt der Verf. sehr schön, ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der

*) Geschichte der griechischen Literatur, Bd. 1. S. 11.

Sprache bestimmt wird.“ Diese Andeutungen müssen hier genügen, da die gedrängte Inhaltsfülle der vortrefflichen Abhandlung keinen Auszug gestattet. Die folgende Abhandlung von Hrn. Hirt, über die Bildung des Nackten bei den Alten, beantwortet drei Fragen: welche Gattungen von Gegenständen pflegten in der alten Kunst hauptsächlich nackt dargestellt zu werden (Götter, Heroen, Athleten und in gewissen Fällen auch andere Porträtbilder), 2) welches waren die Studien, welche die alten Künstler bei der Bildung des Nackten hauptsächlich leiteten? (Studien an den lebendigen Leibern der Gymnasien, doch läßt der Verf. die griechischen Künstler auch Anatomie studieren); 3) welches waren die Ursachen, die bezeichneten Gegenstände eher nackt als anders vorzustellen (nach dem Verf., die Nachahmung der ägyptischen Kunst, welche die Bedürfnißlosigkeit der Götter durch Nacktheit ausdrückt; der Rec. würde lieber sagen, die heilige Wonne an der Natur, die ganz sie selbst ist; die damit zusammenhängende echthellenische, besonders dorische, Sitte der männerenthüllenden Gymnasien, und zum dritten der Einfluß der Athletenbilder auf das gesammte Costüm der griechischen Kunst; denn, bevor die Athletenstatuen aufkamen, waren auch die Götterbilder in Griechenland bekleidete Holzpuppen*). Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers, von Hrn. v. Humboldt. Auf eine einleuchtende Weise wird hier gezeigt, wie eine rein erfahrungsmäßige Darstellung des wirklich Geschehenen durchaus nur die Grundlage der Geschichte, nicht die Geschichte selbst ist, und wie zum Verständniß der Ereignisse der Geschichte immer ein Doppeltes, die äußere Kenntniß derselben und ein dem Darzustellenden verwandter und entgegenkommender Sinn in dem Betrachtenden, erfordert wird, der aber durchaus nicht durch bloße Verstandesoperation wirkt, sondern den Gegenstand hauptsächlich durch eine ihm angemessene Stimmung richtig auffaßt. Je feiner dieser Sinn gebildet ist, je tiefer er alles Menschliche empfindet, um desto mehr wird er, außer dem mechanischen Zusammenhang eines äußern Causalnexus, dem physiologischen Werden und Wachsen aller lebendigen Kräfte, endlich den psychologischen Triebfedern der einzelnen Ereignisse, auch die in der Geschichte lebenden und wirkenden Ideen erkennen, in deren Entwickelung und Darstellung der Verf. das Wirken einer Weltregierung am deutlichsten zu erkennen glaubt. Ueber einen antiken geschnittenen Ringstein, von Hrn. Uhden. Ein Onyx-Cameo, der unter einer Art von Diadem oder Tänia ein großes rundgeformtes E

*) Vgl. Handb. der Arch. 336.

mit der Unterschrift χρυσοῦν zeigt. Sehr nahe liegt der Gedanke, hierin das räthselhafte delphische E zu erkennen, worüber Plutarch geschrieben und welches dem genannten Tempel aus mancherlei Stoff, auch aus Gold, als Weihgeschenk dargebracht wurde. Doch sieht der Verf., weil ihm jenes Diadem, nach mehreren Monumenten, eine Athleten-Zierde scheint, dieß E χρυσοῦν lieber als Bezeichnung des Fünfkampfs, des Πένταθλον, an, in dem der Besitzer des Rings, ein Quinquertio, wahrscheinlich gesiegt habe. Ueber Lerna, dessen Lage und Oertlichkeiten, von Hrn. Buttmann. Eine recht genaue Beschreibung dieses quellenreichen Marschlandes nach Strabon, Pausanias, Gell, Dodwell u. A., wobei nur deswegen Einiges schwankend bleibt, weil die Natur der Gegend in manchen Stücken sich verändert zu haben scheint. Die Demeter Prosymna von Lerna in eine Proslimna, am See, zu verwandeln, möchte Ref. abrathen, weil auch eine Ebene Prosymna in der Gegend des Heratempels von Argos (Strabo 8, 373. Pausan. II, 17, 2. Ps. Plutarch de fluviis u. A.) und in einer Fourmontschen Inschrift eine πατρα προσυμναιων von Gortyna vorkommt. Die Bedeutung des Namens ist freilich noch dunkel.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus den Jahren 1822 und 1823, nebst der Geschichte der Akademie in diesem Zeitraum. Berlin 1825.

Herr v. Savigny, über den Römischen Colonat. Eine Aufhellung eines bisher ungebührlich versäumten Gegenstandes. Der Colonat, wie er seit Constantin in den Römischen Rechtsquellen erscheint, hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der altrömischen Clientel, wie sie die neueren Untersuchungen darstellen, mit der griechischen Helotie, der deutschen Hörigkeit, ohne doch mit irgend einem dieser Verhältnisse geschichtlich zusammenzuhängen. Wie sich der Stand dieser neuen Colonen aus dem der ältern, die persönlich völlig freie Pächter waren, gebildet habe, läßt sich überhaupt gar nicht nachweisen; sie erscheinen als vorhanden, als ein wichtiger und zahlreicher Stand, als ein bedeutendes Augenmerk der Gesetzgebung, ohne daß man weiß, wie sie dieß geworden; Gajus sprach noch nicht von ihnen, daher sie auch in den Institutionen nicht vorkommen. Um desto sorgfältiger und genauer wird das factische Verhältniß dieser durch Geburt an den Boden gebundenen, einen fest bestimmten, von keiner Willkühr abhängigen Grundzins zahlenden, der Kopfsteuer im Ganzen unterworfenen

Landbauer, die das Alterthum **Colonos**, **Originarios**, **Adscriptitios**, **Tributarios**, **Censitos** nennt, in dieser vortrefflichen Abhandlung charakterisirt. In einigem Zusammenhang damit steht eine andere Abhandlung desselben Verfassers: „Ueber die Römische Steuerverfassung unter den Kaisern." Ganz außer Zusammenhang mit der Servianischen Censusverfassung bildete sich diese erst durch die Unterwerfung der Provinzen dadurch, daß man an die Stelle mannigfacher früherer Abgaben eine auf allgemeine Vermessungen gegründete Grundsteuer setzte. Diese war die Hauptquelle der Einnahme; Kopfsteuer trat nur gleichsam ergänzend ein, indem sie nur von solchen gezahlt wurde, die keine Grundsteuer entrichteten: daher der Gegensatz von **possessores** und **tributarii** noch im Salischen Gesetz. Beide Steuern heißen **capitatio**, weil **caput** auch ein steuerbares **jugerum** ist; daß man früher **capitatio** meist nur von einer Art Steuer verstand, ist eine Quelle von Verwirrungen geworden, die hier gelöst werden. Italien blieb — die Naturallieferungen der **annonaria** abgerechnet — steuerfrei, bis die Theilung des Reichs unter Diocletian es den Provinzen gleich setzte. Von **caput** kommt im Mittelalter-Latein **capitastrum**, als Verzeichniß der Steuerhufen, daher die Kataster, über deren Einrichtung im Römischen Reich so wie über ihre Erneuerung nach Indictions-Cyklen man hier genaue Belehrung aus alten Quellen und evidenten Kombinationen findet. Ueber den Betrag der Steuern gehen viel unbegründete Angaben aus einem Buch in das andere über; das weiß man ziemlich, daß Julian die Steuer von Gallien von **128,000,000** Thaler auf **35,840,000** herabbrachte; es zahlte demnach im Anfang von Julians Verwaltung mehr Grundsteuer als Frankreich jetzt, was freilich für diese Zeit mehr ein Aussauge- als ein geordnetes Steuersystem voraussetzt. Herr Süvern: über den Kunstcharakter des Tacitus. Diese reichhaltige Abhandlung zeigt besonders, daß Tacitus größere Geschichtswerke eine innere Einheit haben, die in den Historien offener, in den Annalen versteckter da liegt; daß eine Art von dramatischem Plane in ihnen statt findet, indem der Schriftsteller in der Charakteristik der Personen, in der Hervorhebung einer fortlaufenden, bedeutenden und den lebhaftesten Antheil des Lesers für sich gewinnenden Haupthandlung, in der Eintheilung derselben nach gewissen Acten-ähnlichen Abschnitten, in der beständigen Anregung theilnehmender Gefühle ähnlichen Gesetzen folgt, wie der dramatische Dichter. Eben so wahr ist es, daß, um diesen dramatischen Eindruck vollkommen zu machen, dem Tacitus eine in sich beruhigte und das Verworrene der äußeren Er-

scheinung in der Klarheit des Innern auflösende Weltansicht fehlt, daß seine Philosophie und seine religiöse Ueberzeugung schwankend sind: eine wehmüthige Theilnahme an dem immer mehr verschwindenden Bessern und eine stoische Fassung der Seele, die den festen Entschluß in sich trägt, das allgemeine Verderben von sich abzuwehren, sind die einzigen ethischen Gefühle, die aus Tacitus Werken für die Leser unter seinen Zeitgenossen hervorgehen konnten. — Zur Ergänzung dieser Darstellung würde eine Nachweisung gehören, welche Kunst Tacitus im Einzelnen, in der Wahl der in die Darstellung aufzunehmenden Angaben und Nachrichten, in der Verbindung und Anordnung der Gedanken und in der Stimmung der Rede zur Erreichung des beabsichtigten Eindrucks anwende: sie erscheint uns doppelt wünschenswerth, seit ein geachteter Historiker Tacitus Germania, in der jeder Satz unverrückbar an der ihm gebührenden Stelle steht und die höchste Kunst der Komposition vorliegt, für eine bloß zum Behufe größerer Arbeiten angefertigte Kompilation erklärt hat. So weit sind wir nicht bloß von der Kunst der Alten, sondern auch von dem Sinne und Verständniß dafür abgekommen. Hr. Ideler über den astronomischen Theil der Fasti des Ovid. Ovid, bloß darauf bedacht, einen Faden zu finden, an dem griechische Mythen und römische Traditionen bequem aufgereiht werden konnten, hat es gänzlich versäumt, sich auch nur eine oberflächliche Kenntniß der Astronomie zu erwerben, durch die er die meisten der enormen Fehler, die er begeht, leicht vermieden hätte. Er verwechselt die scheinbaren, in die Augen fallenden Auf- und Untergänge der Gestirne mit den wahren, von Kallippos und Andern berechneten, er sagt von ganzen Sternbildern aus, was bloß von einzelnen Sternen wahr ist; er vermischt die Beobachtungen und Berechnungen für den Horizont Alexandrias und griechischer Städte mit den in Rom angestellten; er verwechselt Früh- und Spätaufgang, Früh-Aufgang und Früh-Untergang, ja sogar Früh-Aufgang und Spät-Untergang; er läßt denselben Stern bisweilen zweimal auf- oder untergehn, und was der Irrthümer mehr sind, die aufs gründlichste und genauste in dieser Abhandlung dargelegt und berichtigt werden. Manche dieser Irrthümer waren auch in Cäsars Kalender, den man durch Plinius kennen lernt; weit mehr aber stimmt Ovid mit Columella überein, mit dem er eine Quelle gehabt haben muß: eine wüste **farrago** von allerlei sehr verschiedenartigen Angaben aus alten griechischen Parapegmen und spätern Astronomen der entlegensten Länder und Zeiten. — Herr Buttmann von den Aleuaden. Die Geschichte dieser Familie, welche zugleich den größten Theil der Geschichte

Thessaliens ausmacht, ist zwar neuerlich von Böckh zum Pindar und von Meineke (Commentat. miscell.) mit Gründlichkeit und Genauigkeit behandelt worden, doch ist diese ausführliche Darstellung, welche mythische und historische Fragen umständlich erörtert und nirgends eine Schwierigkeit übrig zu lassen bestrebt ist, nichts weniger als unnütz. Auch die der Tradition nach von dem ältesten Aleuas gegründete Tetrachieen-Eintheilung Thessaliens ist hier genauer als anderswo dargestellt, obgleich der eigentliche Zweck derselben noch dunkel bleibt. Für sich bestehende, mit gleichen Rechten versehene Landschaften waren sie wohl nicht, da Phthiotis Achäisch, Hestiäötis zum Theil Perrhäbisch war, Phthioten und Perrhäber aber ὑπήκοοι der Thessaler waren. Ref. glaubt, daß die Eintheilung besonders gemacht war, um die Contingente und Steuern, die bei Vereinigung der ganzen Nation unter einen Tagos gezahlt wurden, darnach zu reguliren. Derselbe Verf. über die Kotyttia und die Baptä. Eine überaus scharfsinnige und fein angelegte Untersuchung über Eupolis Bapten, besonders nach Juvenal II, 91, deren Resultat, daß Eupolis die durch politische Pläne, Liederlichkeit und Nachäffung geheimer Weihen berüchtigten Cirkel des Alkibiades und seiner Freunde als eine Genossenschaft dargestellt habe, welche der schmutzigen und barbarischen Göttin von Thrakien und Korinth, Kotytto, die in Athen selbst nicht aufgenommen gewesen zu sein scheint, Feste feiere, auch nach dem was Hr. C. W. Lucas (Cratinus et Eupolis p. 97 sqq.) und besonders Meineke (Quaestion. Scenic. Spec. I. p. 46) dagegen eingewandt haben, noch nicht widerlegt scheint. [Konnte nicht Eupolis irgend ein Gerücht von jenen Weihen vernommen haben, was ihm Stoff zu einer Komödie gab, lange ehe eine förmliche Denunciation statt fand; das Athenische Volk aber nahm bekanntlich die Vorwürfe der Komiker sehr wenig juristisch.]*) Derselbe Verf. über die alten Namen von Osroene und Edessa. Der Verf., seit lange bemüht, die Stammtafeln der Genesis für alte Völkergeschichte zu benutzen, behauptet, daß Serug, der Urgroßvater des Abraham in der mosaischen Genealogie, eben so gut ein Local- oder Volksname sei, wie sein Großvater Eber, und sich auf den Ort Serug zwischen Haran und Edessa beziehe und daß aus diesem Namen zu leichterer Aussprache Osrug, Osruh, Osroene und Orrhoi gebildet sei, wie die Landschaft von Edessa den Griechen hieß, und unterstützt diese Sätze mit großer Kunde der Geographie und Geschichte jener Gegend. — Zwei klassische lateinische

*) Vergl. Gesch. der gr. Lit. Bd. 2 S. 257.

Schriftsteller des dritten Jahrhunderts n. Chr. von Hrn. Niebuhr. Der eine ist der vielbesprochene Curtius, den der Verf. dieser Abhandlung unter Septimius Severus setzt, woraus allerdings viele überraschende und einleuchtende Verknüpfungen hervorgehen; seine Sprache wird als Nachbildung der des Augusteischen Zeitalters erklärt, in der nur einzelne Ausdrücke das spätere verriethen (VI, 3 indeß ist zu verdorben, um beweisen zu können). Der neueste Herausgeber des Curtius ist indeß wieder der von Hirt ausführlich vertheidigten Meinung beigetreten, nach der Curtius wirklich Zeitgenoß von Augustus war. Der andere Schriftsteller ist Petronius, von dem aus einer 1819 in der Villa Pamfili wieder entdeckten Inschrift wahrscheinlich gemacht wird, daß er erst in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts lebte, in welche Zeit ihn beinah auch die Untersuchungen der Valesii herabgezogen hatten. Jene Inschrift nennt nämlich eine Person, die ganz im Charakter des Trimalchio redet, M. Antonius Encolpus, wie Trimalchio's Freigelassener im Roman heißt, und als dessen Gattin die auch im Roman vorkommende Fortunata, so daß dieselben Namen wie bei Petron vorkommen, nur daß der Schriftsteller, um Injurienklagen auszuweichen, einen absichtlichen Tausch mit ihnen vorgenommen zu haben scheint. Böckh, über die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte. Wir sagen von dieser Abhandlung um so weniger, je reichhaltiger und umfassender sie ist und je mehr sie verdient, von jedem Philologen gelesen zu werden, indem sie — was sich nur Wenige zum Bewußtsein bringen — die Methode der Untersuchungen über Pindars Text darlegt und den sichern und festen Weg angibt, auf welchem die Resultate des Verf. über Versbau und Textconstitution des Pindar durch Analysis des Vorhandenen gewonnen worden sind. Sie führt natürlich Vieles von dem, was sich schon in den frühern Werken des Verf. findet, nur mit mehr Vollständigkeit und Deutlichkeit aus, zugleich aber finden sich neue Forschungen und Resultate, die erst jetzt gegeben werden konnten, wie die auf Inschriften gegründete Auseinandersetzung über die ursprünglichste Gestalt des Pindarischen Textes und die Umsetzung desselben in spätere Schrift, die Nachweisung der durchgängigen Schlechtigkeit der Neapolitanischen Handschriften u. dgl. Herr W. v. Humboldt über das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung. Eine sehr geistreiche und interessante Abhandlung, welche bekanntlich zu lehrreichen Diskussionen in einem Briefwechsel des Verf. mit Abel-Remüsat Veranlassung gegeben hat. Die Sprache, sagt der Verf., kann, ohne

eigentlich grammatische Formen zu besitzen, alle menschlichen Gedanken ausdrücken, indem durch Stellung der Worte, Umschreibung und reale Zusätze ein Ersatz dafür geleistet wird. „Ich mich behandelt er," sagt die Huasteca-Sprache völlig verständlich für tractor. Dagegen wird ein Volk, welches Gefallen am formalen Denken hat, dieß Gefallen auch in der Sprache ausdrücken; es wird das Verhältniß der Begriffe unter einander durch eigentliche Formung der Wörter auszudrücken suchen und dadurch, daß es ein Entsprechen des Innern und des Aeußern in allen Theilen hervorbringt, die Sprache zu einem eigentlichen Kunstganzen schaffen. Mittel, welche die Sprache zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse hat, sind die Anfügung oder Einschaltung für sich bedeutsamer Sylben, die Anfügung oder Einschaltung für sich bedeutungsloser Sylben oder Buchstaben (womit erst die wahre grammatische Form beginnt), die Umwandlung von Vokalen und von Konsonanten im Innern der Wörter, die Wortstellung und die Sylbenwiederholung. Die Ansicht des Verf. ist nun, daß die Stufenfolge, welche sich in den Sprachen nachweisen läßt, indem einige die grammatischen Verhältnisse bloß durch Redensarten und besondere Säze bezeichnen, andere durch eine feste Wortstellung und gewisse Wörter, die halb sächliche Bedeutung haben, halb formal sind, andere durch ein Analagon reiner Formen, die aber doch keine sind, Affixa, Suffixa u. dgl., bis endlich die Sprachen folgen, die die wahren grammatischen Formen besitzen, daß diese Stufenfolge wirklich auch geschichtlich in der Zeit statt finde, daß die Entstehungsart grammatischer Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben, durch Agglutination, beinahe die allgemeine gewesen sei und sonach auch die vollkommneren Sprachen von der Stufe der rohern ausgegangen seien. Ohne indeß die Scheidewand vertheidigen zu wollen, durch die man neuerlich die Sprachen, welche die Flexionen auf eine mechanische oder atomistische Weise ganz äußerlich bilden, und diejenigen, in denen die Wörter, so zu sagen, ein organisches Wachsthum haben, streng geschieden hat, darf Ref. doch noch immer die Anwendbarkeit und Durchführbarkeit jener Ableitung der grammatischen Formen aus Agglutination bezweifeln. Sie erklärt erstens gar nicht die Anwendung der Vokalveränderung als einer grammatischen Form, und doch ist es der Analogie gemäß, gerade diese Klasse von Formen in den Sprachen unseres Stammes als die älteste und am frühesten ausgebildete zu setzen. Das Indische und Deutsche zeigen gerade in ihrer Jugend einen großen Reichthum dieser Formen, die mit der Zeit immer mehr aussterben; auch im Griechischen konnte im Zeitalter der Literatur Niemand einem

Zeitwort einen Umlaut geben, der nicht schon gang und gäbe war, während die Anfügung von Buchstaben und Sylben nach deutlicher Analogie, auch wenn sie früher zufällig noch nicht vorgekommen war, in sehr vielen Fällen einem Jeden frei stand. Hiernach ist anzunehmen, daß gerade die Ursprachen ein sehr vollständiges und kunstreiches System des Umlauts besessen haben, wovon uns nur Trümmer übrig sind; dieß wird aber durch keine Methode erklärt, die von ursprünglich realer Bedeutung der nachmaligen grammatischen Formen ausgeht. Eben so unerklärbar ist dieser die im Keltischen herrschende grammatische Bedeutsamkeit der Adspiration erster Konsonanten, die als ein drittes, bis jetzt noch wenig erforschtes, grammatisches Element zum Umlaut und der Anfügung tritt, wonach z. B. im Welschen blasus im Femin. flasus, im Galischen mor im Femin. mhor (wor gesprochen) macht. Und warum wollen wir nicht endlich auch bei den in Anfügung bestehenden grammatischen Formen lieber sagen, das *τ* in *δίδωτι* bedeute dasselbe, wie das in *τὸν*, nämlich die dritte Person, nach der man hinzeigt (die stummen Zungenbuchstaben sind aber überall die zeigenden), als die verwickeltere Hypothese bilden, man habe an *διδω-* ein *τος*, ein der, angehängt und so sei allmälig *δίδωτι* entstanden?

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. I. Part. I. London **1827. XXXVI u. 227** Seiten, mit **20** lithograph. Tafeln.

Dieser Band gibt uns die erste Nachricht von der Thätigkeit einer am **15.** September **1825** gegründeten Gesellschaft, deren Zweck Beförderung **of General Literature**, das heißt, besonders der Sprachkunde, Alterthumskunde und Geschichte ist, und erregt durch die Namen der ehrenwerthen Mitglieder und den Inhalt der Abhandlungen die besten Hoffnungen für die zukünftige Thätigkeit der Gesellschaft, wenn auch, wie bei Gesellschaftsschriften in der Regel, mit den die Wissenschaft wirklich erweiternden Aufsätzen manche geringfügige und werthlose gemischt sind. Die längste Abhandlung des Bandes, S. **17—107**, eigentlich eine Reihe von sechs, No. **II** bis **VII**, ist gerade nicht die vorzüglichste; sie ist von Sharon Turner und handelt „über die Verwandschaft und Verschiedenartigkeit der Sprachen in der Welt und ihre ursprüngliche Ursache“ nach der Methode, welche

in der Bedeutung ungefähr übereinstimmende Worte aus allen möglichen Sprachen des Erdbodens zusammenrafft und durch deren Reduktion auf möglichst einfache Wurzeln und Klassificirung auf die Grundlaute zurückzukommen hofft. Der Verf. vergleicht auf diese Weise die Ausdrücke für „eins, zwei, Mutter, Vater" und meint die Formen gefunden zu haben, welche bei der Babylonischen Sprachverwirrung (denn das ist der Schlüssel, dessen sich der Verf. zur Erklärung der ursprünglichen Verschiedenheit bedient) für diese Begriffe aufkamen und sich von da auf wunderlichen Wegen zu den verschiedensten Völkern fortpflanzten. Wie wenig ein solches rohes Vergleichen abgerissener Wörter, ohne Kenntniß des Baues der einzelnen Sprachen, fruchte, mag hier ein einziges Beispiel lehren. Der Verf. nimmt für „eins" verschiedene Wurzeln an, solche in welchen **k**, andere in denen **n**, wieder andere in denen **s** der Grundlaut sein soll. Zu denen, wo **s** der charakteristische Konsonant ist, soll nun auch das Griechische εἷς gehören; als wenn nicht hier ganz klar *῾EN* (ἑνὸς, ἑνὶ) die Wurzel und ς nichts anders als das maskulinische Nominativzeichen (*῾ENΣ*, εἷς) wäre, welches also mit der Wurzel von eins gar nichts zu schaffen hat. — Die Aegyptische Alterthumskunde bereichert die letzte Abhandlung (No. XVI) von C. Yorke und W. M. Leake „über einige Aegyptische Monumente im Britischen Museum und andern Sammlungen". — Die Denkmäler sind auf 20 Tafeln abgebildet und nach dem Young-Champollionschen System kurz erklärt, nach dem System, dessen Grundlagen man sich immer mehr vereinigt als sicher anzuerkennen, während freilich die ungeheure Ausdehnung und wunderbare Zuversichtlichkeit, mit der es sich jetzt von den Ufern des Nil herüber vor den Augen des staunenden Europa's entfaltet, bei manchen früheren Freunden desselben mehr Bedenken als Freude erregt. Eine dankenswerthe Zugabe sind einige Griechische Inschriften aus Aegypten und Nubien, namentlich die schon vor ihrer Erscheinung berühmt gewordene, welche Bankes und Salt auf dem Schenkel eines der Kolosse vor dem größeren Felsendenkmal von Ibsambul abgeschrieben haben (Gau, welcher später kam, konnte Nichts mehr davon entdecken) und welche mit Beibehaltung ihrer Orthographie so lautet: „*Βασιλεος ἐλθοντος ἐς ᾽Ελεφαντιναν Ψαματιχο ταυτα ἔγραψαν τοι συν Ψαματιχοι τοι Θεοκλος ἔπλεον ἦλθον δε Κερκιος καθυπερθεν ἰς ὁ ποταμος ἀνιη ἀλογλοσος Ωηχεποτασιμτο* (?) *Αἰγυπτιος δε ᾽Αμασις ἔγραφε Δαμεαρχον ᾽Αμοιβιχο και Πελεφος Οὔδαμο* (*Εὔδαμο*?). Da der König Psammetich nach Elephantine gekommen war, haben diese Inschrift die, welche mit

Psammetich dem Sohne des Theokles schifften und bis über Kerkis (wahrscheinlich Ibsambul) gekommen sind, so weit der Fluß nach oben schiffbar ist, einhauen lassen; ein Fremder Dechepotasimto, ein Aegyptier Amasis; die Inschrift machten Damearchon Amöbichos und Pelephos Eudamos Sohn." Obgleich zu vollständiger Beurtheilung dieser Inschrift ein Facsimile fehlt, so ist doch schon aus dieser Mittheilung klar, daß bei dem König Psammetich an den Gründer der Saitischen Dynastie nicht zu denken sei, zu dessen Zeit es noch keinen Vokal η gab; vielmehr haben die Herausgeber mit vollem Rechte an einen Nachkömmling des alten Psammetich erinnert, der auch Psammetich hieß und sich König Aegyptens nannte; er herrschte nach Diodor Olymp. 95. Dieser Periode ist die Orthographie, namentlich das Festhalten des ο für ω und ου, obgleich η für lang ε durchherrscht, ganz angemessen, besonders wenn die Schreiber nicht gerade im Mittelpunkt Griechischer Bildung gelebt hatten. Naiv ist folgende Inschrift aus dem dritten Grabe der westlichen Reihe im Thale der Königsgräber: „*Ἑρμογενης μεν ἀλλας συριγγας ἰδων ἐθαυμασα, την δε του Μεμνονος ταυτην εἰστοριησας ὑπερεθαυμασα*: Ich Hermogenes war, wie ich die andern Höhlengräber gesehen, verwundert, wie ich aber dieß Grab des Memnon hier erkundet, hocherstaunt." Der orientalischen Alterthumskunde gehört noch eine Abhandlung von Sir William Ousely, No. VIII, über den Fluß Euphrat, dessen Namen, Lauf, natürliche Beschaffenheit und ihn betreffende Traditionen an. — Die klassische Philologie betrifft No. IX, eine historische Nachricht über die Entdeckungen, die in Palimpsesten gemacht worden sind, von dem Archdeacon Nares, nicht eben sehr vollständig und genau, wie z. B. des Gajus erst am Schluß der gesammten Reihe mit den Ausdrücken gedacht wird: **At Berlin also, in 1828, was published a volume, from a rescript Ms. at Verona, of which the title is as follows,** und nun folgt der Titel der zweiten Ausgabe von Hrn. Hofr. Göschen. Aufmerksamkeit verdient eine Nachricht, No. XIII, welche H. J. Todd aus den Papieren von Dr. Ch. Burney bekannt macht, über einen Coder, der mit andern von Carlyle und Hunt aus dem Orient nach England gebracht, hernach an den Erzbischof von Canterbury verkauft, aber später von dem Patriarchen von Jerusalem, aus dessen Bibliothek zu Konstantinopel er nur geliehen worden war, zurückgefordert worden ist. Er enthält außer bekannten Schriften und Stücken von Libanius, Herodot, Demosthenes, Simplicius, Heraklides, Aphthonius den bisher noch nicht edirten Schluß der Allegorieen des Heraklides, fünf und eine halbe

Seite betragend, und ein anonymes, nur von Leo Allatius **de Patria Homeri** citirtes Werkchen über die Rhetorik. — Von großem Interesse für Numismatik und alte Geschichte sind zwei Abhandlungen der trefflichen Archäologen J. Millingen und W. M. Leake. Die erste, No. **XI**, betrifft eine zwar schon früher erwähnte, aber bisher noch nicht herausgegebene Silbermünze von Metapont in Italien, welche auf der einen Seite eine Aehre mit einer Heuschrecke, das gewöhnliche Symbol des die Ernte beschützenden Apollon, auf der andern die schöne Figur eines Mannes mit starkem Bart, Stierhörnern, in der Rechten eine Schale, in der Linken Schilfrohr haltend, zeigt. Daß diese Figur den Flußgott Acheloos vorstellt, gerade wie ihn Sophokles in den Trachinierinnen beschreibt, (*ἀνδρείῳ τύπῳ βούπρῳρος* u. s. w.) zeigt die Umschrift, welche in rein alterthümlicher Schrift so lautet: *Αχελοιο αθλον*, (*Ἀχελῴου ἆθλον*, der Kampfspreis des Acheloos). Wir sehen daraus erstens: daß in Metapont Kampfspiele dieses Aetolischen Flußgottes gefeiert wurden, was nicht befremden darf, da Metapont wahrscheinlich eine zugleich Aetolische und Phokische Kolonie war, wie die Sagen von Diomedes, Epeios, Daulios und die Aehnlichkeit des Namens Metapont mit Metapa in Aetolien, gehörig mit einander kombinirt, wahrscheinlich machen; zweitens: daß in diesen Spielen solche Münzen wie diese, natürlich nicht einzeln, sondern in ganzen Minen oder Talenten (*ἀγῶνες ταλαντιαῖοι*), als Preise gegeben wurden. Den Streit des Verf. der Abhandlung mit Avellino über die Darstellung der Flußgötter berühren wir nächstens in einer Recension der **Opuscoli** dieses Archäologen, und bemerken hier nur, daß der treffliche Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung durch einige kleine Irrthümer nicht wesentlich gestört wird, wie wenn die goldenen Aehren der Metapontiner in Delphi für eine Statue **personifying harvest** gehalten und Epeios von Panopeus mit dem Aetolischen verwechselt wird. Die andere Abhandlung, No. **XII**, „über einige Münzen der Stadt Kierion in Thessalien" ist für mythische Geographie und Geschichte wichtiger, als man nach dem ersten Anblick meinen sollte. Man wußte immer, daß die Böoter ehemals in Thessalien, in der Landschaft Aeolis, in der Gegend von Arne, am Flusse Kuralios, wo das Heiligthum der Pallas Itonia ihr Bundestempel war, gewohnt hatten, aber suchte bisher diese Gegend Arne und Aeolis, nach einigen Angaben späterer Schriftsteller, in Phthiotis am Pagasetischen Meerbusen. Damit wollten indeß die Data nicht stimmen, daß die Thessaler, aus Thesprotien ausziehend, die Landschaft Aeolis vor allen andern erobert, den Böotern von Arne

eine große Schlacht geliefert und sie zum Theil in Leibeigene verwandelt hätten, da jene Gegend am Pagasetischen Meerbusen zwar später von den Thessalern abhängig, aber doch nicht ihr unmittelbarer Besitz, wie viel weniger ihre bedeutendste Eroberung, war. Nun hatte man zwar durch Stephanos von Byzanz die Notiz, daß Arne in Thessalien später Kierion geheißen, aber konnte davon keinen Nutzen ziehen, da die Lage dieses Kierions völlig unbekannt und selbst die Existenz außer Stephanos unbezeugt war. Es ist daher von großer Wichtigkeit, daß nunmehr der Platz dieses Kierion völlig sicher durch Inschriften und Münzen ausgemittelt ist, welche bei einem Dorfe Mataranga am Flusse Apidanos, gerade in der Landschaft, welche Thessaliotis hieß und wahrscheinlich früher als Pelasgiotis von den Thessalern erobert worden war, gefunden worden sind. Die Münzen, in deren Typen Leake mit vollem Rechte die Hauptkulte der Böoter wiedererkennt, haben die Aufschrift *Κιεριειων*, dialektisch für *Κιεριέων*; die Inschriften betreffen theils einen Grenzstreit Kierions mit Metropolis, welches 10 bis 12 miles westwärts lag, theils den Dienst des Poseidon Kuerios, welchen Leake mit dem Namen des Flusses Kuerios und Kuralios in Verbindung bringt. Hierdurch ist also nun der Platz des Thessalischen Arne und Aeolis ausgemittelt; denn wenn es auch wahrscheinlich gemacht werden kann, daß die Sitze der Böoter sich bis an den Pagasetischen Meerbusen hin erstreckten und hier noch ein anderes Arne lag: so war doch jenes in Thessaliotis offenbar das bedeutendere. Nur e i n Punkt bleibt übrig, in dem der Rec. seine Meinung von der des Verf. trennen muß. Herr Leake bemerkt richtig, daß die Stadt Pieria, die bei Livius zweimal als Nachbarstadt von Metropolis genannt wird, unser Kierion sei, und will deßwegen den Namen Pieria in Cieria oder Cierium ändern. Allein dieses Thessalische Pierion kömmt auch noch bei Thukydides V, 13 und Aelian N. A. III, 37 vor und Olympias 146, 2 hatte nach dem Armenischen Eusebius Thessalien einen Strategen Amyntas Pierius oder Pierensis, wo man auch nicht ändern darf (Niebuhr kl. Schriften S. 243). Man muß also annehmen, daß wirklich die Doppelform *Κιέριον* und *Πιέριον*, wie *πη* und *κη*, *ἵππος* und *ἴκκος* u. dergl. mehr, existirte, und da in solchen Fällen stets ein altpelasgisches Q zum Grunde liegt (qua, equus): so wird auch hier Quierium die älteste Form gewesen sein, die sich in dem lokalen Beinamen des Poseidon, Kuerios, noch ziemlich erhalten hat. Aber wie eine Aufklärung in diesen Reichen gleich immer wieder eine Menge vorher dunkler Punkte ins Licht zu setzen pflegt: so macht der Rec. zu guter Letzt hier auch noch die Ent-

deckung, daß Kierion, welches Leake nur bei Stephanos erwähnt gefunden, doch auch schon im Strabo vorkömmt, nämlich in dem so viele treffliche Lesarten enthaltenden **Codex Vaticanus**, aus dem die Stelle **IX**, p. **615** Tzsch. so zu vervollständigen ist: *Ταῦτα δ' ἐστὶ τῆς Θετταλιώτιδος μιᾶς τῶν τεσσάρων μερίδων τῆς ὅλης Θετταλίας, ἧς ἦν καὶ τὰ ὑπ' Εὐρυπύλῳ, καὶ ὁ Φύλλος, ἔνθα Ἀπόλλωνος τοῦ Φυλλαίου ἱερὸν, καὶ Ἴχναι, ὅπου ἡ Θέμις Ἰχναία τιμᾶται. — καὶ Κιερὸς δ' εἰς αὐτὴν συντελεῖται (καὶ πάντα τὰ μέχρι) τῆς Ἀθαμανίας.* Da wir uns bei diesem Aufsatz fast über die Gebühr verweilt haben: bleibt uns nur noch Raum zu bemerken, daß durch desselben Colonel Leake Verdienst das berühmte Edikt des Diocletian, welches Preise der Eßwaaren und Handwerkerarbeiten fixirt, sehr vervollständigt, namentlich mit seiner ganzen prunkvollen Einleitung, erscheint (No. XV), indem zu dem von Sherard und Bankes kopirten Stein von Stratonicea, durch den man es früher kannte, ein Original-Duplikat hinzukömmt, ein Stein zu Aix, den ein Reisender aus dem Orient dahin gebracht und von dem Herr Vescovali in Rom dem Herausgeber ein Facsimile mitgetheilt hat.

Opuscoli diversi di F. M. Avellino. Volume I. Neapel 1826. 258 S. in 8. und 1 Kupfertafel.

Der vorliegende Band der vermischten Schriften des rühmlichst bekannten Professors der Neapolitanischen Universität und Generalsekretärs der **Società Real Borbonica**, F. M. Avellino's, enthält erstens eine Abhandlung über eine Goldmünze der byzantinischen Kaiserin Arianna, der Tochter des Leo Thrax und der Verina und Gemalin des Isaurers Zeno, mit der Aufschrift des Avers **Ael. Ariadne Aug.** um den Kopf der Kaiserin, des Revers **Victoria Aug.** um eine Victorienfigur und der Sigla **CONOB**, welches der Verf. als ein Zeichen der Münzwerkstätte auslegt. Aufschrift und Bild, so wie die geschichtlichen Umstände, unter denen die Münze geschlagen ist, werden von dem der Sache vollkommen kundigen Verf. so ausführlich und genau erörtert, daß kaum eine Frage dabei ohne ihre Antwort gelassen ist. — Die zweite Abhandlung, welche hier schon zum dritten Mal gedruckt, aber mit bedeutenden Zusätzen vermehrt erscheint, betrifft den vielbesprochenen Stier mit dem Mannskopf auf Griechischen Münzen Unteritaliens und Siciliens, in welchem Bilde der Verf. mit Eckhel den

Dionysos-Hebon erkennt und diese Meinung besonders durch Stellen des Nonnus zu rechtfertigen sucht, während Andere darin nichts als eine Darstellung des Flußgottes sehen, welchen gerade die Stadt, die die Münzen prägen lassen, am meisten zu verehren Anlaß hatte. Diese letztere Meinung hat nach Andern Millingen, **Recueil de quelques médailles Grecques p. 8 sqq.**, gelehrt ausgeführt, dessen Argumente der Verf. zu widerlegen sucht, worauf der Englische Archäolog schon wieder in den neulich angezeigten **Transactions of the R. Society of Literature** geantwortet hat. Dem Ref. scheint, wenn er seine Meinung in diesem Streit abgeben soll, die Wahrheit allerdings auf der Seite des letzteren Gelehrten zu sein; der Stier mit dem Menschenhaupte auf den Aetolischen und Akarnanischen Münzen ist entschieden Acheloos und von diesem können jene Gestalten der Italischen Münzen nicht getrennt werden. Daß Dionysos als Stier dargestellt wurde, ist bekannt; der Stier mit dem Menschenkopfe aber in Kunstwerken nicht mit Sicherheit als Dionysos nachweisbar. Der Name Hebon muß ganz von dieser Untersuchung entfernt werden, da dieser nach Macrobius nur den bärtigen, ältern Bacchus, welcher immer noch mißbräuchlich der Indische genannt wird, aber auf keine Weise den stierförmigen, bedeutete.*) Indeß wird auch der Anhänger der entgegengesetzten Ansicht des Verf. Argumentation der Beachtung werth finden und ihm in manchem Nebenpunkte beistimmen können. — Die dritte Abhandlung handelt von den angeblichen Münzen des alten Agrigentinischen Tyrannen Theron, welche der Verf. mit den besten Gründen sämmtlich entweder als verfälscht oder als falsch gelesen verwirft. Der Name eines Tyrannen auf Griechischen Münzen aus so alter Zeit wäre durchaus beispiellos, da selbst die viel spätern Dionyse weder ihre Namen noch ihre Bilder auf ihre Münzen prägen ließen. Dagegen könnte man annehmen, daß dem Theron etwa später Münzen zu Ehren geschlagen worden wären, wie mehrere Numismatiker lange Zeit die Münzen mit den Namen des Hieron und Gelon zu erklären gesucht haben. Allein diese Analogie fällt dadurch hinweg, daß der Verf. in einer Beilage zeigt, daß die erstern Münzen Hieron dem **II.**, die andern Gelon **II.**, dem Sohne Hierons **II.** und Vater des Hieronymos, zuzuschreiben sind, indem dieser Gelon ebenfalls den Königstitel führte, wofür sich der Verf. auf eine Abhandlung von Herrn **Dr.** Panofka über die Inschriften vom Syrakusischen Theater bezieht. Zum Theil gehören die dem Theron fälschlich zugeschriebenen Münzen

*) Vergl. Handbuch der Archäologie 383. 9. und 403. 2.

der Stadt Terina an, deren Numismatik daher hier neu beleuchtet und besonders eine bisher nur ungenau bekannt gemachte schöne Silbermünze gelehrt erläutert wird. Nur kann Ref. es nicht wahrscheinlich finden, daß die geflügelte, den Caduceus tragende und wasserschöpfende Jungfrau auf dieser hier abgebildeten Münze eine Sirene sei; gewiß ist es Iris, der allein alle diese Insignien zukommen und die wir bei Hesiod, Theogon. 784, in ähnlicher Handlung finden; die Terinäische Lokalsage, welche hierbei zum Grunde liegt, können wir freilich nicht mehr nachweisen. Die zahlreichen Excurse zu dieser Abhandlung enthalten viel Schätzbares; einer wehrt mit gerechtem Unmuth eine eben so unkundige wie plumpe Verunglimpfung des Verfassers und der ganzen Herkulanischen Akademie in einem deutschen archäologischen Journal ab. Möchte der Verf. es sich zum Troste dienen lassen, daß in Deutschland das Publikum solche Aeußerungen eben so leicht nimmt wie ihre Urheber; aber auf der andern Seite sollten doch auch wir zur Erkenntniß kommen, daß ein thörichtes Ueberheben über andere Nationen das frühere Verkennen unseres Werthes nicht abbüßt und daß namentlich das archäologische Studium Italiens, wie es in einigen vortrefflichen Männern fortlebt, seine Fülle von Anschauungen und Detailkenntnissen immer noch unserer gepriesenen Wissenschaftlichkeit kühn entgegensetzen darf und nichts weniger als eine schnöde Behandlung wie von oben herab verdient. — Die vierte Abhandlung enthält eine Geschichte der Parasiten der alten Komödie von dem Sicilischen Epicharmos an (dessen Zeit, beiläufig gesagt, Herr Grysar in Köln wohl anders angesetzt haben würde, wenn er die richtige Epoche der Eroberung Milet's seiner Rechnung zum Grunde gelegt hätte) bis zu den Römern herab. Der priesterlichen Parasiten in Athen und andern Orten wird nur kurz gedacht, aber die Bemerkung angeknüpft, die dem Ref. neu war, daß Parasiten in diesem ehrsamen und ehrwürdigen Sinne des Worts auch in lateinischen Inschriften vorkommen, namentlich Primi sacerdotes synhodi Apollinis parasiti.

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. I. P. II. **London 1829. IV und 283 und XLII Seiten (die letztern enthalten das Register) und fünf Blätter Karten und Pläne.**

Der Werth der in diesem zweiten Theil enthaltenen Aufsätze ist eben so verschieden, wie beim ersten; manche würden jeder deutschen,

Sammlung der Art Ehre machen; andere, meint der Rec., wohl kaum irgendwo bei uns eine Stelle finden. Indem Rec. seine Uebersicht in derselben Weise fortsetzt, bemerkt er, daß zur orientalischen Alterthumskunde erstens eine Abhandlung von Sir Will. Ousely gehört, No. II., welche Bemerkungen über die Erzählungen der Orientalen von Alexander (Iscander, Secander) mittheilt. Das Resultat ist: was irgend in Arabischen und Persischen Büchern historisch Wahres oder historischer Wahrheit sich Näherndes über Alexander vorkömmt, ist aus Griechischen Schriftstellern entlehnt; was sich dagegen in morgenländischer Sage erhalten zu haben scheint, ist über alle Maßen fabelhaft und wundersam. Daran knüpfen sich interessante Beobachtungen über den orientalischen Ursprung mancher Mährchen und Volkssagen, die im Mittelalter und in neuerer Zeit in verschiedenen Sprachen Europa's vorkommen. Es bestätigt sich hier wieder recht, wie uralt manche Geschichten sind, die man von gestern glaubte und wie leicht solche Erzählungen, wenn sie nur gut erfunden sind, mit veränderten Lokalitäten und Personalitäten von Volk zu Volk wandern. Die Namen wechseln; Manches wird den Verhältnissen der Zeit gemäß neu motivirt; im Wesen ist es aber immer die alte Geschichte, welche schon Jahrtausende früher die Hörer ergetzte. Man kann ähnliche Erfahrungen in den verschiedensten Lebenskreisen machen. Derselbe treffliche Gelehrte gibt in einem andern Aufsatze, No. III., Nachricht von der Lage, den Resten und der Geschichte von Nikomedeia, der alten Hauptstadt Bithyniens, jetzt Iz-Nikmíd (ἐς *Νικομήδειαν*) oder abgekürzt Ismíd genannt. Dabei ist natürlich von dem berühmtesten Nikomedier, Arrian, die Rede, dessen Grabstein Sir William Ousely zu Sábanjeh, 20 miles von Ismíd, gefunden zu haben meint. Der Stein trägt die Inschrift *Ἀῤῥιανος Δοιδαλσου ζησ ἐτη μή χαιρε*. Dödalsos ist ein echt Bithynischer Name; man würde den Vater Arrians dadurch kennen lernen; indeß ist die Identität der Personen noch keineswegs einleuchtend. Der Griechischen Alterthumskunde gehört eine Abhandlung von Leake an, No. I., über einen in der Gegend von Priene gefundenen Hasen aus Bronze mit der Inschrift (die schon aus Bröndsteds Voyages et Recherches en Grèce T. I. bekannt war) *τῳ Ἀπολλωνι τῳ Πρεηλῃ μ᾽ανεθηκεν Ἡφαιστιων*. Das λ für ν in *Πριηλῃ* ist doch viel eher als eine Nachlässigkeit des Arbeiters, denn als eine dialektische Eigenthümlichkeit anzusehen. Die Inschriften bei Chandler Inscr. ant. I. p. 15 beweisen nicht, daß die Prieneer jemals Dorisch oder Aeolisch sprachen; sie gehören einem zur Vermittelung von Streitigkeiten aufgerufenen

Dorischen Staate, wahrscheinlich Rhodus an, s. Panofka **Res Samiorum p. 102.** Millingens Aufsatz, No. X, über das Datum einiger Münzen von Zankle oder Messana, behandelt die für die Geschichte des Griechischen Münzwesens und der bildenden Kunst so interessanten Münzen dieser Stadt, welche in die Zeit der Samischen Niederlassung (Olymp. 70, 4) und der Besitznahme der Stadt durch Anaxilaos von Rhegion (gegen Olymp. 71) fallen. Unter diesen gibt es nun Münzen mit dem Ochsen- und Löwenkopfe und der Inschrift *ΜΕΣΣΕΝΙΟΝ*, welche, von der Inschrift abgesehen, ganz offenbar Nachbildungen Samischer Münzen sind. Nun vertrieb aber Anaxilaos die Samier, als er sich zum Tyrannen machte; und es scheint nicht glaublich, daß diese Münzen nach der Vertreibung der Samier geschlagen seien. Daraus schließt nun der Verfasser, daß Thukydides mit Andern irre, wenn er den Namen Messene, welchen Zankle erhielt, von Anaxilaos, der ein Messenier von Abstammung war, herleitet. Allein es bleibt immer mißlich und gefährlich, Thukydides des Irrthums zu bezüchtigen; eher glaubt Rec. daß der Ausdruck desselben Schriftstellers „er vertrieb die Samier" (τοὺς Σαμίους ἐκβαλών) von einer bloßen Verdrängung dieses Stammes aus den früher geübten Regierungsrechten zu verstehen sei. Ja diese Annahme wird dadurch fast nothwendig, daß Kadmos, Skythes Sohn, der Ol. 72, 3. noch in Kos war (**Epist. Hippocr. p. 1294 Foes.**), als er nachher nach Zankle ging, dort nach Herod. VII, 164 noch die Samier traf. Die Samier blieben also immer noch in der Stadt, obgleich sie ihnen Anaxilaos gewissermaßen entrissen hatte, und die Münzen konnten immer noch Samische Typen erhalten. Darnach kann auch wohl die Auffassung der Sache bei Grysar **de Doriens. Com. p. 142.** berichtigt werden. Ueber die Hälfte des Bandes, S. 114 bis 293, nimmt eine überaus schätzbare Abhandlung von Leake über die Demen oder Gauen von Attika ein, No. XIII, zu der auch die erwähnten Karten und Pläne gehören. Rec., der vor der Ansicht dieser Abhandlung eine Karte Nord-Griechenlands und darin auch Attika's in die Hände des Kupferstechers abgegeben hatte, durfte sich bei der Lesung der Leake'schen Arbeit freuen, fast durchaus mit ihm in den Resultaten zusammengetroffen zu sein, wenn auch die Quellen der Bestimmungen und die dabei beobachtete Methode oft eine andere gewesen war; doch bleiben einige Streitpunkte, die Rec. hier kurz berühren will. Sphettos setzt der Verfasser nach Spata bei Brauron an der Ostküste Attika's, der Rec. der Westküste oder Paralia ungleich näher, nicht bloß von Plutarch Thes. 13, sondern auch von Pauf. II, 30, 8 darin unter-

stützt. Dann muß auch nach den Scholien zu Eurip. Hippol. 35 Gargettos anders wohin gerückt werden. Kropia wird nach Stuart in den Süden Attika's und dagegen Kekropia nach Thukyd. II, 19 in den Norden zwischen Eleusis und Acharnä gesetzt; es ist aber durch die besseren Handschriften des Thukydides entschieden, daß eben dieser letzte Demos Kropeia hieß; nahe liegt auch Pelikes, jetzt Belikas, welcher Ort mit Kropeia und Eupyridä zusammen die Attischen Dreidörfer (Trikomoi) bildete. Gypto-Castro im Passe von Attika nach Böotien ist nach dem Verfasser Oenoe, nach Barbié du Bocage Eleutherä; der Rec. hält die Meinung fest, daß es Panakton sei. Oenoe muß nach den Stellen der Alten, die Barbié du Bocage zusammengestellt hat, mehr gegen Eleusis und Megaris gelegen haben. Dies ist aber das Pythische Oenoe (wie unter andern die Scholien zu Sophokles Oed. Kol. 1047 deutlich zeigen); Leake verwechselt dies mit dem bei Marathon gelegenen. Dagegen hat es der Verfasser wahrscheinlich gemacht, daß Marathon nicht, wie man bisher annahm, das jetzige Marathona ist, sondern auf dem Flecke des heutigen Vraná lag. Besondern Fleiß hat der Verfasser überhaupt der Untersuchung der Attischen Schlachtfelder zugewandt, des Marathonischen wie des Salaminischen, und durch sinnreiche topographische Bemerkungen viel dazu beigetragen, diese Wunderthaten dem Kreise begreiflicher Geschichte zu sichern. Bei Marathon sieht man recht, wie der Genius des Griechischen Volks die Perser auf ein Feld lockte, wo sie nach dem Anblicke von der Küste aus glauben mußten, ihre Streitkräfte an Bogenschützen und Reitern recht entfalten zu können, und sich doch hernach bei der Schlacht selbst sehr unvortheilhaft zwischen Sümpfe eingezwängt fanden. Bei Salamis kömmt Aeschylos Darstellung, die der Recensent schon früher hoch gehalten, zu verdienten Ehren. Diese Untersuchungen, welche sich auch über viele andere Punkte des Perserkrieges ausdehnen, so daß man die Attischen Demen fast darüber vergißt, werden jedem Bearbeiter der Geschichte dieser Zeit gute Dienste leisten.

Histoires et Mémoires de l'Institut Royal de France, Académie des Inscriptions et Belles-lettres. Tome huitième. Paris 1827. 86 und 597 S. in 4.

Der klassischen Alterthumskunde gehören folgende Abhandlungen an:

Examen du texte de Diodore de Sicile relatif au monument d'Osymandyas, par M. Gail. S. **131—213.** Bekannt ist der Streit, der sich zwischen zwei Mitgliedern der Akademie der Inschriften, Letronne und Gail, über das Gebäude erhoben hat, welches die Verfasser der **Description de l'Égypte** für das von Diodor ausführlich beschriebene Grabmal des Osymandyas erklärten, indem der erstere von jenen beiden Gelehrten die Identität des in Ruinen noch vorhandenen und des von Diodor beschriebenen Gebäudes leugnet und die Erzählung dieses Historikers überhaupt für eine vom Hörensagen vernommene romanhafte Beschreibung eines schon damals längst verschwundenen Bauwerks nimmt; der letztere dagegen die Erzählung Diodors als treue Beschreibung desselben Monuments, wovon die Aegyptische Kommission die Trümmer gezeichnet hat, aufrecht zu erhalten sucht. Diese Ansicht führt nun auch die vorliegende Abhandlung mit einiger Breite, die man dem würdigen Verf. in allen seinen Schriften zu Gute halten mußte, durch. Der Unterz. hat schon früher seine Stimme dahin abgegeben, daß allerdings wesentliche Discrepanzen zwischen Diodor und den Ruinen nicht zu leugnen sind; daß aber auch Herr Letronne, so richtig seine Interpretations-Methode im Allgemeinen ist, einige Stellen nicht genau genug deutet und namentlich aus den Aoristen *ὑπάρξαι* u. s. w. bei Diodor falsche Folgerungen zieht; daß endlich im Ganzen das Uebereinstimmende zwischen der Beschreibung und den vorhandenen Ruinen das Abweichende und Widerstreitende darin in demjenigen Grade überwiegt, um die ursprüngliche Identität des Osymandeums Diodor's und der **Description de l'Égypte** hinlänglich sicher zu stellen. Auf der andern Seite geht indeß Herr Gail oft auch gewaltsam zu Werke, um die Worte des Historikers in allen Stücken den Trümmern des Osymandeums conform zu machen, wie er denn z. B. *πυλῶν λίθου ποικίλου* übersetzt: ein gemalter Pylon aus Stein, während es wirklich nur einen Pylon aus buntem Stein (Granit) bezeichnen kann. Andere unphilologische Ideen glauben wir dem Andenken des trefflichen und keine Aufopferung scheuenden Beförderers der Griechischen Literatur in Frankreich zu Liebe mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Mémoire sur la forme et l'administration de l'état féderatif des Béotiens, par M. Raoul-Rochette, p. 214—249. Die Einrichtung des Böotischen Bundes ist in neueren Zeiten durch die Arbeiten des Unterz. (um die chronologische Ordnung fest zu halten), die von Klütz, Tittmann, Poppo, Osann, Raoul-Rochette, Böckh, Wachsmuth so weit aufgeklärt worden, daß man die Untersuchungen darüber jetzt wohl, wäre es auch nur durch Stimmensammlung, zu einem allgemein befriedigenden Abschlusse bringen könnte. Da hier der Ort dazu nicht ist, so will der Rec. nur kurz angeben, welche Behauptungen der vorliegenden Abhandlung er für unrichtig hält, ohne dadurch die gegebenen Auseinandersetzungen im Ganzen ihres Werthes berauben zu wollen. Daß der Sitz der Bundesversammlung Böotiens in alter Zeit von Onchestos nach Koroneia verlegt worden wäre, kann der Rec. eben so wenig glauben, als daß das Platäische Fest der Dädala ein Bundesfest gewesen; nirgends kommen Pamböotia — der Name des Bundesfestes — vor als in Koroneia; dagegen wurden die Feste von Onchestos und Platää von besonderen Versammlungen, die sich dazu vom Bunde unabhängig gebildet hatten, gefeiert, wie auch Wachsmuth I. S. 129 die Sache ansieht. Daß jede Böotische Stadt, welche für sich Glied des Bundes, nicht einer andern untergeordnet war, einen Böotarchen wählte, ist wenigstens für die Zeiten des Peloponnesischen Krieges nicht bloß Supposition, sondern völlig sicher. Daß bei Thukydides IV, 91 nur von elf Böotarchen die Rede ist, nimmt der Unterz. jetzt mit Poppo, Raoul-Rochette, Böckh an; nur möchte Zwölf die eigentliche Grundzahl gewesen sein, die in spätern Zeiten wieder hervortritt. Denn die Zwölf bei Livius XLII, 43 sind zwar nicht Böotarchen des Bundes, aber doch Gegen-Böotarchen einer Partei und lassen somit auf die Zahl der eigentlichen Böotarchen schließen. Die Inschrift von Magnesia, in welcher die Panhellenen vorkommen, behandelt Herr Raoul-Rochette nach der Voraussetzung, daß hier von einem Panhellenen-Bunde in der kleinasiatischen Stadt Magnesia die Rede sei, welche Voraussetzung aber, so viel Rec. einsieht, gar keinen Grund hat; vielmehr enthält die Inschrift ein Dekret der durch andere Denkmäler hinlänglich bekannten Hadrianischen Panhellenen zu Ehren Magnesia's; der Rec. muß um der Kürze willen sich es verstatten, den geehrten Verf. zweimal auf seine Bücher zu verweisen, für die früher nicht gekannten Hadrianischen Panhellenen nämlich auf Aegin. p. 157 und für die Inschrift von Magnesia auf Dorier II. p. 503, wo eine Mittheilung von Böckh die Hauptsache ist.

Troisième Mém. sur le bronze des anciens et sur sa trempe par M. Mongez, p. 363—369. Die beiden frühern Abhandlungen des Verf. über den Gegenstand, im fünften Bande der Memoiren des Instituts, hatten durch chemische Experimente nachgewiesen, daß die oft dem Stahl nahekommende Härte der alten Bronze durchaus nicht von der Eintauchung des rothglühenden Metalls in kaltes Wasser, sondern nur von der das rechte Verhältniß treffenden Mischung des Kupfers mit Zinn und der Abkühlung in der Luft herrühren könne. Dagegen hatte Graulhié im Magasin encyclopédique 1809 Decembre und 1810 Janvier (sur les âges d'or et d'argent, d'airain et de fer) zwei Zeugnisse des Alterthums, die klärlich von jener Eintauchung sprechen (Proklos zu Hesiod T. und W. 142. und Eustath. zur Ilias I, 236), beigebracht, welche nun Hr. Mongez in vorliegender Abhandlung dadurch zu entkräften sucht, daß er ihnen des spätern Zeitalters wegen, aus dem sie stammen, die volle Beweiskraft abspricht und dann bei ihren Urhebern eine Verwechslung voraussetzt, die in der That nicht unwahrscheinlich ist. Die alten Schwerdter, Messer, Nägel u. s. w. sind nämlich zuerst eben so wie die bronzenen Statuen gegossen und dann erst mit dem Hammer bearbeitet, um scharf und spitzig zu werden, zu welchem Zwecke die Bronze von neuem erweicht werden mußte, ein Zweck, der gerade durch jene Eintauchung des glühend gemachten Metalls in Wasser erreicht wird. Indem nun also diese Erweichung vorhergehen mußte, um die Härtung herbeizuführen, konnten — so schließt Herr Mongez — wenig von dem Genaueren der Sache unterrichtete Schriftsteller wohl sehr leicht auf den Gedanken kommen, diese Härtung als das unmittelbare Resultat der Eintauchung anzusehen und die Operation, durch welche das Kupfer für schneidende Instrumente geeignet gemacht wird, als der beim Eisen angewandten völlig gleichartig vorauszusetzen.

Das **Mém. sur les trois plus grands camées antiques** von demselben Gelehrten, **p. 370—400**, führt die Deutung der drei größten unter den erhaltenen Kameen in manchen Punkten weiter aus, als es der Verf. in der Fortsetzung der Viscontischen Iconographie thun konnte. Diese drei Kameen sind bekanntlich die Wiener gemma Augustea, welche die Augustische Familie im J. 12 n. Chr. bei Tiberius Germanischem Triumph darstellt; dann der im Cabinet du Roi zu Paris befindliche Camée de la Sainte Chapelle, welcher die Augustische Familie einige Zeit nach Augusts Tode, bei der Abreise des Germanicus nach dem Orient, vorstellt; und drittens der Niederländische, auf welchem Claudius nach dem Britannischen Siege

als triumphirender Jupiter nebst der Messalina und ihren Kindern zu sehen ist. Wenn wir in der Auffassung der Bedeutung dieser durch Stoff, kunstreiche Arbeit und die sinnreichste Schmeichelei gleich ausgezeichneten Prunkgeräthe des ersten Römischen Kaiserreichs den Ansichten des Französischen Archäologen im Allgemeinen beistimmen: so müssen wir in Widerspruch mit ihm tretende Diskussionen über einzelne zweifelhafte Punkte hier bei Seite lassen und können nur das bemerken, daß Herr Mongez ohne hinlänglichen Grund auf dem Pariser Cameo das **Sacerdoce de la famille de Tibère pour le culte d'Auguste** dargestellt zu sehen glaubt, besonders darum, weil Tiberius den Krummstab oder **lituus** in der Rechten halte. Denn eben so wenig wie Tiberius Bekleidung und Haltung, welche ihn im Gegensatz der apotheosirten Mitglieder der Familie als irdischen Jupiter bezeichnet, das Geringste von dem Wesen eines Priesters zeigt, eben so wenig ist der **lituus** jemals das Zeichen eines Priesterthums, z. B. der Pontifices, Flamines, gewesen; dagegen ist er das konstante Symbol der Auspicien und es ist daher mit vollem Rechte behauptet worden, daß, wie auf dem Wiener Cameo Augustus, so auf dem Pariser Tiberius als der Gewaltige bezeichnet werde, **cujus imperio auspicioque** die Prinzen der kaiserlichen Familie zur Unterwerfung der noch widerstrebenden Völker des Nordens und Ostens ausziehen und sieggekrönt heimkehren.*)

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. II. P. 1. **London 1832. 148 Seiten. 23 lithograph. Tafeln mit Inschriften, eine mit einem Vasengemälde, lithographirt.**

Wir beeilen uns den Fortgang dieser Sammlung schöner und nützlicher Aufsätze über die alte Kunst anzuzeigen. Ungefähr die Hälfte dieses Bandes nimmt I. eine Abhandlung von Letronne ein, über die Griechischen und Lateinischen Inschriften am Koloß des Memnon. Diese Inschriften kannte man bisher hauptsächlich durch die Kopieen von Pococke; wenigstens waren, seitdem Pococke's Abschriften bekannt gemacht sind, etwa nur vier darin nicht enthaltene Inschriften von Andern mitgetheilt worden. Jetzt ist eine neue Epoche für das Studinm dieser Inschriften eingetreten, seitdem der nun verstorbene Britische Konsul in Aegypten, Salt, Alles, was am Koloß

*) Vgl. Denkmäler d. alt. Kunst. Göttingen 1835. Thl. I. 377. 378.

von Griechischer und Römischer Schrift sichtbar ist, von Neuem sorgfältig copirt hat. Dadurch sind zu den Pococke'schen Inschriften fünf und dreißig neue hinzugekommen; zugleich ist auch für die übrigen eine bedeutende Anzahl neuer Lesarten gewonnen worden, welche, meist besser als die früher bekannten, für die Prüfung der bisherigen Versuche der Kritik von höchster Wichtigkeit sind, die nun freilich zum großen Theile als zu freie und kühne Wagstücke erscheinen. Im Ganzen hat die philologische Kritik an diesen Inschriften, sobald sie von den äußern Hülfsmitteln verlassen wird, eine sehr mißliche Aufgabe, namentlich an den oft höchst unvollkommnen poetischen Versuchen, unter denen sich nur einer (No. XLVII. *Ζώειν εἰναλίη Θέτι*) als Werk eines wirklichen Dichters, Asklepiodotos des Poeten, auszeichnet, die andern aber als unreife Versuche von halbgebildeten Reisenden aller Art erscheinen. (Auch der Homerische Poet aus dem Museion von Alexandria, welchen wir lieber Argeios als Areios nennen möchten, hat das von ihm vernommene Klingen des Memnon nur durch einen nicht eben geistreich zusammengefügten Homerischen cento [No. XLVIII] zu ehren gewußt.) Daher die sonderbarste Vermischung dialektischer Formen, welche so weit geht, daß neben der epischen Sprache nicht bloß Dorismen, wie *πυνθανόμαν φωνήν*, sondern auch Aeolismen der Lesbischen Mundart, wie *ἦλθον ὐμοῖ δ' ἐρατᾷ βασιληΐδι τυῖδε Σαβίννᾳ* mitunterlaufen. Eben so ungeschickt zeigt sich, und zwar schon in den Inschriften aus der Hadrianischen Zeit, die Kunst der Versification. Daher eine Kritik, die einen mehr ästhetischen Maßstab anlegte, bei diesen Poesieen mitunter auf ganz andere Resultate kommen mußte, als die auf ein diplomatisches Verfahren gestützte billigen kann; so glücklich auch mehrere von den Verbesserungsversuchen unsers vortrefflichen Jacobs sich nun, nach dem bestätigenden Zeugniß besserer Kopieen, erweisen: so bekömmt doch durch dieselben Kopieen die Mehrzahl dieser Epigramme eine ganz andere Gestalt als die früher vermuthete war. Doch möchte nun wieder auch Letronne den Forderungen der Form hie und da zu wenig Gehör geschenkt haben, wo sie sich mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit völlig vereinigen ließen. So fehlen in dem dreizehnten Stücke, welches iambisch ist, die meisten Versenden, jedoch sind erhalten V. 1. *Χα]ρειστος.* 2. *Λάτων πάτρης* 3. *τοεν* (*ἦλθεν?*) 4. *μήτηρ.* Nach diesen, besonders dem letzten Beispiele wird es doch rathsamer sein, das ganze Gedicht in den so beliebten Skazonten zu restituiren, als, wie Letronne unternommen, rein iambische Ausgänge von Trimetern anzufügen. Unter den Lateinischen Inschriften ist, ein Fragment ausgenommen, keine poetische,

wie denn überhaupt im Römischen Kaiserreich sehr viel weniger Lateinische als Griechische Verse gemacht wurden. Ein Präfectus L. Petronius Secundus, welcher den Memnon am 14. März 95 n. Chr. gehört, zeigt dieß in Lateinischer Sprache an, aber ehrt ihn zugleich durch untergesetzte Griechische Verse (honoravit eum versibus Graecis infra scriptis). Bemerkenswerth ist, daß das hier so häufig vorkommende Perfekt von audire immer nur in diesen Formen gefunden wird: audivi, audivit und audi, audit, audimus, aber niemals audiit, audiimus u. dergl. Man sieht daraus, daß auch noch im silbernen Zeitalter und nicht bloß bei Cicero die Verbindung eines doppelten i in der Conjugation vermieden wurde. Wir haben noch zu bemerken, daß Letronne hier im Ganzen zwei und siebenzig Inschriften nach den Saltschen Kopieen in Steindruck mitgetheilt und mit kurzen kritischen Anmerkungen versehen hat; neun und dreißig davon lassen sich chronologisch bestimmen und zu einer Reihenfolge ordnen, welche von dem elften Jahre des Nero bis auf Septimius Severus, 194 n. Chr., herabreicht. Die meisten sind aus der Zeit, da Hadrian und Sabina Aegypten bereisten. Die Resultate, welche aus dem Studium dieser Inschriften für die Geschichte des tönenden Kolosses, an dem sie sich befinden, hervorgehen, wird der Verf. in einer für das Institut bestimmten Abhandlung vereinigen, welche ohne Zweifel viel Lehrreiches enthalten wird. Eine Zugabe zu der hier mitgetheilten Abhandlung enthält Wiederherstellungen von Griechischen Inschriften aus den Thebanischen Königsgräbern, welche ebenfalls von Salt kopirt sind und oft mit den Aufschriften des Memnon in naher Beziehung stehen.

II. Millingen, über die neuen Entdeckungen alter Denkmäler in Etrurien.

III. Millingen, über eine Vase von Agrigent, welche den Kampf des Herakles mit dem Acheloos darstellt. Der Flußgott erscheint als Stier mit bärtigem Menschenhaupt, aus dessen geöffnetem Munde Wasser strömt. So dient auch dieses Vasengemälde zur Bestätigung, daß der sogenannte Hebon in der Regel nichts als ein Flußgott ist.

IV. Bröndsted, über die Panathenaischen Preisgefäße. Diese Untersuchung knüpft sich an die in Attika gefundene Vase dieser Gattung mit der Inschrift *TON AΘENEΘN AΘΛON EMI* an, welche, so viele ähnliche auch seit der Zeit gefunden worden sind, doch immer noch die merkwürdigste von allen und das Fundament dieser Studien bleibt. Um desto dankenswerther sind die Nachrich-

ten, welche der Besitzer derselben, Hr. Burgon zu London, in einem hier mitgetheilten Briefe über die Auffindung des Gefäßes gibt. Es kömmt dabei auch heraus, daß kurz vor der Entdeckung dieser Preisvase vier ähnliche, welche wahrscheinlich eben so bemalt waren, weggeworfen worden sind, weil man auf so großen Gefäßen aus Attischen Gräbern keine Malerei vermuthete und daher die kalkartige Kruste, welche die Attischen Vasen in der Regel bedeckt, abzunehmen die Mühe nicht hatte aufwenden wollen. Alsdann führt Herr Bröndsted den Gedanken durch, daß die Aufschrift τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων sich eigentlich nicht auf die Vasen selbst beziehe, sondern auf das darin enthaltene von den heiligen Oelbäumen, den μορίαις, genommene Panathenaische Oel; dieß sei der eigentliche Preis, die Vase bloß das Mittel für dessen Transportation. Wir läugnen nicht, daß ursprünglich das Oel als der Preis gedacht werde, können uns aber in der Inschrift τῶν Ἀθ. ἄθλ. εἰμί nur die Vase als sprechend denken, welche doch auch auf jeden Fall mit Recht von sich sagen kann, daß sie „Preis von Athen" sei. Der Verf. vermuthet, — was uns nicht einleuchtet — daß die Sieger der Panathenäen überdem das Privilegium gehabt hätten, das sehr hochgeschätzte Morien-Oel aus Attika auszuführen, wodurch ihnen neben der Ehre ein substantieller Vortheil zugewachsen sei, da man mit dem Morien-Oel einen nicht unwichtigen Handel getrieben habe. Die Hauptstütze dieser Ansicht scheint, daß Lysias π. τοῦ σηκοῦ §. 2. von Moria oil-merchants spreche, allein diese ἐωνημένοι τοὺς καρποὺς τῶν μοριῶν sind nach Böckh's Staatshaush. I. S. 327 und des Ref. (Minerva Polias p. 31) Erklärung die Leute, welche die Bewirthschaftung der Morien vom Staate übernommen oder gepachtet hatten; diese Verpachtung war aber nach dem Zusammenhange der Attischen Verwaltung gleich nöthig, die Morien mochten viel oder wenig einbringen. Die Ankläger, gegen welche der Redner spricht, kamen nicht zu diesen ἐωνημένοι τ. κ. τ. μ. to ascertain whether Lysias (?) had sold them olives from a certain tree; sondern weil diese Pächter das Verzeichniß der Morien hatten und sie nachsehen wollten, ob nicht auf dem Grundstück des Angeklagten eine noch fruchttragende Moria gewesen sei, deren Umhauung sie ihm Schuld geben könnten. Da eine solche sich in den Listen nicht fand: behaupteten sie, daß der umgehauene Oelbaum ein σηκός gewesen, indem ein nicht mehr fruchttragender Baum (dieß bedeutet σηκός) auch in jenen Verzeichnissen nicht aufgezählt sein konnte. Was die Größe der Panathenaischen Amphoren und

das Maß, welches sie enthielten, anlangt: so wollen die Angaben und Berechnungen des Verf. mit den von Böckh in dem früher angeführten Programm mitgetheilten nicht stimmen; wir müssen fernere Messungen erwarten. Die interessante Inschrift einer dieser Vasen Ἀγασίας ἄρχων τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων, welche Hr. Bröndsted ebenfalls behandelt, ist seit der Zeit im Corpus Inscriptionum Graecarum T. II. n. 2035 an der ihr zukommenden Stelle erschienen; wir stimmen dem letztern Herausgeber vollkommen darin bei, daß man hier zwei Sätze zu trennen habe: Agasias Archont: ein Preis von Athen.

V. Millingen, über die Namen der Römischen Gottheiten. Der treffliche Kunstkenner Millingen ist hier nicht so auf seinem Felde wie gewöhnlich. Wir heben nur aus, daß er auf einer bekannten Lambergschen Vase für *TPOIO IEPEA*, Τρῳων ιερεια, wie Laborde (V. II. pl. 24) gelesen, die Worte *TPOΦOΣ* und *ENEPEA* erkannt zu haben glaubt. Das letztere soll ein Epitheton der Athena und der Römische Name Minerva daraus hervorgegangen sein.

VI. Sam. Angell, über die neuentdeckten Griechischen Sculpturen zu Selinus. Wir erfahren hier, daß Herr Angell nicht bloß der Entdecker der nun schon allgemein bekannten fünf Metopen oder Metopen-Fragmente des ältesten Stils von einem der Tempel auf der Burg von Selinus und dem mittlern der Unterstadt ist, sondern daß er auch schon die jetzt erst ans Licht gezogenen Metopen-Reliefs, welche dem Tempel der Unterstadt, welcher der Küste zunächst liegt, angehören, an ihrem Platze, von kolossalen Trümmern gleichsam überbaut und vergraben, erschaut hatte, aber durch das Einschreiten Sicilischer Obrigkeiten gehindert worden war, seine Entdeckung weiter zu verfolgen. Dem Herzoge von Serradifalco gebührt das große Verdienst, die ihm von Angell gewordene Mittheilung unter günstigern Verhältnissen benutzt und die Metopen wirklich hervorgezogen zu haben. Diese gehören, wie man weiß, der vervollkommneten Kunst an und begründen das wichtige Faktum, daß doch schon vor Selinus Zerstörung (Olymp. 92, 4) der Aufschwung, den die Kunst durch Phidias und Polyklet im Mutterlande erhalten, sich auch den Sikelioten mitgetheilt hatte. Auch die Architektur des Tempels ist nicht mehr die in den übrigen Ruinen von Selinus herrschende mit den stark verjüngten Säulenschäften und der weiten Ausladung des Echinus; sie nähert sich ebenfalls mehr der Form, welche die Dorische Bauweise durch den Athenischen

Geschmack erhalten hatte. Noch müssen wir den interessanten Umstand anführen, daß an diesen Reliefs die Figuren im Ganzen von gewöhnlichem Stein, Kopf, Arme und andere Extremitäten aber von Marmor waren; offenbar stellte, wie bei den Akrolithen-Statuen, der Marmor das Nackte dar, das Uebrige war kolorirt.

VII. Ein Geistlicher, G. F. Grey, theilt, auf vierzehn Tafeln, die Inschriften mit, welche sich an der Straße von Suez nach dem Sinai zu Wady-el-Muketteb, auf sehr rohe Weise in die Felsenwände gehauen vorfinden. Man wußte davon durch Pococke (T. I. p. 142 der Folioausgabe) und die vom Bischof Clayton herausgegebene Reise einer Missionarien-Gesellschaft nach dem Sinai (Journal from Grand Cairo to M. Sinai 1772), wo in der Zueignung an die Gesellschaft der Antiquare zu London der lebhafteste Wunsch ausgesprochen war, daß diese merkwürdigen Inschriften bald kopirt werden möchten; auch hatte Carsten Niebuhr zu seiner Reise Taf. 49. 50. von mehreren dieser Steinschriften Kopieen gegeben. Ferner ist Einiges von diesen Inschriften mitgetheilt von Coutelle Descript. de l'Égypte, Antiq. T. V. und in der eben erscheinenden Reise in Arabia Peträa von Leon de Laborde, Livr. III. Allein die hier gegebenen Kopieen sind bei weitem zahlreicher und wie es scheint auch genauer, als alle bisher bekannt gemachten. Ueberdieß erhalten wir Taf. 13 auch einige Griechische Zeilen, die sich an demselben Orte, zum Theil vermischt mit jenen bis jetzt unlesbaren Charakteren, finden, z. B. *μνήσθη αὐτὸς Ερσου Καλιταιου Μαρου*, dann *μνήσθη Αὐρήλιος Βοραιος Χαλβου*: Inschriften in der gewöhnlichen Weise, an fernen Orten sein Andenken an die Lieben in der Heimat zu bezeugen; dagegen auch der umgekehrte Wunsch vorkömmt, in: *μνησθῶσιν ἄνδρες δύο ἀδελφοὶ Αμβρο* (sic) *καὶ Ἀλιτος υἷες Ἡρώδου* und *μνησθ(ῶσιν) Μούσης Σαμουηλ.* Auch liest man *Ταχαριασπις Ἀνδρεας*, und ziemlich deutlich den Namen *Αρων.* Noch findet sich eine seltsame Lateinische Inschrift: cessent Syri ante Latinos Romanos, welches wohl den Wunsch ausdrücken soll: daß die Syrer den Römern vorgehen möchten. An diesen Griechischen Beischriften hat man nach der unmaßgeblichen Meinung des Ref. Anhalt genug, um jetzt den Versuch zu wagen, durch Kenntniß der Semitischen Dialekte, deren einem diese Inschriften ohne allen Zweifel angehören, die Schrift zu enträthseln. Wenn man die offenbar aus mehreren Buchstaben zusammengezogenen nexus absondert und auflöst, kommt man auf etwa acht und zwanzig Elemente zurück, deren Geminationen und

Kombinationen, verglichen mit den Lautgesetzen der Semitischen Sprachen, dem Kenner manchen Aufschluß geben müssen. Die meisten Inschriften schließen zur rechten mit einem aus drei Buchstaben zusammengesetzten Zuge; zur linken steht in der obersten Reihe nichts häufiger als die Züge **161** oder auch **ISI**. Eine Inschrift, No. **12**, sondert sich sehr merklich von den andern ab; mehrere Buchstaben derselben sind wie aus dem Phönicischen Alphabet. Leute, welche auf Kamelen reiten und andere Figuren von Menschen und Thieren — von der allerkunstlosesten Zeichnung — sind als Denkmäler derselben Karavane zurückgeblieben, welche durch diese Inschriften uns vielleicht noch einmal ein Licht über die Schrift und Sprache irgend eines bisher wenig bekannten Semitischen Stammes aufsteckt; wenn auch freilich nicht, wie es der Bischof Clayton erwartete, über das Alphabet, dessen sich die Kinder Israel unter Moses bedienten, oder über eine Chaldäische Geheimschrift, sondern etwa nur über Mundart und Schrift der Idumäer oder eines ähnlichen Stammes: und wer würde nicht auch dieß für ein höchst erwünschtes Resultat achten.

De antiquitatibus Antiochenis dissertatio prior, qua Antiochiae ad Orontem sub Graecis regibus quae fuerit figura et quae praecipua ornamenta explicatur. Göttingen.

Den Antrieb zur Beschäftigung mit der Topographie und Baugeschichte Antiochiens gab dem Verf. der Wunsch, die große Lücke, welche in der alten Kunstgeschichte, nach ihren bisherigen Bearbeitungen, in der Zeit der Makedonischen Dynastieen auf eine sehr fühlbare Weise einzutreten pflegt — indem namentlich dadurch die Römischen Bauunternehmungen von den frühern Griechischen wie durch eine Kluft getrennt und in ihrer Anlage und Einrichtung von Griechischen Vorbildern unabhängiger erscheinen, als sie es wohl wirklich waren — in so weit es jetzt noch möglich ist theilweise auszufüllen und zugleich die glänzende Blüthe, welche die Baukunst in dem glücklichen Jahrhundert der Antonine in diesen Gegenden erreichte und an welche die Ruinen von Heliopolis und Palmyra einen Jeden sogleich erinnern, mehr in ihren geschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Dazu schien

eine sorgfältige Zusammenstellung aller Nachrichten, die aus dem Alterthum über Antiochiens Anlage, Bauunternehmungen und andere Kunstwerke aufzubringen sind, wenigstens eine nothwendige Vorarbeit: zu der auch schon der Umstand reizte, der im Kreise der Alterthumsstudien — in welchem, was man wissen kann, auch immer wissenswerth ist — stets ein besonderes Gewicht hat: der verhältnißmäßig große und für diesen Zweck noch sehr wenig genutzte Reichthum der Quellen, welcher, Rom, Athen und Byzanz ausgenommen, wohl bei keiner andern Stadt des Alterthums eine so vollständige und durch eine solche Reihe von Jahrhunderten zu verfolgende Vorstellung von ihrer Ausdehnung, Gestalt und Hauptdenkmälern gewinnen läßt. Am meisten chronologischer Art sind die Angaben des Antiocheners Joannes Malelas, der in seinem Chronikon von mehreren der Seleucidischen Könige und fast von allen Römischen Kaisern, welche längere Zeit regiert haben, anmerkt, was zu ihrer Zeit und auf ihre Veranstaltung in Antiochien gebaut worden sei. Es ist merkwürdig, wie wenig diese reiche Quelle der interessantesten Nachrichten über die alte Architektur von den Männern des Fachs bisher benutzt worden ist; der Verf. der Abhandlung erinnert sich, durch Herrn Hofr. Heeren vor einigen Jahren zuerst darauf aufmerksam gemacht worden zu sein; diesem Antriebe verdankt auch diese Abhandlung großentheils ihre Entstehung. Wenn in diesen Nachrichten des Malelas, besonders in denen aus den Zeiten der Seleuciden, auch manches sonderbare Mißverständniß mit unterläuft: so ist es doch in der Regel nicht eben schwer, den historischen Kern davon abzulösen, welcher meistentheils in sehr präcisen, so zu sagen officiellen Aufzeichnungen besteht. Diese sind wahrscheinlich auf die Acta Urbis Antiochiae (ἄκτα τῆς πόλεως) zurückzuführen, welche der Chronograph Domninos in Justinian's Zeit vor sich hatte, den wieder Malelas gelegentlich als seine Quelle nennt. Die dadurch gewonnenen, aber immer noch sehr abgerissenen und vereinzelten Angaben erhalten Zusammenhang und Anschaulichkeit besonders durch die Vergleichung mit Libanios ausführlichen Schilderungen der Herrlichkeit Antiochiens und Daphne's aus Julians und Theodosios Zeiten, denen die in Antiochien gehaltenen Homilieen seines Schülers Joannes Chrysostomos durch den ganz verschiedenen Standpunkt der Betrachtung oft zur Ergänzung und auch zur Berichtigung dienen. Unter den übrigen kirchlichen Schriftstellern enthält Euagrios, der Antiochener, ziemlich umständliche Nachrichten über Antiochiens äußere Gestalt in dem auf Theodosios folgenden Zeitraum; aber selbst die legendenartigen Lebensbeschreibungen der Antiochischen Thau-

maturgen, des ältern und jüngern Simon, sind eben so reich an topographischem Material, wie arm an Stoff für wahre Geschichte. Wenn man von diesen und andern Gewährsmännern bis auf die Zeit Justinians geführt wird, in welchen Antiochien die neue Gestalt erhielt, welche Prokop schildert und von der jetzt noch bedeutende Ueberreste vorhanden sind: so reißt hernach freilich die Kette zusammenhängender Mittheilungen ab: indeß ist es immer noch möglich, durch Wilhelm von Tyrus und einige Andere von Antiochiens Zustand während der Kreuzzüge und durch Pococke, de la Vallé, Kinneir, Richter und manche andere neue Reisende, besonders aber durch das Prachtwerk von Cassas, von der jetzigen Gestalt Anteaki's eine Vorstellung zu erhalten, die den historischen Nachrichten der Alten theils zur Fortsetzung, theils zu einer topographischen Basis dient. Abulfeda's Beschreibung, die größtentheils auf dem ursprünglichen Werke Ibn-Haukals (nicht auf dem von Ousely herausgegebenen) beruht und Hadschi Chalifa's Weltspiegel (Gihán-Numá) geben freilich sehr entstellte und fabelhafte, doch aber auch an ihrer Stelle nicht unbrauchbare Nachrichten.

Der Geschichte der Stadt Antiochien geht natürlich eine Beschreibung der Gegend voraus, welche vom Laufe des Orontes beginnt, in welchen oberhalb Antiochien's ein Nebenfluß Arkeuthos oder Japhthas (el-Aswad) einströmt und den Verbindungskanal des Hauptstroms mit dem benachbarten See von Antiochien bildet: und dann die das Gefilde von Antiochien nördlich begränzenden Bergzüge Koryphäon und Melantion (Mavron-Oros bei Phokas, **Montana Nigra** bei Willermus) und das näher am Orontes südlich sich hinziehende Kasische Gebirge nach ihrer Lage näher zu bestimmen sucht. Dem letzten Höhenzuge gehören die beiden Felsengipfel an, welche innerhalb der Ringmauern Antiochiens lagen: der südlichere, höhere, worauf die Burg stand, Silpion, auch Orocassias; der nördlichere im Byzantinischen Griechisch Staurin genannt. Ein Gebirgsbach, der in einer tiefen Schlucht dazwischen sich herabstürzt, bei Malelas Phyrminos und in mehr hellenisirter Form Parmenios, bei Prokop Onopniktes genannt, spielt wegen der Gefahren, welche er den Gebäuden Antiochiens brachte, in der Baugeschichte der Stadt eine große Rolle. Sonst wird der Quellenreichthum dieser Höhen immer als die erste Annehmlichkeit der Gegend betrachtet. Der Fluß Orontes bildete im Alterthum durch einen Nebenarm eine Insel, auf welcher die Neustadt Antiochiens lag; jetzt ist von dieser Insel (auch nach der dem Verf. mündlich gegebenen Versicherung eines genau

beobachtenden Reisenden, des Herrn Oberstlieutenant v. Prokesch) jede Spur verschwunden. Noch werden unter den Vortheilen, welche die Lage Antiochiens darbot, die bequemen Verbindungen sowohl mit dem Meer als mit den Euphrat-Gegenden hervorgehoben und dagegen als der Hauptnachtheil dieser Lage die häufigen Erderschütterungen in Anschlag gebracht, durch welche Antiochien öfter zum Theil, einigemal fast gänzlich zerstört und Hunderttausende von Menschen hingerafft worden sind. Auf vulkanische Phänomene in Urzeiten deuten die auch hier lokalisirten Sagen von Giganten, welche die Blitze des Zeus erlegt, und von dem Kampfe des Typhon hin. In der historisch bekannten Zeit von 148 v. Chr. bis 588 n. Chr. kann man zum Theil sehr genaue Meldungen von zehn Erdbeben aufbringen, die wir hier um der Kürze willen nur durch ihre Data bezeichnen: 148 v. Chr. am 21sten Peritios, welcher im Syro-Macedonischen Mondenjahre ungefähr dem Februar entspricht; 37 n. Chr. am 23. Dystros, der damals dem März gleich war; gegen 50 n. Chr. (unter Claudius); 115 n. Chr. am 13. December; 341 n. Chr.; 457 n. Chr. (nach anderer Berechnung 458) am 14. September; 526 n. Chr. am 29. Mai; 528 nach Chr. am 29. November; 587 n. Chr.; 588 n. Chr. am letzten Oktober.

Wie spät und leichtsinnig erfunden die Fabeln sind, wodurch die Antiochener sich von Athen und Argos herzuleiten und sonst ihren Ursprung zu verherrlichen bemüht waren, ist leicht einzusehen; doch erfährt man dabei Manches für die Topographie und Archäologie nicht Unwichtige. Auf dem Berge Silpion lag ein alter Syrischer Flecken Ione, an diesen knüpften sich, hauptsächlich auf Veranlassung des Namens, Fabeln von Io und einer Argivisch-Athenischen Kolonie, die zur Aufsuchung der entschwundenen Inachide gesandt worden sei. Die Athener sollte Triptolemos geführt haben, der auch in den Stadtsagen des benachbarten Kleinasiens viel vorkommt, wo man einen Lydischen Gott oder Dämon Tylos in diesen Eleusinischen Heros der Agrikultur umdeutete (s. Annali dell' Instit. di corrisp. archeol. T. II. p. 157). Aus diesen Antiochenischen Sagen aber, wonach Triptolemos als Gründer dieser Stadt gefaßt wird, deutet der Verf. die Kunstwerke des Alterthums, welche den edlen Germanicus, den Sohn des Drusus, als einen neuen Triptolemos darstellen. Als nämlich Germanicus in der letzten Zeit seines Lebens nach langen Reisen durch Griechenland, Kleinasien, Armenien, Syria Euphratensis, Aegypten, auf denen er überall große Menschenfreundlichkeit und eine Griechische Leutseligkeit an den Tag gelegt hatte, nach Antiochien kam, um hier zu

hier

residiren und den Orient zu beruhigen, konnten die Antiochener wohl glauben, daß für sie ein neues Zeitalter des Wohlstandes und Glücks beginne, und den Germanicus als einen zweiten Gründer ihrer Stadt, als einen neuen Triptolemos, feiern, besonders wenn er auch zu Antiochien, wie er in Alexandrien that, durch Oeffnung der Staatsmagazine die Kornpreise herunterbrachte. Sonst ist es in der That nicht recht begreiflich, wie der kriegerische Held Germanicus gerade mit Triptolemos identificirt werden konnte. Jene Kunstwerke sind erstens ein berühmter Cameo des Pariser Kabinets, wo neben dem Germanicus-Triptolemos Agrippina, welche mit ihrem Gemahl nach Antiochien kam, als Demeter Thesmophoros vorgestellt ist; dann eine zu Aquileja gefundene Silberschale des Kaiserl. Königl. Antiken-Kabinets, welche den Germanicus als Triptolemos, vor seinem Zuge durch die Länder, den Gottheiten des Demeter-Kreises opfernd darstellt. Dem Verf. war durch die Liberalität, womit das K. K. Antiken-Kabinet verwaltet wird, vergönnt, eine von dem trefflichen Künstler Fendi verfertigte Zeichnung dieses herrlichen und noch sehr wenig bekannten Kunstwerks der Societät vorzulegen. — Aus Argos sollte auch Perseus nach Jone gekommen sein; ein altes, ohne Zweifel Aramäisches Heiligthum des „Unsterblichen Feuers" zu Jone wurde in einen Tempel des Zeus Keraunios verwandelt, welchen jener Sohn des Zeus gegründet habe. Eine östliche Vorstadt von Antiochien bildete Meroe, angeblich eine Assyrische Gründung, mit Heiligthümern der Sonne und der Persischen Artemis (Anaitis), welche in den Zeiten der Persischen Herrschaft gestiftet wurden oder wenigstens diese Gestalt erhielten. Bottia, ein Flecken am Orontes, Jone gegenüber, scheint eine Makedonische Ansiedelung aus der Zeit Alexanders gewesen zu sein.

Hierauf erhebt sich in dieser Gegend auf Geheiß des Antigonos die große Stadt Antigoneia, gelegen in dem Winkel, welchen die Flüsse Orontes und Arkeuthos bilden, vierzig Stadien von dem Platze, wo hernach Antiochien stand, eine Stadt von 1¾ Meile im Umfang, deren ganze Existenz indeß nur sechs Jahre dauerte. Antiochiens Gründung war zugleich Antigoneia's Untergang. Das Dasein Antiochiens scheinen die Antiochener selbst von dem ersten Tage des Artemisios oder zweiten Frühlingsmonats im Jahre **300** v. Chr. (Ol. **119**. J. **4**) an gerechnet zu haben. An diesem Tage opferte nämlich Seleukos Nikator in Jone dem Zeus Keraunios; daran schlossen sich Opfer in Antigoneia, wobei ein Adler das Opferfleisch vom Altar gerissen und nach Jone getragen haben soll; daher der Adler des Zeus Keraunios, auf einem Blitze sitzend, oft auch mit dem Opferfleisch in

den Klauen, hernach ein gewöhnlicher Typus auf den Münzen Antiochiens wurde, als das Augurium, dem die Stadt ihre Entstehung verdankte. Damit ist aber häufig auch der Widder des Zodiacus verbunden, als das Horoskop Antiochiens; weil aller Wahrscheinlichkeit nach der erste Artemisios des J. 300 in die Zeit des Jahres traf, in welcher die Sonne im Zodiacalgestirn des Widders stand. Wenn man nämlich von Alexanders Todestage an rechnet, wo der 28. Däsios demselben Tage des Thargelion, d. i. dem 11. Junius des 1. J. der 114. Olymp. (323 v. Chr.) entsprach, und annimmt, daß in den folgenden 23 Jahren die Makedonier eben so viel Schaltmonate hatten wie die Athener: so ist der 1. Artemisios des J. 300 dem 1. Munychion des Attischen Jahres gleich, welcher nach dem Metonischen Cyklus auf den 3. April des Julianischen Kalenders traf, wo die Sonne im Widder stand.

Der Mauerbau Antiochiens wurde indeß, unter dem Architekten Xenäos, erst den 24. des Artemisios begonnen. Zuerst wurde nur eine der Vierstädte, aus denen Antiochien hernach bestand, die alte Stadt Seleukos Nikators, gebaut, welche ganz im Thale, mit den Mauern hart am südlichen Ufer des Orontes lag; nach dieser wurden die Bewohner des zerstörten Antigoniens verpflanzt. Jone ließ man als Akropolis von Antiochien in einer gewissen Absonderung davon bestehen. Aber aus den benachbarten Ortschaften und einer aus verschiedenen Gegenden zusammenströmenden Menge, welche sich wahrscheinlich zuerst in Vorstädten niederließ, erwuchs bald eine zweite Stadt, die ebenfalls mit Mauern versehen, und nach wahrscheinlicher Auslegung einer Angabe des Domninus, im J. v. Chr. 270 vollendet wurde. Zu dieser gehörte ohne Zweifel auch der Ghetto oder das Judenquartier von Antiochien, dessen Bewohner von Seleukos Nikator, nach anderer Angabe von Antiochos Epiphanes, im Ganzen gleiches Recht mit den Griechen und Macedoniern erhalten hatten; sie bewahrten die Urkunden ihrer Rechte und Privilegien auf ehernen Tafeln noch in Titus Zeit. Im Ganzen aber war Antiocheia eine Griechische Stadt mitten in einer Syrischen Landschaft, welche letztere noch in Julians Zeit ihre Syrische Sprache und Sitte festhielt und in offenen Flecken wohnte, die schon durch die Namen, wie Charandama, Gandigora, Ghisira, sich als ungriechisch kund gaben. Als Griechische Stadt hatte Antiochien unter Königen und Kaisern eine Art von republikanischer Verfassung, einen in achtzehn Phylen getheilten Demos mit Volksversammlungen im Theater und einen Rath, der wenigstens in Julians Zeit zweihundert

aus altreichen Familien gewählte Männer enthielt. Einige Bemerkungen über den Charakter, welchen die Antiochener in der Geschichte entwickelt haben, waren an dieser Stelle schwer zu unterdrücken, wenn sie auch streng genommen nicht zur Aufgabe des Verf. der Abhandlung gehören. Ueppigkeit, wie sie zeitig, auch von der Religion begünstigt, in diesen Gegenden wucherte, dabei ein in wilde Wuth ausbrechender Trotz, verbunden mit ausgelassener Spottlust und heiterer Laune (wovon auch die Syrophönikischen Rhetoren einen Anklang hatten), auf der andern Seite Empfänglichkeit für religiöse Empfindungen (doch vertilgte auch das Christenthum die Lust an wilden und ausgelassenen Ergetzlichkeiten, wie dem Majuma-Feste, nicht), und Neigung zur härtesten Ascetik, aber freilich zugleich auch zu allem möglichen magischen und astrologischen Aberglauben, werden als Hauptzüge der alten Antiochener hervorgehoben.

Von den Bau- und Bildwerken, womit Antiochien bald nach seiner Gründung geschmückt wurde, weiß man wenig. Am genauesten kennt man die damals von einem Schüler des Lysippos, Eutychides, gebildete Tyche von Antiochien, d. h. die mit der Gründung der Stadt geborene göttliche Natur und dämonische Lenkerin derselben, von den Römern durch Genius Antiochenus übersetzt. Diese Tyche, deren Gestalt wir durch Malelas und Pausanias, zahlreiche Münzen und eine Nachbildung unter den Statuen im Vatikan hinlänglich kennen, war eine reichbekleidete Frauenfigur, mit einer Mauerkrone, auf einem Felsen (dem Berg Silpios) sitzend, auf den sie den linken Arm stützte, in der Rechten Aehren, oder nach andern Kopieen einen Palmenzweig haltend. Vor ihren Füßen erhob sich mit halber Figur die Jünglingsgestalt des Orontes. An beiden Seiten standen (nach Malelas) die Statuen des Seleukos und Antiochos (wahrscheinlich des Soter, des Sohnes von Seleukos), welche die Tyche bekränzten; auf spätern Münzen kommt dafür die Figur des Severus Alexander vor. Als Einfassung diente der Statue ein Tetrakionion, d. h. ein offner Rundtempel aus vier Säulen mit einem Kuppeldach; solche Tetrakionien, zur Aufstellung von Bildsäulen bestimmt, werden auch in den Ruinen von Palmyra und Gerasa nachgewiesen. Eine Zeitlang, unter der Herrschaft des Trajan, stand diese Tyche mit dem Tetrakionion in dem Nymphäon des Theaters, nach dessen Beschaffenheit im Verfolg der Abhandlung gefragt wird. Sonst befand sie sich in einem eigenen Tempel, dem Tychäon, welches unter Theodosius II. in das Martyrion des heil. Ignatios verwandelt wurde, wahrscheinlich einem Rundgebäude,

dessen Gestalt und Einrichtung man sich ungefähr nach Libanios (oder eines andern Rhetors) Beschreibung des Alexandrinischen Tychäons vorstellen kann, auf welches dabei zugleich eingegangen und dessen Aehnlichkeit mit dem Römischen Pantheon nachgewiesen wird.

In dieselbe Zeit der Regierung Seleukos Nikators trifft auch die Anlage der Heiligthümer von Daphne, dessen Lage dadurch hinlänglich bezeichnet ist, daß es eine geographische Meile westlich von der Hauptstadt, durch die Vorstadt Herakleia mit ihr verbunden, im Orontes=Thale, aber höher als die Stadt gelegen war, so daß von da aus Wasserleitungen nach der Stadt geführt werden konnten; jetzt heißt der Fleck nach wahrscheinlichster Meinung Beit ul Mei, das Haus der Gewässer. Der Umfang der gesammten Anlagen von Daphne betrug, wahrscheinlich aber erst nach der Erweiterung durch Pompejus, 2 geographische Meilen. Die Anmuth und Herrlichkeit dieses großartigen, durch die Natur meistentheils gegebenen Parks, mit seinen unzähligen Bauwerken und Denkmälern zu schildern, war keine Aufgabe für diese Abhandlung; es lag eben so wenig in der Absicht des Verfassers, mit Gibbons glänzender Beschreibung zu wetteifern, wie alle Fehler derselben zu rügen; nur auf den von Seleukos gegründeten und mit einem Cypressenhain umpflanzten Tempel des Pythischen Apollon und die dafür von dem Athener Bryaxis gearbeitete Statue des Gottes richtet sich die Untersuchung. Es wird nachgewiesen, daß der Tempel, als er durch den Brand unter Julianus verwüstet wurde, ein Naos Amphiprostylos war, zugleich mit innern Säulenreihen versehen, welche die Felderdecke der Cella trugen, umgeben von einer Aula, welche an allen Seiten Säulenhallen hatte. Das Bild des Gottes aber war ein kolossaler Akrolith, indem nur die Extremitäten der Figur aus weißem Marmor, die bekleideten Theile aus vergoldetem Holz bestanden. Er war als Kitharödos dargestellt, in der Tracht und Stellung des Pythischen oder Palatinischen Apollon des Skopas, nur daß er in der Rechten eine Schale hielt, aus welcher er zu libiren schien: wodurch die Griechische Kunst einen Sieger in Wettkämpfen anzuzeigen pflegt. So findet man ihn, hauptsächlich nach Libanios Indikationen, auf Antiochenischen Münzen aus der Regierung des Philippus und Decius und später noch des Julianus wieder.

Von dem zweiten und dritten Könige, Antiochus dem Retter und dem Gotte, ist wenig zu melden, aber Seleukos Kallinikos hat Antiochien, obwohl er es bei dem Kriege gegen die Stratonike mit Gewalt der Waffen eingenommen, doch hernach sehr

gehoben und vergrößert, theils durch einen Isis-Tempel (was indeß mehr für die Religionsgeschichte Syriens merkwürdig ist), besonders aber durch den Anbau einer neuen dritten Stadt, welche hernach Antiochos der Große ausbaute; wenn es nämlich freisteht, auf diese Weise die Aussagen Strabo's und Libanios zu vereinigen, von denen jener die Erbauung dieser neuen Stadt dem erstern, dieser dem zweiten Könige beilegt. Diese neue Erweiterung, der Werder Antiochiens, lag auf der oben erwähnten Insel, die nach Libanios Beschreibung eine ziemlich kreisförmige Gestalt hatte und durch fünf Brücken mit der Altstadt verbunden war; in ihrer Mitte trafen zwei aus Säulengängen gebildete Straßen, wovon die eine von Nord nach Süd, die andere von Ost nach West lief, in einem vierfachen Triumphbogen (Tetrapylon) zusammen. Die Säulengänge, welche nach Norden liefen, waren die kürzesten, indem sie nur der Königl. Burg als Propyläen dienten, welche einen großen Theil der Insel nach dieser Seite hin einnahm. Die Rückseite derselben bestand, nach Theodoret, aus Gallerieen, die sich in zwei Stockwerken über der Ringmauer der Neustadt erhoben und nur durch eine Straße von dem Strom geschieden waren; das Innere war nach Libanios eben so ausgezeichnet an Pracht wie an Zahl und Größe der verschiedenartigen Räume.

Von Antiochos dem Großen muß die Baugeschichte Antiochiens gleich auf Antiochos Epiphanes übergehen, den König, dessen unruhiger und von unzeitiger Ruhmbegierde geplagter Geist uns nur in seinen Bauunternehmungen nicht kleinlich und lächerlich erscheint. Die Werke, mit denen er Griechenlands Städte verherrlichte, namentlich das prachtvolle Olympieion Athens, sind nach Gebühr berühmt; daß man aber bisher von den Gründungen dieses Fürsten in seiner eigenen Residenz zu geringe Vorstellungen gehabt, kommt zum Theil daher, daß Malelas, welcher offenbar zuweilen die Erneuerung und Wiederherstellung eines Bauwerkes mit der Gründung verwechselt, das Meiste davon dem Tiberius zugeschrieben hat und z. B. den vierten Theil der Stadt erst durch diesen Kaiser mit Mauern eingefaßt werden läßt, während doch nach Strabon schon damals (unter Augustus) jede der Vierstädte ihre eigenen Ringmauern hatte. Antiochos Epiphanes hatte nämlich den einzigen Raum, der noch übrig war, die gegen den Berg Silpios ansteigende Fläche und diesen Berg selbst mit gar vielen Felsen und Schluchten, für eine vierte Stadt, Epiphaneia genannt, occupirt, so daß nun auch das alte Jone mit der Akropolis, die wahrscheinlich schon auf

der Stelle des spätern durch die Kreuzzüge bekannten Kastells lag, in den Umkreis der Stadt gezogen wurde. In diesem Epiphaneia baute er ein großes Senatsgebäude und unter mehreren Tempeln ein Antiochenisches Kapitol, dessen Decke und Wände, wahrscheinlich um das Römische zu überbieten, von Vergoldung strotzten. Der schönste Schmuck dieses Stadttheils aber war die große Straße, welche von dem Ostthore bis zum westlichen in einer Ausdehnung von 36 Stadien in gerader Linie und auf künstlich geebneter Fläche gezogen war und aus vier Reihen Säulen bestand, welche in der Mitte einen offenen Fahrweg, nach beiden Seiten bedeckte Gallerieen bildeten. Die Straßen, welche im rechten Winkel theils vom Berge, theils vom Flusse her auf diese Hauptstraße einfielen, waren durch Triumphbogen oder Tetrapyla damit verbunden; das mittelste Tetrapylon heißt der Nabel oder Omphalos der Stadt, und, wie in Delphi als dem Mittelpunkt der Erde, so befand sich auch in diesem Mittelpunkt von Antiochien die im Alterthum herkömmliche hemisphärische Figur des Omphalos. Man erräth, daß die auf den Seleuciden-Münzen gewöhnliche Darstellung des auf dem Omphalos sitzenden Apollon sich auf ein Bild dieses Gottes bezieht, welches eben hier, auf dem Omphalos Antiochiens, angebracht war. Eben solche Omphaloi oder Mesomphalien gab es in Alexandrien, dessen Anlage überhaupt mit Antiochien große Aehnlichkeit hatte, in Nikäa und später in Constantinopel. Der Omphalos Antiochiens befand sich an der Stelle, wo das zwischen den beiden Bergen herabkommende Wasser des Parmenios am meisten Veranstaltungen nöthig machte, um den Säulenhallen nicht gefährlich zu werden. Hier traf, wie in der Inselstadt des Kallinikos, so auch in diesem Haupttheile mit der Hauptstraße eine andere auf gleiche Weise mit Säulenhallen eingefaßte zusammen, welche den Fluß abwärts zu dem Nymphäon (oder Trinymphon) führte, einem Gebäude mit hochgewölbter Kuppel, Säulen aus bunten Marmorarten und — was bei den Nymphäen immer die Hauptsache und in jenem Klima so erwünscht ist — beständig sprudelnden Quellen und springenden Fontänen.

Diese von Kolonnaden und bedeckten Gängen eingefaßten Straßen, welche namentlich unter der Sonne Syriens so große Vortheile darboten, wurden hernach in diesen Gegenden beinahe ein nothwendiges Requisit einer Stadtanlage, wie außer den Ruinen von Gerasa in der Dekapolis und Gamala in Gaulanitis die prächtigen Ueberreste Palmyra's beweisen, wo man Alles im Ganzen eben so wiederfindet, aber den Zusammenhang der Theile erst durch diese

Vergleichung mit Antiochien vollkommen verstehen lernt. Freilich mißt die große Prachtstraße von Palmyra nur etwa den sechsten Theil der Länge der Kolonnaden von Antiochien. Die letztern mußten, wenn die Säulen in denselben Entfernungen, wie in Palmyra, standen, etwa 6800 Säulen enthalten; aber wahrscheinlich waren die Antiochenischen von größern Verhältnissen und dem gemäß weiter gestellt. Auch die Tetrapyla lernt man durch die Ruinen von Palmyra genauer kennen; hier waren sie zum Theil auch so gestellt und eingerichtet, daß Abweichungen der Säulenstraße von der geraden Richtung dem Auge dadurch verborgen werden. Ueber die architektonische Ausführung der Antiochenischen Säulenhallen ist uns nichts Näheres bekannt, nur darf man nach einem Ausdrucke des Dion Chrysostomos, der sie die goldenen Stoen nennt, vermuthen, daß der Blätterschmuck der ohne Zweifel Korinthischen Kapitäle aus vergoldeter Bronze bestand: ein Luxus, der nachweisbar in den Macedonischen Residenzstädten aufkam und später auch in dem Sonnentempel von Palmyra Statt fand.

Mit gleichem Aufwande sorgte Antiochos Epiphanes auch für die Verschönerung Daphne's. Er war es, der an die bisher den Delphischen Geschwistergottheiten geweihten Anlagen andere anreihte, die sich auf den Kultus und die damals freilich noch nicht regelmäßig wiederkehrenden Agonen des Olympischen Zeus bezogen. Für den neuerbauten Tempel ließ er von irgend einem damaligen Phidias einen Koloß aus Gold und Elfenbein, ganz nach dem Muster dessen zu Olympia, 22½ Fuß hoch, arbeiten, den später um des Goldes willen Alexander Zebinas der Figur der Nike, welche sich auf seiner Hand befand, beraubt, Antiochos Kyzikenos aber ganz hinweggenommen und durch eine entsprechende Figur von minder kostbarem Stoffe ersetzt haben soll. Die Gestalt dieses Zeus ist durch die Münzen der Seleuciden und der Stadt Antiochien hinlänglich bekannt; auffallend ist nur, daß die Numismatiker nicht diesem Jupiter den Namen Olympius zu geben pflegen, sondern einer andern Zeus-Figur auf den Münzen aus der Zeit desselben Antiochos, welche, wie sie mit ausgestrecktem Arme den Kranz darreicht und alle Wettkämpfer gleichsam zur Bewerbung um die Preise herbeiruft, die auch durch einen Dreifuß angedeutet werden, richtiger Jupiter brabeuta benannt werden könnte. Auch das mit diesem Tempel zusammenhängende Olympische Stadium von Daphne möchte als ein Werk des Epiphanes anzusehn sein, bei dem eine interessante, recht im schönen Sinne der Alten gedachte Einrichtung nachzuweisen ist. An dem Ende des Stadiums nämlich, wo auf amphitheatralischen Sitzen die Kampf-

richter Platz zu nehmen pflegten (welcher Theil der Stadien σφενδόνη, funda, hieß), befand sich ein Tempel, wahrscheinlich ein kleiner durchsichtiger Tholos monopteros, der Nemesis, deren Bild auf diese Weise den Richtern stets vor Augen sein mußte, offenbar um ihnen strenge Gerechtigkeit und unparteiische Ertheilung der Kränze an's Herz zu legen.

Wir berühren nur flüchtig die Hauptmomente der folgenden Zeiten, wiewohl auch diese für Antiochiens Glanz nicht so verderblich waren, wie für die Festigkeit des Seleuciden-Reichs: die Erneuerung der Stadt nach dem ersten bekannten Erdbeben in der Zeit des Alexander Balas; den großen Brand der meist aus Holz gebauten Privatwohnungen bei dem Aufstande der Antiochener unter Demetrios Nikator; aus der Zeit des Philippos, des Sohnes von Antiochos Grypos, die merkwürdige Nachricht, daß ein Römischer Gesandter, Q. Marcius Rex, durch Erbauung eines Cirkus, der in der Ebene nördlich von Antiochien lag und eines Palatium (worunter man sich hier nichts Bestimmtes vorstellen kann) sich um die Gunst der Antiochener bewarb; dann die Herrschaft des Armenischen Fürsten Tigranes, welche Antiochiens Blüthe nach dem Zeugnisse der Münzen nicht schadete; und noch unter dem von Lucull eingesetzten Schattenkönige, der auf seinen Münzen Antiochos Dionysos Epiphanes Philopator Kallinikos, bei den Römern Asiaticus heißt, das aus dem Vermächtniß eines Antiochener Maron gestiftete Heiligthum der Musen, welches am Markte in der Oberstadt gelegen und, nach dem Muster des Alexandrinischen Museum, auch mit einer Bibliothek verbunden war.

Indem die Behandlung der Antiochenischen Alterthümer unter den Königen hier zu ihrem Schlusse gelangt ist (die Gestalt Antiochiens unter den Kaisern wird in einer zweiten Abhandlung erörtert werden): wird am Schlusse eine Uebersicht über die Ausdehnung der Stadt und die darin vorhandenen Gattungen von Gebäuden gegeben. Die Größe der Vierstädte von Antiochien wird auf **1080** Quadratstadien, etwa ²/₃ einer Quadratmeile, angeschlagen; dazu kommen noch die weitläuftigen Vorstädte, besonders gegen Norden über dem Orontes und auf Daphne zu. Von den Tempeln Antiochiens kann nur ein geringer Theil bestimmt auf ihre Gründer zurückgeführt werden, wie außer den genannten das der Artemis geweihte Eleusinion auf Antiochos I.; eine mythologische Merkwürdigkeit ist außerdem besonders der Minostempel. Ein großes Theater konnte das müßige Volk von Antiochien unmöglich entbehren, obgleich Malelas die Er-

bauung desselben erst dem Cäsar und die Vergrößerung durch neue Stockwerke von Sitzreihen dem Agrippa, Tiberius und Trajan beilegt; es war nach Griechischer Weise mit seiner Cavea in die Felsen der Akropolis hineingehauen und nur die obern Stockwerke der Sitzreihen darüber aufgebaut. Ein Theil desselben, welcher bei den Theatern Griechenlands und Roms nirgends erwähnt wird und daher auch noch nirgends seine Erläuterung gefunden hat, war das Nymphäon des Proskenions, das zum Aufstellen von Bildsäulen und kleinen Tempeln gebraucht wurde; der Verfasser denkt sich darunter einen Bogen, der über der Bühne ausgespannt war und mit der aus mehreren Säulenordnungen bestehenden Skene (der Rückwand der Bühne) einen abgerundeten Giebel bildete. Daß auch dem Königlichen Antiochien die Aquäducte nicht fehlten, die sonst den Stolz der Römischen Herrschaft bilden, versichert Libanios, und wir dürfen, auch ohne ausdrückliches Zeugniß, die Thermen hinzufügen, eine offenbar nicht in Rom, sondern in den Macedonischen Residenzen zuerst gemachte Kombination der Badehäuser mit den weitläuftigen Anlagen Griechischer Gymnasien; welche gewiß schon unter den Königen, wie hernach unter den Imperatoren, das größte Bedürfniß und Vergnügen des Antiochenischen Publikums waren. Endlich erfahren wir durch Libanios, daß eine der Königinnen aus der Seleuciden-Dynastie auch für die Grabstätte der Antiochener sorgte; wahrscheinlich lag diese Nekropole, die wir uns etwa nach dem Muster derer zu Kyrene und im Nabatäischen Petra vorstellen können, an den Felswänden und in den Schluchten des über Antiochien emporsteigenden Gebirgs, durch die Gärten, welche hier über Antiochien hingen, versteckt und verschönert, wo auch jetzt noch manche in das Gestein gehauene Nischen und Zellen übrig sind, in denen später christliche Anachoreten, über das Getümmel und die Wollüste der üppigen Stadt erhaben, eine zu ernster Betrachtung einladende Wohnung fanden.

Essai sur le costume et les armes des gladiateurs comparées à celles du soldat Grec ou Romain etc. etc. Lettre à un dilettante anonyme, sur l'ouvrage intitulé Real Museo Borbonico, par A. d'Olenine, Président de l'académie impériale des beaux-arts

de St. Pétersbourg etc. etc. **66 Seit. französischer Text, und 71 Seit. russische Uebersetzung davon, nebst 16 Kupfertafeln, in 4. St. Petersburg.**

In dem vorliegenden Werke wird den Archäologen eine Gabe von besonders schätzbarer und dankenswerther Art dargeboten, die nur durch eine Vereinigung von Kenntnissen, die sich selten zusammen finden, gewonnen werden konnte. Der Verfasser wird schon durch seine amtliche Stellung als Kenner und Beschützer der schönen Künste bezeichnet, auch ist er den Archäologen als gelehrter Forscher durch sein Werkchen: **Observations sur une note de Millin. Pétersbourg 1808.** wohl bekannt; seine früheren Jahre aber hat Hr. von Olenine zum großen Theile im Kriegsdienste zugebracht und — die eigenthümliche Zusammensetzung eines russischen Kriegsheers benutzend, das Nationen aus allen Zonen und von allen Kulturstufen umfaßt — sich von Lesghiern und Baschkieren, die in Polen und Schweden in den Jahren **1789. 90. 94.** unter seinem Kommando standen, im Bogenschießen und anderen ritterlichen Künsten jener Völker unterrichten lassen. Man begreift leicht, daß er dabei von dem Gebrauche der Waffen, deren auch die alten Griechen sich bedienten, sich deutlichere und genauere Vorstellungen verschafft hat, als die Archäologen sie zu besitzen pflegen, da gar manche Einrichtung und mancher Vortheil im Waffengebrauch sich in der alten Welt sehr verbreitet und, während Alles der Art aus den kultivirten Theilen der Welt durch die Einführung der Feuergewehre verschwunden ist, sich bei den Nachkommen der alten Skythen in Uebung erhalten hat, daher der Verf. sich mit gutem Grunde die Worte des Thukydides als ein Motto aneignet: *πολλὰ δ᾽ ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον.*

Hr. v. Olenine hat sein Werk, welches bestimmt ist, über allerlei Punkte der Bewaffnung und des Waffengebrauchs der Alten von dem angegebenen Gesichtspunkte aus Licht zu verbreiten, in eine Reihe von Briefen eingekleidet, die sich zunächst auf einzelne Blätter des in Neapel erscheinenden Werkes: **Real Museo Borbonico**, beziehen, indem sie die dazu gegebenen Erklärungen kritisiren, nicht gerade, um dies in vielem Betracht sehr nützliche Werk herab zu setzen, sondern mehr um Mängel unserer Kenntnisse nachzuweisen und zu ergänzen, die an vielen Orten auf dieselbe Art zum Vorschein kommen. Zuerst weist der Verf. nach, daß der im **Museo Borbonico VII, 14.** abgebildete Helm, mit einem vollständigen Visir und einem Medusen-

haupt und Delphin als Zierrathen, nicht einem Flottensoldaten, wie Hr. Quaranta annimmt, sondern einem Gladiator, und zwar einem mirmillo, zugehörte. Der retiarius, der mit dem mirmillo zusammen gestellt wurde, rief, wenn er sein Netz gegen ihn auswarf: non te peto, piscem peto, quid me fugis, Galle, eben in Beziehung auf jenen am Helme vorgestellten Fisch. Der Verf. ist der Meinung, daß auch die berittenen Gladiatoren, welche andabatae hießen und clausis oculis kämpften, eben solche Visirhelme hatten, und schreibt es der tendance des archéologues au merveilleux zu, daß diese Reiter mit verbundenen Augen gestritten haben sollten; hier sind indeß die Archäologen mit ihrer Wundersucht einmal völlig in ihrem Rechte, wie der Verf. gleich aus einer bekannten Stelle des Hieronymus adv. Helvid. 3 more andabatarum gladium in tenebris ventilans, sehen wird. Hr. v. Olenine geht dann zu den verschiedenen Arten der Helme im Alterthume über; er unterscheidet den Homerischen Visirhelm, mit Löchern für die Augen, die τρυφάλεια αὐλῶπις nach wahrscheinlicher Erklärung, welchem die Art am nächsten steht, welche die Aeginetischen Statuen haben, wo das Visir nicht so vollständig ist, sondern nur aus einem schmalen Blech über der Nase und Backenschienen (nasal und couvrejoues) besteht. Die Backenschienen sind in der Regel nicht durch Charniere beweglich, wie der Verfasser voraussetzt, sondern das Gewöhnliche ist, daß der ganze Helm mit dem Visir zusammen über den Kopf hinauf und zurück geschoben wird, wenn das Gesicht unbedeckt sein soll. Diese Helme werden sehr viel in Griechischen Gräbern gefunden, so wie auch auf den zahllosen Münzen Korinths und seiner Kolonieen die Pallas immer mit einem solchen gerüstet ist; der Referent hat deswegen die Benennung Korinthischer Helm (κυνῆ Κορινθίη Herodot IV, 180) für diese Gattung in Gang zu bringen gesucht. Die Attische Athena hat dagegen immer einen Helm von der zweiten Hauptart, mit kurzem Stirnschild und kleinen beweglichen Seitenklappen oder Backenschienen; von dieser Art sind die Helme von Milo und Wladikawskase, welche der Verf. in Abbildungen mittheilt, und diese ist überhaupt später die gewöhnliche geworden. Die Helme der Römischen Soldaten hatten kein Visir, ausgenommen die, welche die Reiter bei gewissen von Arrian in seiner Taktik beschriebenen Aufzügen brauchten. Auch von den hohen und kunstreich verzierten Beinschienen oder Knemiden, welche auf derselben Tafel des Museo Borbonico abgebildet sind, weist der Verf. mit überzeugender Sicherheit nach, daß sie keinem Römischen Krieger, sondern einem Gladiator angehörten, da die

Kämpfer der Arena allein in dieser Zeit diese hohen über das Knie emporragenden und die Schenkel zugleich beschirmenden Beinschienen trugen.

Im zweiten Artikel geht Herr v. Olenine von dem angeblichen fallenden Gladiator Mus. Borbonico VII, 25. aus, von dem er darthut, daß er kein Kämpfer des Amphitheaters, sondern ein verwundeter Krieger sei, dessen Stellung sich indeß noch nicht vollkommen erklären läßt, und verfolgt von diesem Punkte aus weiter den Unterschied des Kostüms von Gladiatoren und Römischen Soldaten. Die Lorica der Legionarien, die aus einzelnen schmalen Eisenschienen bestand, welche an den Rändern über einander griffen und so an einander befestigt wurden, und die an einer Stelle, meist unter der einen Achsel, sich öffnete, findet der Verf. in einem Panzer einer Afrikanischen Völkerschaft wieder, von dem in Denham's und Clapperton's Reise nach Nord- und Mittel-Afrika pl. 41. die Abbildung gegeben ist.

Der dritte Artikel beschäftigt sich auf Anlaß des Mus. Borbon. VII, 41. mit dem Bogenspannen der Alten. Hier kommen dem Verfasser sehr die Kenntnisse zu gut, die er von seinen Baschkieren und Lesghiern gelernt und die er schon in früherer Zeit zur Erklärung der berühmten Statue des bogenspannenden Amor — merkwürdiges Schicksal der Antiken in unserer Zeit — anzuwenden gesucht hat. Doch ist diese Abhandlung, da dem Verf. die darin aufgestellte Ansicht noch nicht die richtige schien, damals nicht ins Publikum gekommen. Bekanntlich bezeichnet arcum tendere, τόξα τείνειν, bei den Alten zweierlei, sowohl das Anziehen der Sehne zum Zwecke des Fortschnellens des aufgelegten Pfeils, als auch das nothwendig vorhergehende Befestigen der Sehne, die man, um die Elasticität des Bogens zu schonen, für gewöhnlich schlaff an dem einen Ende des Bogens herab hängen ließ, an das andere Ende desselben. Der Verf. behandelt beide Akte des Bogenspannens. In Bezug auf den zuerst erwähnten bemerkt er, daß dieselbe Fingerhaltung der rechten Hand — so daß Daumen und Zeigefinger die Sehne anziehen und der Mittelfinger sich zur Verstärkung der Kraft darüber legt — welche noch jetzt bei den Bewohnern des Kaukasus gebräuchlich sei, häufig schon in antiken Kunstwerken gefunden wird. Hr. v. Olenine weist sie bei einem Bogenspanner eines Aegyptischen Reliefs, der Aeginetischen Statue eines Trojanischen Schützen (des Paris, Denkm. der alten Kunst Bd. I. Tf. 7. No. 29. f. i.) und der Figur einer alten Vase bei Millin Monum. inéd. T. I. pl. 36. nach. Wir verbinden damit gleich das interessante Denkmal, welches in einem Anhange des vorliegenden

Werkes unter der Ueberschrift: **Notice sur un ancien plat d'argent ciselé** beschrieben und **pl. 14.** abgebildet ist. Es ist ganz kürzlich für die Sammlung in der **Hermitage** bei St. Petersburg angekauft worden und stammt offenbar aus dem innern Asien. Die silberne Schüssel hält **11** engl. Zoll im Durchmesser. Die ciselirten und zum Theil vergoldeten Basreliefs, welche den größten Theil der inneren Fläche einnehmen, gehören einer früheren Zeit an, als die ist, in welcher die Schüssel gearbeitet worden ist, sie sind wie herausgebrochen aus einer größeren Scheibe und durch Stifte oder Nägelchen in die Schüssel eingefügt. Sie stellen einen Reiter in einer eigenthümlichen orientalischen Tracht dar, der im Begriffe ist, indem er sich auf seinem fliehenden Rosse umwendet, einen Pfeil gegen einen verfolgenden Löwen zu senden, wobei er die Sehne ungefähr mit derselben Fingerhaltung an sich zieht, wie sie an den vorher erwähnten Bildwerken nachgewiesen worden ist. Der Herausgeber hält das Relief für ein Werk der Sassaniden-Dynastie, wiewohl er nicht verkennt, daß das Kostüm des Reiters sich bedeutend von dem der Persischen Schah's in den Monumenten von Schapur und Nakschi-Rustan unterscheidet. Dieser Unterschied ist allerdings so bedeutend, daß man die Vorstellung ganz aufgeben muß, ein Sassanidischer Fürst könne in diesem Relief dargestellt sein. Viel besser stimmt das Kostüm mit dem der Parthischen Fürsten überein, so weit man dies aus den Münzen der Arsakiden beurtheilen kann; auch diese trugen keine Tiare, sondern ein bloßes Diadem um das kurzgelockte Haupthaar, wie die Figur der Schüssel; der Schnurbart und kurz geschorene Backenbart, auch die Zierden des Halskragens, stimmen damit sehr gut überein. Ob die Pehlewi, oder dem Pehlewi ähnliche Schrift, welche sich dabei findet, für das angenommene Zeitalter der Arsakiden paßt, können wir unerörtert lassen, da sie nicht mit den Basreliefs unmittelbar zusammenhängt, sondern nur auf der äußeren Seite der Schüssel eingeritzt ist. Findet diese Ansicht Beistimmung, so erhält das Denkmal den größten Werth für die Geschichte der Kunst, wie der Sitten und der Bildung überhaupt, im Orient. In vielen Stücken schließt die Zeichnung und Arbeit dieses Reliefs sich sehr nahe an den Styl der Bildwerke von Persepolis an; namentlich stimmt die Gestalt des Pferdes sehr genau mit dieser überein; auch wird an einzelnen Pferden der Reliefs von Persepolis schon der aufgebundene und zusammen geknotete Schweif gefunden, den der Verf. auch bei anderen Persischen Pferden nachweist, unter anderen dem vordersten Wagenpferde des Darius Kodomannus in dem berühmten Pompejanischen Musivgemälde und die

Nachahmung derselben Sitte bei den Cirkusspielen der Römer durch spät-römische Bildwerke darthut. Doch verbindet sich mit dem altpersischen Styl in diesem Parthischen Bildwerke eine bedeutende Einmischung der Griechisch-Römischen Kunst, welche sich theils in einzelnen Details, z. B. der Medusen-Maske, die an dem Brustriemen des Pferdes als Ornament aufgehängt ist, theils in einer größeren Freiheit und Belebtheit der Komposition, als sie auf Werken der Achämenidenzeit gefunden wird, bemerklich macht. In der Sassanidenzeit ging die Kunst in diesen Gegenden in den Einzelwerken wieder mehr auf altpersische Muster zurück, verfiel aber zugleich in einen Schwulst und Bombast, wovon das vorliegende Bildwerk noch frei zu sprechen ist. Wir dürfen uns nicht länger bei der Beschreibung desselben aufhalten, so manches Interessante daran auch wahrzunehmen ist, z. B. der Gebrauch der Steigbügel, die wohl auf keinem älteren Denkmale nachzuweisen sein werden, da wir doch nur gelegentlich, bei der Beschreibung des Bogenspannens, auf dasselbe eingegangen sind. Was nun den anderen vorhergehenden Akt anlangt, welchen die Alten unter demselben Ausdrucke befaßten: so zeigt Hr. v. Olenine, daß Hr. Quaranta in Neapel die Stellung des Bogenschützen auf der gemalten Vase **Mus. Borbon. VII, 41.** nicht richtig verstanden hat; der hier vorgestellte Jüngling drückt deswegen mit dem Knie gegen die Mitte des Bogens, den er gegen die Erde gestützt hat und am anderen Ende an sich zieht, um ihn so weit zu krümmen, daß die Sehne sich um das letztere Ende schlingen läßt. Der Verf. erklärt bei diesem Anlasse den von den Philologen selten mit Genauigkeit aufgefaßten Ausdruck: *παλίντονα τόξα*, auf diese Weise: *παλίντονα* **ne designe rien autre chose, que la propriété d'un bon arc, laquelle consiste à tendre continuellement en arrière, c'est à dire en sens contraire au côté de l'arc qu'on bande au moyen de la corde.** Auch ist **pl. XI.** No. **8.** durch eine Zeichnung die Beschaffenheit eines solchen Bogens verdeutlicht, dessen Elasticität so groß ist, daß er von seiner Sehne befreit nach der anderen Seite sich biegt, als nach der er gespannt und gezogen wird. Wir fügen hinzu, daß eben deswegen der Skythische Bogen, den alte Dichter dem Herakles zuschreiben, von dem er auf den Philoktet übergegangen sein soll und der öfter *παλίντονα τόξα*, lateinisch **reciprocus arcus** genannt wird (vgl. Aeschyl. Choeph. **159** Well. Sophokl. Trachin. **520.** Apollon. Rhod. **I, 993.** Theokrit. **XIII, 56.** Accius bei Varro **de L. L. VII, c. 5. §. 80.**), ein Skythischer Drache genannt (Lykophron Alex. **917.**), auch mit einem Sigma, nämlich dem alten, gewundenen, verglichen wird; dabei haben

die Alten nicht die Form des gespannten Bogens, sondern die des ruhenden, mit schlaffer Sehne, im Auge, in welchem Zustande er nach beiden Enden hin sanft geschwungene Biegungen macht. Andere Darstellungen von Bogenspannern in diesem Sinne geben die Statuen des Amor in der schon erwähnten Attitude, die Münzen von Kydonia, die Etruskische oder Altgriechische Gemme bei Caylus III, pl. 24, 5.; ein Skythe, der in hockender Stellung mit derselben Arbeit beschäftigt ist, von einem Elektron-Gefäß, das zu dem reichen und wichtigen Funde von Kertsch oder Pantikapäon gehörte, ist pl. XI. No. 7. abgebildet. Die berühmte Amazone des Vaticans rechnet der Verfasser nicht, wie Andere gethan haben, zu den bogenspannenden Figuren, aber vermuthet dagegen S. 63, daß sie den Bogen, den sie nach Asiatischer Weise um den Hals gehängt habe, davon los zu machen beschäftigt sei; indeß wird die Abhandlung in den Commentatt. recent. unserer Societät, Vol. VII. cl. histor. p. 59., wohl auch Hrn. v. Olenine überzeugen, daß der Bogen überhaupt eine ganz unpassende Ergänzung dieser Statue ist und die Absicht des Künstlers darauf hinaus ging, eine zum Sprunge mit der Lanze sich anschickende Amazone darzustellen.

Der vierte Artikel geht von dem im Museo Borbon. VII, 47, 8. abgebildeten Intaglio eines in Pompeji gefundenen Ringes aus, welcher einen Ballonschläger oder Sphäristen darstellt. Die in der That auffallende Aehnlichkeit dieser Figur in ihrer Stellung mit dem sogenannten Borghesischen Gladiator wird von dem Verf. auf alle Weise geltend gemacht, um die von Gibelin aufgestellte Meinung zu bestätigen, nach welcher diese Antike auch einen solchen Sphäristen darstellte, der den mit der rechten Hand geworfenen Ballon mit dem linken Arme, der zu diesem Behufe mit einem eigenen Schildchen oder Deckel bewehrt ist, aufzufangen und wieder in die Höhe zu schleudern im Begriff ist. Hr. v. Olenine behauptet, daß die Statue keinen Heros oder Krieger darstellen könne, weil die linke Hand, welche wirklich echt und antik ist, nach der Lage der Finger keine Handhabe des Schildes gehalten haben könne und weil in diesem Falle nicht das rechte, sondern das linke Bein vorgestellt sein müßte. Den letztern Grund können wir nicht gelten lassen; allerdings stellten nach Vegetius de re mil. I, 20. die mit Wurfgeschossen (missilibus) Kämpfenden den linken Fuß vorwärts, um durch Vorbewegung des Körpers beim Werfen die Kraft des Wurfs zu verstärken, und so sind z. B. unter den Heroen der Aeginetischen Fronton-Gruppen diejenigen, welche Wurflanzen schleudern, mit dem linken Beine vorgestellt. Aber wie man nach demselben Vegetius beim Kampf mit Schwertern den

rechten Fuß vorstellte, so werden auch die Griechischen Hopliten ihre Stoßlanzen so geführt haben, daß sie mit dem rechten Fuße vortraten, wodurch der Körper beim Stoße größere Festigkeit und Sicherheit erhält. Auch würden sich Beispiele dafür von Vasengemälden anführen lassen, die freilich darin keineswegs genau und zuverlässig genug sind. Nun ist aber der sogenannte Gladiator nach der Meinung derer, die ihn für einen Krieger nehmen, nicht mit einem Wurfgeschoß, sondern mit einer Stoßlanze ausgerüstet zu denken, die er gegen einen von oben drohenden Feind führt. Wir müssen gestehen, ohne alle Bedenken erledigen zu können, daß die große Anstrengung, welche in der ganzen Figur des sogenannten Gladiator-Borghese herrscht, und besonders der Ausdruck von Besorgniß und ängstlicher Spannung im Gesicht, uns immer noch für einen Ballonschläger weit weniger angemessen scheint, als für einen Krieger, der einen gewaltigen Hieb abzuwehren oder ihm zuvor zu kommen bemüht ist.

Im fünften Artikel drückt der Verf. bei Gelegenheit der Abbildung von antiken Pferdegebissen im **Mus. Borb. VIII, 32.** den Wunsch nach einer genaueren und detaillirteren Darstellungsweise solcher Gegenstände aus, da er, obgleich ein alter Kavallerieofficier, die Einrichtung derselben aus den gegebenen Zeichnungen nicht entwirren und auf keine Weise die Art sich deutlich machen könne, wie diese Gebisse im Maule des Pferdes angebracht gewesen seien. Der Verf. macht selbst ein anderes Gebiß von Bronze aus dem Alterthume bekannt, welches er selbst als ein Geschenk des Fürsten Gagarin besitzt, **pl. XII, 8—10. 12—14.**, und wenn Alles, was sich in anderen Sammlungen, z. B. im Britischen Museum unter den Hamiltonschen Alterthümern, findet, in genaueren Abbildungen heraus gegeben wäre, würde wohl auch über diesen Gegenstand so viel Licht verbreitet werden können, als man irgend verlangen kann.

Der Referent glaubt in dieser kurzen Anzeige die Hauptrichtung dieser interessanten Forschungen verfolgt und bemerklich gemacht zu haben, aber versäumt nicht, zum Schlusse auch noch manche andere gelegentliche Beobachtungen und Kombinationen von ähnlicher Art, die namentlich in den Erklärungen der Kupfertafeln zerstreut sind, der Aufmerksamkeit der Kenner des Fachs zu empfehlen.

De antiquitatibus Antiochenis commentatio altera, qua Antiochiae Urbis forma quibus modis sub Romanorum imperio mutata sit ostenditur. Göttingen 1839.

Indem der Verf. einen Faden, den er seit dem Jahre 1834 fallen gelassen, wieder aufnahm und die Geschichte der Stadt Antiochien, d. h. der Bauten und Denkmäler, die auf dem Boden Antiochiens gegründet worden, welche er früher durch die Zeit der Macedonischen Herrscher herab geführt hatte, nunmehr durch die Römische Zeit hindurch bis ins Mittelalter fortzusetzen unternahm, konnte er sich nicht verhehlen, daß er dafür nur ein geringeres Interesse in Anspruch nehmen könne, als die frühere Periode, ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach, erregen konnte. Denn im Ganzen muß man sich diese Hauptstadt des Hellenisirten Orients bereits unter Antiochos Epiphanes als vollendet denken, sie hatte ihre volle Ausdehnung, die 9/10 einer deutschen Meile in der Länge und etwa 2/3 in der Breite betrug, damals bereits erhalten; sie reichte vom Ufer des Flusses Orontes bis zu den Höhen des steilen Felsengebirges, von dem sie einen bedeutenden Theil einfaßte, und enthielt bereits alle die Herrlichkeiten, deren sich Antiochien noch in Libanios Zeit am meisten rühmte; wie die große Straße, welche die ganze Stadt der Länge nach durchschnitt, mit der vierfachen Säulenreihe und den Triumphbögen an den Kreuzwegen; die Inselstadt mit dem Königspalaste, die sich wie ein großes Prachtgebäude darstellte; die malerischen Anlagen auf den Felsenhöhen um die alte Burg Jopolis; den Riesenpark von Daphne mit den Heiligthümern des Apollon und des Olympischen Zeus, und so vieles Andere. Wir dürfen wohl behaupten, daß in diesen Macedonischen Residenzen und ganz besonders in Antiochien die schöne Architektur nicht bloß in der Masse und Ausdehnung ihrer Anlagen das Größte leistete, sondern auch die plan- und kunstmäßige Anlage ganzer Städte damals bereits auf ihren Gipfel erhoben war. Was das Erste anlangt, so führt eine ungefähre Schätzung der Zahl und Ausdehnung der Bauten in Antiochien, mit Rücksicht auf die häufige Erneuerung derselben von Grund aus, welche die furchtbaren Erdbeben nöthig machten, von denen wir früher schon eine Uebersicht gegeben haben, auf eine Summe, womit sich kaum das alte Rom, geschweige eine neuere Hauptstadt, vergleichen läßt. In Beziehung aber auf die planmäßige Anlage halten wir den Vorwurf nicht für gegründet, den ein geist-

voller Kenner alter und neuer Kunst dieser ganzen Gattung von Städteanlagen der Macedonisch-Griechischen Baumeister macht. C. Fr. v. Rumohr vergleicht in der neuerlich herausgegebenen Reise in die Lombardei (S. 33) Städte wie Antiochien, Alexandrien, Palmyra mit „großen Vogelbauern," wohl um die künstliche Regelmäßigkeit, das Ueberzierliche und durch studirte Eleganz Kleinliche einer Städteanlage, wie er sie im Sinne hat, damit zu veranschaulichen, ungefähr dasselbe, was Libanios etwas anders ausdrückt, wenn er sagt, daß die Stadt wie ein Gemälde auf den Erdboden hingezeichnet zu sein scheine. Man wird dem Verf. verzeihen, wenn er die von den Alten so hoch gepriesene Stadt, Orientis pulcrum apicem, wie sie Ammianus nennt, im Ernste gegen diesen Vorwurf vertheidigt. Die große Säulenstraße, welche die ganze Stadt in der Länge durchschnitt, war allerdings vollkommen gerade (ἰθυτενής); sie bildete gleichsam die Axe der ganzen Stadt; den kürzesten Weg von dem Westende nach dem Ostende der Stadt. Aber von der unleidlichen Monotonie, dem Winde, Staub und der Hitze der langen geraden Straßen in unsern Hauptstädten war sie schon durch ihre ganze Anlage befreit; sie bot durch zwei parallele Säulenhallen zu jeder Tageszeit Schatten dar und bildete mit den im rechten Winkel einmündenden Säulenstraßen, welche einen Theil der Stadt in der Breite durchschnitten, und den kleineren Straßen, die zwar keine Säulengänge, aber starke vorspringende Vordächer hatten, ein Netz schattiger Wege durch die Stadt, welches ihren Bewohnern unter der Syrischen Sonne doppelt schätzbar sein mußte. Die Fahrstraße aber zwischen diesen Säulenhallen war wenigstens seit Antoninus Pius mit großen Granitplatten gepflastert, die zu diesem Zwecke aus Ober-Aegypten herbei geschafft waren, wodurch aller Staub vollkommen beseitigt werden konnte. In der Richtung der Hauptstraße von West nach Osten aber liegt offenbar die Absicht, die Straße dem Westwinde zu öffnen, dessen kühlende Lüfte die Antiochener als eine der größten Segnungen der Natur priesen, während sie den verhaßten Boreas gewiß eben so durch die Anlage ihrer Straßen und Gebäude, wie durch die Talismane des Apollonius von Tyana, abzuwehren suchten. Suchen wir uns aber auch die ästhetische Wirkung dieser meilenlangen Straße zu vergegenwärtigen: so muß das Monotone, das immerhin auch einer architectonisch und plastisch noch so schön ausgeschmückten Säulenhalle von einer solchen Länge vorgeworfen werden mag, doch durch die Unterbrechungen, welche die Triumphbögen und besonders der größte in der Mitte der Stadt, der sogenannte Omphalos, bil-

deten, sehr gemindert worden sein; interessante Durchblicke und Aussichten rechts und links werden das Auge mannigfach genug beschäftigt haben. Auch war es gewiß nur dieser mittlere Theil der Stadt, wo die gerade Linie in dem Maße vorherrschte; gegen den Fluß hin bestimmte dieser die Richtung der Straßen und Lage der Gebäude, und nach Süden müssen die Straßen sich in ganz eigenen Windungen und Serpentinen hinan gezogen haben, um die über steilen Abhängen gelegene Burg mit dem Kapitole des Antiochos Epiphanes, dem Theater, den hoch und luftig gelegenen Sommer-Bädern und anderen Anlagen zugänglich zu machen. Ueberhaupt aber muß das mächtige Felsengebirge, das mit schroffen Massen in die Stadt hinein ragte, mit seinen mannigfachen kühnen Bauten, Grabdenkmälern und Terrassengärten, der Stadt an allen Stellen, wo man sich freier umsehen konnte, ein ungewöhnlich pittoreskes Ansehen gegeben und den ganzen Charakter der Stadt eben so wesentlich bestimmt haben, wie Alexandrien bei gleichem Grundschema seines Plans durch das beschränkte Terrain zwischen dem Meere und dem Mareotischen See eine nicht gesuchte, sondern durch die Natur gebotene Eigenthümlichkeit und charakteristische Individualität gewonnen hatte.

Dieser Punkt führte den Verf. auf eine Frage, die ein berühmter Architect unserer Zeit, Leo v. Klenze, in seinen Aphoristischen Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland, S. 410 anders beantwortet hat, als es nach dem Zusammenhange dieser Erörterung geschehen kann. Haben die Griechen wirklich, wie von Klenze behauptet wird, ihren Städten keine geometrische, sondern immer nur eine malerische Anlage gegeben? Bei allen älteren, allmälig erwachsenen und vergrößerten Städten ist die Sache außer Streit; hier liegt das Princip der Anlage, außer der Beschaffenheit des einmal gegebenen Terrains, in der successiven Folge der Erweiterungen und den dabei leitenden, in verschiedenen Zeiten sehr verschiedenen Motiven und Rücksichten; für den Betrachter, der nicht die speciellsten historischen Untersuchungen gemacht hat, ist eine solche Anlage rein unerklärlich, und es ist nicht zu leugnen, daß gerade in diesem Unerklärlichen auch ein gewisser Reiz liegt. Die Alten scheinen indeß für diesen Reiz nicht sehr empfänglich gewesen zu sein, da der geistreiche Dikäarch das alterthümlich gebaute Athen eben wegen seines Alterthums schlecht angelegt (*διὰ τὴν ἀρχαιότητα κακῶς ἐῤῥυμοτομημένην*) und darum, ungeachtet seiner herrlichen Bauwerke, auf den ersten Anblick unscheinbar nennt, offenbar weil es niemals zer-

stört und abgebrannt und von neuem nach einem Plane aufgebaut war; auch setzt Aristoteles (Polit. VII, 10.) die nach der neuen Weise des Hippodamos angelegten Städte als wohlangelegt oder wohldurchschnitten (εὔτομοι) den alterthümlichen entgegen. War nun aber eine bedeutende Stadt ganz neu anzulegen, wie dies bei der Gründung von großen Kolonieen, wie Thurii, von Hafenstädten, wie dem Peiräeus, von neuen Hauptstädten früher vereinzelter Völkerschaften, wie Rhodos, Mantineia, Megalopolis, und am häufigsten bei den Gründungen der Macedonischen Fürsten im Orient der Fall war: so wäre es kleinlich und verkehrt gewesen, jene historisch begründete und eben dadurch gerechtfertigte Städteform nachahmen zu wollen; man mußte hier, wenn man überhaupt vernünftig verfuhr, die Stadt als ein Ganzes nach einer Idee entwerfen, wobei, wie bei jedem Werke der Architectur, geometrische Grundformen die wesentlichsten sein mußten. Wo Bedingungen des Terrains diesen Formen geboten, wird man sich ihnen anzuschmiegen gewußt haben, ohne eine gewisse einfache Großartigkeit aufzugeben, welche die Alten mit der Erfüllung bestimmter Zwecke so schön zu vereinigen wußten; wo aber eine Stadt auf einer ebenen Fläche ohne Rücksicht auf Berg und Strom anzulegen war, wie bei Thurii, suchte man auch gewiß nicht auf eine willkürliche und künstliche Weise eine unnöthige Unregelmäßigkeit hinein zu bringen. Die gerade Linie, welche den Eilenden am ehesten zum Ziele führt, und der rechte Winkel, der dem rechts oder links Kommenden vollkommen unparteiisch gleichen Vortheil gewährt, werden um keiner malerischen Wirkung willen beseitigt worden sein; und diese einfachsten Formen werden denselben wohlthätigen Eindruck, den sie in dem einfachsten Bauwerke auf das Auge machen, auch in großen Massen von Gebäuden und weiten Prospecten nicht verfehlt haben. Das Malerische aber — wenn wir uns darunter Totalwirkungen von Licht und Farbe vorstellen sollen, die durch die architectonischen Formen selbst nicht gegeben sind — konnte doch wohl nur durch das Verhältniß der tragenden und umgebenden Natur zur Architectur herbei geführt werden und möchte zu abhängig von Jahreszeit, Beleuchtung und einzelnen Gesichtspunkten sein, um als Hauptmoment beim Plane der Architectur ins Gewicht zu fallen. Wir möchten — wenn auch im Widerspruche mit einem so ausgezeichneten Architekten — die Städteanlage im antiken Sinne der eigentlichen Architectur vindiciren und also auch von keinen anderen Principien abhängig machen lassen als architectonischen: die Alten wenigstens bezeichnen schon dadurch, daß sie immer die Straßen=

schneidung (die ῥυμοτομία) als Hauptpunkt der neuen Anlage angeben, daß es ihnen dabei ganz besonders auf das Geometrische ankam — freilich nicht so wie es sich auf dem Grundrisse, sondern wie es sich in der Wirklichkeit darstellte. Daß aber Hippodamos der Milesier, ein Zeitgenosse des Perikles, es war, auf den diese plan- und regelmäßige Städteanlage zurück geführt, dem sie als eine neue Erfindung beigelegt wird, ist in jenem Werke nur aus Mißverständniß einiger alten Zeugnisse verkannt worden, denen zum Theil schon an anderer Stelle ihr richtiger Sinn gesichert worden ist*).

Indem der Verf. sich von diesem Rückblicke auf den Gegenstand der vorigen Abhandlung zu der gegenwärtig vorliegenden wandte, konnte er nicht umhin zu bemerken, daß der Zweck derselben nicht in ihr selbst, sondern in einer künftigen Geschichte der antiken Architectur liegt, die erst dann wird geschrieben werden können, wenn die Baugeschichte mehrerer Hauptstädte in ähnlicher Vollständigkeit behandelt sein wird und dadurch vielleicht geweckt und angefeuert kundige Reisende die Ruinen des Hellenistischen Orients mit derselben Sorgfalt untersucht haben werden, wie man sie jetzt den Städte-Resten im Griechischen Mutterlande zuzuwenden angefangen hat. Indem die Abhandlung allein die Bestimmung einer solchen Vorarbeit erfüllen sollte, ist ihr auch eine Form gegeben worden, wie sie dazu paßt; sie zählt in chronologischer Folge nach den einzelnen Regierungen der Römischen Kaiser die Bauwerke auf, die damals errichtet und erneuert worden sind, und sucht von ihrer Bestimmung und Beschaffenheit so viel zu ermitteln, als die verhältnißmäßig wohl ganz ergiebigen, aber doch immer noch sehr fragmentarischen und mitunter kaum verständlichen Quellen es zulassen.

Da eine Arbeit dieser Art zum großen Theile keinen Auszug duldet und auch viele Dinge enthalten muß, die gegenwärtig noch ohne Interesse und nur darum hingestellt sind, weil sie einmal von Interesse werden können, wenn andere Facta und Entdeckungen hinzu kommen: so begnügte sich der Verf. nur auf einige Punkte vorläufig die Aufmerksamkeit der Societät und des gelehrten Publikums hin zu lenken, und zwar theils Bauwerke von seltnerer und eigenthümlicherer Art, theils Ereignisse, welche die Gestalt von Antiochien im Ganzen veränderten.

Als C. Julius Cäsar nach Pompejus Ueberwindung von Alexandrien durch Syrien zog, um den leichten Sieg über Pharnakes

*) In der Göttinger Preisschrift von Th. Müller über Thurii S. 14. 15.

zu gewinnen, kam er am 23. Mai (Artemisios) des Jahres 47 v. Chr. nach Antiochien, nachdem er bereits am 12. desselben Monats dort als Dictator ausgerufen und am 20. ein Edict von ihm, das Antiochien seine Freiheiten und Privilegien sicherte, daselbst verkündet worden war. Das Edict begann: „In Antiochien, der heiligen, unverletzlichen und autonomen Metropolis." Cäsar suchte sich indeß der Gunst der Antiochier noch mehr zu versichern durch Gründung einer großen Basilika, welche Käsareion genannt wurde. Wir sind über den Platz und die Beschaffenheit dieses Käsareions einigermaßen unterrichtet. Das Gebäude lag da, wo der Winterbach Phyrminos, der in Antiochien oft solche Verwüstungen anrichtete, daß er durch besondere große Werke beschränkt und gebändigt werden mußte, aus der Schlucht des Gebirges heraus in die Ebene trat, dem Heiligthume des Ares gegenüber, das in spätern christlichen Zeiten in eine Fleischbank verwandelt wurde. Als Basilika mußte das Käsareion ein viereckiges längliches Gebäude sein von sehr bedeutendem Umfange, dessen Decke durch Säulenreihen getragen wurde, welche das Innere in mehrere Schiffe theilten. Bei dem Käsareion war zugleich ein Theil der Decke offen, wie bei den Hypäthraltempeln; dieser Theil heißt das Exaeron der Basilika, womit ein locus sub divo, wie im Römischen Atrium, bezeichnet wird. Die Basiliken pflegen mit einem halbkreisförmigen Ausbaue zu schließen, der in Rom vom Sitze des Prätors Tribunal genannt wird und aus dem durch allmälige Veränderungen das Chor unserer Gothischen Kirche geworden ist. Im Orient, so wie hernach in Constantinopel, hieß dieser nischenförmige, im Halbkreis überwölbte Ausbau Koncha, die Muschel; unter diesem Namen kommt er oft in der Beschreibung von St. Sophia und andern alten christlichen Kirchen vor. Die Koncha des Käsareions nun muß von sehr bedeutender Größe gewesen sein; als später der Kaiser Valens an derselben Stelle ein neues Forum gründete, ließ er vom Käsareion nur die Koncha stehen, welche er erneuerte und die nun für sich die Stelle einer Basilika vertrat; ein Theil derselben hieß der Senat, ohne Zweifel, weil die Rathsherren von Antiochien sich dort versammelten. Man sieht daraus, daß diese Koncha sich schon über den Halbcirkel hinaus erstreckte; sie hätte sonst nicht als eine eigene Basilika dienen können. In dieser Koncha stand eine eherne Statue der Göttin Roma, oder — wie man im Orient durchaus sagte — der Tyche von Rom; eine Bildsäule Cäsars war im Exaeron aufgestellt.

Es ist sehr merkwürdig, welche große Rolle der Kaiser Tibe-

rius, der in Rom keine bedeutende Bauten ausführen ließ, in der Baugeschichte Antiochiens spielt. Er soll, Malalas zufolge, nach einem Kriegszuge gegen die Perser, d. h. die Parther, nach Antiochien gekommen sein und die Vorstadt, die früher Antiochos Epiphanes erbaut habe, mit der Stadt verbunden und mit einer Mauer eingeschlossen, auch jene glänzende Säulenstraße zuerst errichtet haben. Wir müssen bemerken, daß Malalas, so sehr seine Angaben über Antiochien den Charakter officieller Berichte tragen, doch in der Verbindung mit der allgemeinen Geschichte häufig große Fehler macht. Schon Gibbon sagt von ihm: „We may distinguish his authentic information of domestic facts from his gross ignorance of general history“, und der Verf. dieser Abhandlungen hat häufig Gelegenheit gehabt, auf das Eine und das Andere aufmerksam zu machen. Tiberius hat als Kaiser niemals in Person einen Zug gegen die Parther unternommen und überhaupt keine Armee angeführt. Dagegen können diese großen Bauunternehmungen gemacht worden sein, als Tiberius, lange vor seiner Thronbesteigung, im J. 20 v. Chr., mit gerüsteter Waffenmacht den Tigranes in das Reich Armenien wieder einsetzte; oder — wenn man die Veranlassung eines Parthischen Kriegszuges aufgibt — nach dem großen Brande im J. n. Chr. 23, der einen bedeutenden Theil der Stadt des Antiochos Epiphanes zerstörte, oder auch als Tiberius im J. 17 seinen Adoptivsohn Germanicus mit so großen Hoffnungen zur Führung des Parthischen Krieges nach Antiochien geschickt hatte. Von diesen Möglichkeiten gewinnt die erste eine große Wahrscheinlichkeit, da sie mit einem Bauunternehmen des jüdischen Königs Herodes des Großen in Antiochien in Verbindung zu stehen scheint, das recht wohl auf das J. 20 v. Chr., in welcher Zeit Herodes sich besonders um die Gunst des Augustischen Hauses bewarb, aber unmöglich auf einen der andern angegebenen Zeitpunkte treffen kann, da Herodes schon im J. 4 vor unserer Aera starb. In dem Werke über die ältere Geschichte der Juden legt Josephus dem Herodes geradezu den Bau jener großen Säulenstraße bei; doch spricht er selbst genauer davon in der Geschichte des jüdischen Krieges, und durch die Vereinigung seines genauern Zeugnisses mit den Angaben des Malalas läßt sich darthun, daß dieser reiche und prachtliebende König Judäa's eine Straße außerhalb der Stadt, die sich wahrscheinlich an das Ostthor anschloß, in der Länge von zwanzig Stadien mit Marmorplatten pflastern ließ und in gleicher Ausdehnung mit einer bedeckten Säulenhalle versah. Auch darin kann der Antiochenische Chronist nicht

völlig Recht haben, daß erst Tiberius die Anlage des Antiochos Epiphanes zur Stadt hinzu zog, da Epiphanes Gründung schon früher als der vierte Theil der Antiochenischen Vierstadt und alle vier Theile als befestigt erwähnt werden. Und wie Malalas dem Tiberius auch die Gründumg des Antiochenischen Capitols beimißt, von dem doch durch Livius Zeugniß vollkommen fest steht, daß es Antiochos Epiphanes gründete, um das Römische nachzubilden und an Pracht noch zu überbieten: so werden wir auch annehmen müssen, daß die große Säulenstraße, die mit der ganzen Anlage des Epiphanischen Stadttheils aufs genaueste zusammenhängt, nicht von Tiberius zuerst angelegt, sondern nur nach Unfällen, die sie erlitten haben mag, erneuert und vielleicht noch verschönert worden sei. Sicher bleibt indeß immer, daß Tiberius wirklich Bedeutendes für Antiochien gethan hat und sein Name nicht ohne Grund von den Antiochenern so sehr gefeiert worden ist. Noch in späterer Zeit hatte sich dieser Name an dem Tiberinischen Bade und dem Tiberinischen Flecken erhalten, der von Antiochien gegen den Mons Mirabilis, auf welchem der jüngere Simeon sein Martyrium vollbrachte, also gegen SW. lag. Auch stand damals noch, geweiht vom Senat und Volk von Antiochien, eine eherne Statue des Tiberius auf einer hohen Säule von Granit aus Oberägypten im Omphalos der Stadt; ein Denkmal derselben Art, wie es Antoninus Pius in Rom errichtet worden. Ueberdies zeigen die Münzen Antiochiens aus jener Zeit, daß die Antiochener den Tiberius auch in göttlicher Gestalt, unter dem Bilde des Zeus Olympios von Phidias, verehrten, der seit der von Antiochos Epiphanes veranstalteten Nachbildung bei ihnen einheimisch geworden war; und es ist leicht möglich, daß diese Art von Schmeichelei, von der gerade bei Tiberius noch mehrere vorhandene Denkmäler zeugen, von dort ausgegangen und nach andern Theilen des Römischen Reiches verbreitet worden ist.

Der Verf. überging die Anlagen öffentlicher Bäder, womit Tiberius Nachfolger, wie so viele Kaiser, die Antiochener erfreuten, und die den Flaviern zugeschriebenen Verschönerungen des Cherubin- und des Mond-Thors, die der Kritik manches Bedenken erregen, und verweilte länger bei dem Aquäduct des Hadrian, da dieser von allen, welche die Römer außer Latium errichtet, wohl am ausführlichsten beschrieben ist und die Nachrichten darüber zur weitern Forschung über diese großartigen Bauwerke leicht etwas beitragen können. Malalas Angaben, durch Vitruv und Frontin erläutert, werden so zu fassen sein. Hadrian ließ in Daphne ein Wasser-Kastell

anlegen, in welchem die noch unbenutzten Quellen der Gegend aufgefangen wurden, um nach Antiochien geführt zu werden. Dies Kastell war mit einer Art von Tempel verbunden, der den Naiaden geweiht und mit einem kolossalen Bilde verziert war, das einen Adler trug, wahrscheinlich also den Hadrian selbst als Jupiter. Ein ähnliches Monument, aber viel weniger glänzend, stand bis auf neuere Zeiten in der Nähe von Athen, an dem Berge, den man sonst Anchesmos, jetzt allgemein Lykabettos nennt, der Vorhalle eines Ionischen Tempels ähnlich: nach der daran befindlichen Inschrift stand es mit einem Wasser-Kastell und Aquäduct in Verbindung, den Hadrian begonnen, Antoninus Pius vollendet hatte. Von Daphne wurde der Aquäduct über Thalschluchten geführt, die von ihren wilden Gewässern Agriä hießen; Hadrian suchte den Aquäduct auf alle Weise durch schützende Pfeiler gegen die Gewalt der Gewässer zu sichern und diese selbst nach verschiedenen Seiten abzuleiten. Die Quelle der Pallas führte er von Agriä durch einen besondern Aquäduct nach Daphne zum Gebrauch dieser Vorstadt, die Saramanna dagegen durch eine Röhrenleitung in dasselbe Wasserkastell, wohin der Hauptaquäduct ging. Dies Kastell in der Stadt Antiochien wird ein Theater, θέατρον, θεατρίδιον, genannt, offenbar weil das innere Becken, das sich immer von neuem mit frischem Quellwasser anfüllte, rings umher mit vielen Reihen von Sitzen umgeben war, wo die Antiochener, die gewiß die Kunst des Müßigganges so gut verstanden, wie die Völker jener Gegenden noch heut zu Tage, und die Kühle und das Rauschen des Gewässers mit gleicher Leidenschaft liebten, halbe Tage im wachenden Traume zubringen konnten. Ein solches Wassertheater muß mit den ungeheuern Cisternen, wie sie in späteren Jahrhunderten in Constantinopel und dem ganzen Oströmischen Reiche in solcher Menge angelegt wurden, einige Aehnlichkeit gehabt haben. Das Wasser strömte, nach Malalas, aus dem Aquäduct in das Theater in fünf Kanälen, welche — offenbar von ihrer verschiedenen Stärke — Pentamodion, Tetramodion, Trimodion, Dimodion und Modion, hießen: der Zweck kann nur der gewesen sein, daß man durch das Oeffnen und Schließen dieser Mündungen das Wasser genau abmessen wollte, das zur Füllung des Bassins im Theater gerade nöthig war; man hatte es durch das verschiedene Maß der fünf Mündungen in seiner Gewalt, die Wassermasse vom Einfachen bis auf das Funfzehnfache durch alle mittleren Zahlen zu steigern. Nach Vollendung des Werkes feierte Hadrian den Nym-

phen ein großes Fest, wozu ohne Zweifel das mit dem Aquäduct verbundene Theatron das geeignetste Lokal hergab.

Gewiß waren die Aquäducte des Römischen Alterthums, auf welche ein so ungeheurer und nach unsern Begriffen unverhältnißmäßiger Aufwand gemacht wurde, oft mit Bauwerken verbunden, wodurch die zuströmende Wassermenge außer ihrem materiellen Nutzen auch zur Ergetzung und einem mehr ästhetischen Genusse verwandt wurde. Man verband mit den Aquäducten Nymphäen, eine schon in der vorigen Abhandlung erwähnte Gattung von Bauwerken, große luftige Rundgebäude mtt hoch gewölbten Kuppeln, Säulen von bunten Marmorarten, mit springenden Fontänen und sprudelnden Quellen, die in Marmorbecken fielen u. dgl.: Bauwerke, die dem Gemeinwesen gehörten, aber Privaten zu festlichen Gelegenheiten, besonders zur Feier von Hochzeiten, überlassen zu werden pflegten. Als der Kaiser Valens einen neuen Aquäduct nach Constantinopel geführt hatte, baute der Präfectus Urbi Klearchus ein damit in Verbindung stehendes großes Nymphäum und gab an dem Tage, an welchem er die Wassermasse zuerst in dem Nymphäum hervorbrechen ließ, den Stadtbewohnern ein glänzendes Fest. In Antiochien hören wir nichts von einer solchen unmittelbaren Verbindung, wiewohl natürlich auch die Nymphäen, wie die Brunnen, Fontänen und Bäder der Stadt, von den Aquäducten gespeist wurden. Dagegen machen wir auf die Verbindung eines Nymphäums mit einem Museum aufmerksam, die in einem Bauwerke des Marcus Antoninus vorkommt und so zu verstehen ist, daß sich an die Zimmer, Hallen und Bibliotheksräume, die zum Studium und der gelehrten Unterhaltung der Antiochenischen Rhetoren und Philosophen bestimmt waren, auch solche kühle Säle mit Fontänen anschlossen, die den Reiz des Aufenthalts darin in einem Syrischen Sommer allerdings sehr vermehren mußten. Diese Kombination muß schon vor der Zeit der Antonine sehr gewöhnlich gewesen sein; man schmückte, nach Plinius, die Gebäude, welche man Musea nannte, mit Bimssteinen, die man von Wänden und Decken herab hängen ließ, um künstliche Grotten zu bilden. Das erwähnte Nymphäum des Antoninus bekam später den Namen Okeanon, seit der Kaiser Probus den halbkreisförmigen Boden desselben mit Musiv-Arbeit (die auch von den Museen ihren Namen hat) geschmückt hatte, die den Ocean darstellte. Es kommt uns dabei sehr zu Statten, daß man neuerlich eine Mosaik derselben Art in einem Orte, 7 Lieues von Toulouse, in den Ruinen eines alten Gebäudes gefunden hat, das für ein Römisches Thermen-

bad erklärt wird, aber auch leicht ein Nymphäum gewesen sein kann. In der Mitte dieser Mosaik ist ein großes Haupt des Okeanos gebildet, von dem nach allen Seiten Wasser ausströmt, in dem eine Menge Seegötter, Tritonen, Nereiden, umherschwimmen, die mit ihren Griechischen Namen bezeichnet sind.

In die Regierung des Commodus fällt die Erneuerung und regelmäßige Einrichtung der Olympien, welche von da bis zum J. 520 n. Chr. 77 Mal, jedes vierte Jahr, jedoch mit dem Ausfalle von fünf oder sechs oder sieben Malen, in den Monaten Julius und August 45 Tage hindurch gefeiert wurden und die eigentlichen Olympien von Elis, wenigstens bei den Hellenen im Orient, sehr in den Schatten drängten: wie die Antiochener auch selbst behaupteten, den Eleern ihre Olympien-Feier abgekauft zu haben. Die vorliegende Abhandlung sucht die Geschichte dieser Olympien möglichst aufzuhellen, wobei indeß der Hauptzweck der bleibt, die Art und Beschaffenheit der Gebäude zu bestimmen, die dafür angelegt wurden. Die Ergebnisse können bei der vollkommnen Analogie, welche zwischen den Einrichtungen in Antiochien und in Olympia selbst statt fand, vielleicht auch einiges Licht auf die Feier der Olympien in ihrer Heimat werfen, auf welche jetzt ein besonderer Eifer der antiquarischen Forschung gerichtet ist. Man muß genau zwischen den Bauten in der Stadt Antiochien und in Daphne unterscheiden; jene entsprechen den Anlagen in der Stadt Elis, diese denen in dem Heiligthume Olympia selbst; die erstern dienen zu den Vorbereitungen und Vorübungen des Agon, die letztern zum Agon selbst. Die für die Olympienfeier bestimmten Anlagen in der Stadt befanden sich auf einem Platze bei dem früher erwähnten Käsareion, wo später das Forum des Valens errichtet wurde. Hier lag ein Heiligthum des Zeus Olympios, daran stieß ein Xystus, ein freier mit Sand bedeckter, von Säulenhallen und Sitzen umgebener Platz, auf dem die Athleten sich tummeln konnten. Damit war, wie in Elis, das Plethrion verbunden, das indeß erst unter Didius Julianus gebaut wurde; hier stellten, wie in Elis, die Kampfrichter Paare aus den Kämpfern zusammen, die hernach an dem großen Agon den entscheidenden Wettkampf bestehen wollten; man prüfte dadurch im voraus ihre Würdigkeit für die Theilnahme an dem Agon. In Antiochien fand das Publikum schon an diesen Vorkämpfen großes Interesse, und da der Raum des Plethrion, das genau ein Quadrat von hundert Fuß war, für die sich eindrängende Zahl der Zuschauer nicht hinreichte: so erwarben sich zwei Oheime des Rhetor Libanios, Argyrios und

Phasganios, als Vorsteher der Olympienfeier ein großes Verdienst um die Freunde der Gymnastik, indem sie den Raum des Plethrion zwei Mal hinter einander verdoppelten und gleichsam ein viereckes Amphitheater daraus machten, dessen Arena nun ein Quadrat von hundert Fuß betrug und dessen Sitze sich zuerst funfzig, dann hundert Fuß nach allen vier Seiten erhoben.

Die eigentliche Feier der Olympien fand dagegen zu Daphne statt. Hier stand der Haupttempel des Olympischen Zeus; dabei das Stadium, von dessen sinnvoller Einrichtung, mit einem Bilde der Nemesis vor den Augen der Kampfrichter, schon in der ersten Abhandlung Nachricht gegeben wurde; und gewiß fehlten auch hier die andern Anlagen von Olympia nicht. Malalas sagt freilich, daß erst Diocletian dies Stadium gebaut habe und bis dahin die Sieger in Kodrigä an dem Cilicischen Flusse Argyrus gekränzt worden seien. Dies hängt aber so zusammen, wie der Verf. mit Hilfe des französischen Academikers Belley nachgewiesen hat. Als Pescennius Niger zugleich mit Septimius Severus seine Hand nach dem Diadem ausstreckte, waren es die Antiochener, die ihn besonders dazu ermuthigten; Antiochien war der Waffenplatz der Nigrianer, der Stützpunkt ihres Kampfes um die Herrschaft. Als aber die Nigrianer in drei blutigen Treffen geschlagen waren, von denen das dritte sich in den Pässen zwischen Cilicien und Syrien begab, ziemlich an der Stelle, wo Alexander den Dareios zum ersten Male überwunden hatte, that Septimius Severus Alles, um die Partei des Niger zu demüthigen und ihren Trotz zu brechen. Antiochien verlor damals den Rang einer Metropolis, ja es wurde der Nachbarstadt Laodicea, einer alten Rivalin, die aber bis dahin sehr gegen sie zurück gestanden hatte, für eine Zeitlang unterworfen. Zugleich wetteiferten die Städte, welche um Septimius Gunst buhlten, das Andenken der großen Schlacht zu feiern, die dem Septimius Syrien geöffnet und der Macht des Niger den Todesstreich gegeben hatte. Die Tarsier feierten deswegen, wie eine berühmte Münze lehrt, an dieser Grenze, an dem Orte Kodrigä, ein Siegesfest, die Severischen Olympien genannt: *Σεουήρεια Ὀλύμπια ἐπινείκια ἐν Κοδρείγαις ὅροις Κιλίκων* — und nun begreift man auch, warum auch die Antiochener ihre Olympienfeier nicht bei sich vollenden durften, sondern nach Kodrigä, dem Orte von Nigers und ihrer eigenen Niederlage, ziehen mußten, um da ihre Athleten die entscheidenden Kämpfe vornehmen und ihre Kränze gewinnen zu lassen. Erst Diocletian nahm diese Schmach von ihnen und befahl die Erneuerung der Spiele zu

Daphne, wo er sich selbst einen Pallast erbaute, da auch dem Kaiser bisher nur ein leichter Pavillon (παπυλεών) für die Zeit der Spiele errichtet worden war: und dabei wurde jenes Stadium erneuert, das aber natürlich vor der Zeit der Gegenkaiser Severus und Niger auch schon bestanden haben mußte.

Bald trafen viel härtere Schläge des Schicksals die reiche, übermüthige Stadt, deren Daphnäische Wollüste gerade in dieser Zeit sprichwörtlich geworden waren. Die Antiochener saßen eben im Theater und hatten ihren großen Spaß an den komischen Scenen, die ein Mimus mit seinem Weibe vor ihnen aufführte; da rief die Mima auf einmal: „Wenn ich nicht träume, sind dies die Perser", und schon fiel ein Hagel von Persischen Geschossen von den Feinden, die über das Gebirge gekommen waren und die Felsenhöhen über der Stadt zuerst besetzt hatten, über das Theater, das nach Griechischer Weise in die Felsen der Burg angebaut und zum Theil hinein gehauen war. Der Sassaniden-König Sapor hatte die Verwirrung des Römischen Reiches während der unglücklichen Regierung von Valerian und Gallienus benutzt und Antiochien durch einen plötzlichen Ueberfall weggenommen, zwar nicht um es zu behaupten, doch um diese Hauptstadt des Römischen Orients mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Aurelian, der **Restitutor imperii**, war auch für Antiochien ein großer Wohlthäter; er feierte mit den Antiochenern glänzende Circenses, bei denen die gefangene Königin von Palmyra auf einem Dromedar im Triumph aufgeführt wurde.

Ehe wir zu den Unternehmungen der christlichen Baukunst übergehen, die in Antiochien, der Mutterstadt des Christen-Namens, sich wohl zuerst zu großen und glänzenden Hervorbringungen erhob, müssen wir noch einiger Bauten gedenken, die für das Heidenthum in seinem Kampfe und Antagonismus mit dem um sich greifenden Christenthume characteristisch sind. Man haschte damals nach allen Vorstellungen, die das von den klassischen Idealen unbefriedigte Gemüth durch ahnungsvolles Dunkel, mystische Bedeutsamkeit, sinnliche Kolossalität der Vorstellung zu spannen vermochten. In Antiochien blühte zu der Zeit, wie in vielen Gegenden des Römischen Reichs, der Kultus der Hekate; sie hatte einen unterirdischen Tempel, zu dem man auf 365 Stufen (nach der Zahl der Tage im Jahre) hinab stieg, den Diocletian zu Daphne (so viel man aus Malalas sieht) bauen ließ; es scheint, daß das Barathron oder Speläon der Matrona, das Chrysostomus öfter in der Nähe der Jüdischen Synagoge zu Daphne erwähnt, dasselbe Bauwerk war. — Während Maximin in Asien

herrschte und die Christen mit großer Erbitterung verfolgte, wurde auch die heidnische Bevölkerung von Antiochien besonders durch die Priester des Zeus Philios zur Verfolgung der Christen aufgereizt. Die kirchlichen Schriftsteller erzählen, daß ein Zauberer, Theoteknos, ein Bild dieses Gottes mit geheimen Ceremonien consecrirt und mit schandbaren Weihen und frevelhaften Opfern gefeiert habe. Indeß war Zeus Philios auch ein öffentlicher Gott von Antiochien; er hatte einen ansehnlichen Tempel, den der Kaiser Julianus häufig besuchte. Zeus Philios ist im Atheniſchen Sprachgebrauche der Schirmer der Freundschaft, verwandt dem häuslichen, gastlichen, die Fremden, die Schutzflehenden, die Armen schützenden Zeus; so läßt Platon oft die befreundeten Personen seiner Dialoge bei Zeus Philios schwören: andererseits verehrten die Parasiten den Zeus Philios als ihren Schutzpatron, der es erfunden habe, sich selbst zu Gaste zu bitten. Dieser Begriff war es aber nicht, an den sich die Superstition der Antiochener anknüpfte; dieser Zeus Philios war ein milder, liebevoller Segensgott, ein mit der Demeter und Kora verwandtes Wesen, ein Zeus Dionysos. So verehrten ihn seit alter Zeit die Arkader, für die Polyklet ihn in einer Statue als ein Gemisch von Zeus und Dionysos dargestellt hatte, mit dem Adler auf dem Bacchischen Thyrsus. Die Idee eines solchen Gottes, die wir hier nicht weiter in ihre Tiefe und ihren weitern Zusammenhang verfolgen können, war ganz geeignet, Gefühl und Phantasie des Hellenistischen Orients zu beschäftigen, in dessen einheimischen Religionen manche verwandte Vorstellung entgegen kam: auch finden sich in Kleinasien mehrere Spuren einer Gottheit von demselben Gepräge, und von da mag dieser Kultus auch zeitig zu den Antiochenern gelangt sein, wo er indeß erst in dieser letzten Zeit zu solcher Bedeutung gelangte.

Was aber die Bauwerke des christlichen Kultus anlangt, so besaß die so ausgebreitete und wohlhabende Christengemeinde zu Antiochien natürlich zeitig ein kirchliches Versammlungshaus. Der heilige Babylas, Bischof der Antiochenischen Gemeinde, soll den Eingang in dasselbe einem Kaiser verwehrt haben und darum zum Märtyrer geworden sein, eine Erzählung, die freilich schon dadurch sehr an Glaubwürdigkeit verliert und einen legendenartigen Charakter bekommt, daß bald Philippus, bald Decius, bald Numerianus als der Kaiser genannt wird, der in das christliche Gotteshaus habe einbrechen wollen. Eine neue, der Größe der Gemeinde angemessene Kirche fing Constantin der Große an; Constantius vollendete sie sechs Jahre nach Legung der Fundamente; sie stand bis zu dem großen Erdbeben unter dem

Kaiser Justin im J. 526: und wurde auch damals nicht von den Erderschütterungen, sondern nur von den Flammen theilweise verwüstet und bald wieder hergestellt. Sie heißt die große Kirche bei Malalas und Jo. Chrysostomus, der seine meisten Homilieen darin gehalten hat und dabei der Größe und Gestalt des Gebäudes nicht selten, wenn auch natürlich nur mit flüchtigen Andeutungen, gedenkt. Ein großer Hofraum, von einer Mauer eingeschlossen, umgab das Bethaus, wie es genannt wird (εὐκτήριος οἶκος), das sich in der Mitte zu einer großen Höhe erhob. Die Grundform des Gebäudes war ein Achteck, jedoch so, daß an dies Achteck sich viele äußere Hallen und Gemächer, theils schon unter der Erde, dann in mehreren Stockwerken über der Erde, rings herum anschlossen. Der Fußboden war mit großen Steinplatten belegt; die Wände und Säulen glänzten von seltenen und kostbaren Steinen, mit denen die minder edlen Steinarten incrustirt waren; viel Glanz von Bronze und Gold überall; auch fehlte es nicht an dem Schmucke von Bildwerken. Am meisten wird aber immer die Decke bewundert, die sich zu einer unermeßlichen Höhe, wie es heißt, erhob, und zu einer Kuppel wölbte, die ganz vergoldet war: daher Hieronymus im Chronicon das ganze Gebäude Dominicum aureum nennt. Nach dem Erdbeben unter Justin stellte sie ein Architect Ephraem von Cypressen-Stämmen aus dem Hain von Daphne wieder her; es wird erzählt, daß spätere Erdbeben dieser aus Holz construirten Kuppel eine Neigung gegen Norden gegeben, aber die Erschütterung unter dem Kaiser Mauritius im J. 589 sie wieder in die rechte Lage gebracht habe. Noch erfahren wir, daß der Hochaltar, τὸ θυσιαστήριον, in diesem Tempel nicht wie gewöhnlich nach Osten, sondern nach Westen lag. So unvollkommen und unbefriedigend auch diese Angaben in architectonischer Hinsicht sind: so sieht man doch so viel, daß es ein Gebäude von derselben Art, nur von viel größerem Umfange, gewesen sein muß, wie S. Vitale in Ravenna, ein berühmtes Bauwerk aus der letzten Zeit der Gothischen Herrschaft; auch hier ist eine Kuppel über einem achteckigen Grundbau die Hauptform.

Ueber die verschiedenen Märtyrer-Tempel, die in dieser Zeit in Antiochien gebaut wurden, namentlich für den heiligen Babylas, dessen Martyrion Julianus aus der Nachbarschaft des Daphnäischen Apollon heraus warf, haben sich gar keine genaueren Angaben erhalten: dagegen wird uns ein Monument der alten christlichen Baukunst einigermaßen beschrieben, von dem auch noch bedeutende Ruinen in der Nähe von Antiochien existiren, die mit den Nachrichten des Alterthums genauer verglichen zu werden verdienen.

Es ist die Kirche des Sanct Simeon-Stylita, des ältern des Namens, der im J. 459 gestorben war. Diese Kirche wurde unter dem Kaiser Leo auf einer Berghöhe, die nach Euagrios 300 Stadien von Antiochien lag, erbaut; und noch jetzt stehen auf dem Berge, der den Namen Dschebel-Semaan, mons Simeonis, führt, auf einem steilen Gipfel, der über das Thal des Flusses Ifrin hoch empor ragt, 13 Stunden von Antiochien die bedeutenden Ruinen unter dem Namen Kalaat-Semaan. Euagrios berichtet, daß der Tempel die Form des Kreuzes und von allen Seiten Hallen gehabt habe, deren Decke auf Säulen von polirtem Stein geruht habe. In der Mitte war nach Euagrios eine offene Aula unter freiem Himmel, in der die 40 Fuß hohe Säule stand, auf welcher der Stylite einen großen Theil seines Lebens zugebracht haben sollte. Unter den neueren Reisenden haben Pococke und Richter die Ueberreste dieser Kirche beschrieben und der erste auch einen sehr interessanten Plan davon gegeben. Nach Richter ist die Kuppel in der Mitte zusammen gestürzt; doch war eine solche nach Euagrios, der das Gebäude selbst gesehen zu haben bezeugt, nicht vorhanden; wenigstens müßte die Kuppel in der Mitte geöffnet gewesen sein. Dies Mittelgebäude bildet ein ganz für sich bestehendes Octogon, das als das Sanctuarium in der Kirche, wie es in der Byzantinischen Architectur die Regel ist, das Centrum einnimmt; es ist von großen Pfeilermassen, an die sich Säulen anlehnen, rings eingeschlossen. Die äußeren Hallen umgeben dies Octogon nach den vier Weltgegenden in regelmäßiger Kreuzesform; nach Süden ist eine Art Porticus, nach der Analogie der Narther in der Byzantinischen Architectur, vorgebaut; nach Osten scheinen in drei halbkreisförmigen Nischen eben so viele Altäre gestanden zu haben. Die Wölbungen dieser Nischen, so wie die anderwärts vorkommenden Bogen, stehen nach dem Stil der Zeit auf Säulen, die einer entarteten Korinthischen Ordnung angehören, wo z. B. an die Stelle von Akanthuslaub die bequemere Form von Palmblättern gesetzt wird. Am Friese sind Palmen und Akanthusblätter mit der kleinlich gehaltenen Verzierung des Zahnschnittes wahrzunehmen. Man erkennt deutlich die Formen der ältern Byzantinischen Architectur, die sich an die im Osten des Römischen Reichs herrschende eben so eng anschließt, wie sie wieder von den Arabern nachgeahmt und dabei nur immer mehr verkünstelt und verkleinlicht worden ist: zugleich hat aber das Gebäude so viel Eigenthümliches, daß es wohl verdient in der Geschichte der sogenannten vorgothischen Architectur mehr beachtet zu werden, als bisher geschehen ist.

Schließlich kann auch in diesem kurzen Auszuge das Ereigniß

nicht übergangen werden, das in der Baugeschichte Antiochiens leicht die wichtigste Epoche nach der Gründung und zugleich den Uebergang aus dem Antiochien des Alterthums in das des Mittelalters bildet. Antiochien war zweimal, unter Justin und Justinian, in den J. 526 u. 528, durch furchtbare Erdbeben verwüstet worden; beide Male hatten die Kaiser Alles aufgeboten, um die Stadt wieder herzustellen; das zweite Mal sollte sie sich auch auf Geheiß des jüngern Simeon-Stylita unter einem neuen, Gott geweihten Namen, als Gottesstadt, Theupolis, erheben: da brach ein noch furchtbareres Verderben über die unglückliche Stadt ein. Der Persische König Chosroes belagerte im J. 538 Antiochien und eroberte es besonders dadurch, daß er seine poliorcetischen Maschinen auf einem Felsen oberhalb Antiochien aufstellte, von wo sie den gebirgigen Theil der Stadt mit großer Wirkung beschossen. Er nahm die Stadt im Sturme und überließ sie seinem Heere zur Plünderung und Verwüstung. Nur die große Kirche wurde von dem allgemeinen Brande ausgenommen, aber auch diese nicht bloß ihrer Schätze an Gold und Silber, sondern selbst der kostbaren Marmor's, mit denen die Wände bekleidet waren, beraubt. Ueberhaupt war Chosroes ein solcher Freund der Kunst, daß er eine ungeheure Quantität Bildsäulen, Gemälde, kostbare Steine aus der geplünderten Stadt nach Persien schickte. Die Antiochener selbst, die er in seine Gewalt bekommen hatte, siedelte er in Assyrien, in einem neuen Antiochien, an und traf mit einer sonderbaren Mischung von Barbarei und väterlicher Fürsorge, wie sie bei orientalischen Despoten ganz in der Ordnung ist, auch gleich Anstalten, daß alle die Spiele und anderweitigen Vergnügungen, an welche die Antiochener zu Hause gewöhnt waren, ihnen auch hier zu Theil wurden.

Diese vollständige Verwüstung des alten Antiochiens hatte wenigstens das Gute, daß sie einem neuen Gründer freie Hand ließ, alle Veränderungen in der Lage der Stadt vorzunehmen, welche die veränderten Zeiten erheischten. So beschloß es Justinian, als er Syrien wieder in seinen Besitz bekommen. Das neue Antiochien, das er damals gründete, läßt sich wenigstens der Lage und dem Umfange nach mit aller Genauigkeit bestimmen; Procop handelt ausführlich von diesem Baue, und es kann nicht bezweifelt werden, daß das Antiochien, welches die Kreuzfahrer eroberten und Fränkische Herzöge hundert und siebenzig Jahre beherrschten und dessen Mauern noch jetzt zum großen Theile stehen, die Stadt des Justinianus ist. Justinian zog die Stadt sowohl gegen den Fluß als gegen die Bergseite bedeutend zusammen. Nach der erstern Seite hatte die Stadt sonst in weiter

Ausdehnung die Ufer des Flusses besetzt und eine bedeutende von Flußarmen gebildete Insel eingenommen; dagegen berühren die Mauern des Justinian den Orontes nur an einem Punkte, bei dem Brückenthore, wie die Geschichtschreiber der Kreuzzüge es nennen. Doch wollte Justinian damit die Stadt nicht des Schutzmittels berauben, das der Fluß ihr gewährte; er ließ einen tiefen und breiten Graben aus dem Orontes hart an den Mauern der Nordseite hinleiten, von dem indeß weder jetzt eine auffallende Spur vorhanden zu sein scheint noch auch bei der Belagerung der Kreuzfahrer die Rede ist. Eben so wurde die Stadt gegen Süden von den Felsenspitzen des Gebirges bedeutend zurück gezogen; wenn indeß Procop sagt, daß das Terrain innerhalb der Justinianischen Mauern so ausgeglichen worden sei, daß alle Höhen bequem zu Pferde und Wagen erreicht werden konnten, so muß dabei die Kunst bedeutend nachgeholfen haben, da Antiochien noch immer steile Abhänge und Thalschluchten in sich faßt und die neueren Reisenden gerade die Kühnheit oft bewundert haben, womit diese Mauern und Thürme bergan und bergab steigen und über Abgründen zu schweben scheinen. Daß auch in der Richtung von Ost und West der Zug der Mauern sehr verändert worden, geht daraus hervor, daß die Entfernung des östlichen vom westlichsten Thore jetzt etwa eine halbe Meile beträgt, während sie in der Blüthezeit der Stadt 36 Stadien maß. Die Bauart der Mauern und Thürme ist sehr solid; zum Theil sind indeß mit den gehauenen Steinen Lagen von Backsteinen verbunden, wie man es an späteren Römischen Bauwerken, z. B. in Trier, häufig sieht. Die Höhe der Mauern beträgt gegen die Ebene am Flusse 25 bis 30 Fuß, gegen das Gebirge aber 70 bis 80, die Thürme erheben sich in mehreren Stockwerken und haben viele Eigenthümlichkeiten in ihrer Anlage, die genauer studirt zu werden verdienen. Die innere Seite der Mauern und Thürme wird an manchen Stellen durch Hallen oder Gallerieen gebildet, deren Decke von granitnen Säulen getragen wird. Unter den Thoren hat sich das östliche, nach Aleppo gerichtete, das Thor des heiligen Paulus, oder von den Muhamedanern das Thor von Medina genannt, am besten erhalten, es hat in seiner Form, mit einem horizontalen Sturz, über dem ein halbkreisförmiger Bogen sich erhebt, große Aehnlichkeit mit den Thoren von Constantinopel, die aus der Griechischen Zeit noch übrig sind.

Auch die innere Stadt wurde von Justinian sehr vollständig wieder aufgebaut, in einer Großartigkeit, von der man sich wundern muß, wie die Lage des Reichs sie zuließ: wie überhaupt die Finanzkräfte des Justinianischen Roms, verglichen mit den Leistungen unserer

Zeit, immer noch das höchste Erstaunen erregen müssen. Die ganze Stadt wurde mit großen Steinplatten gepflastert, die Hauptstraße, welche immer noch von Osten nach Westen ging und mit der alten Säulenstraße ziemlich zusammen zu fallen scheint, mit weißem Marmor belegt; außer der stehen gebliebenen großen Kirche ein Tempel der Gottesmutter und des Erzengels Michael und ein großes Hospital gebaut; Märkte, Säulenhallen, Cisternen, Bäder, Wasserbassins auf dem Berge hergestellt oder neu angelegt. Selbst ein Theater wurde der erneuten Stadt zu Theil, wiewohl das Christenthum und die Furcht vor unruhigen Volksbewegungen die Bühnenspiele in dieser Zeit immer mehr und mehr beschränkte.

Mit dieser Erneuerung hört die zusammenhängende Geschichte Antiochiens auf. Antiochien verschwindet mit der Eroberung Syriens durch die Saracenen 635 bis auf die Wiedereroberung unter Nikephoros Phokas 969 aus dem Lichte der Geschichte, die in jenen Zeiten noch immer die zusammenhängendste und klarste ist, der Byzantinischen, und erscheint, wo es wieder hervor taucht, sich selbst, abgesehen von der äußern Form, kaum mehr ähnlich. Nur durch diese Moslemitische Herrschaft, welche die christliche Bevölkerung sehr darnieder gehalten haben muß, erklärt es sich, warum die alten Heiligen von Antiochien, die zunächst an die Stelle der Griechischen Götter getreten waren, S. Babylas, S. Ignatius, Kosmas und Damianus u. s. w., ganz verschwunden sind und dagegen Kirchen und Thore von den Aposteln, die als Gründer der ersten Christengemeinde aus der sichersten Quelle bekannt waren, und den allgemeinen Heiligen des Reiches, S. Petrus, Paulus und Georg, den Namen erhalten; offenbar wurden diese Kirchen alle erst unter der neuen Byzantinischen Herrschaft gegründet. Beiläufig läßt sich daraus auch schließen, was Gibbon und Reiske aus andern Anzeigen gefolgert, daß Malalas noch im sechsten oder dem Anfange des siebenten Jahrhunderts in Antiochien gelebt; träfe seine Lebenszeit erst in das zehnte Jahrhundert, so könnte er nicht so manches Denkmal des alten Antiochiens als noch vorhanden erwähnen, er müßte denn alles dies ganz mechanisch aus dem viel benutzten Werke des Domninos in das seinige herüber geschrieben haben. Die Griechische Herrschaft bis zu den ersten Zeiten der Komnenen hinab und die in wenigen Jahren darauf folgende Fränkische Besitznahme wird Antiochien ziemlich erhalten und in manchen Stücken selbst gehoben haben; die letztere Zeit muß in der Architectur, wie im ganzen Leben, eine interessante und seltsame Mischung Byzantinischer, westeuropäischer und orientalischer Formen herbei geführt haben, welche die Burg

von Antiochien, neu gebaut von Nikephoros Phokas, aber von den Franken sehr verändert, noch an den Tag legen muß. Den größten Stoß gab Antiochien die Eroberung durch die Aegyptischen Sultane mit ihren Scythischen Streitkräften, wie die Byzantiner die Mamlucken nennen, im J. 1268; seit der Zeit ist es rasch zu der Armseligkeit herabgesunken, die das jetzige Anteaki zeigt und aus der es auch schwerlich durch die Eroberungs- und Bereicherungspläne des neuen Beherrschers von Aegypten sich erheben wird, wiewohl zu hoffen steht, daß die zunehmende Europäisirung des Orients auch diese Gegenden der Wissenschaft immer zugänglicher machen und dadurch, was der Boden Antiochiens noch von seinen alten Herrlichkeiten verbirgt, in nicht zu entfernter Zeit an das Licht des Tages treten werde.

Hetrurien. Hetrusker.

Das Land. Etruria, auch wohl Hetruria [1]), später auch Tuscia [2]), heißt im Alterthume eine Masse von untergeordneten Gebirgszügen und Thälern, welche sich an das Apenninusgebirge, durch welches die Form von ganz Italien bedingt und bestimmt wird, da, wo es die parallele Richtung mit den Alpen zu verlassen anfängt, in südwestlicher Richtung anschließen. Nur der nördlichste Theil des Landes stößt unmittelbar an den Apennin, weiter südwärts wird es durch Umbrien, welchem das linke Ufer des Tiberflusses angehörte, von dem Hauptgebirge abgesondert. Etrurien besteht vornehmlich aus folgenden Flußthälern und Wassersystemen. 1) Das System des Tiberflusses. Der Tiber entspringt gerade in dem Winkel, wo der Apennin entschiedner eine südliche Richtung nimmt, und wird dann von den Nebenästen dieses Gebirgs immer weiter nach Westen hinweg gedrängt, bis er ins Meer fällt. Er erhält von der Etruskischen Seite Verstärkung, zuerst durch das Flüßchen, welches den Tharsimenischen oder Thrasymenischen See mit ihm verbindet, dann durch den langsam fließenden und leicht versumpfenden Clanis (Chiana), weiterhin durch das Flüßchen, welches das Wasser des Ciminischen Sees (Lago di Vico) in ihn hinein führt, endlich durch den Bach Cremera (jetzt la Varca

---

[1]) S. Dausquius **Orthographia s. v. Hetruria.** Drakenborch zu Liv. I, 2. 3. [2]) In Inschriften seit dem dritten Jahrh. n. Chr., s. Wesseling **ad *Antonini* Itiner. p. 289.** Vgl. Servius **ad *Aen.* X, 164.**

oder Valea), welcher aus dem Bergkessel von Baccano, einem ehemaligen Krater, hervor fließt. 2) Das System des Arnus. Dieser Fluß entspringt jetzt (denn vom frühern Alterthum wird hernach die Rede sein), ebenfalls am Apennin in einem Thale, welches unmittelbar an das östlicher gelegene der Tiberquelle angränzt; er wendet sich nach einigen Krümmungen gerade westlich und strömt in einer Thalebene, welche wenig Neigung hat und nicht hoch über der Meeresfläche liegt, als ein ansehnlicher Fluß dem Meere zu. Er empfängt aus seinen Nebenthälern von Norden nach Süden mehrere kleine Flüsse; der bedeutendere Ausar (Osari, Serchio), mit dem er sich sonst vor seiner Mündung vereinigte, fließt jetzt abgesondert ins Meer; dieser kommt in nördlicher Richtung von dem Apenninusgebirge herab. Alle andern Flüsse Etruriens, mit Ausnahme des nordwestlichen Gränzflusses Macra, werden von diesen beiden Wassersystemen eingefaßt und nehmen zwischen der Mündung des Arnus und Tiberis ihren Weg ins Meer; es sind, von Norden nach Süden aufgezählt, Cäcina (Cecina), das Flüßchen bei Populonia und Vetulonium, der Fluß Prille oder Prile, welcher in den mit dem Meer zusammenhängenden See Prile, auch Prelius lacus, jetzt Lago di Castiglione genannt, einströmt, der ansehnlichere Umbro (Ombrone), der seinen Weg mitten durch Etrurien nimmt und mehrere Nebenflüsse aufnimmt, das Flüßchen Osa (auch jetzt Osa), weiter die Albinia (Albegna), die Armenta oder Armine (Fiora), die Marta (welche jetzt noch eben so heißt), der Minio (Mignone), der unbedeutende amnis Caeretanus, dessen Plinius gedenkt und darunter das Flüßchen Rio Vaccino zu verstehen scheint, endlich der Arrone, der bei dem alten Fregenä vorbei fließt. Von diesen Flüssen hängt der zuletzt genannte mit dem See von Sabate (Sabatia stagna, Lago di Bracciano), die Marta mit dem bedeutenden See von Bolsena, lacus Vulsiniensis, die Albinia durch einen Nebenfluß mit dem kleinen lacus Statoniensis zusammen.

Wir begannen mit den Flüssen und Seen, deren Gestalt und Richtung auf jeder guten Karte am deutlichsten vor Augen liegt, und gehen von da zu den Gebirgszügen über, durch welche die Flüsse selbst ihre Gesetze erhalten haben und deren Kunde uns zu einem bestimmteren Begriff des ganzen Landes verhelfen muß. Zunächst fragen wir nach dem Zusammenhange der Bergzüge Etruriens mit dem Apenninus. Hier bietet sich die eigenthümliche Erscheinung dar, daß bei Weitem der größte Theil dieser Berge von dem Hauptgebirge scheinbar ganz abgesondert ist, indem die Wassersysteme des Arnus und des Tiber unter einander im Zusammenhange stehn und Etrurien gewisser

Maßen zur Insel machen. Zwischen dem obersten Theil des Arnus und dem in die Tiber fließenden Clanis, welcher in einem von Süden nach Norden gerichteten Thale, gleichsam unentschlossen, nach welcher Seite er sich wenden wolle, mehr stagnirt als fließt, findet sich kein bedeutender Bergrücken; daher in Tiberius Zeit ernstlich daran gedacht werden konnte, den Clanis ganz in den Arnus hinüber zu leiten, welcher Plan damals zum Theil durch die Bitten der Florentiner, die dann Ueberschwemmungen ihres Landes fürchten mußten, abgewandt wurde[3]; aber auch jetzt gibt die Chiana einen Theil ihres Gewässers durch einen Kanal dem Arnus ab und fließt von einer Gegend aus nach zwei verschiednen Seiten[4]. Wenn es also klar ist, daß der Hauptzusammenhang der Berge Etruriens mit dem Apennin nicht an dieser Stelle gefunden werden kann (mit Unrecht wird hier auf manchen Karten ein bedeutender Gebirgszug angegeben): so muß er offenbar weiter nördlich am Laufe des Arnus oberhalb Florenz, und zwar bei dem jetzigen Orte La Incisa, gesucht werden. Hier drängen sich, nach dem Zeugnisse der bessern Karten, die Gebirge von beiden Seiten eng zusammen; der Name La Incisa selbst gibt, wenn auch nicht die Erinnerung, daß hier ein Einschnitt von Menschenhänden gemacht worden sei, doch den Eindruck wieder, welchen der Riß in der Gebirgsmauer, der das Bette des Arnus bildet, auf den unbefangenen Betrachter machen muß[5]. Ehe Natur oder Menschenhand dieses Werk vollbrachten, stand wahrscheinlich in dem Oberarnothal ein See, der seinen Ueberschuß nach Süden in den Clanis und dadurch in den Tiberstrom sandte[6]; auch ist nicht unglaublich, daß der höhere Stand des letztern Flusses in der Gegend der Siebenhügel, wie ihn römische Sagen und Lokalnamen andeuten, damit enge zusammen hängt.

Aus dieser Auseinandersetzung geht hervor, daß die Berge Etruriens im Norden mit dem Apennin zusammen hängen und die Hauptrichtung ihres Zuges von Norden nach Süden liegt. Sie verlassen den Apennin in einem spitzen Winkel ohne starke Divergenz und laufen zum Theil ziemlich parallel neben ihm her. Diese Art der Ver-

---

[3]) Tacitus Ann. I, 73. [4]) S. das Hauptwerk von Fossombroni: Memorie sopra la Val-di-Chiana, Fir. 1789. [5]) S. hierüber Blondus Flavius Ital. illustr. p. 305. (Basil. 1531) und Chroniche di Messer *Giov. Villani*. fol. 11. (1537). Niebuhr röm. Gesch. Zweite Ausg. I. S. 134. Auch über einen andern Durchriß unterhalb Fiesole's bei Signa sind Niebuhr's Bemerkungen zu vergleichen. [6]) So meint auch Fossombroni, der nur darin irrt, daß er die dreifache Spaltung des Arnus, bei Strabon V. p. 222, welche sich auf die Mündung bezieht (wovon hernach), damit zusammen bringt.

ästung der Gebirgsrücken ist überhaupt für die gesammte Bildung und Gestalt Italiens bestimmend geworden, während Griechenland wieder einen großen Theil seiner Naturform dem Umstande dankt, daß die Seitenäste seiner Gebirge von dem Hauptstamm sehr häufig beinahe im rechten Winkel abspringen. In Etrurien ist diese Lage der Gebirge, welche die Gewässer hindert, der natürlichen Abdachung des Landes zum Meere zu folgen, auch der Grund der Bildung von Sümpfen und Seen; die Sümpfe des Clanis, der Thrasymenische und andere Seeen sind deutlich nur dadurch entstanden, daß die ihnen westlich liegenden Berge sie hindern, sich nach einer niederen Terrasse zu wenden, der Fall des Wassers auf derselben Terrasse aber nur gering ist.

Was die Beschaffenheit dieser Gebirge anlangt: so ist ihre mineralogische Natur im Ganzen die des Apenninengebirges, welches aus einem weißlichen, ins Graue spielenden Kalksteine besteht. Einen bedeutenden Abstich macht dagegen der ganze südliche Theil Etruriens, von den Quellen der Armenta (Fiora) und der Gegend von Radicofani an bis nach Rom, welcher augenscheinlich in alten Zeiten, eben so wie das Gebirge von Alba Longa und Campanien, ein Heerd vulkanischen Feuers war. Die Berge bestehen aus vulkanischem Tuf und Basalt; Aschenhügel, Lava, Puzzolanerde, Bimssteine bedecken den Boden; die zahlreichen Seeen in dieser Gegend haben sich deutlich in den Kesseln in sich zusammen gesunkener, ungeheuerer Vulkane gebildet; auch die Vegetation dieser Gegend erhält dadurch ihren Charakter. Manche furchtbare Revolution mag vor aller Geschichte die Gestalt dieses Landstrichs umgebildet haben; nur eine hieher gehörende Tradition hat sich erhalten: daß ein Erdbeben der Art, welche die Alten *σεισμοὶ χασματίαι* nennen, weil sie plötzlich Tiefen und Abgründe öffnen, in welche bedeutende Theile der Oberfläche einsinken, in dem ciminischen Theile Italiens die Stadt Saccumum verschlungen habe[7]). Die pars Italiae Ciminia ist offenbar der Strich zwischen Falerii und Tarquinii, in welchem der

---

[7]) Ammian Marcell. XVII, 7. 13. Terrae motus — chasmatiae, qui grandiori motu patefactis subito voratrinis terrarum partes absorbent; ut in atlantico mari europaeo orbe spatiosior insula, et in crissaeo sinu Helice et Bura, et in ciminia Italiae parte oppidum Saccumum ad Erebi profundos hiatus abactae aeternis tenebris occultantur. Die Stelle ist, wie die folgende, bei der Darstellung in dem Werke, die Etrusker, von K. O. Müller, Band I. S. 217, übersehen worden. Saccumum haben die besten Handschriften, die edit. Rom. Saccunium; Castellus Lesart verdient kein Vertrauen.

Ciminische Wald und See (Lago di Vico) sich finden; dieß ist gerade die Gegend, in welcher die Spuren vulkanischer Erscheinungen sich drängen, und so mag also wirklich die Sage das Andenken einer Ortschaft aufbewahrt haben, die hier durch ein furchtbares Erdbeben vernichtet worden ist. Einer der alten Sammler von Wundergeschichten, Sotion, meldet aus Isigonos von Nikäa, daß der Ciminische See an die Stelle dieser Ortschaft (welche dort nicht genannt wird, aber offenbar dieselbe ist) getreten sei, und erzählt auch von dem benachbarten Sabatinischen See, daß man bei stillem Wetter unter seinen Gewässern die Trümmer von Gebäuden, auch Tempel und Bildsäulen, erblicke[8]).

Wie dieser Theil Etruriens dem Reisenden bei jedem Schritte die Wirkungen vulkanischen Feuers zeigt: so verräth das Thal des Arno mit seinen Nebenthälern, daß es sehr lange Meeresboden gewesen. Ueberall findet man Geschöpfe des Meers als Petrefakten; die Hügel sind deutlich Niederschläge und Alluvionen des Meers. Erst allmälig ist durch Erhöhung des Bodens, welche der Arnus mit seinen Nebenflüssen noch jetzt beständig fortsetzt, und durch Austrocknung der Gewässer das Flußthal um Florenz und weiter hinab bewohnbar geworden. Die Sümpfe des untern Arnus sind aus der Geschichte des zweiten Punischen Krieges bekannt. Die Gegend von Pisa heißt noch jetzt mit Recht Toscana's Holland. Das Schlammführen der Flüsse, wodurch sie ihr Bett erhöhn und sich selbst nach gewissen Perioden ihren Lauf zu ändern nöthigen, ist zugleich der Grund der bedeutenden Verschiedenheit zwischen der ehemaligen und jetzigen Gestalt der Mündungen des Arnus. Noch in Strabon's Zeit theilte sich der Arnus oberhalb der alten Stadt Pisä in drei Arme, zwei davon gingen südlich ab, ungefähr dahin, wo jetzt die Mündung Calambrone das Wasser der umliegenden Sümpfe und Kanäle in das Meer abführt; hier bildete im Alterthume ein Meerbusen, der durch das fortdauernde Anschwemmen des Erdreichs jetzt völlig versumpft ist, den bedeutenden Hafen von Pisä. Der nördlichste Arm aber vereinigte sich bei Pisä mit dem Ausar, so daß die Stadt selbst auf der pyramidenförmigen Ecke lag, welche der Zusammenfluß der beiden Ströme bildete; erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts hat der Ausar diese Richtung verlassen und, sich westlicher wendend, eine besondere Mündung in das Meer gefunden, wovon eben die Erhöhung des Arnus-

---

[8]) Sotion p. 143 bei Henr. Stephanus Ausgabe einiger kleinern Schriften von Theophrast. vgl. Serv. ad Aen. VII, 697. Mythogr. Vet. 1, 54.

thales der Grund war. Schon früher sind durch denselben Umstand die beiden südlicheren Mündungen des Arnus eingegangen*).

Die Küstenstriche südlich von dieser Gegend, längs der Römischen Via Aurelia, sind unter dem Namen der Maremmen Toscana's und des Kirchenstaates bekannt. Ihre ausgezeichnete Fruchtbarkeit, aber auch die im höchsten Grade ungesunde Luft, welche durch stehende Gewässer, wie den See Prilis (di Castiglione), stinkende Sümpfe und giftdunstende Plätze (mofeti) hervorgebracht wird, kann durch nichts besser bezeichnet werden, als durch das Sprichwort: in der Maremma wird man in einem Jahre reich, aber stirbt in sechs Monaten. Zum Theil gehört diese Luftbeschaffenheit zur unveränderlichen Natur dieser Gegenden und findet sich auch sonst in Italien und Griechenland wieder, wo niedrige Küstenstriche, deren Gewässer bei geringer Neigung des Bodens stagniren, durch Gebirge den reinigenden Nordwinden verschlossen, gegen Süden aber offen und ungeschützt liegen. Die schwüle Luft, welche Cicero als Grund häufiger und fürchterlicher Gewitter selbst bei der Bildung der Etruskischen Blitzweissagung in Anschlag bringt[9]), findet wohl besonders in diesen niedrigen Strichen Statt. Indessen erweisen die historischen Nachrichten über die ehemalige Bevölkerung dieser Striche, welche weiter unten vorgelegt werden sollen, daß die Nachtheile derselben für die Gesundheit nicht immer gleich groß waren, es sei nun, daß Naturgesetze eine zunehmende Verpestung dieser Gegenden herbei führen, oder daß die Thätigkeit früherer Bewohner, wie nicht unwahrscheinlich, durch durchgängige Urbarmachung und Benutzung des Landes so wie gehörige Ableitung der Gewässer ihr kräftig entgegen gewirkt habe. Gerade diese Frage, ob Kultur und menschliche Veranstaltung den Zustand der Maremmen wesentlich zu verbessern im Stande sind, hat etwa vor 60 Jahren mehrere Streitschriften hervorgebracht[10]), welche zugleich über die Beschaffenheit dieser Gegenden am gründlichsten belehren.

Was den Boden des übrigen Etruriens anlangt: so enthalten die Thäler des obern Landes, welche dem Apennin zunächst liegen, ungeachtet der schroffen und rauhen Berge, welche sie umgeben, Alles,

---

*) S. darüber die aus den Winken der Alten und Targioni Tozzetti's gründlichen Lokaluntersuchungen geschöpfte Auseinandersetzung, Etrusker Bd. I. S. 212 ff. [9]) Aëris crassitudo, Cicero de divin. I, 42. 93. [10]) Leonard Ximenes della phisica riduzione della Maremma Senese, Fir. 1769, welcher für die Möglichkeit der Verbesserung durch Kultur spricht. Dagegen das Esame di un libro sopra la Maremma Senese. Hiegegen ist wieder ein Esame dell' Esame erschienen.

was ein fleißiges und eifriges Volk als Bedingungen der Kultur fordern konnte, wie besonders die Beschreibung zeigt, welche der jüngere Plinius von der Gegend seiner im obern Tiberthale gelegenen Tuskischen Villa gibt [11]). Was Plinius an dieser rühmt: die gesunde Lage, die gelinden Lüfte, die auch im heißen Sommer die Atmosphäre beständig kühlen und reinigen, die alten hohen Wälder in den obern Gegenden, die fruchtbaren Hügel in der Mitte und die schönen breiten Felder in der Tiefe des amphitheatralisch geformten Thales, die Schwere des fetten Bodens, den nur sehr große Stiere und stark gebaute Pflüge bändigen, aber dann auch einen reichen Ertrag hervor bringen, die reichliche Bewässerung und durchgängige Abführung des Wassers auf der geneigten Fläche, das muß zum großen Theile in allen Thälern am obern Laufe des Tiber und des Arnus Statt finden. — Das mittlere Etrurien hat nach der verschiedenen geognostischen Beschaffenheit der Hügel, aus denen es besteht (denn größere Ebenen finden sich fast nur an der Küste), eine sehr verschiedene Fähigkeit, dem Ackerbau und der Viehzucht mit reichem Ertrage zu lohnen und keinesweges überall eine gleiche Fruchtbarkeit. Die Beschaffenheit jener Hügel hat Targione Tozzetti in seinem großen Werke: **Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana. T. I. p. 35. 185. III. p. 36** ff. zu einem Hauptgegenstande genauer Untersuchungen gemacht [12]).

Volkstamm. Für die Ausmittelung der Verwandschaft der Etrusker mit andern Völkern, der Stelle, welche sie in den Familien und Geschlechtern der Nationen einnahmen, gibt es zwei Quellen: die Reste ihrer Sprache und Nachrichten der Alten. Was die Sprache betrifft: so müssen, nach den Zeugnissen der Schriftsteller und den Inschriften, folgende Sprachen Italiens unterschieden werden: 1) das später untergegangene Siculische, eine Sprache, die wir, nach den Zeugnissen der Alten von der Einheit der Siculer mit den Önotrern und der engen Verwandschaft der Letztern mit den Pelasgern, für einen

---

[11]) **Epist. V, 6.** [12]) Sonst sind über die physische Beschaffenheit Etruriens besonders zu brauchen, von Darstellungen des heutigen Zustandes: de la Lande **Voyage en Italie. T. III.** Ferber's Briefe aus Wälschland, Prag **1773.** Eustace **Classical Tour** und R. Colt Hoare's Fortsetzung und Ergänzung dieses Buchs, welches noch mehr über Etrurien enthält; von Büchern, die das Alterthum betreffen, Phil. Cluvers **Italia antiqua. Lib. II.** nebst den schätzbaren **Annotationes** von Holstenius. Hier ist besonders der Abschnitt aus dem Note **7** genannten Werke. B. I. K. 1. „von der Beschaffenheit und der Urbarmachung des Bodens" benutzt.

altgriechischen Dialekt halten müssen; die wenigen Siculischen Worte, welche uns durch Aufnahme in den Dialekt der Sicilischen Griechen zugekommen sind, können, der Natur der Sache nach, uns nicht über das Verhältniß des Siculischen zum Griechischen belehren, dagegen sieht man aus ihnen, daß das Siculische dem Latinischen nahe stand. 2) Das Latinische, eine Sprache, die sich aus dem Siculischen und einem rauheren Idiom der Apeninusvölker gebildet. 3) Das Oskische und 4) das Umbrische; beides Sprachen, die dem Latinischen nahe stehen und aus entsprechenden Elementen entstanden sein müssen. 5) Die Sprache, welche die Sabiner in ihrer Heimath bewahrt hatten (die ausgewanderten redeten Oskisch), die vom Griechischen sehr verschieden gewesen zu sein scheint. 6) Die Sprache der Etrusker. Die Etruskische Sprache, wesentlich und durchaus verschieden von der Latinischen, Oskischen, Umbrischen, zeigt in Stämmen und Flexionen weit weniger Aehnlichkeit mit dem Griechischen als diese; im Gegentheil hat sie in ihren Lautverbindungen, Wortendungen u. dgl. so viel von der Analogie der übrigen Sprachen Europa's, welche zu dem Indo-Germanischen Geschlechte gehören, Abweichendes, daß man beinahe vermuthen darf, sie sei gar kein Zweig dieses sich von Asien bis über die Pyrenäen und nach den Britannischen Inseln ausbreitenden Stammes, sondern ein Residuum einer älteren Europäischen Sprache, welches sich bei der Ausbreitung jener Nationen in den Alpen und dem obern Italien erhalten habe oder sie habe sich wenigstens stark mit einer solchen gemischt [13]. Mit diesem Eindrucke der Sprachdenkmäler stimmt das Zeugniß des Dionysios von Halikarnaß [14]: das Tuskische Volk stimme mit keinem andern in Sprache und Sitten überein, sei ein durchaus eigenthümliches. Dieß eigenthümliche Urvolk Italiens ist es, welches sich nach Dionysios unverwerflichem Zeugnisse Ῥασέναι, Rasener (welches Wort nach Tuskischer Accentuation **Rásne** gesprochen werden muß) nannte. Sondert man von diesem Worte die Endung ab, welche in Porsena, Thormena und vielen andern Etruskischen Namen wiederkehrt [15]: so findet man ziemlich denselben Stamm, der den Namen derjenigen Tusker bildet, die sich nach der Erzählung der Alten bei der Gallischen Eroberung von Oberitalien aus diesem Lande nach Graubündten, Tirol und dem obern Etschthal zogen, nach der Ansicht neuerer Historiker aber seit den ältesten Zeiten schon in diesen gebirgigen, schwer zu erobernden, aber leicht zu behauptenden Strichen saßen.

---

[13]) S. den Abschnitt dieses Aufsatzes „Sprache". [14]) I, 30. [15]) Vgl. Niebuhr röm. Gesch. in den Nachträgen zur zweiten Ausg. S. 113. Anm. 303.

Dies sind die Räter; bedenkt man, wie leicht und häufig in den verschiedensten Sprachen S und T wechseln: so wird es in der That sehr wahrscheinlich, daß sie mit dem Ton der Sprache, welche jedoch dialektisch von dem gewöhnlichen Etruskischen abwich[16]), auch den alten einheimischen Nationalnamen in ihren Gebirgen bewahrt haben.

Tyrrhener. Mit dieser einheimischen Nation mischte sich nun aber ein Stamm, welchen die Griechischen Topographen und Historiker bald aus dem eigentlichen Griechenland, bald aus Kleinasien ableiteten und als den eigentlichen Hauptstamm der Etrusker ansahn, auch nach ihrem Standpunkte so ansehen mußten. Daß nun wirklich das Etruskische Volk durch sehr alte Kolonisation mit jenen beiden Ländern zusammen hängt, macht außer der in gewissen Sätzen ziemlich übereinstimmenden Aussage der alten Ueberlieferungen auch die sicher beglaubigte Bildungsgeschichte Etruriens im höchsten Grade wahrscheinlich. Die Etrusker zeigen, obgleich sie keine eigentlich Hellenische Kolonie in ihrem Lande hatten, wie die unteritalischen Völker so viele, doch eine weit größere Empfänglichkeit, als diese, ja vielleicht unter allen Nichtgriechen die größte, für Griechische Kunst, Sitte und Bildung: eine Erscheinung, die völlig unerklärt und beispiellos bleibt, wenn wir uns die Etrusker als ein rein Italisches, Griechenland durchaus fremdes Volk denken. Wir finden hier ferner seit alten Zeiten dieselbe nationale Musik, dasselbe vorherrschende Instrument (die Flöte oder Pfeife), wie bei den Lydern[17]). Diese und andere Umstände finden ihre hinlängliche Erklärung in den Angaben der Alten über jenes Griechenland, Lydien und Etrurien verbindende Volk, die Tyrrhenischen Pelasger. Wir sind sehr reich an Nachrichten über dies Volk, welches die Aufmerksamkeit der Griechen gerade in einer Zeit sehr in Anspruch nahm, in welcher der Mythus schon in geschichtliche Tradition überging; sie berühren sehr viele einzelne Punkte im Detail und können durch die Spuren, welche die Tyrrhener in Denkmälern und Götterdiensten zurück ließen, selbst bestätigt oder auch berichtigt werden. Alles zusammen genommen, was die neuere Zeit[18]) über diese Tyrrhenischen Pelasger ans Licht

---

[16]) Raetos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent. Livius V, 33. [17]) Vgl. die weitere Ausführung Etrusker I. S. 86 ff. [18]) Vgl. folgende Schriftsteller: Niebuhr Röm. Gesch. Zweite Aufl. I. S. 34 ff. Wachsmuths ältere Gesch. des Röm. Staats. S. 91. Raoul-Rochette Hist. de l'établ. des col. Gr. I. p. 236. 352. 419. Orioli in den Opuscoli letter. von Bologna T. III. p. 207. 292. Welcker Prometheus S. 215. K. O. Müller Orchomenos S. 437. Etrusk. I. S. 75.

gebracht hat, ergibt sich folgender Zusammenhang ihrer Geschichte. In der Zeit der Dorischen Wanderung erschien in Attika ein flüchtiger Haufe der Pelasgischen Nation, welche weiland den größten Theil von Griechenland unabhängig bebaut hatten; er war nach dem glaubwürdigsten Zeugnisse des Ephoros aus Böotien gekommen[19]. Von den in Athen herrschenden Joniern zu Mitbewohnern des Landes aufgenommen verwandelten diese Pelasger die unfruchtbaren Steinfelder am Hymettos in ergiebigen Acker und bauten, als Zins für deren Ueberlassung, die Pelasgische oder Pelargische Befestigung, welche die von Natur am wenigsten befestigte Nordwestseite der Akropolis von Athen schirmte[20]. Eine sehr bald entstandene Feindseligkeit der Athener gegen sie nöthigte sie das Land zu verlassen; sie zogen sich nun, wie man besonders durch Herodot erfährt, nach den Inseln im Norden des ägäischen Meers: Lemnos, Imbros, Samothrake und Skyros[21], vielleicht auch damals schon nach mehreren Punkten in Aeolis und am Hellespont, wo sie als Einwohner in historischen Zeiten vorkommen. Dieselben Pelasger, welche auf diese Weise nach Athen und Samothrake geriethen, zogen nun auch, entweder als sie Böotien oder als sie Attika verließen, an die Lydische Küste. Das ehemalige Mäonien, nachmalige Lydien zerfiel damals noch in zwei Landschaften, welche von zwei nahe verwandten, in der Sprache nur dialektisch, etwa wie Dorier und Jonier, verschiedenen Stämmen bewohnt wurden, den eigentlichen Lydern und den Torrhebern[22]. Die Torrheber wohnten im südlichen Lydien, gegen Karien hin[23]. In dem Namen der Torrheber ist die Endung dieselbe, die sich in dem Lydo-phrygischen Kybebos, Kybebe wieder findet; der Stamm ist wahrscheinlich der in dem Namen der Lydischen Stadt Tyrrha vorkommende, welche auch im südlichen Lydien gelegen zu haben scheint*). Wenn sich nun aber an der Küste der Gegend von Tyrrha, neben den Torrhebern, Pelasger ansiedelten: so war Nichts natürlicher,

---

[19]) Bei Strabon IX. p. 401. [20]) Ueber deren Lage s. den Art. Attica. S. 229. in Esch und Grubers Encycl. 1ster Sect. Th. IV. [21]) Herodot II, 51. V. 26. Porphyr. Leben des Pythag. 10. u. A. [22]) S. Xanthos bei Dionys. I, 28. Dieses Zeugniß spricht uns wie unmittelbare Ueberlieferung aus dem Leben an und wird als echt und alt auch von Welcker anerkannt, welcher Xanthos Lydiaka zum großen Theile als Werk des Grammatikers Dionysios Skytobrachion betrachtet. Neues Archiv für Philol. und Pädagog. 1830. N. 9. [23]) Etrusker I. S. 80. *) Der Name dieses Tyrrha, welches Grammatiker zur Erklärung des Namens τύραννος brauchten, hat sich wahrscheinlich in Tyria am Kaystros erhalten. Dieser Name tritt im Mittelalter wieder hervor; die Griechen nennen den Ort (nach Leake Asia minor. p. 257) die Stadt der Kaystrianer, wie Münzen zeigen.

als daß sie Πελασγοὶ Τυῤῥηνοί genannt wurden. In Τυρσηνός, Τυῤῥηνός ist es in der That fast unmöglich die in Kleinasien herrschende Form einer von einer Stadt oder Gegend abgeleiteten Volksbezeichnung zu verkennen. Hier also erhielten diese unstäten Pelasger zuerst den Namen Tyrrhener, welcher nun auch schon von Thukydides[24]) auf die Brüder derselben, die von Attika nach Lemnos gezogen waren, übertragen wird; Herodot indessen nennt diese immer nur „die Pelasger, welche einst mit den Athenern zusammen gewohnt haben." An dieser Küste zogen sich diese Pelasger-Tyrrhener auch besonders den Ruf der Seeräuberei zu; die Tyrsener, welche nach dem Homeridenhymnus, in dem eine naxische Volkssage ausgeführt wird, den Dionysos wegfangen, um ihn in fernen Landen zu verkaufen, so wie die, welche nach einer Samischen Tradition das alte Bild der Hera von dieser Insel rauben wollen, werden offenbar an dieser Küste ansässig gedacht. Obgleich auch hier ihre Existenz nur von kurzer Dauer war, hatten sie doch Zeit genug, sich Einiges von den Künsten, namentlich den musischen, ihrer Lydischen oder Torrhebischen Nachbarn anzueignen. Der Untergang ihrer Ansiedelung an dieser Küste wurde nothwendig durch die Jonische Kolonie herbeigeführt (welche nach den Alexandrinischen Chronologen 60 Jahre später eintrat als die Dorische Wanderung); durch welche die einzelnen Pelasgerhaufen nothwendig vertilgt oder vertrieben werden mußten. Was nun Herodot von dem Zuge Lydischer Tyrrhener nach Etrurien erzählt (eine im Alterthum sehr oft wiederholte und sehr weit verbreitete Annahme, die aber in dieser Form schon dadurch widerlegt wird, daß die Lydischen Torrheber noch zu Xanthos Zeit neben den andern Lydern wohnten): das wird jetzt mit größerem Recht von diesen Tyrrhenischen Pelasgern an der Lydischen Küste zu verstehen sein. Der Natur ihrer Beschäftigungen und ihrer Lebensweise gemäß fuhren die aus dieser Gegend vertriebenen Tyrrhener wieder nach allen Seiten aus einander; sie besetzten das zum Seeraub trefflich gelegene Lakonische Vorgebirge Malea, wovon ein Tyrrhenisch-Pelasgischer Anführer, der ein Sohn der Lydischen Omphale genannt wird, den Namen Maleos oder Maläotes trägt[25]); auch die an den Berg Athos versprengten Tyrrhener mögen von diesen Lydischen stammen[26]); die kühnsten aber oder des Meeres kundigsten verließen ganz das Hellenische Gebiet und zogen, die gefürchtete Meerenge der

---

[24]) IV, 109. [25]) Etrusker I. S. 83. II. S. 208. [26]) Ebd. I. S. 97. 98.

Skylla durchschiffend, nach der damals fast ganz unbekannten Westküste Italiens.

In Italien war es die Küste Süd-Etruriens, an welcher wir die Städte Tarquinii und Cäre finden, welche sie zuerst besetzten. Die Angaben der Alten, daß Cäre eine Pelasgische oder Tyrrhenische Bevölkerung erhalten habe, sind sehr zahlreich[27]; auch der doppelte Name des Ortes, Agylla bei den Griechen, Cäre bei den Latinern, deutet auf die Vereinigung zweier verschiedenen Stämme und Sprachen in dieser Gegend. Der Name des Hafenortes Pyrgoi, des benachbarten Alsion, ist offenbar von dem Griechischen Theile der Bevölkerung abzuleiten. Tarquinii, welches Etruskisch etwa Tarchufin hieß, wie Tanaquil in Etruskischen Inschriften Tanchufil, und welches von den Griechen *Ταρχώνιον, Ταρκωνία, Ταρκυνία* genannt wird, hat zum mythologischen Repräsentanten einen Heros Tarchon oder Tarkon[28], der in mythischen Genealogieen regelmäßig ein Sohn oder Bruder des Tyrrhenos genannt wird, so wie Tyrrhenos wieder mit dem Lydischen Gotte Atys, mit der Omphale, auch dem Mysischen Telephos enge verbunden wird[29]. Bedenkt man, daß der Vokal von Tyrrhenos in der Lydischen Form selbst anders lautet und daß die Etruskische Sprache in den erhaltenen Inschriften eine starke Neigung zu Aspirationen zeigt: so wird man es nicht unglaublich finden, daß Tyrrhenos und Tarchon eigentlich nur verschiedene Aussprachen eines Namens sind und Tarchusin, Tarquinii, nichts Anderes als die Stadt der Tyrrhener ist. Eine im Munde des Volkes erhaltene Nachricht, daß Tarchun über's Meer gekommen, Tarquinii von einem kleinasiatischen Volksstamme gegründet worden sei, wohl auch manche noch deutlichere Uebereinstimmungen in Sitten und Gebräuchen, als wir jetzt nachweisen können, mögen die Griechen hier vorgefunden haben und dadurch geleitet worden sein, als sie jene Genealogie von Tyrrhenos bildeten, bei der sie indessen schwerlich selbst ahneten, daß sie nur verschiedene Formen eines Namens (Tarchon und Tyrrhenos) als Vater und Sohn oder Gebrüder neben einander stellten. Daß die Etrusker auch in einheimischer Sage die Einwirkung eines fremden Stammes auf ihre Kultur, Staateneinrichtung und Religion einigermaßen bewahrt hatten, geht schon daraus hervor, daß sie von Tarquinii aus die Gründung der Zwölfstädte,

---

[27]) S. Raoul-Rochette **Hist. de l'établ. T. I. p. 305. 362.** [28]) *Τάρκωνα ἀφ' οὗ Ταρκυνία ἡ πόλις.* Strabon V. p. 219. [29]) Etrusker I. S. 88.

so wie die Disciplin ihrer Haruspices ausgehen ließen[30]; gewiß wäre die am Meer in Südetrurien gelegene Stadt nicht zu solcher Ehre gelangt, wenn ein einheimisches, altitalisches Volk in Etrurien allein geherrscht und sich daselbst unabhängig und für sich ausgebildet hätte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach — denn hier verlassen uns die Traditionen des Alterthums ganz — bestand ein Tyrrhenischer Staat eine Zeitlang in Südetrurien etwa von der Marta bis gegen den Tiberstrom. Diese Tyrrhener sind es, von denen die Umbrer und Latiner die Benennung des ganzen nachmals so ausgebreiteten Volks hergenommen haben. Denn da in Umbrischen Urkunden[31] als Form des Tuskischen Namens **Turske, Turscum** vorkommt, welches offenbar sich erst durch mildere Aussprache zu **Tuscus** gestaltet hat: so kann man kaum anstehen, auch hierin dieselbe Wurzel wie in *Τυρσηνός* zu erkennen, an welche hier eine Italische wie dort die in Kleinasien übliche Endung gehängt worden ist. Auch der Ort **Tuscana,** dessen Stätte durch altetruskische Ruinen, zwischen der Marta und Toscanelli, bezeichnet ist, heißt wohl deswegen so, weil er eine Gründung dieser ursprünglichen Tusker war. Wie nun freilich die Vereinigung dieser Anlander, die doch gewiß an Zahl nicht sehr beträchtlich waren, mit den einheimischen Rasenern bewerkstelligt worden ist und welche Umstände sie herbei geführt haben, darüber schweigen unsre Nachrichten völlig[32]. Wir müssen uns dabei beruhigen, daß wir beide Bestandtheile erkennen, den Pelasgischen, Griechischen und den Ungriechischen, Altitalischen, der schon deßwegen zugestanden werden muß, weil sonst unerklärlich wäre, wie die Etruskische Sprache so viel mehr von dem Griechischen in Wurzeln und grammatischem Baue abweicht als die Latinische, in der das dem Griechischen entsprechende, nahe verwandte Element so deutlich am Tage liegt. Der Pelasgische Bestandtheil der Etruskischen Nation aber wird dadurch nur noch mehr gesichert, daß es außer der hier erörterten Sage auch noch andere Versuche gab, sein Vorhandensein zu erklären und eine Verbindung Etruriens mit den Heimatländern der Pelasger ausfindig zu machen. So läßt eine schon von dem Topographen Hellanikos ausgeführte Meinung einen aus Thessalien vertriebenen Pelasger-Stamm über Spina am Adriatischen Meere

---

[30] S. N. 45. 201. [31] Auf der sechsten und siebenten eugubinischen Tafel.
[32] An historischen Analogieen fehlt es indeß nicht. Ein ähnliches Mischvolk, aus Kretern und Karern, waren die Lykier.

und Cortona im östlichen Etrurien nach diesem Lande kommen und das Etruskische Volk gründen[33]; es ist gezeigt worden[34], daß diese Ansicht im Wesentlichen darauf beruht, daß ein wandernder Heros der Etruskischen Sage, Nanas, dessen Grab man zu Cortona zeigte und den Manche für den Odysseus von Ithaka hielten, von Andern für einen Häuptling der unstät umher schwärmenden Pelasger erklärt wurde[35].

Ausbreitung der Etrusker in Mittelitalien. Ehe die vereinigten Rasener und Tusker ihre Herrschaft in Mittelitalien so weit ausbreiten konnten, als wir sie hernach finden: hatten sie Kämpfe mit mehrern vor ihnen mächtigen Völkern zu bestehn. Die Siculer waren zwar damals durch die Umbrer und Aboriginer aus den Gegenden des Tiberflusses entweder schon verdrängt oder diesem Schicksale nahe: indeß ist nicht unwahrscheinlich, daß sich unter den Unterthanen der südetrurischen Staaten auch Nachkommen dieses Stammes befanden. Dagegen waren damals gerade die Umbrer in diesen Gegenden vor andern mächtig und ein großer Theil des nachmaligen Etruriens muß ihnen gehört haben. Die Gegend Umbria am Flusse Umbro bezeugt dieß durch den Namen; Clusium gehörte unter dem Namen Camers dem umbrischen Stamme der Camertes, Perusia den Säsinaten[36]; auch die Griechen erzählen, daß die anlandenden Lyder oder Pelasger in das Land der Ombriker kamen. Von der alten Ausdehnung des Umbrischen Namens so wie von dem harten und anhaltenden Kampfe der beiden Nationen gibt die Nachricht, wenn auch fabelhaft und übertrieben, einen Begriff, wonach die Etrusker von den Umbrern dreihundert Städte erobert haben sollen[37]. Weiter aufwärts mußten die Etrusker mit den Ligyern oder Ligurern kämpfen, welche weiland als eine große Nation von den Pyrenäen (davon gibt noch gleichzeitige Geschichte Kunde) längs der ganzen Küste des Mittelmeers bis nach Etrurien hinein, ja bis in die Nähe des Tiberstroms wohnten, wo sie vor der Ausbreitung der Umbrer an die Siculer gränzten. Die Gegend von Pisä sollen die

---

[33]) Bei Dionys. Röm. Alt. I, 28. p. 74; Frgm. 76. p. 108. bei Sturz ed. alt. [34]) Etrusker I. S. 92. [35]) Die verschiedenen Weisen, diese Sagen zu behandeln, können hier unmöglich aufgezählt werden: doch muß dieß bemerkt werden, daß Niebuhr auch jetzt noch die Tyrrhener für ein Pelasgisches Volk hält, welches von den Tiber-Ufern durch die Rasener oder Etrusker vertrieben wurde und so nach Griechenland kam; die Mäoner in Lydien aber für Pelasgische Verwandte jener Tyrrhener. [36]) Interpp. *Virgil.* ap. *Serv.* ad Aen. X, 201. [37]) Plin. N. H. III, 19.

Etrusker den Ligyern abgekämpft haben[38]); später dagegen, als Etrurien am blühendsten war, dehnte sich dieß Land noch ein bedeutendes Stück über den Arnus bis an den Fluß Macra aus, und die Gegend von Luna und Luca war Etruskisch[39]). — Wie der Tiberfluß die Gränze der Etruskischen Herrschaft gegen die Umbrer geworden war (Etruriens Kultur erstreckte sich indeß auch noch hinüber): so begränzte derselbe Etrurien auch gegen die Sabiner und Latiner. Veji war rein Etruskisch; auch Falerii gehörte Etrurien an, wenn auch der eigne Dialekt der Falisker, von welchem Strabon spricht[40]), auf eine besondere Mischung von Völkerstämmen in dieser Gegend schließen läßt. Ueber dem Tiber waren in der Zeit, in welcher Etrurien am mächtigsten, Fidenä und Crustumerium Tuskisch[41]); wahrscheinlich wurden sie es erst, nachdem sie als Kolonieen von Alba Latinisch und Sabinisch gewesen waren, im zweiten Jahrhunderte Roms. Die Herrschaft der Tusker über Volsker und Rutuler, wovon Cato sprach[42]), kann auf dieselbe Zeit gedeutet werden; indeß ist fast wahrscheinlicher, daß dabei an Niederlassungen der Pelasgischen Tyrrhener an dieser Küste zu denken ist, welche diese Völker eine Zeit lang in Furcht und Schrecken setzten. Die Nachricht knüpft sich nämlich ganz an den Namen des Mezentius (Medentius, Messentius), der zugleich in Cäre und im Volskerlande herrscht; dieser wüthende Tyrann steht in der Sage ganz wie ein Tyrrhenischer Piratenhäuptling da; was die Einen von seiner grausamen Behandlung der Gefangenen erzählen, geben die Andern Tuskischen Piraten Schuld[43]). Dann könnte auch der Name des dem Mezentius verbündeten Rutulerfürsten Turnus aus dem Griechischen *Τυῤῥηνός* entstanden sein. — Bei Tusculum weist der Name, auch einige Sprachspuren, auf Etruskischen Ursprung hin.

Etruriens Städte und zwölf Staaten. In historisch bekannter Zeit war das ganze Etrurien, so wie auch die Etruskischen Besitzungen in Oberitalien und Campanien, in zwölf Staaten, duodecim populi, getheilt.[44]). Etruskische Sagen oder Geschichtsbü-

---

[38]) Lykophron Alex. 1241. 1356. [39]) Dieß folgt aus den Angaben von Liv. XLI, 13. Strab. V, 222. Noch weiter dehnt Skylax Etrurien gegen Ligurien aus, wenn bei Bezeichnung der Gränze *'Αλπίου* für *'Αντίου* zu schreiben ist. [40]) Strab. V. p. 226. Etrusker I. S. 109. N. 101. [41]) Liv. I, 15. Strabon V. p. 226. — Festus s. voce Crustumina. [42]) Bei Serv. ad Aen. XI, 567. Macrob. Sat. III, 5. [43]) Vgl. Virgil Aen. VIII, 485. mit Cicero im Hortensius bei Augustin c. Julian. Pelag. IV, 78. [44]) Dionys. VI, 71. *Τυῤῥηνίαν ἅπασαν εἰς δώδεκα νενεμημένην ἡγεμονίας.* Liv.

cher, aus denen der Etrusker Cäcina, einer der gelehrtesten Bearbeiter der Etrusca disciplina, und Verrius Flaccus, der in seinen libri rerum memoria dignarum auch die Etruscas res behandelte, schöpften, stellen den oben erwähnten Tarquinischen Heros Tarchon als den Erbauer der zwölf Städte, als den Gründer des ganzen nomen Etruscum vor. Sie erzählten, wie Tarchon zuerst die zwölf Städte diesseits des Apenninus errichtet habe und dann über den Apennin gegangen sei und in Oberitalien eine gleiche Anzahl angelegt habe[45]). Die Namen dieser zwölf Staaten giebt uns kein alter Schriftsteller an; es wird daher nöthig sein, zuerst alle Städte Etruriens, welche in der Geschichte Etruriens unabhängig und bedeutend auftreten, aufzuzählen, mit welcher Aufzählung Nachrichten über ihre Anlage, ihr Gebiet und ihre origines verbunden werden können. Wir beginnen von der Südgränze, von den Staaten, in welche Etrurien diesseits des Ciminischen Waldes zerfällt.

1) Veji. Der Platz des alten Veji ist von Nardini und Holstenius[46]) in dem Isola Farnese genannten, isolirt liegenden Tuf-Felsen und dem sich nördlich daran schließenden Plateau, unfern La Storta auf dem Wege von Rom nach Viterbo, erkannt worden; dort hat man auch neuerlich Inschriften vom municipium Aug. Vejens. gefunden[47]). Die Lage stimmt mit der Beschreibung der Alten wohl überein[48]), nach welcher Veji einen hohen, von allen Seiten abschüssigen, schwer anzugreifenden Felsenberg inne hatte; so liegen die Etruskischen Städte fast insgesammt; das Flüßchen Cremera (La Varca) fließt nördlich an diesen Abhängen hin. Die frühe Zerstörung Veji's hat bewirkt, daß wir weder Etruskische Inschriften noch auch Münzen finden, welche deutlich Veji angehören; darum ist uns auch die Etruskische Namensform von Veji unbekannt. Veji muß eine der größten Städte Etruriens gewesen sein, wenn Dionysios

---

IV, 23. sagt omnis Etruria von den XII populi. Derselbe V, 33: Etrusci in utrumque mare vergentes incoluere urbibus duodenis terras, prius cis Apenninum ad inferum mare. [45]) S. Cäcina und Flaccus bei den Intpp. *Virgil.* e Cod. Veron. ad Aen. X, 198, et ap. *Serv.* ad h. l. Vgl. Cato bei den Intpp. ap. *Serv.* ad X, 179. Silius Ital. VIII, 474. Strabon V. p. 219. [46]) Nardini L'Antico Vejo (Thes. Antiq. Ital. T. VIII. P. 3.) Holsten. ad *Cluver.* p. 529 sq. Die abweichenden Meinungen von Dominico Mazzocchi, Morelli, Carlo Zanchi kann man jetzt wohl übergehen, wie auch J. H. Westphal thut, Römische Kampagne S. 148. [47]) Cardinali in den Memorie Rom. di antichità Vol. I. p. 49. Nibby Viaggio nei contorni di Roma T. I. p. 48—50. Fea ad *Hor.* Epist. II, 2, 167. [48]) Dionys. Hal. II, 54.

Angabe für zuverlässig gelten kann, daß der Umfang dieser Stadt dem der Ringmauer Athens, welche mehr als 43 Stadien maß, gleich gekommen sei; doch war es auch so noch kleiner als das Servianische Rom. Die eigentliche Feldmark von Veji, der **Vejens ager**, berührte den Tiberfluß an dreizehn Römische Millien oberhalb der Stadt Rom und zog sich dem Crustuminischen Gebiet gegenüber einige Millien hinab. Dem Gebiete Fidenä's und dem **ager Romanus** gegenüber erstreckte sich bis ans Meer der **Vaticanus ager**[49]). Auch diesen haben die Römer den Tuskern abgenommen[50]), er kann aber vorher kaum zu einem andern Gebiete gehört haben als zu dem Vejentischen; wahrscheinlich war also Vaticum (Vatīcum) einer der **Septem pagi**, welche Rom den Vejentern sammt den Salinen und dem Mäsischen Walde an der Tibermündung schon sehr frühzeitig genommen haben soll. Rings um Veji lagen mehrere nicht unbedeutende Städte, welche zwar in der Geschichte als besondere Staaten vorkommen, aber sich doch in einer gewissen Abhängigkeit von Veji befunden haben müssen. Dazu gehört Capena, welches nach Cato eine unter dem Könige Propertius gegründete Kolonie der Vejenter war[51]). Das Gebiet von Capena schloß sich längs dem Tiberflusse nordwärts an das Vejentische an; nach der andern Seite gränzte es beim Berge Soracte an das Faliskische, an der Südseite dieses Berges lag auf Capenatischem Grund und Boden am Flüßchen Capenas das Heiligthum der Feronia, auf der Höhe des Berges aber, schon im Gebiete der Falisker, das des Dispater oder Soranus. Eben so finden wir Fidenä in der Römischen Kriegsgeschichte in einem Zusammenhange mit Veji, der auf Abhängigkeit deutet[52]). Nördlich von Veji liegen Sutrium und Nepet (jetzt Sutri und Nepi), zwei Ortschaften, die wir gleich nach der Eroberung Veji's durch Camillus als **sociae civitates** Roms treffen, früher waren sie wahrscheinlich abhängige Bundesgenossen von Veji gewesen, für sich bestehende Zwölfstaaten gewiß nicht. Auf eine engere Weise gehörte zu Veji der Ort Sabate am Sabatischen See; die Einwohner von Sabate waren Vejenter; Sabate lag im **ager Vejens**.[53]). Veji selbst hatte

---

[49]) Plin. III, 9. Cluver Ital. ant. III, 2. p. 866. [50]) Festus s. v. Vaticanus. Vgl. Plin. XVI, 87. [51]) Intpp. ap *Serv.* ad Aen. VII, 697. Lucos Capenos. Hos dicit Cato Vejentum (hier ist etwa juvenes zu ergänzen) condidisse auxilio regis Propertii, qui eos Capenam quum adolevissent miserat. Vgl. Cluver It. ant. II, 3. p. 548. Niebuhr R. G. I S. 122. [52]) Die Stadt war nach Plut. Rom. 25. den Vejentern προςήκουσα. [53]) Geschlossen aus Liv. VI, 4. Vgl. Festus s. v. Stellatina, Sabatina.

entschieden eine Stelle im Bunde der zwölf Städte und nahm an den Versammlungen und Festen der duodecim populi Antheil[54]).

2) Cäre, echt Etruskisch vielleicht Cisra[55]), bei den Griechen Agylla genannt, lag, nach den Distanzangaben der Alten zu urtheilen, auf dem Flecke des heutigen Cerveteri (aus Caere vetus entstanden), am Caeretanus amnis[56]). Doch sind von „dem Sitz der Agyllinischen Stadt, den uraltes Gestein befestigt," wie Virgilius sagt[57]), so viel dem Verfasser dieser Abhandlung bekannt, keine Mauertrümmer mehr vorhanden; gerade in der Nähe Roms sind alle Spuren von kolossalen Anlagen am meisten verwischt worden. Nur einige Säulenschäfte und Kapitäler aus späterer Zeit findet man hie und da eingemauert. Zu dem Gebiete von Cäre gehörte die weiland ansehnliche und volkreiche Hafenstadt Pyrgoi (jetzt San Severo); auch die andern coloniae maritimae Roms in dieser Gegend, Castrum Novum, Alsium, Fregenä können kaum zu einem andern Gebiete als dem Cäritischen gehört haben. Ein Cäritischer Ort Artena, zwischen Cäre und Veji gelegen, wurde schon von einem der Römischen Könige zerstört[58]).

3) Falerii. Der Etruskische Name dieser Stadt lautete etwa Phalese, der erste Buchstabe war eine scharfe Aspiration und konnte auch durch H ausgedrückt werden, daher der mythische Gründer von Falerii Halesus genannt wird[59]). Von Phalese leitet sich der Name des Volksstammes, der Falisker, ab; es ist sicher, wenn auch immer schon alte Schriftsteller hierin Verwirrung gemacht haben, daß die Falisker Nichts sind als das Volk von Falerii. Die hohen Mauern von Falerii, deren Ovid gedenkt[60]), sind noch jetzt in den Trümmern einer aus vieleckigen weißen Steinblöcken ohne Mörtel aufgeführten Ringmauer deutlich zu erkennen, die auf Anhöhen etwa drei Miglien westlich von Città Castellana sich befinden, der Ort heißt noch jetzt Faleri[61]); eben da ist ein Hypogeum mit Etruskischer Schrift gefunden worden[62]). Falerii lag hoch und steil[63]); doch breitet sich von

---

[54]) Livius V, 1. Dionys. IX, 18. [55]) Intpp. ad Aen. X, 183 e Cod. Veron. [56]) Mannert Geographie IX, 1. S. 379. Westphal Röm. Kampagne S. 159. [57]) Aen. VIII, 478. Vgl. Servius. [58]) Livius IV, 61. Die Homonymie von Artena, Fregenä bei Cäre mit Artena, Fregellä im Volskerlande bestätigt einiger Maßen die Sagen von Mezentius. [59]) S. die Auseinandersetzung Etrusker Bd. II. S. 273. [60]) Amor. III, 13, 34. [61]) S. besonders Winckelmann's Werke III. S. 167. Westphal S. 139. Bulletino degli Annali dell' Instituto di corrisp. archeol. 1829. N. 6. p. 71. [62]) Dempster Etruria reg. T. II. t. 82, 1. [63]) Zonaras Ann. VIII, 18. p. 301. Plutarch Kamill. 9.

da eine schöne Ebene gegen den Tiber aus, welche wahrscheinlich **Aequum Faliscum** hieß. Als später die Falisker von den Römern bezwungen wurden, nöthigte man sie ihre Felsenburg zu verlassen und sich hier in der Ebene anzusiedeln, dieß ist ohne Zweifel die Entstehung des Ortes **Aequum Faliscum**, welcher nach Strabons Angaben an der Flaminischen Straße zwischen Rom und Ocriculi, in der bezeichneten Ebene, dem **Piano di Borghetto**, lag [64]). Ein bloßes Mißverständniß ist es also, wenn man schon im Alterthum die **Aequi Falisci** für die gerechten Falisker nahm und den Namen daraus erklärte, daß das Institut der Fecialen von ihnen zu den Römern gekommen sei. Die **Colonia Falisca** der Römer wurde dagegen wieder nach dem alten Falerii geführt, das hoch ummauerte Falerii mit dem Juno-Tempel, welches Ovid besuchte, war wirklich die alte Etrusker-Stadt. Das Gebiet von Falerii reichte südlich bis an den Berg Soracte, östlich bis an den Tiberfluß, westlich stieß es an die Landschaft Tarquinii's, nördlich an das Gebiet von Ameria in Umbrien, welches durch das **castellum Amerinum** sich auch auf das rechte, sonst Etruskische Tiberufer ausdehnte, so wie an die Feldmark von Volsinii. Zu den von Falerii abhängigen Ortschaften gehörte wahrscheinlich der sehr alte Ort Fescennium; die Bautrümmer zu Città Castellana, welche auf einer durch die Natur befestigten Anhöhe liegen, können, da sie nicht Falerii gehören, mit dem besten Rechte Fescennium zugeschrieben werden. Falerii war, wie oben bemerkt, zwar nicht rein Etruskisch, aber gehörte doch zu den Hauptstädten dieses Stammes [65]). Die Bevölkerung stand wahrscheinlich in engem Zusammenhange mit der Vejentischen; der mythische Gründer von Falerii, Halesus, wird auch als Ahnherr eines alten Vejentischen Königs genannt [66]), in beiden Städten war der Kultus der Juno besonders vorherrschend.

Wir gehen zu den jenseits des Ciminischen Waldes, aber ihm zunächst gelegenen mächtigen Republiken Tarquinii und Volsinii über.

4) Tarquinii, griechisch *Ταρχώνιον, Ταρκυνία*, Etruskisch etwa **Tarchusin** [67]). Die Stadt lag, wenn das jetzige Turchino anders die Stätte bezeichnet, drei Miglien nördlich von Corneto auf einem Hügel von länglicher Form, auf welchem man einige Trümmer und Baureste entdeckt, zwischen den Flüssen Marta und Minio. Das

---

64) Etrusker I. S. 110. 65) Vgl. Liv. IV, 23. Als Kolonie hieß Falerii **Colonia Etruscorum Falisca**. 66) Servius zu **Aen. VIII, 285.** 67) S. oben.

einleuchtendste Zeugniß für die ehemalige Bevölkerung Tarquinii's geben die zahllosen Hypogeen, die sich in gedrängter Menge von den Trümmern Tarquinii's bis ans Meer, in einer Breite von sechs, einer Länge von acht Miglien, erstrecken. Zu dem Tarquinii'schen Gebiete gehört das alte Graviscä[68]), welches unweit der Mündung des Flusses Minio, etwas nördlicher, lag; ferner das **Castellum Axia**[69]), jetzt Kastell d'Asso, fünf Miglien südwestlich von Viterbo: eine Anlage auf steilen und schwer zu ersteigenden Felsen, von mehrern Reihen in senkrechte Felswände gehauener und mit Frontispizen versehener Hypogeen umgeben, welche eine nicht unbeträchtliche und zugleich wohlhabende Bevölkerung beweisen[70]); überdieß die ihrer Lage nach nicht näher bekannten Städte Cortuosa und Cortenebra[71]). Auch Blera (jetzt Bieda) und Tuscana sind zu diesem Gebiete zu rechnen, das letzte als eine nicht unansehnliche, aber doch nicht für sich bestehende Stadt; die Ruinen, bestehend in Hypogeen und Mauern aus großen Quadern ohne Bindemittel, liegen zwischen Toscanella und dem rechten Ufer der Marta[72]). Von Blera vier Miglien, vierzehn von Viterbo gegen SW., liegt das Kastell Orchia oder Norchia, dessen alter Name unbekannt ist; daß es aber ein altEtruskisches Castellum gewesen, beweisen auch hier wieder die zahlreichen und stattlichen Grabmonumente[73]). Zu den zwölf Städten gehörte Tarquinii entschieden, da es sogar zu Zeiten auf einen Prinzipat unter denselben Anspruch machte, wovon unten die Rede sein wird. Als die Tyrrhener-Stadt ist es oben dargestellt worden.

5) Volsinii, die Stadt der **Volsones**[74]) oder **Volsani**[75]). Der Etruskische Name war **Felsuna**, wie man aus der Aufschrift einer Goldmünze Etruriens abnimmt[76]). Was die Lage Volsinii's betrifft: so muß man genau unterscheiden zwischen dem alten Volsinii, welches die Römer nach der endlichen und mühevollen Besiegung dieses Volksstammes zerstörten, und dem neuen, welches die bezwungenen Volsinier zu derselben Zeit anlegten[77]). Dieses letztere ist entschieden das heutige Bolsena, am Volsinischen See; jenes war

---

[68]) **Veteres Graviscae.** ***Virgil.*** **In agro Tarquiniensi** nach Liv. **XL, 29.** [69]) ***Cicero*** **pro A. Caecina c. 7, 20.** vgl. **4, 11.** auch Steph. Byz. **s. v.** *'Αξία.* Bei Mannert kommt dieser bedeutende Ort gar nicht vor. [70]) Orioli bei Inghirami **M. E. T. IV. p. 174 sq.** [71]) Livius **VI, 4.** [72]) Vinc. Campanari **dell' urna di Arunte artic. 1.** [73]) Orioli bei Inghirami **M. E. T. IV. p. 175.** [74]) **Fasti Capitol. ap.** ***Gruter.*** **p. 296. col. 2.** [75]) Properz **IV, 2, 4.** [76]) Etrusker **I.** S. **333.** [77]) S. besonders Zonaras **Annal. VIII, 7. p. 287.**

dagegen eine auf einer steilen Berghöhe fast unbezwinglich, angelegte Stadt (ein Umstand, der auch den Griechen bekannt und merkwürdig geworden war[78]), welche nicht nothwendig in unmittelbarer Nähe von Neu-Volsinii gesucht zu werden braucht. Es ist dem Verfasser dieser Abhandlung sehr wahrscheinlich, daß die bei Leo Diakonus und Prokopius erwähnte Urbs Vetus, das jetzige Orvieto, am Zusammenfluß der Pallia mit dem Clanis, eben die alte Stadt Volsinii sei; die Lage Orvieto's entspricht ganz und durchaus dem Bilde, welches die Alten von Volsinii geben, und dann haben sich gerade bei Orvieto mehrere der alterthümlichen Inschriften Etruriens gefunden[79]), welche abnehmen lassen, daß hier besonders in früheren Zeiten eine ansehnliche Etruskische Stadt gestanden habe. Dem Gebiete von Volsinii gehörte Trossuli[80]), vielleicht Ferentinum, auch mehrere nicht näher bezeichnete Castella an[81]). Die Stadt gehörte zu den mächtigsten, streitbarsten und zugleich kunstbeflissensten Republiken Etruriens; sie wird entschieden zu den zwölf Staaten und Hauptstädten Etruriens gerechnet[82]).

Die Gegend, welche von diesen beiden Staaten nördlich liegt, ist sehr schwer in bestimmte Gebiete und Städte zu vertheilen. Doch unterscheidet man deutlich:

6) Das Gebiet der Volcienter, welche in der Römischen Kriegsgeschichte als eine der kräftigsten Völkerschaften Etruriens erscheinen. Ihre Stadt hieß Volci, welches noch in Römischer Zeit als ein municipium bestand[83]); die Lage derselben wird durch das heutige Piano de Volci oder Voci am rechten Ufer der Fiora (Armenta) bestimmt[84]); sehr ansehnlich scheint sie indeß, nach dem Mangel historischer Erwähnungen zu urtheilen, nie gewesen zu sein. Indessen hat man gerade in einer Gegend, welche man mit Wahrscheinlichkeit zum Gebiet von Volci rechnet, bei Ponte della Badia und zu Canino, im Flußthal der Armenta, in neuerer Zeit eine Menge Gräber geöffnet und in diesen eine Fülle bemalter Vasen gefunden, die entschieden für eine bedeutende, wohlhabende und an Griechischer Bildung Theil nehmende Bevölkerung dieser Gegend beweist[85]).

---

[78]) S. die **Mirab. Auscult.** unter den Schriften des Aristoteles c. 96. Die Erzählung betrifft sicher Volsinii. [79]) Lanzi **Saggio II. p. 336. 391. 397. 493.** [80]) Mannert IX, 1. S. 409. [81]) Liv. IX, 41. [82]) S. die metr. Inschrift bei Andr. Adami **Storia di Volseno I, 8. p. 94.** Valer. Max. IX, 1 ext. 2. [83]) Ptolemäos. Steph. Byz. s. v. *Ὄλκιον.* Gruter p. 447, 1. 301. [84]) S. Holsten ad *Cluver.* p. 515, 10., der noch bedeutende Ruinen einer Stadt sah. [85]) S. Campanari **notizie di Vulcia** in den **Annali dell'**

Dem Gebiet der Volcienter gehört Cosa an, dessen Mauern wahrscheinlich älter sind als die Römische Kolonie im Jahre 479; es liegt auf einem ins Meer vortretenden Hügel bei Ansedonia und war, der Größe und dem Umfange seiner Mauern [86]) nach zu urtheilen, zwar kleiner als die Hauptstädte Etruriens, aber doch gewiß einer der ansehnlichsten Orte dieses Gebiets. Aus den Anlagen beim Herkuleshafen von Cosa erwuchs später ein besonderer Ort Succosa. Zum Gebiete dieser Völkerschaft muß man noch das Kastell schlagen, dessen mächtige Mauern noch unter dem Namen Castellaccia di Monteti bei Cepalbia zwischen Cosa und dem Fluß Armenta existiren [87]). Ob der Hafen Telamon diesem Staate oder dem Rusellanischen oder dem Saturnischen angehörte, muß man unentschieden lassen; er heißt noch jetzt Talamone.

7) Saturnia. Erscheint in der politischen Geschichte, welche wir kennen, nicht eher, als bis es im Jahre 569 eine Kolonie Römischer Bürger erhielt. Vielleicht bekam es damals erst den Namen, der wenig Etruskisch klingt, so wie Falerii Junonia colonia genannt wurde. In ältern Zeiten, wird gemeldet, hieß die Stadt Aurinia [88]), doch war ihr Glanz schon früher von ihr gewichen, ehe sie in die Gewalt der Römer kam; denn schon damals gehörte sie einer andern Stadt Caletra an, in deren Gebiet sie lag. Gerade daß die großen Mauern Aurinia's wüst lagen, scheint die Römer hier, wie bei Falerii, zur Hinsendung einer Kolonie bewogen zu haben. In alten Zeiten war Aurinia sehr bedeutend [89]), wie besonders die Mauern beweisen, die in mächtigem Stile empor gethürmt sind und einen beträchtlichen Umfang haben [90]). Sie liegen auf einer inselartigen Anhöhe am obern Laufe des Flusses Albinia. Zwischen Saturnia und Volsinii lagen die Ortschaften Suana (Sovana) nnd Statonia (am lacus Statoniensis bei Farnese oder Castro nach Cluver), welches in Römischer Zeit eine eigne praefectura Statoniensis bildete; welchem Staate sie in Etruskischer Zeit angehörten, läßt sich schwerlich ausmachen.

Noch weniger wissen wir von dem folgenden Staate der

8) Salpinaten. Nur daß sie als ein besonderer Populus Etruriae im Jahre der Stadt 363 die Römer mit den Volsiniern

---

Instituto di correspond. archeologica. 1829. p. 194. Für Vetulonium, welches der Prinz von Canino in dieser Gegend sucht, spricht kein bestimmtes Argument. [86]) Dieser beträgt gegen 4750 Fuß. [87]) S. Santi Viaggio sec. in Toscana p. 108. [88]) Plin. III, 8. [89]) Angeblich Pelasgisch nach Dionys. I, 20. [90]) S. die schwankenden Angaben darüber Etrusker I. S. 252.

zusammen bekriegten [91]). Am meisten Raum für sie ist zwischen den Gebieten von Volsinii, Aurinia, Rusellä, Volaterrä, Clusium, in der Gegend des jetzigen Radicofani, in einem Landstriche, wo sonst gar keine alten Städte vorkommen. Sollte Orvieto nicht die alte Stadt der Volsinier sein: so könnte man es für das nirgends erwähnte, aber voraus zu setzende Salpinum erklären.

Bestimmter lassen sich die nördlichen Gegenden Etruriens eintheilen.

9) Clusium, weiland Camars, welche Benennung auch die mit **Kam** bezeichneten Münzen voraussetzen, so daß die Stadt bei den Etruskern immer diesen Namen behalten zu haben scheint. Jetzt Chiusi auf einer Anhöhe über dem schönen und fruchtbaren Thale des Clanis. Der eigentliche Platz der alten Stadt soll Sarteano über Chiusi sein. Die zahlreichen Gräber, Urnen und Inschriften beweisen, wie die Erzählungen von Porsena, die ehemalige Ausdehnung und Macht Clusiums. Auch ist sicher, daß es eine unabhängige Republik unter den zwölf Städten war [92]).

10) Perusia, bei den Griechen *Περουσία, Πεῤῥαίσιον*, jetzt Perugia. Liegt auf der Höhe eines Gebirgs mit der Aussicht auf ein weites Thal, schon durch die Natur sehr befestigt [93]). Die alte Etruskische Mauer, welche längs dem Abhange der Felsen hinläuft, mißt zwei Miglien [94]); doch wurde die Stadt, wie man aus Appian annimmt, über diese Mauer hinaus durch bedeutende Vorstädte ausgedehnt. Das Gebiet umfaßte das fruchtbare Thal am Thrasymenischen See, wie man aus der Sage abnimmt, daß der Perusinische Heros Aucnus in uralten Zeiten die Gegend am See beherrscht habe [95]). Hängt die ansehnliche Etruskische Familie der Tins mit dem Namen des Flusses Tinia (Topino) zusammen, der Perusia gegenüber in den Tiberis fällt [96]): so muß das Gebiet dieser Stadt nach der andern Seite sich über den Fluß nach Umbrien hinein erstreckt haben. Perusia war nach sichern Zeugnissen eine der Zwölfstädte [97]), es wird immer als eins der capita Etruriae betrachtet [98]).

---

91) Liv. V, 31. 32. 92) Dionys. III, 51. — Ueber Lage und Alterthümer Dorow's Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie. Paris 1829. p. 15 sqq. 93) Dio Cassius XLVIII, 14. Appian B. C. V, 32. 33. Crispolti Perugia Augusta I, 2. p. 5. 94) Crispolti p. 5. 7. 95) Vgl. Silius Ital. V, 7. mit den Interpr. Virg. ap. *Serv.* ad Aen. X, 198. Vgl. Vermiglioli Origines Perusiae, Opuscc. T. I. p. 97 sqq. 96) S. Etrusker I. S. 405. 420. 97) *Πεῤῥαίσιον πόλις μία τῶν δυοκαίδεκα τῶν παρὰ τοῖς Τυῤῥηνοῖς ἀρχηγετίδων καλουμένων.* Steph. Byz. Appian B. C. V, 49. 98) Liv. IX, 37. X, 37.

11) Cortona. Von den Griechen *Κυρτώνιον*[99]), *Γόρτυν*[100]), *Κρότων*[1]) genannt. Wie der Name Cortona, so haben sich auch die mächtigen, ziemlich regelmäßig gebauten Mauern fast vollständig erhalten, welche den Platz, der durch seine Lage schon zu einer Festung geeignet war[2]), fast unbezwinglich machten. Die Anhöhe erhebt sich über das Thal des Clanis und zugleich des Thrasymenischen Sees, der Umfang der Mauern ist etwa 9000 Fuß, der Flächeninhalt 1/160 einer Quadratmeile[3]). Zum Gebiete gehört ein Berg Perge [Monte Pergo nach Marcello Venuti[4])], in welchem man das Grab eines Heros zeigte, der bei den Tuskern Nanos hieß und von den Griechen gemeiniglich auf Odysseus gedeutet wurde[5]). Cortona gehört ebenfalls entschieden zu den Hauptstädten des Etruskischen Volks[6]).

12) Rusellä. Die Ruinen von Rusellä finden sich zwischen den Flüssen Umbro und Prilis an dem Orte Moscone unter Balignano; sie bestehn besonders in den fast unversehrten, ziemlich regelmäßig construirten, kolossalen Mauern[7]). Sie liegen unweit des Sees Prilis, in der Maremma di Grossetto, in einer durch ungesunde Luft besonders verrufenen Gegend; indeß schützte dagegen auch einigermaßen die hohe Lage der Stadt auf der abgeplatteten Spitze einer Felsenhöhe. Der Umfang derselben mißt gegen 10,000 Fuß, der Flächeninhalt gegen 1/96 einer Quadratmeile[8]). Der Größe nach, wie nach geschichtlichen Erwähnungen[9]), gehörte Rusellä zu den Hauptstädten Etruriens.

13) Vetulonium. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Ruinen, welche noch in neuern Zeiten unter dem Namen Vetulia oder Vitolonia vorkommen und im Walde Vetletta gefunden werden, dieser Stadt angehören[10]). Sie liegen nördlich von Populonia in der Maremma von Siena und bestehen nicht bloß aus kolossalen Mauern im Etruskischen Stil, sondern auch aus schön bearbeiteten

---

[99]) So Polyb. III, 82. und bei Steph. Byz. [100]) Theopomp bei Tzetz. zu Lykophr. 806. [1]) Hellanikos bei Dionys. Hal. I, 28. Bei Herodot I, 57 halte ich noch immer *Κρηστών* fest. Dionys. I, 26. schreibt den Namen *Κοθωρνία*. [2]) Dionys. I, 20. [3]) Nach dem Plane bei Micali tv. 6. [4]) Bei Gori Inscr. Etr. II. p. 366. [5]) Tzetz. Lyk. 806. Etrusker II. S. 268. [6]) Liv. IX, 37. vgl. Diodor XX, 35. Tarchontis domus nach Silius VIII, 474. [7]) Hoare Class. Tour. p. 46. [8]) Nach dem Plane von Lenardo Ximenes Esame dell' Esame. Micali tv. 3. [9]) Dionys. I, 3, 3. [10]) Leander Alberti Descrittione di tutta Italia fol. 29 (1550), welcher Beschreibungen des Bildhauers Zacharia Zachio von den dortigen Alterthümern benutzt.

Säulenfragmenten, Fußböden von Mosaik u. dergl. [11]), woraus man abnimmt, daß Vetulonium, obgleich es in der spätern Geschichte nicht erwähnt wird, doch lange Zeit eine wohl bevölkerte Stadt war [12]). Früher gehörte Vetulonium zu den ansehnlichsten Städten Etruriens, weiland der Stolz des Mäonischen Volkes, wie Silius sagt [13]).

14) Volaterrä, in Tuskischer Sprache, den Münzen zu Folge, **Felathri** [14]), vielleicht die am höchsten gelegene Stadt Italiens, auf dem Gipfel eines Berges, der ein mondförmiges Plateau bildet, daher auch das Klima besonders rauh und kalt ist [15]). Es beherrscht seiner Lage nach erstens die Thäler gegen den Arnus herab (Val d'Era, Val d'Elsa), nach der andern Seite hin die breite Ebene gegen das Meer, in welcher der Fluß Cäcina fließt, der von einem edlen Volaterranischen Geschlechte den Namen hat, oder umgekehrt. An seinem Ausfluß lag ein Flecken Cäcina, etwas nördlicher ziehen sich die **Vada Volaterrana** hin, die als Schiffsstation dienten [16]). Der Umkreis, den die aus mächtigen Quadern construirten Mauern Volaterrä's bezeichnen, ist größer als bei irgend einer Etruskischen Stadt, die man noch jetzt messen kann; er beträgt **21,000** Fuß, der Flächeninhalt $1/42$ einer Quadratmeile [17]); doch scheint die Ringmauer erst nach und nach so weit ausgedehnt worden zu sein. Daß Volaterrä eine der selbstständigen Republiken Etruriens war, wäre hiernach, auch ohne ein besonderes Zeugniß [18]), anzunehmen.

Dagegen werden wir Populonia Volaterrä bei- oder unterordnen können, indem die Angabe wohl Glauben verdient, daß Populonia erst nach der Erbauung der zwölf Städte von einer Volaterranischen Kolonie angelegt und der Boden einem Korsischen Volksstamm entrissen worden sei [19]). Doch war ungeachtet dieses Kolonialverhältnisses Populonia ein für sich bestehender Staat, wie schon die sehr zahlreichen Münzen mit dem Namen **Pupluna** beweisen, und wahrscheinlich durch Industrie und Handel zu Zeiten reicher und blühender als selbst die Mutterstadt. Die gegenüber liegende Insel Ilva gehörte

---

[11]) Zachio a. a. O. spricht auch von Trümmern eines Amphitheaters. Vgl. Targioni Tozetti. Bd. I. S. 320. [12]) Vgl. auch die Inschrift bei Gruter, **p. 1029, 7.** [13]) **VIII, 483.** vgl. Dionys. **III, 51.** [14]) **F** bedeutet hier in Tuskischen Namen immer das Digamma, muß also eigentlich **V** gesprochen werden. [15]) Die Lage beschreibt sehr gut Strabon **V. p. 223.** Vgl. Hoare **p. 6.** u. A. [16]) Rutil. Numatianus **de reditu I, 453. sqq.** Vgl. Targioni Toz. Th. I. S. 338. [17]) Micali **tv. 1.** [18]) Dionys. **III, 51.** [19]) **Intpp. ap.** ***Serv.* ad Aen. X, 172.** Vgl. Mazochi **sopra Volaterra, Populonia ed Ilva, Diss. Corton. T. III.** Niebuhr **I.** S. **120.**

den Populoniern[20]). Auch von den Resten alter Kunst und Pracht, die man in den Ruinen Populonia's gefunden, geben frühere Beschreiber eine glänzende Vorstellung[21]): Neuere reden nur von den Mauern, deren Umfang sich auf 8000 Fuß beläuft. Sie liegen auf einer in das Meer hinaus tretenden, bergigen Halbinsel, ein Schutz dem Lande und eine Warte für die See, wie Rutilius sagt[22]). Am Fuße des Berges lag eine sichere Bucht, an welche sich eine Hafenstadt mit Schiffshäusern (jetzt Porto di Baratto) schloß, die auch noch bewohnt wurde, als die Stadt auf der Höhe eine Ruine war.

15) Arretium, jetzt Arezzo, im obern Arnusthal, hatte ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, indem dazu außer dem obern Arnusthale[23]) auch das Thal, in welchem der Tiberstrom entspringt[24]), drittens dasjenige, aus dem der Umbro fließt, gehörten. Daß auch dieß zuletzt bezeichnete Thal vor der Gründung Sena's, als einer Römischen Kolonie, Arretinisch war, geht daraus hervor, daß sich hier, bei Monte-Aperto, das Familienbegräbniß der Arretinischen Cilnier (CFelne) gefunden hat[25]). Auch Arretium wird mehrere Male als eine der mächtigsten Städte Etruriens genannt[26]).

16) Fäsulä, Fiesole, die alte Bergstadt, von der erst in Römischer Zeit die Bevölkerung sich in das nun völlig ausgetrocknete Flußthal nach Florenz hinab zog. Für die ehemalige Größe des Orts zeugen jetzt nur noch die ansehnlichen, großartig konstruirten Mauern; der Umfang derselben beträgt an 8500 Fuß[27]).

17) Pisä lag, wie oben bemerkt, im Alterthum auf der von den Flüssen Arnus und Ausar gebildeten Ecke. Der Hafen erstreckte sich von der jetzigen Mündung Calambrone bis nach Livorno; obgleich wenig gegen den Andrang des stürmischen Meeres geschützt, war er doch ein Haupthafen Etruriens. Pisä gehörte zu den Städten, welche Tarchon selbst gegründet haben sollte[28]), und war lange die Vormauer des Etruskischen Volks gegen die Ligurer.

An Pisä schließen wir den Strich zwischen Arnus und Macra an, in welchen Luca und Luna liegen. Von jenem hören wir vor dem Hannibal'schen Kriege nichts; Luna, welches auch noch östlich vom Macraflusse, also auf der ehemals Etruskischen Seite lag[29]), be-

---

[20]) Dies nimmt man aus Strab. V. p. 223 ab. Vgl. Aen. X, 166 ff.
[21]) Zacchio bei L. Alberti fol. 28. [22]) Praesidium terris indiciumque fretis, I, 405. [23]) Strab. V. p. 222. [24]) Plin. III, 9. [25]) S. Gori Mus. Etrusc. T. III. p. 96. 97. [26]) Liv. IX, 37. X, 37. Dionys. III, 51.
[27]) Micali tv. 5. [28]) Cato bei den Intpp. ap. *Serv.* ad Aen. X, 179.
[29]) S. Etrusker I. S. 107.

weist wohl durch seine aus großen Marmorblöcken erbauten Mauern, die unter den Alten Rutilius, unter den Neuern Cyriakus von Ancona beschreibt, daß es eine Tuskische Stadt war. Für die Tusker mußte auch der von Ennius so hoch gepriesene Hafen von Luna (der Golf von Spezia) sehr wichtig sein; er war nach Strabon ganz geeignet, die Flotte eines seeherrschenden Volkes aufzunehmen[30].

Nach dieser Topographie des eigentlichen Etruriens wenden wir uns zu den Etruskischen Besitzungen in andern Theilen Italiens.

Die Etrusker in Oberitalien. Die Herrschaft der Etrusker in Oberitalien erstreckte sich in den blühendsten Zeiten des Volks, besonders nachdem es ihnen gelungen war, auch in diesen Gegenden der Umbrer Meister zu werden[31], über das ganze Pothal und war nur durch die Veneter, Euganeer, Lepontier und andre Illyrische oder Ligurische Stämme in den Gebirgen begränzt. Auch hier besaßen die Etrusker zwölf Hauptstädte, deren Gründung die eine Sage dem Tarquinischen Tarchon zuschreibt[32]; Andre dagegen leiteten die einzelnen Städte von den einzelnen Republiken Südetruriens ab, wie Felsina von Perusia[33]. Die Anhänger der Thessalischen Ableitung der Tyrrhener ließen diese zuerst nach der Pomündung kommen und sich von hier aus in Oberitalien ausbreiten[34]. Bekannte Städte der Etrusker in diesen Gegenden sind Felsina, später Bononia, welches auch als das Haupt dieses Etruriens bezeichnet wird; das reiche Melpum, welches in der **Transpadana** gelegen haben muß; Mantua, welches aber mit weit größerem Recht ein Kastell von Felsina als die Hauptstadt des ganzen Landes heißt und seinen längeren Widerstand gegen die nachmalige Gallische Eroberung nur der geschützten Lage im See des Mincius dankte[35]: dann die an der alten Hauptmündung des Po gelegene Stadt Spina, deren Einwohner sich sehr hellenisirt zu haben scheinen; auch wohl Ravenna; besonders aber Hatria am Flusse Tartarus und zwischen den Mündungen des Po gelegen, die ein Delta bilden, welches ehemals von den Griechen im Ganzen der Adrias genannt wurde[36], eine für die Kultur der Gegend und den Handel höchst wichtige Stadt. — Auch die Tusker im Picenum, im **ager Praetutianus, Palmensis** und **Hadrianus**[37], werden mit mehr Wahrscheinlichkeit aus Norditalien abgeleitet, als aus Etrurien

---

30) Ebendas. S. 294. 31) S. Strabon **V. p. 216.** 32) Die Schriftsteller bei den **Interpp. Aen. X, 198. e Cod. Veron.** 33) **Interpp. ap.** *Serv.* **ad Aen. X, 198.** Vgl. *Liv.* **V, 5.** 34) Diodor **XIV, 113.** 35) Etrusker **I.** S. **137.** 36) Ebd. S. **140.** 37) Plin. **H. N. III, 19.**

am untern Meer. Sie bewohnten besonders die Orte Kupra, welches einer Etruskischen Göttin auch den Namen dankt, und ein zweites Hatria, welches Ol. 98 in die Hände des Syrakusischen Tyrannen Dionysios fiel[38]).

Die Etrusker in Campanien. Auch hier hatten die Etrusker, wenn einigen Nachrichten der Alten zu trauen ist, nicht bloß einzelne Kolonieen angelegt, sondern besaßen eine zusammenhängende Reihe von Städten, welche ebenfalls einen Bund der zwölf Städte bildeten. Man kann mit mehr oder weniger Sicherheit dazu rechnen: Capua, Nola, Pompeji, Herculanum, Surrentum, Marcina, Salernum[39]). Es gehörte ihnen hiernach ziemlich der ganze Strich vom Vulturnus bis zum Silarus, mit Ausnahme eines schmalen Küstenstreifens, auf welchem die Griechischen Städte Kyme, Dikäarchia und Neapel lagen; die fruchtbaren Phlegräischen Gefilde dagegen hatten die Tusker von Capua den Kymäern entrissen. Nach der Angabe, die Vellejus billigt, waren Capua und Nola etwa 47 Jahre vor Roms Erbauung von den Tuskern gegründet worden, wahrscheinlich vom südlichen Etrurien aus, wie mythische Spuren und Namensähnlichkeiten abnehmen lassen, und zur See. Die Zahl der hier angesiedelten Etrusker war eben deswegen nicht bedeutend genug, eine völlige Umgestaltung des Volkstamms hervor zu bringen; das Land heißt immer fort bei den Griechen Ὀπική (obgleich auch manchmal, wie bei Sophokles selbst, die Griechischen Kolonieen an dieser Küste in Tyrrhenisches Land gesetzt wurden[40]), und die Oskische Sprache bestand immer fort als die Hauptsprache des Landes. Ein vor allen andern durch Landbau, gewiß auch durch Industrie, reicher und blühender Ort war Capua, welches Tuskisch Vulturnum hieß.

Geschichte der Etrusker. Die einzelnen fast verlorenen Data, die uns über die Begebenheiten und Unternehmungen der Tuskischen Staaten, über ihre politische und Kriegsgeschichte zugekommen sind, ordnen wir in vier Perioden, die wir etwa so bezeichnen.

1) Etrurien erhebt sich zu größter Macht und Blüthe, von unbestimmter Zeit vor Roms Erbauung bis gegen 170 nach Roms Gründung. Die Kunde des Schiffswesens, welche durch die Tyrrhener nach Etrurien gekommen war, wurde von den Etruskischen

---

[38]) Controversen darüber s. Etrusker Bd. I. S. 145 f. [39]) Hauptstellen Polybios II, 17, 1. Strabon V. p. 242. 247. 251. Vellejus I, 4. Plin. III, 9. auch Theophrast. H. Pl. IX, 16, 6. [40]) S. Bekkers Anecd. I. p. 413. 414.

Küstenstaaten mit Begierde und Eifer ausgebildet, und aus beschwerlichen und gehaßten Seeräubern entwickelten sich am Ende die mächtigen Beherrscher des ganzen untern, oder, wie es nach ihnen hieß, Tyrrhenischen Meers. Das Ansehn und die Furcht, in welcher dieß Volk bei den Griechen stand, drückt die Hesiodische Dichtung aus, wornach Odysseus mit der Kirke den Agrios, den Wilden, und den tadellosen Latinos zeugte, „die in dem innersten Winkel der heiligen Meereilande all' das berühmte Geschlecht Tyrsenischer Männer beherrschten." Die Griechen wagten, nach der frühen Gründung Kyme's, welche wahrscheinlich älter ist als die Etruskische Macht, lange nicht diese Meere zu beschiffen; die Skylla schied lange Zeit die den Griechen zugänglichen Gegenden von dem Tyrsenischen Wasserreich, und als die Dorier von Korinth, die Chalkidier und andre Hellenenstämme sich in Sicilien und Italien niederzulassen anfingen, mieden sie eine geraume Zeit die Nordküste Siciliens so wie die Westküste Italiens auf eine auffallende Weise. Die Etrusker benutzten aber diese ungestörte Herrschaft nicht bloß zur Verheerung und Plünderung, sondern auch zur Erwerbung ansehnlicher Küstenstriche, wie eben die Kolonieen in Campanien beweisen. Auch lehrt eine Stelle Strabons, nach der, wie es scheint, richtigsten Auffassung, daß die Etrusker zeitig sich auf Sardinien niederließen[41]; die Geschichte der Karthagischen Eroberung Sardiniens enthält selbst Hindeutungen auf eine die Insel früher beherrschende mächtige Nation. Erst die Fahrten der Phokäer gegen Olympias 30 öffneten den Griechen, nach Herodots bestimmtem Zeugnisse, den Zugang zu Tyrrhenien; erst diesen gelang es, sich in einen regelmäßigen Verkehr mit den Etruskischen Staaten zu setzen, an welchem ohne Zweifel auch sehr bald Korinth Theil nahm, dessen Handels- und Kolonisationspläne immer besonders nach Westen gerichtet waren, so daß es auch deßwegen nicht unglaublich erscheint, daß, als durch den Beistand der demokratischen Faktion Kypselos Tyrann von Korinth geworden war und die Oligarchie der Bakchiaden gestürzt hatte, einer dieser frühern Herrscher sich zu den befreundeten Tarquiniern gewandt habe, besonders da die in Tarquinii gefundenen Kunstwerke gerade auf einen nähern Zusammenhang dieser Stadt mit den Hauptstätten der Kunst im Peloponnese hinweisen.

Was die inneren Verhältnisse Etruriens in dieser Zeit betrifft: so lernen wir diese nur von einem sehr einseitigen Standpunkte aus kennen, nämlich aus den Traditionen, welche sich in Rom selbst über die Zeit

---

[41]) Strab. V. p. 225. Vgl. Schol. zu Platons Timäos p. 18, 7.

erhalten hatten, in welcher es Etruskische Regenten hatte. Um diese Traditionen recht zu verstehn und zu würdigen, muß man beständig im Auge behalten, daß es das Interesse der Römischen Sage war, möglichst wenig Spuren von eigentlicher Unterwerfung unter eine fremde Macht übrig zu lassen, das Andenken an Eroberung, Knechtschaft möglichst zu verwischen und dagegen allen Glanz der Erinnerungen an ein weit gebietendes Tuskerreich, wenn es mit Leichtigkeit geschehen konnte, auf Rom, als einen selbstständigen Staat, zu beziehn. Kurz, Rom eignete sich in der Sage gern alle Ehre seiner Tuskischen Herren zu, aber wußte es zugleich so zu machen, daß es schien, als habe es doch eigentlich keine Tuskischen Herren gehabt. Nach dieser Betrachtung nimmt die ganze Geschichte ungefähr diese Gestalt an.

Tarquinii, die Stadt des Tarchon, behauptete in seinen Sagen, die Gründerin der Etruskischen Zwölfstädte, so wie der Ursprung der **Etrusca disciplina** zu sein, und machte ohne Zweifel auch auf einen Prinzipat über das gesammte Etrurien Anspruch. Dieser Anspruch muß im zweiten Jahrhunderte Roms wirklich durchgesetzt worden sein. Darauf geht deutlich die nach Dionysios von vielen Römischen Schriftstellern überlieferte Tradition, daß der ältere Tarquinius die Huldigung der gesammten Zwölfstaaten empfangen und die Insignien von ihnen zugesandt erhalten habe, die allein ihrem gemeinsamen Oberhaupte und Anführer zukamen. Offenbar meinte die ursprüngliche Sage unter diesem Tarquinier, dem die Zwölfstaaten huldigen, den herrschenden Lucumo von Tarquinii selbst. Dem auf diese Weise vereinigten und erstarkten Etrurien gehörte nun offenbar auch Rom an. Und zwar wurde die früher ziemlich unbedeutende Ortschaft, um deren Besitz Latiner und Sabiner lange mit einander gestritten hatten, erst jetzt eine wirklich bedeutende Stadt, erhielt Befestigungswerke, Tempel und andre große Bauwerke nach dem Maßstabe einer Etruskischen Hauptstadt. Auch über andre Ortschaften des damals durch den schmählichen Untergang der alten Metropole Alba innerlich zerrütteten Latiums, so wie gegen das Gebiet der Sabiner hin, erweiterte sich die Tarquinische Herrschaft; wahrscheinlich sollte ihr Rom als ein festes Bollwerk gegen die armen, aber kriegerischen Völkerschaften dieser Gegenden dienen. In Bezug auf die innere Verfassung der Staaten waren diese Tarquinischen Lucumonen offenbar der alten Aristokratie zugethan und suchten die Ritterverfassung, welche die Grundlage derselben bildete, zu befestigen und zu erweitern; aber mit dem strengen Sinn altetruskischer Adelsherrschaft vereinigte sich in ihnen Liebe und Gefallen an Griechischer Kunst und Bildung. Der königliche Pomp, der

damals eine feste Gestalt erhielt, deutet in seinen Einzelheiten auf Griechische Symbolik; auch feierte Rom unter den Tarquiniern Griechische Ritterspiele und erhielt unter der ältern oder spätern Regierung die Griechischen Sibyllen-Orakel.

2) Zeiten innerer Unruhen und äußerer Angriffe. Vom J. 170 bis 300 n. R. E. Aber auf diese Periode innerer Einheit und kräftiger Thätigkeit nach Außen folgte eine Zeit, in welcher innere Stürme, welche wahrscheinlich aus Unzufriedenheit mit der Verfassung des Bundes und der einzelnen Staaten hervorgingen, ihre Wirkung auch nach Außen zeigten. In dieser durchzog, wie wir aus Tuskischen Annalen wissen[42], das Heer des Cäles Vibenna, welches aller Wahrscheinlichkeit nach von der Nachbarstadt Tarquinii's Volsinii ausgegangen war[43], aber sich auch aus andern Staaten verstärkt hatte, das ganze Etrurien; nach Vibenna's Untergang zog sein treuer Streitgenosse Mastarna mit den Ueberresten des Heers nach Rom und wurde hier unter dem Namen Servius Tullius König. Auch unter Servius war also Rom Tuskisch, aber in den Händen einer den Tarquiniern entgegengesetzten Partei, wie die Traditionen, die sich in Rom selbst erhalten hatten, schon errathen lassen und die politischen Institutionen des Servius auf das Klarste beweisen. Das volksfreundliche, die Ansprüche des Mittelstandes begünstigende und die Willkür der alten Lucumonen- oder Patricier-Herrschaft beschränkende Regiment des Servius-Mastarna, welches die Römer immer als die Grundlage ihrer Macht und Freiheit geehrt haben, wurde indeß wieder von Tarquinii aus gestürzt, die Tarquinischen Ansprüche auf den Prinzipat müssen noch einmal durchgedrungen und nun mit doppelter Härte behauptet worden sein: dieß heißt in Rom Tarquinius Superbus. Wir wissen, daß diese neue Herrschaft die Servianische Verfassung mit Füßen trat und die alte Ritteraristokratie möglichst überall wieder herstellte. Aber auch der Sturz dieser Regierung war gewiß kein auf Rom beschränktes Ereigniß, es war der Untergang der Hegemonie Tarquinii's, das in den folgenden Jahrhunderten nie mehr mit seinen Ansprüchen hervor tritt. Bei diesem Sturze, lehrt uns die Römische Ueberlieferung, spielte der Clusinische Fürst Larth Porsena eine Rolle; welche es war, verhehlt sie vielleicht mehr als sie verräth. Das ist gewiß, daß wenn es seit Beaufort ausgemacht ist, daß Porsena Rom erobert, ja die Römer völlig entwaffnet hat, es auch keinem

---

[42]) *Claudii* Imp. Or. pro civitate Gallis danda. [43]) S. Etrusker I. S. 116. 121.

Zweifel unterliegen kann, daß Porsena den Zug nicht für die Tarquinier unternommen haben kann; wir müßten sie ja dann wieder in Rom herrschend finden, oder Porsena müßte der veränderliche und weichherzige Thor gewesen sein, als den ihn beinahe die Römische Volkssage darstellt. Da wir hier keine Mythologie, sondern nur verdorbene, einseitig entstellte Geschichte vor uns haben: so wird glaublich, daß der Clusinische Held wirklich existirt hat, aber gerade das Haupt der antitarquinischen Faktion gewesen ist. Auch daß Tarquinius nicht in seiner Heimat, sondern bei dem Tyrannen von Kyme, Aristodemos, als Greis lebt und stirbt, zeigt, daß er durch Gewalt aus ganz Etrurien vertrieben war und darum zu gastbefreundeten Griechen seine Zuflucht nehmen mußte, zu denselben, die durch Aricia's Unterstützung und des jungen Arnth Porsena's Ueberwindung[44]) das weitere Vordringen dieser neuen Etruskischen Macht abschnitten.

Dieß ist die letzte eigentlich glänzende Epoche Etruriens, indem das Ereigniß, welches vor allen andern die Kräfte dieses Volkes gebrochen, schon geraume Zeit vor Porsena eingetreten war. Schon gegen das Jahr 150 Roms hatte in dem Keltenvolke, welches bisher vom Mittelmeere völlig getrennt an dem Ocean hin gewohnt hatte, eine Bewegung begonnen, welche sich uns mehrere Jahrhunderte hindurch als ein beständiges Schwellen der Kräfte und als ein Ueberborden nach allen Seiten hin gegen die Länder der Ligurer, das Donauland, Norditalien, Illyrien äußert, das keinen andern Gründen und Gesetzen folgt, als eben diesem innern Zuflusse von Lebenskraft. Schon als die Phokäer Massalia gründeten (Olymp. 45.), fanden sie Keltische Stämme in Ligurien eingedrungen; die Segobriger halfen ihnen gegen die früher an der Küste allein herrschenden Ligurer, sich ein Gebiet erobern und eine Stadt gründen[45]). Von hier drang ein Schwarm von Kelten, welche von dem Reiche der Bituriger an der Loire ausgegangen waren, vermischt mit Ligurischen Stämmen, die sie mit sich fortrissen, den Salyern, Lävern, Marikern, Libikern, gegen Italien vor, überstieg die Taurinische Alp, schlug die Tusker am Ticin und ließ sich in den Gegenden nördlich vom Po nieder, welche diese Stämme allmälig fast ganz eroberten. Der ansehnlichste Stamm erhielt den Namen der Insubrer, in ihrem Lande lag der große Keltische Flecken Mediolanum. Dieß mag sich etwa in der Zeit des Servius Tullius

---

[44]) Ol. 68, 4 nach Dionysios. [45]) Aristoteles bei Athen. XIII, 576. verglichen mit Liv. V, 34. S. auch Plutarch Kamill. 15. Dio Cassius bei Zonaras VII, 23.

zugetragen haben; während der Regierung des Tarquinius Superbus (229 nach Erbauung Roms) erscheinen, nach der Ueberlieferung der Kymäer, Tusker vom Padus von den Kelten vertrieben, und mit Umbrern, Dauniern und Andern vereinigt, als eine große Menschenmasse und greifen Kyme an, welches die Tapferkeit des oben erwähnten Aristodemos damals gerettet haben soll[46]. Indessen blieben die Tusker doch noch über ein Jahrhundert im Besitz eines sehr bedeutenden Theils von Oberitalien, und die Staaten des südlichen Etruriens scheinen noch wenig Gefahr von dorther besorgt zu haben.

Auch die Herrschaft des Tyrrhenischen Meeres wurde in dieser Periode den Etruskern immer mehr beschränkt, was von Seiten der Griechen schon durch die Anlage Himera's (102 d. St.) und die Besetzung Lipara's durch Kolonisten von Knidos und Rhodos aus begonnen worden war; die Liparäer wagten im kleinen Seekriege den Tuskern zu widerstehn und, wie es scheint, nicht ohne Geschick und Kühnheit[47]. Gegen das J. 190 Roms begann Karthago seine Eroberungspläne auf Sardinien zu richten; und wenn es auch im Anfang ein bedeutendes Kriegsheer unter Malkus dabei verlor: so gelang es ihm doch, gegen 260, durch die Söhne des großen Mago, Hasdrubal und Hamilkar, seine Herrschaft über die Insel fest zu begründen. Seit jener Zeit scheinen die Tuskischen Seestaaten sich mehr auf Corsica festzusetzen gesucht zu haben; sie kämpften deswegen mit den Phokäern, die hier Alalia angelegt hatten, und nahmen nach ihrem Abzuge (Ol. 61, 2. 217 d. St.) die Stadt ein, wie sie auch noch eine Kolonie Nikäa auf der sonst sehr unwirthlichen und auch von den Tuskern wenig kultivirten Insel besaßen[48]. Im J. d. St. 272 suchte der Tyrann Anaxilas von Rhegion durch Sperrung der Sicilischen Meerenge die Tuskischen Seeräuber wenigstens von seinen Staaten abzuhalten[49]; aber nachdrücklicher wirkte der große Seesieg, den der Syrakusier Hieron, im J. 278, als Bundesgenoß Kyme's über die Tuskischen Staaten davon trug[50], unter dessen Zeugnissen auch die berühmte Inschrift eines unter andern Tyrrhenischen Waffen nach Olympia geweihten Helms ist: „Hiaron, der Sohn des Deinomenes, und die Syrakusier, dem Zeus Tyrrhaner-Waffen von Kyma[51].“ Im J. 299 erscheinen die Tusker bei

---

[46]) Dionys. VII, 3. Vgl. Etrusker I. S. 153. [47]) Diodor V, 9. Strabon VI. p. 275. Pausan. X, 11, 3. 16, 4. [48]) Diodor V, 13. Vgl. Herod. I, 165. 166. [49]) Strabon VI. p. 257 A. [50]) Pindar Pyth. I, 72. Diodor XI, 51. Vgl. Strabon V. p. 247. 248. [51]) Corp. Inscr. T. I. p. 34. n. 26.

Freiheit Etruriens (446), dem Syrakusischen Fürsten Agathokles ein Tuskisches Geschwader von achtzehn Schiffen zu Hilfe kommen konnte[60]); Feindseligkeit gegen Karthago muß diese momentane Verbindung der Tusker mit den Sikelioten hervorgebracht haben.

4) Die letzten Zeiten des selbstständigen Etruriens. Vom Jahre **390** bis **511**. Ohne in die Einzelheiten der Römischen Kriegsgeschichte einzugehn, ist hier nur zu bemerken, daß nach einem Kriege der drei Gränzstaaten von Rom, Falerii's, Tarquinii's und Cäre's, welcher von **397** bis **404** dauerte und für Cäre mit einem hundertjährigen, für die beiden andern Staaten mit einem vierzigjährigen Frieden schloß, im Jahre der Stadt **443** ein allgemeiner Nationalkrieg Etruriens losbrach, in welchem sich der Kampf zuerst, wie schon in Camillus Zeit, um den Zankapfel von Sutrium und Nepet drehte, bald aber durch die Kühnheit des Consul Qu. Fabius, der zuerst den Ciminischen Wald zu durchbrechen wagte, in das innere Etrurien getragen wurde und, da nun auch dieser scheinbare Schirm gefallen war, die Schwäche des ganzen Etruriens recht sichtlich offenbarte. Drei ansehnliche Staaten wurden schnell zu einem Separatfrieden genöthigt; die große Niederlage der übrigen am Vadimonischen See, in der Nähe des Castellum Amerinum, brach die Kräfte der meisten Staaten, das abtrünnige Perusia wurde von Fabius erobert (**444**); Fabius Nachfolger Decius verfolgte die Laufbahn des Sieges noch weiter. Im J. **451** hob der Bundeskrieg von Neuem an; große Schwärme von Galliern, die erst kürzlich über die Alpen gekommen waren und von den Etruskern Ländereien und Unterhalt forderten, schienen diesen, die schon lange lieber mit Gold als Eisen kämpften, aufs Beste gegen Rom verwendet werden zu können; ein Krieg, in welchem die verschiedensten Etruskischen Staaten auftraten, ohne daß wir von ihren Unternehmungen genauer unterrichtet sind, nimmt die Jahre von **454** bis **470** ein. Aber die letzten entscheidenden Kriegshandlungen führte ein Krieg herbei, den die Römer zur Unterstützung Arretiums gegen die Gallier unternommen hatten; die Etruskischen Staaten verbündeten sich unerwarteter Weise mit den Bojern, aber wurden in einem zweiten Treffen am Vadimonischen See, einer blutigen Mordschlacht, im Jahr **469**, völlig überwunden[61]). Eine neue

---

leg. V, 2, 21. Diodor XV, 14. Strabon V. p. 226. Älian V. H. 1, 20. Servius ad Aen. X, 184. [60]) Diodor XX, 61. [61]) Zu den Daten über diese Geschichte bei Polyb. II, 20, Dionys. Halikarn., Livius u. A. tritt jetzt eine interessante Angabe über die Schlacht am Vadimonius lacus bei Dio Cassius in Mai's Script. vett. coll. II. p. 536.

Niederlage im folgenden Jahre rieb die Reste ihrer Streitkräfte auf und nöthigte die Staaten, **Foedera** zu suchen, in denen sie die **majestas populi Romani** anerkannten. Die Römischen Fasten zeigen den letzten Triumph **de Etruscis** im Allgemeinen in dem J. **471** an; darauf folgt nur noch ein Triumph über die Volsinier und Volcienter **472**, die Besiegung der Volsinii beherrschenden Clienten **487**, und die Ueberwindung der Falisker, die bei den frühern Nationalkämpfen unkluger Weise still gelegen hatten, **511**.

Wenn dieß der Schluß der politischen Selbstständigkeit Etruriens ist, indem es durch seine **Foedera** unzweifelhaft zur Theilnahme an Roms Freundschaften und Feindschaften verpflichtet wurde: so ist es doch keineswegs das Ende der Nationalität und des Etruskischen Lebens, da die innere Verfassung der einzelnen Staaten, da Religion, Sitte, Kunst und Sprache immer fort bestanden, ja die Neigung zu schwelgerischem Lebensgenuß sich jetzt noch ungehemmter entwickeln konnte. Die Römischen Kolonieen blieben lange wenig zahlreich, Cosa wurde zur Bezähmung der Volcienter **479**, die Seekolonieen auf der den Cäriten entrissenen Seeküste gegen **505—507**, Saturnia, Graviscä, Pisä und Luca in den J. **569—575** angelegt. Auch die den Etruskern **663** ertheilte **Civitas** schadete dem Fortbestehen Etruskischer Eigenthümlichkeit noch lange nicht so, als die furchtbaren Verheerungen der Syllanischen Zeit und die Anlegung der zahlreichen Militärkolonieen durch Sylla, Cäsar und die Triumvirn, deren Bevölkerung in einer unausgesetzten und nothwendigen Feindschaft mit den alten Etruskern lebte, welche im Kriege des Lucius Antonius gegen Cäsar Octavian sehr zum Unheil der letztern ausschlug.

Indem wir uns nun von dieser chronologisch geordneten Geschichte Etruriens zu dem wenden, was man Etruskische Alterthümer nennen kann, beginnen wir mit dem politischen Leben, dessen Betrachtung mit dem bisher behandelten Gegenstande zunächst zusammen hängt.

Bürgerliche Verfassung Etruriens[62]). Bundesverfassung. Statt der überall vorkommenden **duodecim populi Etruriae** sind oben siebenzehn aufgezählt worden, die man sämmtlich in geschichtlichen Nachrichten als für sich bestehende Staaten findet und von denen doch deßwegen, weil wir wissen, daß ganz Etrurien in diese

[62]) In Dempsters **Etruria regalis** ist über diesen Gegenstand viel ohne Auswahl und Kritik gesammelt. Lesenswerther ist Maffei's **trattato della nazione Etrusca, Osservazioni Letterarie Tom. IV.**

Zwölfstaaten zerfiel[63]), keine vom Bunde ganz ausgeschlossen werden darf. Wenn sich nun nicht etwa nachweisen läßt, das fünf von diesen Staaten späterer Stiftung als die andern und dagegen fünf der ältern eingegangen sind, deren Stelle jene einnehmen konnten: so werden wir die Ansicht festhalten müssen, daß mehrere von den Staaten Etruriens, obgleich sonst selbstständig, doch im Bunde nur verbunden als ein Mitglied zählten. So gehörten vielleicht Falerii und Veji[64]), Pisä und Fäselä, Tarquinii und Cäre zusammen. Die Bundesversammlungen Etruriens, deren geheiligter Ort das Fanum Voltumnae, unbekannter Lage, war, waren theils regelmäßige, theils außerordentliche; diese wurden auf Antrag einzelner Staaten, auch fremder Völker, zusammen berufen, jene waren jährlich und, wie es scheint, immer, im Frühjahre. Die Versammlungen bestanden aus einer Panegyris des Volks; ein von den Zwölfstaaten gemeinschaftlich erwählter Oberpriester stand den Bundesopfern vor, an welche sich musische und andre Spiele schlossen; die Genußliebe des Etruskischen Volks fand in den mit den Festen verbundenen Messen hinlängliche Mittel zur Befriedigung. Die eigentlich Berathschlagenden waren indeß nur die principes, der Lucumonen-Adel; die Versammlungen werden deswegen auch principum concilia genannt[65]). Die Befugniß des Bundes erstreckte sich, so viel wir wissen, nur auf die Anordnung gemeinschaftlicher Unternehmungen nach Außen, zu denen die Mehrzahl die Uebrigen nöthigen durfte[66]). Zu solchen Unternehmungen wählte der Bund einen Bundesfeldherrn, welchem zwölf Lictoren, für jeden Staat einer, voraus schritten[67]). Als Tarquinii die Hegemonie hatte, waren die Bundesfeldherrn natürlich immer Tarquinier; nach seinem Sturze scheint kein Staat wieder eine so gebietende Stellung eingenommen zu haben; Porsena war wahrscheinlich für seine Person erwählter Hegemon eines Bundesheers. Als die politische Bedeutung des Bundes völlig aufgehört hatte, bestand er doch noch als eine Kultusvereinigung; wahrscheinlich beziehen sich die sacra Etruriae einer Römischen Inschrift darauf. In der spätern Kaiserzeit kommen Praetores Hetruriae quindecim populorum vor.

Verfassung der einzelnen Staaten. Jeder Etruskische Staat hatte nach den oben gegebenen Nachrichten eine Hauptstadt, daneben Landorte, welche sich wie die Demen Attika's zu Athen ver-

---

[63]) S. N. 44. [64]) Vgl. oben N. 66. [65]) Hauptstellen über dieß Alles Livius IV, 23. 25. 61. V, 1. VI, 2. X, 16. [66]) Dionys. III, 57. Aber vgl. Liv. IX, 32. [67]) Liv. I, 8. Dionys. III, 61. Diodor. V, 40.

halten zu haben scheinen, außerdem aber, wenigstens bisweilen, abhängige Städte, die dabei ihre eigenen principes, ihre besondere Verfassung haben konnten, aber durch eine feste Verbindung an den größern Staat geknüpft waren. Auch das Kolonialverhältniß war, wie man an Populonia sieht, den Tuskern bekannt; eben so die Isopolitie, aus der die Römische Municipienverfassung hervorging, wie man aus der Verbindung Cäre's mit Rom abnimmt. — Das Verhältniß der Stände war in der Regel in Etrurien sehr aristokratisch; die Scheidung von Adel und Volk sehr scharf und bestimmt. Die Principes erscheinen als in den Gemeindeversammlungen wie in dem Bundesrathe herrschend[68]). Der Name Lucumo[69]), welcher oft als Benennung von Individuen, oft als Name des höhern Standes vorkommt, bezeichnet offenbar Personen, welche durch ihre Geburt schon zur Leitung der Staatsangelegenheiten besonders berechtigt waren, wahrscheinlich die ältesten Söhne adeliger Familien, als deren Repräsentanten sie überall auftraten[70]). Die Nachrichten von den Tribus oder Rittercenturien des Romulus beziehen sich wahrscheinlich auf die Tuskische Zeit Roms und sind nur in die des Romulus antedatirt worden; das Zeugniß des Etruskischen Schriftstellers Volnius, daß die Namen Ramnes, Tities, Luceres Etruskisch seien[71]), wiegt in der That jedes andere auf, und die Eintheilung der Bürgerschaft des Tuskischen Mantua in drei Tribus und zwölf Curien[72]) kehrt mit der Römischen auf dasselbe Grundschema zurück. Hiernach muß man annehmen, daß auch in jeder Etruskischen Stadt die Bürgerschaft insgesammt in drei Geschlechterstämme (φυλαὶ γενικαί) getheilt war, welche wieder in Curien zerfielen; daß nach diesen Tribus und Curien der Staat regiert und verwaltet wurde, aber bei den Versammlungen und Verhandlungen derselben die Adeligen allein thätig und wirksam auftraten, das übrige Volk nur anhörte und sich befehlen ließ; daß eben diese Adelsgeschlechter allein durch Reichthum und politische Satzung befugt und verpflichtet waren, im Kriege als Reiter zu dienen und deswegen in Rittercenturien zerfielen, welche den Tribus als Abtheilungen des gesammten Volks an Zahl und Namen entsprachen und den herrschenden Theil derselben ausmachten, indem das übrige

---

68) Liv. II, 44. IX, 36. X, 13. 69) Lucumo von Tarquinii — von Clusium — der bei Romulus. 70) Varro bei Serv. ad Aen. V, 560. Vgl. zu II, 278. VIII, 65. 475. X, 202. Censorin de die nat. 4, 13. Festus s. v. Lucumones. 71) Bei Varro de L. L. V, 9. p. 17. 72) Serv. zu Aen. X, 202.

Volk, welches im Kriege zu Fuß diente, überall jenen Rittern bei- und untergeordnet war[73]). Aller Wahrscheinlichkeit nach zerfielen auch in Etrurien, wie in Rom, die Curien in Geschlechter, denen ebenfalls die Adeligen vorstanden und allein die eigentlichen Gentilrechte hatten, während das Volk auch hierin den Patriciern nur zugetheilt, zur Leitung und Bevormundung übergeben war: jedoch findet der Unterschied Statt, daß in Etrurien die gens nicht, wie in Rom, das eigentliche nomen gibt, sondern vielmehr, wie in Griechenland, gar nicht in die Namensbezeichnung aufgenommen wurde[74]).

Ueber die Würden und Magistrate, welche aus dem Lucumonen- oder Ritterstande besetzt wurden, ist uns nur so viel bekannt. Die königliche Herrschaft war in früherer Zeit allgemein, und Erwähnungen Etruskischer Könige sind ziemlich häufig[75]); einzelne Namen sind Propertius und Morrius von Veji[76]), Porsena von Clusium, Arimnos oder Arimnestos[77]). Später hatten die Zwölfstaaten das Königthum abrogirt; nur Veji finden wir, aus Ueberdruß an dem Streit der Faktionen, sich einem Wahlkönig ergebend[78]). Das Amt des Königs begreift hier wie sonst in der alten Welt ein Oberpriesterthum, die Feldherrnwürde, auch ohne Zweifel eine richterliche Gewalt in sich; nach uralter Sitte saß der König der Etrusker alle acht Tage (nono quoque die) an öffentlichem Orte, wo er von seinen Unterthanen begrüßt und um gottesdienstliche Gebräuche, die zu verrichten waren, wie über Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens befragt wurde[79]). Unter den dem Könige nahe stehenden obrigkeitlichen Würden kennen wir nur einiger Maßen die den Römischen Curionen entsprechenden, den einzelnen Curien vorstehenden, Lucumonen[80]). Ein Senat existirte ohne Zweifel überall[81]) und hatte nach dem Sturze der königl. Herrschaft den größten Theil der Regierung in Händen.

---

[73]) Das Römische Grundschema ist: **3 Tribus**, eben so viel Rittercenturien, und als nächste Magistrate und Anführer nach dem Könige **3 Tribuni celerum**, welche Centurionen der Reiterei waren; **30 Curiae**, eben so viel **Centuriae** des Fußvolks, und darnach **30** Curionen, die zugleich Centurionen des Fußvolks; **300** Ritter oder Celeres, welche wahrscheinlich eben so viel Geschlechtern der Curien angehören, **3000** Legionarien. [74]) Etrusker **I.** S. **400. 433** ff. [75]) Varro **de R. R. II, 4.** Dionys. **III, 61.** Macrob. **Sat. III, 9, 1.** Festus **s. v. Sardi**, und A. [76]) Serv. **ad Aen. VII, 697. VIII, 285.** [77]) Pausan. **V, 12, 3.** [78]) Liv. **V, 1.** vgl. **IV, 17.** [79]) Macrob. **Sat. I, 15.** Vgl. Varro **de L. L. VI, 4. p. 59.** [80]) Serv. **ad Aen. X, 202.** [81]) Liv. **IV, 58, V, 27. XXVII, 21. 24.** Zonaras **VIII, 7. p. 287.**

Nichts charakterisirt im Ganzen die Etruskische Adelsherrschaft besser und zeigt deutlicher, wie sehr diese Lucumonen bestrebt waren, dem Volke als ein höheres, den Göttern näher stehendes Geschlecht zu erscheinen, als die Prachtgewänder und Zierden, welche Rom zur Auszeichnung des patricischen Standes und besonderer Würden und Ehrenstellen von Etrurien erhielt. Die am höchsten Gehaltenen unter diesen, welche nach dem Aufhören der königl. Würde in Rom nur die triumphirenden Imperatoren für kurze Zeit erhielten, der goldne Eichenkranz, **Etrusca corona** genannt, der **scipio eburneus** mit dem Adler auf der Spitze, die **Tunica palmata** und **Toga picta**, waren geradezu Kleinode und Gewänder des **Jupiter optimus maximus**, aus dessen Garderobe sie vom Kapitol herab geholt wurden; sie stellten den siegreichen Großen als einen sinnlich erscheinenden Jupiter dar: so wie umgekehrt Jupiter mit seinen Beisitzerinnen im Kapitol ganz wie die Großen der Erde bedient und geehrt wurde. Aber auch die gewöhnlichen Auszeichnungen der Magistrate, die Lictoren und Apparitoren, der Curulsessel, die Toga prätexta, werden auf verschiedenen Wegen, aber immer aus Etrurien hergeleitet, wo ohne Zweifel die Prätexta mit der Bulla zusammen, wie früher in Rom, schon den patricischen Knaben auf die Rechte seiner Geburt und die Vorzüge seines Standes aufmerksam machte[82]).

Neben dem Adel existirte auch in Etrurien ein freies Volk, von dem indessen wenig die Rede ist und das wenigstens in der normalen Verfassung der Etruskischen Staaten keine große Bedeutung hatte. Eine große Masse der Landeseinwohner befand sich dagegen in einem Verhältnisse, welches Dionysios von Halikarnaß wahrscheinlich treffend mit der Thessalischen Penestie vergleicht[83]); sie waren hörige Bauern auf dem Grund und Boden ihrer Herren[84]). Die Knechte, welche eine Zeit lang den Staat von Volsinii in ihren Händen hatten und nach Gutdünken verwalteten[85]), waren diese Leibeigenen, welche in schwierigen Zeiten außer der Freiheit auch gleich

---

[82]) Hauptquellen über den Etruskischen Ursprung dieser Sachen: Sallust **Catilin. 51.** Liv. I, 8. Strabon V. p. 220. Dionys. III, 61. 62. V, 35. Diodor V, 40. Plin. H. N. IX, 36. XXI, 4. XXXIII, 4. Silius VIII, 484. Florus I, 5. Macrob. Sat. I, 6. Tertullian. de coron. 13. [83]) IX, 5. [84]) Vgl. Liv. IX, 36. [85]) S. Liv. Epit. XVI. Florus I, 21. Valer. Mar. IX, 1. ext. 2. Aurel. Victor 36. 37. Orosius IV, 5. Jo. Antiochen. p. 789 in Vales. Excerpten, besonders Zonaras Ann. VIII, 7. p. 287. **Byz. Ven.** und die **Mirabil. Auscult. 96.**, wo für *OINAPEA* etwa *ΟΛΣΑΝΕΑ* zu schreiben ist.

das volle Bürgerrecht sich angemaßt hatten. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß Etrurien auch Kaufsklaven so wie durch Seeraub gewonnene hatte; wie die alten Tyrrhener besonders zarte, anmuthig gebildete Knaben zu fangen trachteten: so strebten auch die Etrusker immerfort schön gestalteten Sklaven nach und suchten bei Gastmählern ihre Form durch prachtvollen Schmuck möglichst zu heben [86]).

Wenn dieß die Hauptzüge sind, welche wir jetzt noch von der altetruskischen Staatsverfassung erhaschen und festhalten können: so darf doch auch auf der andern Seite nicht bezweifelt werden, daß auch in Etrurien selbst im Laufe der Zeiten Bewegungen darin eintraten, Forderungen von Seiten der Unterdrückten und Ausgeschlossenen und Ausgleichungen ihrer Ansprüche mit der alten Aristokratie, wie sie ziemlich in allen Republiken des Alterthums in bestimmten Epochen ausgeführt oder wenigstens versucht wurden. Auch in Etrurien mußte, da auch hier die Wichtigkeit der Reiterei im Kriege abnahm, die des vollständig bewaffneten Fußvolks stieg, die größere Menschenmasse, welche dadurch das Gefühl der entscheidenden Kraft erhalten hatte, einen entsprechenden Einfluß auf das Gemeinwesen verlangen; und waren auch diese Heere, wie es scheint, Soldheere [87]): so konnte doch auch dies revolutionäre Unternehmungen nicht ganz ausschließen. Der Repräsentant dieser Bewegungen und der Versuche, die Ansprüche der Stände mit einander auszusöhnen, ist für unsere Geschichte Servius-Mastarna, sein Versuch, die Rittercenturien bei Seite zu schieben und die höchste Macht dem aus eigenem Vermögen wehrhaft gemachten und durch eigene Tapferkeit und Tüchtigkeit die Waffen verdienenden und ehrenden Kriegsheere in die Hände zu geben und dadurch einen ehrenwerthen und mannhaften Mittelstand zu bilden und zu erhalten, gelang für Rom so glorreich, daß diese Konstitution hier die Grundlage aller Freiheit und alles Glückes wurde, und ein Jeder, der Rom liebt, noch jetzt das Andenken dieses edlen und freigesinnten Tuskers segnen muß: während in Etrurien dasselbe ohne Zweifel auch versucht wurde, aber zum Unglücke des Landes nie zu dieser Reife gedieh. Auch in Rom war Servius Verfassung deutlich im Streit mit den Grundsätzen der Tarquinier, durch die sie eben deswegen hernach wieder zurück gedrängt wurde; sie strebt überall dahin, dem Volke Freiheit zu verschaffen von der hemmenden Leitung durch Aristokraten, in denen die Heiligkeit des Priesterthums mit der Majestas weltlicher Herren

---

[86]) Diodor. V, 40. Athen. IV. p. 153. [87]) Liv. II, 12. Niebuhr R. G. II. S. 531.

zu einer Fessel zusammen gewunden wurde, welche alle freiere Bewegung unmöglich machte; eben deßwegen war auch das Princip, welches Servius bei der Begründung des Privatrechts verfolgte, das: religiöse Formen, welche gewöhnlich patricischer Mitwirkung bedurften, durch Geldgeschäfte (per aes et libram), die zu größerer Sicherheit in der Gemeine vorgenommen wurden, zu ersetzen.

Kriegsverfassung. Will man die Nachrichten über das Etruskische Kriegswesen mit denen über die Staatsverfassungen in Einklang bringen: so wird man es wahrscheinlich finden, daß die ältesten Etruskischen Heere aus wohl gerüsteten Reiterschaaren bestanden, deren Angriff ziemlich ungeordnete Massen von leicht bewaffnetem Fußvolke unterstützten. In der Zeit des Servius waren indeß schon die Hopliten die Hauptstücke Etruskischer, wie Griechischer, Heere, und der Kampf in geschlossenen Linien mit langen Stoßlanzen ging nach glaubwürdigem Zeugniß von den Tuskern auf die Römer über[88]), wo er sich bis auf die Zeit des Camillus erhielt. Daher kommen alle Stücke der Hellenischen Hoplitenrüstung auch bei den Tuskern vor: der große, kreisrunde oder elliptische Schild von Erz (Ἀργολικὴ ἀσπίς), der metallene Helm mit hohem Federbusch und breiten Seitenklappen (cassis genannt), dessen Gestalt besonders aus Kunstwerken bekannt ist, Panzer, Beinschienen, Stoßlanzen und Seitengewehre[89]). Doch war auch die leichte Waffe bei den Etruskern nicht unausgebildet, die hasta velitaris wird von ihnen hergeleitet[90]), auch andere Waffen der Art kommen bei ihnen vor, deren sich auch Landleute, die von den Großen in der Eile zusammen gerafft wurden[91]), leicht bemächtigen konnten. Arretium war eine Hauptwaffenfabrik. Im Kampfe mit Rom schadete den Etruskern, außer der Verweichlichung, welche indeß die angestammte Tapferkeit bis zum Ende der Unabhängigkeit noch nicht ganz ausgetilgt hatte, Nichts so sehr, als daß, wenn ihre Phalanx einmal durchbrochen und verwirrt, diese nun auch verloren und das ganze Heer überwunden war, indem sie sich die Trennung verschiedener Treffen, so wie die andern Neuerungen Camills in der Bewaffnung und Stellung der Heere, anzueignen versäumt hatten.

---

[88]) Athenäos VI. p. 273 f. vgl. Diodor Frgm. XXIII. p. 501 Wesseling. [89]) Hauptstellen: Dionys. I, 21. vgl. IV, 61. IX, 21. Ueber die Bildwerke Buonarotti bei Dempster Etruria Regalis, § 27. p. 44. sqq. Vgl. Micali tv. 20. 21. 43. 53. Cassis und balteus werden als Tuskische Worte angegeben. Isidor Origg. XVIII, 14. Sosipater I. p. 51 P. [90]) Plin. H. N. VII, 57. vgl. Isidor. Origg. XVIII, 54. [91]) Liv. IX, 36.

Familienleben. Die Anklagen scheußlicher Wollüste ausgenommen, welche Griechische Schriftsteller, vor Allem Theopompos, sehr ausgesponnen haben und von denen gewiß gar Vieles auf Mißverstand und Uebelwollen beruht [92]) und auch das Wahre doch nur von dem zerrütteten Etrurien in den letzten Zeiten der Unabhängigkeit gilt, erfahren wir sehr Wenig von dem innern Familienleben der Etrusker. Einige Züge desselben lassen die sehr zahlreichen Inschriften der Aschenkisten, welche den Namen des darin Bestatteten enthalten, ungefähr errathen, besonders die genaue Aufmerksamkeit auf die Abstammung. — Etrurien war das Land weitläufiger, in die graue Vorzeit hinauf steigender Stammbäume [93]) — und dann die Achtung, die dem weiblichen Geschlecht bewiesen wurde, welche auch sonst aus den Römischen Sagen von der Lucumonentochter Tanaquil hervorgeht. Diese Inschriften bestehen erstens aus einem Vornamen; männliche Vornamen sind: **Larth, Laris, Arnth, Aule, Fel,** und einige andere, weibliche: **Larthia, Arntha, Aula, Thana, Thanchufil, Felia, Phastia:** dann folgt der Familienname, wie z. B. **Cfelne,** der Name der berühmten **Cilnia gens** in Arretium, **Ceicna,** der der Cäcina zu Volaterrä, **Musu,** der der Musonius zu Volsinii, **Tins,** eine ansehnliche Familie zu Volaterrä; nach welchem bisweilen noch eine besondere Unterabtheilung angegeben wird, wie **Ceicna Caspu, Ceicna Tlapuni,** obgleich eine bestimmte Trennung von Gentil- und Familiennamen durchaus in diesen Inschriften nicht nachweisbar ist. Hieran schließen sich Patronymika und Metronymika, welche stets durch die Endung **a l** bezeichnet werden und welche man dadurch wieder von einander unterscheidet, daß der Name, dem sie angehängt werden, im ersten Fall ein Vorname, im andern ein Familienname ist, so daß man z. B. **Arnth Lecne Fusinal Arnthal** mit Sicherheit übersetzt: Aruns Licinius, Sohn eines Aruns und einer Frau aus der Familie Busine, so wie **Larth Fete Arnthal Fipinal:** Lars Vettius, Sohn eines Aruns und einer Frau aus dem Hause Vibius oder Vibenna. Bei den Frauen, welche meist auch solche Patronymika und Metronymika an ihren Namen angehängt haben, unterscheidet man überdieß noch den Namen der Familie, aus der sie stammen, und derjenigen, in die sie geheirathet, indem jener durch die Endungen **eia, ei, ia, i,** dieser durch die Anfügung von **sa** oder **s** bezeichnet wird, z. B. **Larthia Fuisinei Lecnesa,** eine Larthia aus der Familie Busine, verheirathet an

---

[92]) Vgl. Etrusker **I.** S. **276.** [93]) Persius **III,** 28.

einen Licinius, **Thanchfil Phrelnei Tebatnal Lecnesa**, eine Tanchvil geborne Phrelne, deren Mutter eine Tebatne war, verheirathet an einen Licinius [94]).

Gottesdienstliche Verfassung. Wie die Leitung des politischen und bürgerlichen Lebens, so war auch die Sorge für den Dienst der Götter und der beständige Verkehr mit ihnen, welcher den Inhalt der **disciplina Etrusca** ausmachte, seit alten Zeiten ein Attribut der Lucumonenwürde. Die Priesterthümer bestimmter Götter waren nicht selten an einzelne Lucumonenfamilien geknüpft [95]); die Lehre des dämonischen Knaben Tages hatten die Lucumonen vernommen [96]); und Ueberlieferung pflanzte sie in den Familien von Vater auf Sohn getreulich fort, wie in dem Geschlecht der Cäcina noch in Cicero's Zeit [97]). Diese Weise der Ueberlieferung fest zu halten und die Söhne der Edlen selbst, wenigstens zehn davon in jedem Staate, regelmäßig in dieser Kunst zu unterweisen, war die Mahnung, die der Römische Senat in der Blüthezeit des Staats an die Völker Etruriens ergehen ließ [98]). Es hatten sich nämlich schon damals und wahrscheinlich lange vorher Schulen gebildet, in denen auch der Geringe der Disciplin theilhaftig werden konnte [99]); es gab gewisse Innungen oder Kollegia von Etruskischen Weissagern (**haruspices**), so wie auch einzelne Leute der Art, welche die Ausübung der Disciplin als ein Gewerbe trieben und für Lohn dem, der es verlangte, damit behilflich waren; diesem handwerksmäßigen Betrieb der Kunst wollte der Senat durch jene Aufforderung entgegen arbeiten. Die Kollegia der Haruspices hatten meist Aelteste von höherm Ansehen und tieferer Kunde an ihrer Spitze [100]), ursprünglich ohne Zweifel Lucumonen, welche von ihren Lehrlingen und Gehilfen, die aus geringerem Stande sein durften, umgeben waren. Rom berief Haruspices in der Mehrzahl nur dann, wenn besonders

---

[94]) Vgl. hiezu außer Lanzi's **Saggio di Lingua Etrusca T. II.** und Vermiglioli's **Iscriz. Perug.** die schärfere Bestimmung und den genauern Erweis dieser Thatsachen: Etrusker, Beilage zu B. **II.** K. **4.** [95]) Liv. **V, 22.** vgl. **V, 1.** [96]) Censorin **de die nat. 4, 13.** [97]) Cicero **ad famil. VI, 6.** Tacit. **Annal. XI, 15.** [98]) Cicero **de divin. I, 41, 92.**, wo der Verf., mit Rücksicht auf die frühern Bemühungen und Arbeiten von Görenz, Frandsen und zur Nedden, die Lesart aufgestellt hat: **ut de principum filiis X ex singulis Etruriae populis etc.** Ellendt's Vertheidigung (**ad Cic. Brutum, Prolegg. p. VIII.**) der alten Lesart genügt nicht, so wenig wie sich Görenz neue Lesart: **ut de principum filiis** (ohne Zahl) **ex sing. etc.** rechtfertigen läßt. Vgl. Tacitus a. a. O. Valerius Max. **I, 1.** Cicero **de legg. II, 9.** [99]) Dionys. **III, 70.** [100]) Appian **B. C. VI, 4.** Lucan **Pharsal. I, 580.**

wichtige Prodigien oder Portenta den Staat in Schrecken gesetzt hatten; die Berufenen gaben an (respondebant), welches Unglück das Zeichen und Wunder bedeute, und durch welche Cärimonien, Opfer und Umgänge es procurirt werden könne; besonders machten sie die Götter namhaft, deren Beschwerden (postulationes) das Zeichen ausdrücke. Einzeln dienten die Etruskischen Haruspices besonders als Opferdeuter, in Rom wenigstens seit dem zweiten Jahrhundert der Republik; sie wurden in demselben Maße bei wichtigen Handlungen in Krieg und Frieden nothwendiger, in welchem die altrömische Auguraldisciplin unterging und die Auspicien der Magistrate bloße Form wurden. Auch Winkel-Haruspices (vicani haruspices) existirten in Rom, welche von Privatleuten, auch dürftigen und geringen, bei jeder Gelegenheit consultirt wurden, Menschen, die nicht bloß dem aufgeklärten Ennius, sondern auch dem ziemlich altgläubigen Cato das ganze Treiben der Etruskischen Weissager lächerlich machten. Epoche macht in ihrer Geschichte Claudius Senatus-Konsult super collegio haruspicum, wodurch den Pontifices aufgetragen wurde, die Lehre der Haruspices von fremden Einmischungen und Verderbnissen zu reinigen und das Geprüfte zu bekräftigen [1]); vielleicht bildete sich auch damals ein öffentlich anerkanntes Kollegium (denn eine Römische Priesterschaft waren die Haruspices nie), welches als ordo LX haruspicum unter einem magister publicus in spätern Inschriften vorkommt [2]). Man sieht aus Claudius Senatus-Konsult deutlich, daß die Etruskische Disciplin damals schon durch mannigfache Mischung mit fremden Superstitionen auffallend entartet war: wohin erstens das Akkommodationssystem führen mußte, zu welchem die Haruspices dadurch genöthigt wurden, daß sie die Prokurationen oder Sühnungen nach dem Gottesdienste des Volks, bei dem sie befragt wurden — sie waren aber über die ganze Römische Welt verbreitet [3]) — einzurichten hatten [4]); und zweitens auch das Bestreben der Haruspices, ihrer Lehre durch Benutzung besonders imposanter Superstitionen, wie namentlich der Chaldäischen Sternendeutung, neuen Glanz und eine frische Anziehungskraft zu verschaffen. Dabei erhielt sich das Ansehn der Tuskischen Haruspicin bis in die allerletzten Zeiten der heidnischen Religion und des weströmischen Reichs; noch christliche Concilien, wie das

---

[1]) Tacit. Ann. XI, 15. 16. [2]) Salaria haruspicum, Lamprid. Sev. Alex. 44. [3]) Diodor V, 40. u. A. [4]) Aruspex praecipit, ut suo quisque ritu sacrificium faciat, Varro de L. L. VII, 5. p. 97.

Toletanische, eiferten dagegen, obgleich die guten Väter damals schon bei Haruspicin mehr an horarum inspectio, also an Sternenweissagung, als an die Etruskische Disciplin dachten [5]).

Schriften der Disciplin. Obgleich Familientradition das Lebensprincip der Etruskischen Disciplin war: so gab es doch auch Schriften, in denen sie aufgezeichnet wurde, zuerst mehr Darstellungen einzelner Theile, aus einer Art von Begeisterung hervorgegangen und liederartig abgefaßt; dann weitläufige Lehrbücher und Theorieen über alle Theile dieser künstlich und subtil ausgebildeten Scheinwissenschaft. Man kann unter diesen Schriften folgende Massen unterscheiden. I. Gesänge über die Disciplin, genannt die Bücher des Tages, die Acheruntischen, die der Begoë. Tages war den Etruskern der mythische Urheber ihres Gottesdienstes und ihrer Disciplin, ein Sohn eines Genius Jovialis sollte er, halb Knabe halb Greis, auf den Feldern Tarquinii's aus einer tiefen Furche hervor getreten sein, die der Pflug des ackernden Tarchon in die Erde gerissen hatte, und den Lucumonen der Zwölfstädte die Lehre von der Forschung nach dem Götterwillen geoffenbaret haben [6]). Die Bücher des Tages enthielten nun, der Tradition oder dem Vorgeben nach, eben die Weisheitlehren, Verkündigungen, Ritualgesetze, z. B. über Städtegründung, welche Tages damals seinen Schülern zugesungen; ihre Form war ohne Zweifel ein alttuskischer Vers [7]). Eine Abtheilung der Tagetischen Bücher waren die Acheruntischen, welche sich auf Acherontische Todtensacra bezogen, also von dem Glauben unteritalischer Griechen Mancherlei aufgenommen hatten, und von der Verzögerung des Schicksals und der wunderbaren Kunst, die menschlichen Seelen zu Göttern (dii animales) zu machen, handelten [8]). In derselben Art waren wohl auch die Bücher der Nymphe Begoë oder Bakchetis, die von der Blitzweissagung handelten [9]) und einer Andeutung nach auch für poetisch abgefaßt gehalten werden müssen. II. Neben diesen heiligen Poesieen existirten ohne Zweifel zeitig in

---

[5]) Ueber Haruspicin s. von neuern Schriften (die ältern, wie von Bulenger, fassen gewöhnlich schon die ersten Grundbegriffe falsch) besonders P. Frandsen Haruspices. Berolini 1823 und Etrusker B. III. K. 1. [6]) Hauptstellen: Cicero de divin. II, 23. Censorin de die nat. 4. Jo. Laur. Lydus de ostent. 3. p. 8. 10. Hase. [7]) S. besonders Jo. L. Lydus de ost. 54. p. 190. Macrob. Sat. V, 19. Ammian XVII, 10. Servius ad Aen. I, 2. Fulgentius de propr. serm. s. v. manales und praesegmina. [8]) Arnobius adv. gent. II, 62. Servius ad Aen. III, 168. VIII, 398. [9]) Servius ad Aen. VI, 72. Fulgentius s. v. manales. Vgl. Lucret. de R. N. VI, 381.

Etrurien abgerissene Aufzeichnungen von Prodigien nebst ihren Folgen und darauf gegründeten Deutungen; sie mußten auch hier ein Hauptheil der Annalen sein, dergleichen Etrurien sicher schon vor Rom hatte. Prodigiendeutungen waren in den **fatales libri** der Etrusker enthalten, welche Livius[10]) als schon im J. 357 vorhanden erwähnt; die **fatales libri**, welche man in Rom neben den Sibyllinischen aufbewahrte und befragte, waren, wie besonders aus dem Geiste des aus ihnen Angeführten erkannt worden ist, sicher Etruskischen Ursprungs[11]). III. Die Aufzeichnung der ganzen Etruskischen Disciplin in den **volumina Etruscae disciplinae**, welche in **libri rituales, fulgurales** und **haruspicini** zerfallen. Den Inhalt der beiden letztern bezeichnet der Name hinlänglich, die **rituales** enthielten die ganze heilige Chronologie der Etrusker, die Lehre von der Städtegründung, Staatsanordnung, Heeresabtheilung, endlich Regeln, den Götterwillen bei jedem wichtigen Ereigniß des Staats- und des Privatlebens zu erkunden[12]). Dazu kamen noch einzelne **ostentaria** oder Prodigienbücher für den Hausgebrauch[13]). Daß diese ziemlich weitläufigen Schriften, aus denen die nach Rom berufenen Haruspices ihre Deutungen zu entnehmen pflegten (die Angaben in der Ciceronischen Rede **de haruspicum responsis** geben uns jetzt noch einen gewissen Begriff von dem Stil dieser Schriften), durchaus nicht insgesammt den älteren Zeiten Etruriens angehörten, beweist, wenn es des Beweises noch bedarf, der Umstand, daß Plinius ein Erdbeben vom J. d. St. 663 darin beschrieben fand[14]). Als Römische Schriftsteller, welche aus diesen Büchern schöpften und ihrer Zeit oder andern Umständen nach für besonders glaubwürdig gelten müssen, verdienen Folgende bemerkt zu werden. Cicero's Zeitgenoß, der gelehrte Volaterraner A. Cäcina, dann der geistreiche, aber abergläubische Nigidius Figulus, Umbricius, der dem Galba als Haruspex diente, Julius Aquila, Tarquitius, vielleicht Vicellius, und besonders noch Cornelius Labeo, der indeß erst dem zweiten Jahrhundert angehören kann; seine Uebersetzung der Bücher des Tages und der Begoë diente den späteren Haruspices anstatt der Originale[15]). Von da an nahm die Korruption des

---

[10]) V, 15. [11]) Niebuhr Röm. Gesch. I. S. 531, [12]) Hauptstellen: Cicero de divin. I, 33. II, 1, 1. Plin. H. N. II, 85. X, 17. Censorin 11, 6. 14, 6. 17, 5. Ammian XXIII, 5. Festus s. v. rituales. Servius ad Aen. I, 42. IV, 166. [13]) Macrob. II, 16. III, 7. Vgl. Juvenal XIII, 62. [14]) H. N. II, 85. [15]) S. über alle diese Schriftsteller Etrusker II. S. 34 ff.

echten und einheimischen Glaubens durch Orientalische Einmengsel, so wie neuplatonische Philosopheme, immer mehr zu; was aus Appulejus über Tages Weisheit angeführt wird, ist natürlich wenig zuverlässig; ein Tuskisches Geschichtbuch, welches Suidas citirt [16]), trägt eine entstellte biblische, wahrscheinlich zunächst aus Chaldäischen Quellen geflossene Schöpfungsgeschichte als einheimische Sage Etruriens vor. Was Joannes Laur. Lydus, ein Oströmer des sechsten Jahrhunderts, als Tagetische und Etruskische Lehre gibt, ist zum Theil aus den unzuverläßigsten Quellen geflossen und in hohem Grade den damaligen Zeitumständen und Ansichten akkommodirt.

Götterglauben. Die Namen der einzelnen Gottheiten Etruriens, welche uns zugekommen sind, sind in Römischer Form folgende: Jupiter, Juno, Minerva, Vertumnus, Nortia, Neptunus, Mater Matuta, Vulcanus, Saturnus, Mars, Janus, Vejovis, Summanus, Dispater, Mania, Ceres, Pales (Masc.), Ancharia, Voltumna, Horta, Inuus, Mercurius, Silvanus, Feronia. Hier nur Einiges über den Namen und den Ursprung dieser Götter. Von mehreren dieser Götter sind wir deßwegen sicher, daß uns die Römischen Schriftsteller die Etruskischen Namen überliefert haben, weil sie in Rom selbst keine Stelle im Kultus, also auch keinen Römischen Namen hatten. Dieß sind die Volsinische Schicksalsgöttin Nortia, die Fäsulanische Ancharia, die Göttin des Bundesheiligthums Voltumna; auch können noch Horta und Mania für Etruskische Namen gelten. Was die übrigen Gottheiten betrifft: so erfahren wir theils durch Etruskische Kunstwerke, namentlich die so genannten Pateren oder Spiegel, theils durch Schriftsteller von mehreren derselben, daß sie in Etrurien ganz andere Namen führten, als unter denen sie die Römer erwähnen. Nur der Name der Minerva wird in der Form *MENERFA* oder *MENRFA* auch durch jene Pateren als Etruskisch beurkundet, so daß besonders der Kultus dieser Göttin, die in Etrurien und Rom, so wie in Griechenland, Vorsteherin der Flötenmusik war, unverändert aus Etrurien nach Rom übergegangen zu sein scheint. Dagegen heißt Jupiter **Tinia** oder **Tina**, Vulcanus **Sethlans**, Mercurius **Turms**, Juno aber, wissen wir aus Strabon, hieß Etruskisch **Kupra** [17]), Dispater nach den Commentatoren zu Virgil **Mantus** [18]), womit der Name der Unterweltsgöttin **Mania** zusammen zu hängen scheint. Nicht alle hier aufgezählten Götter

---

[16]) s. v. *Τυῤῥηνία*. Vgl. Lutat. zu Statius **Theb. IV, 516.** [17]) V. p. 241. [18]) Serv. ad Aen. X, 199.

sind für eigentlich und allgemein Etruskisch zu achten; die Erdgöttin Feronia und der Unterweltsgott Soranus, welche in der Gegend des Berges Soracte, jene im Capenatischen, dieser im Faliskischen Gebiete, angebetet wurden, waren nach sichern Zeugnissen und Schlüssen Sabinisch [19]; sie entsprachen ziemlich dem Mantus und der Mania im Etruskischen, wie dem Hades und der Persephone im Griechischen System. Wie schwer aber die Religionen dieser benachbarten Völker zu scheiden seien, sieht man daraus, daß Varro den Vertumnus, den er selbst als **Deus Etruriae princeps** anerkennt, welcher durch die alte Volsinische Wanderung nach dem **Tuscus vicus** in Rom gewandert sei [20], unter den Göttern des Sabinischen Königs Tatius, und die Minerva, deren Etruskischer Ursprung sich doch auch ziemlich sicher stellen läßt, als von den Sabinern nach Rom gekommen anführt [21]. Dagegen scheint es Glauben zu verdienen, was als Aussage der Kenner der Etruskischen Disciplin angeführt wird [22]: daß eine jede nach der Regel gegründete Stadt die drei Tempel, des Jupiter, der Juno und Minerva, haben müsse, welche in Beziehung auf die drei Tribus, so wie auf die drei heiligen und geweihten Thore der Etruskischen **urbes** stehen. Was den Einfluß Griechischen Götterglaubens betrifft: so ist es auffallend, daß die Götter der Tyrrhenischen Pelasger, Kadmos oder Kadmilos und die Kabiren, deren Kultus bei diesem Volksstamm so gut bezeugt und bewährt ist, wie irgend ein anderes Faktum in der Geschichte alter Götterdienste, sich in den Städten Etruriens in keiner sichern Spur nachweisen lassen; denn daß Kallimachos des Hermes-Kadmilos als eines Tyrrhenischen, d. h. Samothrakischen, und nicht als eines Etruskischen Gottes gedacht habe [23], ist augenscheinlich [24], und die Deutungen von allerlei kleinen Idolen auf Kabiren bei Etruskischen Antiquaren sind noch sehr wenig sicher gestellt. Wie sehr aber hernach nicht bloß die Götter-, sondern auch die Heroenmythologie der Hellenen den Etruskern geläufig geworden ist, beweisen die Werke ihrer Kunst, welche nun auch rückwärts nicht ohne Wirkung auf Glauben und Kultus bleiben konnten, sondern theils die Aufnahme dieser Griechischen Sacra, theils die Zusammendeutung der fremden mit einheimischen

---

19) Etrusker II. S. 65 ff. 20) Varro de L. L. V, 8. p. 14. und bei Serv. ad Aen. V, 570. Properz IV, 2, 6 ff. u. A. 21) Varro de L. L. V, 10. p. 22. 22) Intpp. Virg. ap. *Serv.* ad Aen. I, 422. Vgl. Vitruv I, 7, 1. 23) S. Macrob. Sat. III, 8. Varro de L. L. VII, 3. p. 88. 24) Auch Niebuhr gibt jetzt zu, daß die Tyrrhenischen Weihen in Athen, deren Platon gedenkt, keine Etruskische, sondern Lemnisch-Samothrakische waren.

herbei führen mußten, wie z. B. der Soranus auf dem Berge Soracte sonderbarer Weise Apollo genannt wurde, indem man dabei auf die Vorstellung des Apollon Lykeios als eines schrecklichen Gottes Rücksicht nahm. Sehr großen Beifall erwarb sich bei den Etruskern der Dionysosdienst der Griechen; und bei ihnen besonders erhielt er die gräuelvoll verderbte und geschändete Gestalt, in welcher wir ihn durch die Begebenheiten des J. 566 in Rom kennen lernen.

Götterordnungen. Bedeutender als die sehr abgerissenen und zufällig überlieferten Angaben über einzelne Götter Etruskischer Städte sind die Nachrichten über die Götterordnungen: eine Lehre, welche für die ganze Disciplina sehr wichtig und folgenreich war. Die Götter (Äsar) [25]) zerfallen nach dieser Lehre in zwei Klassen, in die obern oder verhüllten, ruhende Gewalten, die indeß immer noch als Urquell des Weltlebens fort bestehn und in jeder bedeutenden Veränderung wirkend erscheinen, und die dii consentes oder complices, zwölf Götter, welche mit Jupiter vereint den Gang der bestehenden Welt lenken, aber selbst mit einer bestimmten Weltperiode, die sie hervorgebracht hat, auch wieder untergehn [26]). Ohne Zweifel waren gerade diese Consentes die Hauptgötter des Kultus, man nannte ihre Namen wie ihre Zahl, ohne daß wir sie indeß jetzt mit einiger Sicherheit namhaft machen können. An die Götter schließen sich die Genii an, deren Name zwar nicht, aber die Lehre von ihnen Etruskisch war: Ausflüsse der Götter, welche in der Zeugung der Menschen, aber wahrscheinlich in allem Leben, allen Produktionen der gesammten Natur thätig gedacht wurden [27]). Es gab Genien verschiedener Götter, namentlich Genii Joviales, andere des Neptun, der Unterweltsgötter [28]). Die Unterweltsgötter, welche eine eigene Klasse bildeten, werden insgemein schrecklich und furchtbar gedacht: der mit dem Hammer bewaffnete [29]), unerbittliche Mantus, auf den der Griechische Name des Charon übertragen wurde, sowohl wie die gespensterartige Mania, welche als Larenmutter in der Acca Larentia, die in den Mährchen von Romulus eine so sonderbare Rolle spielt, und in der stummen Lara oder Larunda wiederkehrt [30]).

---

[25]) Sueton August 97. Dio Cass. LVI, 29. Hesych. s. v. *Αἶσοι*.
[26]) S. Cäcina bei Seneca Qu. Nat. II, 41. Festus s. v. manubiae. Arnob. adv. gent. III, 40. Martian. Cap. de nupt. philol. IX. p. 309. Grot. [27]) Augustin C. D. VII, 13. Festus s. v. Genius. Macrob. Sat. I, 10. sind besonders zu beachten. [28]) Arnob. adv. gent. III, 40. Vgl. Etrusker II. S. 89. 90. [29]) Außer Kunstwerken s. Tertullian ad nat. I, 10. [30]) Etrusker II. S. 101 ff.

Diese Götter scheinen auch eine Art Furien zur Begleitung gehabt zu haben; sie waren es, auf welche sich alle düstern, abwendenden Gebräuche der Etruskischen Religion beziehen; sie die Götter, denen auch Menschenopfer fielen [31]. Daß indessen doch auch im Etruskischen Glauben, wie im Griechischen, die Unterweltsgottheiten zugleich als eine Quelle des ländlichen Segens gedacht wurden, nimmt man daraus ab, daß der **Mundus**, der Mittelpunkt einer nach Etruskischer Regel gegründeten Stadt, zugleich einen Kornbehälter vorstellte und doch auch als die Pforte der zur Oberwelt emporsteigenden Manen angesehn wurde. Der Name **Lar** (Tuskisch wahrscheinlich Herr) bezeichnet einen Gott als Vorstand und Beherrscher eines bestimmten Lokals; die **Lares familiares** sind nur eine Klasse von vielen ähnlichen; besonders merkwürdig aber ist es, daß man sich unter diesen **Lares familiares** auch hingeschiedene Menschenseelen, Manen, dachte, die, durch die Gewalt der Acheruntischen Sacra, oder auf andere Weise, der Unterwelt entrissen, nun mit milder Vorsorge über dem Hause ihrer Kinder wachten [32]. Diese Art von Laren werden auch Kinder der Mania genannt [33], wahrscheinlich weil sie, um wieder auf der Erde walten zu dürfen, zum zweiten Mal aus dem Schoße dieser Unterweltsgöttin hervorgehen mußten. Auch Penaten oder Götter des Haussegens hatte Etrurien und verehrte als solche besonders die Fortuna, die Ceres, den Genius Jovialis und Pales als ein männliches Wesen. Aber auch Genien des Neptun, der Unterweltsgötter so wie vergöttlichte Menschenseelen wurden als Penusgötter gedacht [34].

Gottesdienst. Obgleich dem Etruskischen Glauben eben so wie dem andrer altitalischen Völker und der Griechen eine Naturreligion zum Grunde liegt, welcher besonders das Leben und Wirken in der Natur als anbetungswürdig erscheint: so unterscheidet sie sich doch von jenen durch die ganz praktische und politische Richtung, welche die weitere Ausbildung dieses Fundaments genommen hat. Wie die alte Naturreligion von den Hellenenstämmen heroisirt, so ist sie hier ganz politisirt worden. Alles im Gottesdienste geschieht mit bestimmten Zwecken für das bürgerliche und gesellige Leben; Nichts ist unbefangener und natürlicher Ausdruck warmer Empfindungen;

---

31) Vgl. Plutarch **Qu. Rom. 83.** mit Livius **VII, 15.** 32) Servius **ad Aen. III, 168. 302.** Martian. Capella **de philol. II, 7. p. 36. II, 9. p. 40.** Vgl. Passeri's **Acheronticus** in Gori's **Mus. Etr. T. III. diss. 2.** 33) Varro **de L. L. IX, 38. p. 142.** und bei Arnobius **III, 41.** Macrob. **I, 7.** 34) Cäsius und Nigidius bei Arnob. **adv. gent. III, 40.**

Alles muß vielmehr dazu dienen, einen Verkehr mit den Göttern zu unterhalten, durch den alsdann wieder das ganze Leben bestimmt werden soll. Die Thieropfer zerfielen nach Etruskischer Lehre in zwei Klassen, in hostiae animales und consultatoriae, jenes waren Sühn= und Ersatzopfer, bei denen das Thierleben für ein anderes dargebracht wurde, wie bei den Acheruntischen Gebräuchen[35]); diese hatten die Befragung des Götterwillens zum eigentlichen Zwecke, und die Darbringung der Eingeweide, in denen der Götterwille vernehmbar schien, das exta porricere, ist nur eine Folge der Schlachtung des Thiers für den Zweck der Weissagung. Die Griechischen Spiele, welche die Etrusker und von ihnen die Römer annahmen, gehen in diesem Lande nicht mehr aus der natürlichen Stimmung von Menschen hervor, die sich vor ihrem Gotte des Lebens freuen und durch diese Freude selbst den Gott zu ehren glauben; sie sind eine Leistung, bei der nicht das Geringste versehen werden darf, ohne daß man daraus die Ungnade des Gottes abnehmen zu müssen glaubt; das Ausgleiten eines Tänzers bei diesen Spielen forderte Expiation des Götterzorns. Auch das Gebet hat nicht mehr das Kindliche, Vertrauensvolle, was es wenigstens oft bei den Griechen hatte, sondern ist an bestimmte feierliche Worte und superstitiöse Gebräuche gebunden, wie an die mit der Etruskischen Lehre vom Templum zusammen hängende Dextratio[36]), wobei gar leicht Etwas versehen werden konnte. Ueberall spielt die Vorstellung eines **Paktum's** hinein, eines festen Vertrages, in welchem sich Götter und Menschen befinden; die Götter sind selbst nichts Anderes als die Patricier in einem gemeinsamen Staatsverbande.

Disciplina Etrusca. Hieraus ergibt sich von selbst, warum bei den Etruskern die Lehre von der Erforschung des Götterwillens mehr als ein anderer Theil der Religion hervor treten und die Divination mehr als bei einem andern Volke zu einer Kunst und Wissenschaft ausgebildet werden mußte, deren Grundsätze in der That mit einem Scharfsinn und einer Consequenz entwickelt und ausgeführt worden sind, welche Bewunderung verdienen würden, wenn sie auf einen reelleren Gegenstand gewandt worden wären. Obgleich eine vollständige Darstellung dieser Disciplin nicht ohne tiefes Eingehen in den Römischen Gottesdienst Statt finden und daher unmöglich in diesem Aufsatze befaßt werden kann: so darf doch eine Andeutung der Hauptgrundsätze und Hauptzweige derselben nicht fehlen.

---

[35]) Servius ad Aen. IV, 56. [36]) Etrusker II. S. 139.

Grundsätze der Disciplin. Die **dii consentes**, die Beherrscher des gegenwärtigen Weltalters, an deren Spitze Jupiter steht, haben mit den Vätern des Etruskischen Volks den Vertrag aufgerichtet, ihnen Lehre und Warnung über alle wichtigen Angelegenheiten zukommen zu lassen, wenn sie auf die rechte Weise sie darum anrufen. Was dem auf die rechte Weise darum Flehenden und darauf Harrenden als Zeichen des Götterwillens entgegen kommt, das ist er nun auch berechtigt, für Götterwillen zu nehmen und der Erfüllung desselben getrost entgegen zu sehn; die Götter selbst haben sich dazu verpflichtet; aus welcher Ansicht natürlich auch manche sonderbare Versuche, den Lauf der Dinge zu ändern und nach eigenem Willen zu bestimmen, hervor gingen. Nach solcher Lehre behauptete man, daß, wenn es dem Tuskischen Weissager Olenus Calenus geglückt wäre, den Römischen Verkündigern des Prodigiums mit dem zu Rom im Capitol gefundenen Kopfe die Antwort abzugewinnen: hier sei das Haupt gefunden worden, hier solle der Tempel des höchsten Jupiter sein — Olenus hatte aber im Stillen mit seinem Stabe ein Templum vor sich hin gezeichnet und richtete seine Gedanken darauf — Etrurien, wo er sich befand, und nicht Rom den Vortheil von dem Zeichen gezogen haben und das Haupt der Welt geworden sein würde[37]. Ja ganz consequent ging daraus die Ansicht hervor, daß wenn ein Magistrat, welcher Auspicien erwartet, aber sie von einem Andern beobachten läßt, von diesem belogen wird, nicht die wirklich erschienenen, sondern die erlogenen Zeichen in Erfüllung gehen müssen: eine Lehre, durch welche freilich am Ende die Disciplin sich selbst aufhebt und zerstört, indem das Wort der Verkündigung (**nuntiatio**) die Genauigkeit und Richtigkeit der Beobachtung völlig unnütz macht.

Zu der rechten Verfassung, in welche sich der den Götterwillen Erforschende gesetzt haben muß, gehört vor Allem, daß er um sich selbst, es sei durch äußere Marken, oder auch bloß durch Blicke und Gedanken (**corregione, conspicione, cortumione**) ein Viereck beschrieben habe, dessen Seiten nach Norden und Süden und nach Westen und Osten gerichtet sind. Dieser Raum, der das Templum heißt, gilt als gebannt; er darf nicht leichtsinnig überschritten werden, sondern gestattet nur an einem Punkte, gegen Süden, den Ausgang[38]. Er wird in engstem Zusammenhange gedacht mit dem

---

[37]) Plinius **XXVIII, 4.** [38]) S. besonders Varro **de L. L. VII, 2. p. 81.** Plutarch **Romul. 22. Camill. 32.** Festus **s. v. Minora templa.** Servius **ad Aen. IV, 200.**

Himmelstempel; indem auch der ganze Himmel, in sofern er für Zeichenbeobachtung nach den Himmelsgegenden abgetheilt ist, ein Templum heißt. Bei dieser Himmelsabtheilung begnügten sich die Römer mit vier Abschnitten, welche durch die Mittagslinie, cardo, und die Kreuzlinie, decumanus, gebildet werden; die Etrusker aber — offenbar und sicher die Urheber der ganzen Lehre — verfuhren feiner und machten sechszehn Abschnitte [39]); ja sie vertheilten die gesammten Götter, die sie in ihre Disciplinen aufgenommen hatten, in diese sechszehn Regionen; worüber uns in Martianus Capella eine überaus interessante, wahrscheinlich aus den Büchern der Disciplin geflossene Auseinandersetzung aufbewahrt ist [40]). Der Sitz der Hauptgötter aber, des Jupiter und seiner Consenten als einer Göttergemeinde, ist immer im Norden, an dem unbeweglichen Nordpol, in der ersten Region [41]); von da schauen sie über die Welt und haben Süden gegenüber (daher Süden die antica, dagegen Norden die postica ist); Osten liegt ihnen links, Westen rechts. Die von Norden, aus den Gegenden des Jupiterhauses kommenden Blitze und Zeichen sind daher die stärkeren, bedeutungsvolleren; Gutes aber bedeutet, was aus Osten, von der linken Seite, Böses, was aus Westen, von der rechten, kommt, indem in dieser Gegend, in der das Licht der Sonne verschwindet, die Unterweltsgötter und der böse Vejovis wohnhaft gedacht wurden. Dieser Begriff des Templums wird nun aber besonders wichtig und merkwürdig durch die mannigfache Anwendung, die er im bürgerlichen und geselligen Leben erfuhr. Templa im Sinn der Etruskischen Disciplin, d. h. durch Auspicien und für Auspicien geweihte Plätze, waren erstens die meisten Gotteshäuser, obgleich keineswegs alle in Rom [42]); dann Plätze in den Curien, in denen das Senatusconsult auspicato abgefaßt wurde [43]), auch die Gegend der Rostra und der Fleck auf dem Marsfelde, wo die Curulsessel der hohen Magistrate bei den Comitien standen. Lokalabtheilungen aber, welche zwar nicht geradezu Templa genannt werden können, aber doch nach der Analogie des Templum [44]) behandelt werden, sind 1) die Etrusco ritu gegründeten Urbes, deren ursprünglich viereckige Form durch die Furchenziehung mit dem ehernen Pfluge des Tages in einer Art von Dextratio, wie

---

[39]) Cicero de divin. II, 18, 42. Plin. II, 55. [40]) De nupt. phil. I. c. 15. p. 15. ed. *Grot.* [41]) Vgl. mit Martian besonders Varro bei Festus s. v. sinistrae aves. Servius ad Aen. II, 693. [42]) Varro bei Gellius XIV, 7. [43]) Varro eben das. und de L. L. VII, 2. p. 82. u. A. [44]) Varro L. L. V, 32. p. 40.

sie auch bei der Lustration vorkommt, bestimmt wurde[45]), und welche auch durch die Einfassung des Pomoerium, eines heiligen und gebannten Raums, der das Stadtauspicium von dem auswärtigen schied, Aehnlichkeit mit einem Templum hatten; 2) die Lager, deren äußere Form und innere Eintheilung durch Cardo und Decumanus sammt dem Prätorium, welches auch Templum heißt, sicher von Etruriens Lucumonen und Haruspices ausging[46]); 3) die Aecker, indem dieselben Formen, welche den heiligen Fleck des Auspiciums in ein regelmäßiges Verhältniß zum Himmel und Universum setzen, auch gebraucht wurden, um dem Eigenthum an Grund und Boden völlige Festigkeit und Unverrücktheit zu geben, daher Etrurien auch das Vaterland der Italischen Landmessung und der Etruskische Haruspex der älteste Agrimensor war[47]); auch konnten nach dieser Regel abgetheilte Grundstücke zugleich schnell zu Auspicien benutzt werden[48]). Auch noch bei den Gräberanlagen in Etrurien läßt sich Etwas von der Analogie des Templum nachweisen[49]).

Die einzelnen Zweige der Divination, welche bei den Etruskern gefunden werden, sind folgende: 1) Die Divination der **Fulguratores** aus den Blitzen, welche bei den Etruskern erstens als Zeichen des Götterwillens gedeutet, dann auch procurirt und durch superstitiöse Gebräuche angeblich abgehalten, so wie herab gezogen wurden. Neun Götter warfen nach Etruskischer Lehre Blitze, von denen wir Jupiter, Juno, Minerva, Vejovis, Summanus, Vulcanus, Saturnus und Mars einzeln namhaft machen können; unter diesen hatte jeder Gott seinen eignen Blitz, nur Jupiter drei Arten (manubiae), je nachdem er für sich allein oder nach Berathung entweder mit den Consenten oder mit den verhüllten Göttern blitzt[50]). Welches Gottes der Blitz sei, wurde aus dem Ansehn des Blitzes und manchen Umständen abgenommen; ob Glück oder Unglück bedeutend, nahm man aus der Region des Himmels-Templum ab; die genauere Deutung gab alsdann der Zweck der Beob-

---

[45]) S. Cato bei Serv. ad Aen. V, 755. Varro a. a. O. Carminius bei Macrob. Sat. V, 19. Dieser schöpft aus den Tagetica sacra, die Andern wohl aus den rituales libri. [46]) Prima galeritus posuit praetoria Lucmo, Properz. [47]) S. den Etrusker Vegoja bei Goesius Auct. fin. reg. p. 258. Varro bei Hygin ebendas. p. 150. 215. [48]) *Cicero* de div. I, 17. de N. D. II, 3. Ueber die Lehre der Agrimensoren vor Allen Niebuhr Röm. Gesch. Bd. II. S. 381 ff. [49]) Etrusker Bd. II. S. 160. [50]) Plin. H. N. II, 53. Arnob. adv. gent. III, 38. Seneca Qu. Nat. II, 41. Festus s. v. manubiae Jovis.

achtung, die besondere Verfassung, in der sich der Beobachtende befand, an die Hand. 2) Die Eingeweideschau, die Hauptbeschäftigung der Etruskischen Haruspices in Rom: ein Zweig der Divination, der gerade auch in Kleinasien und in dem Semitischen Orient verbreitet war und vielleicht durch die Tyrrhener nach Italien gekommen ist; bei dem man das Beobachten des Verbrennens der Opferstücke, was auch in Griechenland von jeher gefunden wird, von dem genauen Besichtigen der edlern Eingeweide, besonders der Leber unterscheiden muß, welches erst aus Etrurien nach Griechenland hinüber gekommen zu sein scheint. 3) Die Beobachtung der Vögel, auch in Kleinasien besonders verbreitet. Diese wird freilich von den Römern selten als eine Etruskische Kunst erwähnt, weil sie für diese ihre eigne Augural-Disciplin hatten, aber war doch auch in Etrurien vorhanden und sogar hier mit mehr Naturkunde und, wenn man will, Scharfsinn ausgebildet als in Rom[51]). 4) Die Erklärung aller möglichen, vom gewöhnlichen Laufe der Natur abweichenden Phänomene und Ereignisse, der **prodigia, portenta, monstra**, welche weniger auf Regeln und systematische Principien gebracht werden konnte als die andern Theile der Divination, aber deßwegen oft gerade am meisten einen gewissen Witz bei der Entzifferung ihrer Bedeutung hervorrief.

Landeskultur und Industrie. Indem wir von dem religiösen Leben der Etrusker zu denjenigen Thätigkeiten übergehn, die auf die Dinge der Natur und den Unterhalt des Lebens gerichtet waren, dürfen wir zuvörderst im Allgemeinen den Etruskern einen Eifer in der Urbarmachung und Bearbeitung ihres Bodens nachrühmen, wie ihn kaum ein anderes Volk des Alterthums größer zeigt. Beweise dafür sind unter andern der ehemalige Zustand der Maremmen, welche laut dem Zeugnisse so vieler und ansehnlicher Ruinen darin im frühern Alterthum wohl bevölkert waren und erst im spätern als wüste und verlassene Gegenden vorkommen[52]); die Blüthe von Pisä, welche von der Regelung und Beschränkung des Laufes des Arnus abhing, auf welche auch Strabon[53]) hindeutet; die Spuren von Emissarien bei mehrern durch vulkanische Ereignisse entstandnen Seeen im südlichen Etrurien, wodurch der Boden für den Ackerbau trocken gelegt wurde[54]). In der Kunst des Wasserbaues müssen die

---

[51]) Plin. H. N. X, 17. X, 3. 7. Liv. I, 31. Porphyr de abstin. III, 4. p. 221. Rhoer. [52]) Plin. Epist. V, 6. Vopiscus Aurel. 48. Sidon. Apollin. Epist. I, 5. [53]) V, p. 222. [54]) Niebuhr R. G. I. S. 136.

Etrusker zeitig erfahren gewesen sein, wie die Geschichte von der Ableitung des Albanischen Sees in Camillus Zeit auf Rath eines Etruskischen Haruspex errathen läßt, und die Nachrichten von den Kanälen deutlicher beweisen, wodurch die Tusker von Adria in Oberitalien den Lauf des Po regelmäßiger machten und eine Gegend, welche im frühern Alterthum nach physischen Gründen und historischen Nachrichten mit den Lagunen von Venedig große Aehnlichkeit gehabt haben muß, sehr zum Vortheil ihres Ackerbaues und Handels zu gestalten wußten[55].

Die alte Ehre und Heiligkeit des Ackerbaues bezeugen die Sagen von Tages und Tarchon; der alte Hakenpflug mit ehernem Zahne wurde immerfort bei dem Etruskischen Ritus der Städtegründung gebraucht. Das Hauptgetreide in dieser Gegend Italiens war Spelt oder Dinkel, far oder ador, der derbe Brei daraus, puls, auch in Etrurien von jeher eine Hauptspeise[56]; doch brachte besonders der fruchtbare Boden Pisä's nach Plinius auch die feine Weizenart, siligo, in besonderer Güte hervor. Flachs in den Gebieten von Tarquinii und Falerii, Wein in dem vulkanischen Theile Etruriens, Olivenbäume um Volsinii, Tannenwälder gegen den Apennin hin gehören zu den wichtigsten vegetabilischen Produkten Etruriens. Die Rindviehzucht wird in verschiedenen Theilen des Landes gerühmt, von der Schweinezucht der Etrusker redet Polybios ausführlich; und für das Vorhandensein bedeutender Schafheerden spricht der öfter gerühmte Fleiß der an „Tuskischem Vließ"[57] sich müde arbeitenden Frauen des Landes. Von den mineralischen Produkten war das Eisen von Ilva oder Aethalia, wie die Insel wahrscheinlich von den Tyrrhenern genannt worden war, eines der werthvollsten; Populonia war im Besitz der Insel, aber litt keine Schmelzöfen auf derselben; in Populonia ausgeschmolzen wanderte das Eisen von da in alle Welt[58]. Auch die Kupferbergwerke von Volaterrä haben wahrscheinlich schon die Etrusker bearbeitet, vielleicht auch Silberminen in dieser Gegend und in Oberitalien. Dagegen wurde der andre mineralische Hauptschatz Etruriens, der Marmor von Luna, von den alten Tuskern viel weniger benutzt (man kann ihn von Tuski-

---

55) Plin. H. N. III, 20. 56) Martial Xen. 8. Columella II, 6. Plin. XVIII, 12, 2. 57) Juvenal VI, 289. 58) Varro bei Serv. ad Aen. X, 174. Diodor V, 13. Strabon V. p. 223. Die mirab. auscult. 95., wozu die Anführungen Beckmanns zu vergleichen sind. Die Wiedererzeugung des Eisensteins auf Ilva, wovon die Alten reden, erklärt die neuere Mineralogie für unmöglich bei der Art, wie die Eisenminer dort vorkommt.

schen Werken nur an den Mauern Luna's nachweisen), als mehrere andre geringe Steinarten, die in den verschiednen Landschaften Etruriens gefunden werden, namentlich der dem Peperino ähnliche Stein von Volsinii [59]), der Alabaster von Volaterrä und eine Marmorart, die in der Maremma von Pisä bricht [60]).

Den eifrigen Betrieb verschiedner Handwerke in Etrurien bezeugen die Nachrichten, die uns aus dem Alterthume über die Wohnung, Kleidung und die Mahlzeiten der Etrusker erhalten sind und die ein frühe beginnendes Streben nach äußerem Glanz, welches zeitig in Ueppigkeit ausartete, erweisen. Die Städte Etruriens lagen, wie sich ziemlich von allen einzeln nachweisen läßt, auf Anhöhen, oft auf sehr steilen Felsenbergen und waren mit kolossalen Mauern eingefaßt (die Mauern Volaterrä's sind nach Gori 32 Römische Fuß hoch, 8 dick; die einzelnen Steine zum großen Theil über 12 Fuß lang), deren Bauart zwischen der Polygonen-Construction der Argolischen und Latinischen Gebirgsgegend und dem regelmäßigen Quaderbau der Perikleischen Zeit in Athen in der Mitte steht oder auf- und abschwankt. Die Construction in Polygonen findet man besonders bei Saturnia, Cosa, einiger Maßen auch bei Rusellä; regelmäßiger sind die Mauern von Volaterrä, Fäsulä, Cortona [61]). Da es wahrscheinlich ist, daß die regelmäßigen Formen allmälig die unregelmäßigen verdrängten: so scheint hieraus hervor zu gehn, daß diese Weise des Mauerbau's sich vom Süden nach Norden verbreitete, was auf eine merkwürdige Weise die Sage von Tarchon bestätigen würde. Die Mauern von Tarquinii, noch mehr die von Cäre und Veji, sind vom Erdboden verschwunden, was wohl nur daraus erklärt werden kann, daß die Steinblöcke nach Rom transportirt worden sind, um dort für Bauwerke benutzt zu werden. Der mächtige und großartige Stil, den diese Mauern, so wie die Bauunternehmungen der Tuskischen Könige in Rom, darlegen, zeigte sich ohne Zweifel auch in andern Bauwerken der Tuskischen Städte; von denen jetzt indessen nicht viel Anderes als Gräbergrotten übrig ist; ja man darf wohl auch mit Grund die Erfindung des Wölbens durch den Keilschnitt den Etruskern beilegen, da die gewölbte Cloaca maxima der Tarquinier älter ist als Demokritos, von dem die Griechen diese Erfindung herleiten,

---

[59]) Vitruv. II, 7. Plin. XXXVI, 49. [60]) S. über diesen und den Lunensischen Marmor *S. Quintino* Lezioni intorno a diversi argomenti d'Archeologia. 1824. 1825. Abhandl. I. und Mem. della R. Accad. di Torino T. XXVII. p. 211 sqq. [61]) S. besonders den Atlas von Micali mit den berichtigenden Bemerkungen von Inghirami dazu.

wenn man nicht mit Hirt annehmen will, daß die Kloaka ursprünglich als ein unbedeckter Kanal angelegt worden sei. Ein imposantes Denkmal der Construction im Bogen ist das große Stadtthor von Volaterrä [62]). Was die Einrichtung der Privathäuser betrifft, so verdient die Ueberlieferung vollen Glauben, welche den Ursprung des **Atrium** oder **Cavaedium**, dieses am meisten charakteristischen Theils Italischer Wohngebäude, bei den Tuskern sucht [63]), die auch sicher nicht immer bei der einfachen Form desselben, die in Rom **Atrium Tuscanicum** hieß, stehen blieben, sondern diesem Raume, den der von Dienenden und Aufwartenden umdrängte Lucumo sich besonders geräumig wünschen mußte, durch zugeführte Säulenhallen mehr Ausdehnung und ein glänzendes Ansehn zu geben wußten [64]).

Kleidung. Die Tusker waren es, nach Angabe alter Schriftsteller, bei denen sich die Römische Tracht der Toga, die sich von dem Griechischen Pallium durch das Ansehen größerer Gravität, aber auch Schwerfälligkeit unterscheidet, (doch hatten auch einige Griechische Landschaften unter dem Namen Tebennos etwas Aehnliches,) ausgebildet haben soll, wobei wieder den Lydischen Pelasgern eine Einwirkung zugeschrieben wird [65]). Die Geschicklichkeit Tuskischer Frauen im Weben von Tuniken und Togen repräsentirt die Tarquinische Tanaquil; von den verschiedenen Manieren, diese Gewänder zu verzieren, hat sich die **Toga praetexta**, *περιπόρφυρος τήβεννα*, als Tuskisch-Römisches Magistratskleid in Erinnerung erhalten. Alle diese eitle Pracht verspottend sagte der alte Saturendichter Lucil: „die Präterten und Tüniken, all das verächtliche Werk der Lyder," wodurch offenbar hier Tusker bezeichnet werden [66]). Die Tyrrhenischen Prachtschuhe oder Sandalen, welche wieder mit dem Lydischen Schuhwerk, dessen schon Sappho gedacht, zusammen zu hängen scheinen, waren in Athen schon in Perikles Zeit bekannt und wurden von Phidias in der Kunst benutzt [67]). Der Römische **mulleus**, der be-

---

[62]) Zu den Etruskischen Werken rechnet Campanari **Urna di Arunte p. 66.** auch die Brücke von Vulcia, die von Toscanella über die Fiora führt. [63]) Varro **de L. L. V, 33. p. 45 sqq.** Vgl. Festus **s. v. atrium.** Serv. **ad Aen. I, 726.** [64]) Vgl. Vitruv **VI, 10.** mit Diodor **V, 40.** [65]) S. Photios **s. v.** *τήβεννα* nach der Emendation *Τυῤῥηνοί*. Artemidor Oneirokr. **II, 3.** Suidas **s. v.** *τήβεννα*. Tertullian **de pallio I, 1.** Servius **ad Aen. II, 781.** [66]) Bei Nonius **de gener. vestim. s. v. tunica.** Vgl. auch über die Trabea Florus **I, 6.** [67]) Pollux **VII, 22, 86. 92.** Hesych. u. Photios **s. v.** *Τυῤῥηνικὰ σανδάλια*. Virg. **Aen. VIII, 458.** Ovid **Amor. III, 1, 14.** Plin. **H. N. XXXVI, 4, 4.**

reits die Füße alt-albanischer Könige geschmückt haben soll, mag im Ganzen mit den Tyrrhenischen Sandalen große Aehnlichkeit gehabt und zu derselben Klasse von Fußbekleidung gehört haben[68]). Von Kopfbedeckungen lassen sich apex, tutulus und galerus nebst der Kopfbinde struppus bei den Tuskern nachweisen. Von der übrigen Sorge für das Aeußere des Körpers verdient das velli, das Befreien des Körpers von Haaren, was man besonders durch Anwendung von Pech bewirkte, als etwas in Etrurien Einheimisches angemerkt zu werden[69]).

Nahrung. Nicht am schlechtesten war es in Etrurien mit der Küche bestellt. Die molae versatiles sollten eine Erfindung Volsinii's sein[70]). Auch hier fand der Magen bei der Frömmigkeit seine Befriedigung; die zahlreichen Opfermahlzeiten mästeten, wie auch Virgil andeutet, den Etruskern nach Persius Ausdrucke einen popa venter an. Die pingues oder obesi Etrusci des Virgil und Catull sind bekannt. Nepos in der Bedeutung Schwelger soll ein Tuskisches Wort sein. Und haben die Griechen auch manchen Zug der Etruskischen Sitten, der nur nach ihren Gewohnheiten anstößig war, wie das Zusammenspeisen von Männern und Frauen, gemißdeutet, Anderes erschrecklich übertrieben: so kommen zur Bestätigung der Hauptangaben doch auch von Römischer Seite manche Nachrichten über Tuskische Weichlichkeit und Unsittlichkeit zu Hilfe[71]).

Handel. Wie eine früh erwachte Neigung zum Lebensgenusse die Industrie steigerte, so befeuerte sie auch ohne Zweifel den Handelsverkehr im Innern und mit fremden Nationen. Der innere Verkehr drehte sich besonders um Panegyrische Sacra und Nationalconvente, wie beim Tempel der Feronia und der Voltumna; zu denen Käufer und Verkäufer von allen Seiten zusammen strömten[72]). Eine Haupthandelsstraße, welche die Küsten des obern Meeres mit denen des untern verband, lief, wie man aus Skylax Andeutungen errathen kann, von Spina am Po nach Pisä am Arnus und ging wahrscheinlich bei Pistorium über den Apennin. Daß aber vom Paduslande aus von den Tuskern auch ein auswärtiger Landhandel nach dem Norden getrieben wurde, läßt erstens die Sage von einer geheiligten Handels-

---

[68]) Salmas. ad *Vopisc.* Aurel. 49. p. 587. Vgl. jetzt Jo. Laur. Lydus de magistr. I, 17. p. 36. [69]) Älian H. A. XIII, 27. Theopomp bei Athen. XII. p. 518 a. und der volsus ludius bei Plautus. [70]) Plin. XXXVI, 29. [71]) So das ex Tusco more dotem quaerere corpore Plaut. Cistellar. II, 3, 20, die scorta Pyrgentia Lucil. ap. *Serv.* ad Aen. X, 184. und Anderes. [72]) Liv. I, 30. IV, 23, 24.

straße über die Alpen vermuthen, welche von allen umwohnenden Völkern geschützt und gesichert worden sei[73]), dann aber besonders die bei den Griechen im sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. herrschende Ueberzeugung, daß der Bernstein am Padus-Eridanus sich bilde, welche nicht entstehn konnte, wenn er nicht wirklich aus dem Innern des Adriatischen Busens, von den Tuskischen Handelsstädten Adria und Spina, zu den Griechen kam; die Vorräthe von Bernstein, welche dieser Handel voraussetzt, können aber nur durch die Voraussetzung erklärt werden, daß die Verkehrstraße des Bernsteins von der Preußischen Küste durch Gothische und andre Teutsche Stämme nach Oberitalien, welche wir in der Römischen Kaiserzeit genauer kennen lernen, aber schon von Pytheas, ja sogar in einer Stelle Herodots angedeutet finden, sich schon in der Blüthezeit der Etruskischen Macht in Oberitalien durch den nach allen Seiten umher spähenden Handelsgeist dieses Volkes gebildet habe[74]). Der Seehandel aber bildete sich bei den Etruskern auf eine Weise, die auch bei andern Völkern vorkommt, aus der Seeräuberei hervor, welche von den alten Tyrrhenern auf die Tusker übergegangen war, viele Jahrhunderte hindurch der Schrecken der sich in jene Meere wagenden Griechen blieb und auch nach der Befestigung der Griechischen Herrschaft in Sicilien und Unteritalien, ja selbst bis in die Zeiten der Rhodischen Seeherrschaft hinein fortdauerte[75]). Dieser Seeraub war aber nichts Anderes als ein beständiger und allgemeiner Krieg, den die Etruskischen Staaten im Kleinen gegen jedes Volk führten, welches nicht in festen Handelsverträgen sich mit ihnen befand; man sieht, wie er sich auf diese Weise wohl mit einem blühenden und ausgebreiteten Seehandel vertragen konnte. Solche Handelsverträge (σύμβολα) hatten die Tuskischen Städte mit Karthago[76]), die wir uns nach dem Muster der bekannten Traktate Karthago's mit Rom vorstellen können, auch mit der reichen und für die Handelsleute, die ihr die Mittel zur Schwelgerei lieferten, höchst einträglichen Stadt Sybaris[77]); dagegen Syrakus fast immer den Etruskern feindlich gegenüber stand und auch die Phokäer sich mit Gewalt der Waffen den Eingang in diese Meere bahnen mußten, in denen sie als die ersten Griechischen Handelsleute und Seefahrer erschienen[78]). Von den Waaren, welche die Etrusker einführten, waren

---

[73]) Mirab. Auscult. c. 86. p. 175. Beckmann. [74]) Die Ausführung dieses Satzes Etrusker Bd. I. S. 280 ff. [75]) S. Aristeides Rhod. II. p. 342. a de conc. ad Rh. p. 399. d. ed. *Canter.* Diodor XI, 88. Strabon VI. p. 257 A. [76]) Aristot. Pol. III, 5. [77]) Athenäos XII. p. 519. b. [78]) Herodot I, 163. VI, 17.

ohne Zweifel edle Metalle, Elfenbein, Weihrauch und dergleichen Erzeugnisse des Orients die bedeutendsten; Hauptausfuhrartikel waren das Roheisen Ilva's, der Bernstein des Po-Landes, Getreide, Holz, Wein, aber auch Werke der Industrie und Kunst von Thon und Erz. Die Seemacht der Etrusker war wenigstens vor der Schlacht von Kyme nicht unbedeutend; die Schiffe waren meist Pentekonteren, obgleich auch Trieren erwähnt werden[79]), wie die Griechischen mit rostra, ἔμβολα, versehen, deren Erfindung sogar von Pisä abgeleitet wird[80]); achtzehn davon kamen noch dem Agathokles gegen die Karthager zu Hilfe; hernach vernimmt man nichts mehr von einer Tuskischen Flotte, die indeß doch wohl im ersten Punischen Kriege die Grundlage der Römischen gebildet haben muß. Haupthäfen Etruriens in seiner größten Ausdehnung waren der von Luna, der Pisanische, die Bucht von Populonia, der Hafen Argoos auf Ilva, der Hafen Telamon, der Herkuleshafen von Cosa, die reiche und blühende Hafenstadt Pyrgoi bei Cäre, der Portus Vatrenus an der Mündung des Po bei Spina und der Hafen von Adria in den Lagunen; Tarquinii, welches doch in besonders regem Verkehr mit den Griechen gestanden haben muß, ermangelte eines bedeutenden Hafens. Durch lebhaften und besonders freundlichen Verkehr mit den Griechen zeichneten sich Cäre und Spina aus, fast halbgriechische Städte, welche auch beide, nach Strabon, mit ihren Weihgeschenken an den Delphischen Apollon besondre Thesauren füllten.

Etruskisches Geld. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dem Etruskischen Geiste des Handels und der Industrie auch das System des Geldes verdankt wird, welches wir seit der Herrschaft der Tuskischen Könige eben so in Rom wie in Etrurien angenommen finden. Dieses Münzsystem bezieht sich ursprünglich ganz auf gegossene Kupferstücke, in der ersten Zeit quadratischer, dann runder Form, welche das Pfund (Libra, As) mit seinen Unterabtheilungen (Unciae) darstellten. Durch den Verkehr Etruriens mit den Italiotischen und Sikeliotischen Griechen ging dieses Münzsystem mit seinen Namen, Eintheilungen und der Gattung der einzelnen Stücke auch auf die Letzteren über; in Syrakus rechnete man wenigstens schon zu Epicharmos Zeit (Olymp. 75) nach Litren (λίτραι, librae), die wie das As in Uncien zerfielen; und schon auf alten Silbermünzen von Syrakus und Tarent kommen dieselben Kügelchen (globuli), wie auf Tuskischen Kupferstücken, zur Bezeichnung der Unciae vor. Hier waren näm-

[79]) Thukyd. VI, 103. Pausan. X, 16, 4. [80]) Plin. VII, 57.

lich diese Namen und das ganze System auf das Silbergeld übertragen worden, dessen sich die Griechen schon seit Olymp. 8 bedient hatten, so daß der Aeginetische Obolos der Libra gleich gesetzt und selbst Litra genannt worden war[81]). War diese Gleichsetzung in einer Zeit geschehn, in welcher beide ihr volles Gewicht hatten, so war das ursprüngliche Verhältniß des Kupferpreises zu dem des Silbers **1** zu **268**. Da aber das Silber in immer größern Massen nach Italien kam, das Kupfer sich erschöpfte: so stieg das Kupfer immer mehr an Werth, und die Etruskischen Staaten machten den dem Obolos entsprechenden As immer kleiner, besonders da die am entgegengesetzten Ende des Striches ziehenden Griechen doch auch ihre Silbermünze, wenn auch nicht in dem Maße, durch mehrmalige Reductionen, verringerten. Um **400** Roms scheinen die Tuskischen Asse etwa sechs schwere oder volle Unzen betragen zu haben; die Korinthischen oder Sikeliotischen Silbermünzen aber, welche in dieselbe Zeit fallen und nach dem Münzsysteme dieser Staaten für Dekalitren gelten müssen, wiegen gegen **164** Gran, was verglichen mit dem Gewicht jener Asse (**3077** Gran) ein Verhältniß von **1** zu **187** ergibt. Im Punischen Kriege kam das Verhältniß des Kupfers zum Silber, wie man aus dem damaligen Gewichte des As und dem Maßstabe der ersten Denarien, welche die Republik schlug, mit Sicherheit ausrechnet, auf **1** zu **140** herab. Als Staaten, welche in Mittelitalien schweres Kupfergeld gießen ließen, sind uns durch die Aufschriften (die indeß bei sehr vielen Stücken fehlen) Volaterrä, Populonia, Kamars, Telamon, auch wohl Volsinii, im benachbarten Umbrien Tuder, Iguvium, Vettona, Pisaurum nebst Adria in Picenum bekannt. Die Kupferasse der Umbrischen Städte sind besonders zahlreich und deuten auf Bergwerke in diesen Gegenden; das Asgeld von Adria zeichnet sich durch besondre Schwere aus. Populonia scheint erst Kupfer gemünzt zu haben, da Volaterrä aufgehört hatte, wie aus dem verschiednen Gewichte abgenommen werden kann; dagegen schlug diese Handelsstadt schon früher Silber auf Griechische Weise, wovon noch viele Stücke, dem Gewicht nach etwa aus dem fünften Jahrhunderte Roms, übrig sind; auch Goldmünzen sind von Populonia und neuerlichst von Volsinii ausgemittelt worden[82]).

---

[81]) Aristoteles bei Pollux IV, 24. 174. IX, 6, 80. [82]) Zur Begründung dieser Sätze weise ich auf die Münzwerke von Zelada, Arigoni, Eckhel, Mionnet, Sestini, auf Lanzi und Inghirami, besonders auf Passeri's **Chronicon numarium** in den **Paralipomena ad** ***Dempsterum*** und den Abschnitt Etrusker Bd. I. S. 304—348.

Kunst, Gymnastik, Orchestik, Musik. Wie in Griechenland, so knüpft sich auch in Etrurien die Uebung der Künste, besonders der genannten, an den Dienst der Götter an und erscheint in der Form von heiligen Spielen; aber während sie in Griechenland mit Freiheit und Heiterkeit aus dem Aufschwunge des Gemüths, den das Fest herbei führt, hervorgeht und eben darum immer frisch und lebendig bleibt, wird sie in Etrurien bloß äußerlich mit anderem Gepränge herbei geholt, um dem Gottesdienste Ansehn und Schmuck zu verleihen, und ermangelt eben deßwegen eines inneren Lebenskeimes. Die Athleten der Römischen Circusspiele waren, wie alle andern Darstellungen dieser Spiele in früherer Zeit, von den Tuskern zu den Römern gekommen; es waren besonders Faustkämpfer, welche mit Gürteln um die Lenden auftraten, aber ohne Zweifel keine Freigeborne, viel weniger Edle, wie in Griechenland so häufig, sondern unterthänige Leute, welche im Dienste der Vornehmen die Athletik handwerksmäßig betrieben[83]. In den Sepulcralgrotten findet man ziemlich alle Kämpfe der Griechischen Gymnastik wieder und außer ihnen noch Uebungen, welche uns von Griechenland her nicht bekannt sind. Wie die Athleten, waren auch die Pferderennen von den Griechen zu den Etruskern gekommen, deren Große sie mit Leidenschaft, gewiß aber nie persönlich beschrieben[84]. Dagegen waren die Gladiatorenkämpfe ungriechische, echt Italische Agonen und nach wahrscheinlichen Nachrichten eine Tuskische, von den Tuskern in Campanien ausgebildete Einrichtung[85]. Auch hängt der Gebrauch dieser Art von Menschenopfern bei den Leichenmahlen ohne Zweifel eng mit Tuskischen Religionsideen zusammen.

Von Tuskischen Tänzern, worüber besonders die Nachrichten von der Circus- und Triumphal-Pompa, welche nur eine Erweiterung der erstern ist, dann auch Bildwerke belehren, kennen wir zwei Gattungen. Die eine besteht aus denen, welche die Römer ludii, die Griechen Satyristen oder Tityristen nennen, sie hatten in der Tracht sowohl wie in der Lebhaftigkeit und Munterkeit ihrer Sprünge und Bewegungen mit den bakchischen Tänzern der Sikinnis in Griechenland große Aehnlichkeit. Dieselben waren es, welche im J. 391 auf Veranlassung einer Seuche, die durch Spiele gesühnt werden mußte, nach Rom geholt wurden und

[83] Liv. I, 35. V, 1. Dionys. VII, 72. Vgl. Herod. I, 167. [84] Liv. und Dionys. an den angef. Stellen. Plin. H. N. VIII, 65. X, 34. Servius ad Aen. XI, 134. [85] Nikol. von Damask bei Athen. IV. p. 153. f. Isidor Origg. X. p. 247. s. v. lanista.

hier vom Tuskischen Worte hister den Namen histriones erhielten; es waren keine Schauspieler nach späterem Begriffe, sondern bloße Tänzer, selbst ohne Gesang; indeß wissen wir von eben diesen Satyristen bei der Triumphal-Pompa, daß sie doch auch zugleich durch mimische, ins Lächerliche fallende Gesticulation den Charakter und die Schicksale fremder Personen darstellten[86]. Die andre Gattung ist ein Waffentanz, eine Art Pyrrhiche, welche in schwerer Rüstung, aber dabei mit großer Behendigkeit und Schnelligkeit, in prokeleusmatischen Rhythmen getanzt wurden. Bemerkenswerth ist, daß, wie beim Römischen Saliertanze, dabei gesungen und das Andenken alter Heroen in Liedern gefeiert wurde[87].

Das Flötenspiel war ganz ohne Zweifel durch die Tyrrhenischen Pelasger nach Etrurien gekommen; Lydo-Phrygien ist das Vaterland dieser Art von Instrumentalmusik auch für Griechenland. Diese Musik wurde den Tuskern national, man vernahm sie in Etrurien nicht bloß beim Gottesdienst, sondern nach den Nachrichten der Griechen auch beim Faustkampfe, auf der Jagd, bei der Ausübung verschiedener Handwerke[88]; die Tuskischen Flötenspieler, deren einheimischer Name subulones war, wurden selbst in Griechenland gesucht und bildeten eine bedeutende Korporation unter den Metöken Roms in früheren Zeiten[89]. Auch in den Kunstwerken Etruriens herrscht die Flötenmusik vor dem Saitenspiel vor, obgleich sich auch von dem letztern nicht selten Beispiele finden. Dieselben Kunstwerke zeigen, daß auch in Etrurien gewöhnlich zwei Flöten zusammen genommen wurden, und wie in Phrygien die linke Flöte durch die angesetzte gebogene Mündung (Phrygium cornu) einen dumpfen und hohlen Ton erhielt: so scheint dasselbe auch bei den Etruskern geschehen zu sein; darum heißt Elymos diese Phrygische krumme Flöte und zugleich ein Tyrrhener[90]. Auch die ältesten Tonweisen der Tusker mögen sich an die Lydischen und Phrygischen angeschlossen haben; ge-

---

[86]) S. Dionys. a. a. O. Appian VIII, 66. Valer. Max. II, 4, 4. Livius VII, 2. Tacit. Annal. XIV. 21. Tertullian de spectac. 5. Isidor Etym. XVIII, 16. auch Plautus Curcul. I, 2, 63. 87) Servius ad Aen. VIII, 285. sonst Dionys. II, 71. und die Stelle über die Circus- und Triumphal-Pompa. [88]) S. die Angaben bei Athenäos IV, 154. XII, 517 sqq. Pollux IV, 7, 56. Älian H. A. XII, 46. Es ist sehr merkwürdig, daß auch in den Tarquinischen und Clusinischen Wandgemälden zweimal Faustkämpfer vorkommen, welche einen Flötenspieler neben sich haben. Kestner in den Annali dell' Instituto di corrisp. archeol. 1829. p. 106. 119. [89]) Athen. XIII. p. 607. Liv. IV, 30. Ovid Fast. VI, 653 sqq. [90]) Steph. Byz. s. v. *Αλαινή* und *'Ελύμεια*.

rade die nächsten Nachbarn der Pelasger-Tyrrhener, die Torrheber, kommen in verschiedenen Traditionen als Urheber eigener Melodieen vor; indessen weiß man von deren weiterer Ausbildung und Entwickelung in Etrurien nicht das Geringste.

Das Instrument, dessen Ursprung das ganze Alterthum von den Tyrrhenern oder Etruskern ableitet — die Griechen namentlich von einem Tyrrhenerhäuptling Maleos (Melas, Maleotes), oder einem andern Archondas oder Hegeleos, oder einem angeblichen Pisäos[91]); die Römer von der alten Etruskischen Stadt Vetulonium[92]) — die Trompete, scheint wirklich eine aus der Flöte, die ja auch im Alterthum einen sehr grellen und weit hörbaren Ton hatte, hervorgegangene Erfindung des Tyrrhenischen Stammes zu sein, auf welche diese Tyrrhener theils das Bedürfniß möglichst lauter Signale auf ihren Raubzügen, theils das Gefallen an dem grellen und schmetternden Ton geführt haben mag. Außer dem Kriege läßt sich der Gebrauch dieses Tonwerkzeugs in Etrurien auch bei Aufzügen und Opfern, besonders bei Leichenbegängnissen, theils voraussetzen, theils nachweisen[93]). Eine Modifikation der Tuba war der **Lituus** mit umgebogener Oeffnung (*κώδων κεκλασμένος*) von höherem Ton als die gewöhnliche Trompete; auch diese war selbst dem Namen nach Tuskisch und wird von Einigen sogar als die eigentliche ***Τυρσηνικὴ*** *σάλπιγξ* betrachtet[94]).

Architektur. Nachdem oben von dem Bauwesen der Etrusker, insofern es bestimmten Lebenszwecken diente, die Rede war: muß hier etwas über ihre Architektur als eine Kunst gesagt werden, welche der Darstellung eigenthümlicher Ideen nachstrebt. Der Griechische Sinn für Maß und Harmonie scheint den Etruskern sehr gefehlt zu haben; das Grabmahl des Porsena, welches, wenn es auch nie auf diese Weise ausgeführt wurde, doch wenigstens eine Etruskische Phantasie ist, zeigt eine starke Neigung zu dem Seltsamen, Ungeheuern, Phantastischen[95]). In der Tempelbaukunst erscheinen die Tusker als die Nachahmer der Griechen; die Tuskanische Säulenordnung ist nur eine Modifikation der altdorischen; den Hauptunterschied macht, daß,

---

[91]) Pausan. II, 21, 3. Eustath. und die Schol. Il. XVIII, 219. (verbessert Etrusker II. S. 209. 211). Schol. Sophokl. Aias 17. Luctat. zu Statius Theb. IV, 224. Vgl. die Lexikogr. unter *Ληστοσαλπιγκταί*. [92]) Silius VIII, 490. vgl. IV, 167. Strabon V. p. 220. Diodor V, 40. u. A. [93]) S. Hygin. fab. 274. [94]) S. Eustath. und die Schol. zur Il. a. a. O. Joannes Laur. Lydus de menss. IV. Apr. 6. p. 98. [95]) Varro bei Plinius H. N. XXXVI, 14, 4. Isidor Origg. XV, 2.

während bei den Griechen sehr zeitig das Gebälk aus großen Steinblöcken construirt wurde, bei den Tuskern Alles, was auf den Säulen ruhte, von Holz war, woraus natürlich eine dünnere Form der Säulen und eine weitere Stellung derselben, zugleich aber ein breiteres, niedrigeres und gedrückteres Ansehn des ganzen Gebäudes hervorging. Auf die Disposition des ganzen Tempels aber hatte offenbar die Tuskische Disciplin durch die Lehre vom templum den größten Einfluß: die oblonge Form der Griechischen Tempel wurde verlassen und eine mehr quadratische (die Breite 10, die Länge 12) angenommen; die vordere Hälfte der Grundfläche wurde jederzeit der Säulenhalle und nur die hintere ganz oder zum Theil dem Gotteshause, der Cella, bestimmt (auch im Himmelstempel wohnt der Gott in der postica), die Thürflügel der Zelle schlossen demgemäß gerade auf dem Punkte, wo bei der Designation des Templum die beiden Grundlinien, cardo und decumanus, sich durchschnitten hatten, so daß der dedicirende Magistrat, welcher bei dieser Handlung die Thürpfosten anfaßte, auf demselben Punkte stand, wie der designirende Augur oder Haruspex[96]). Der Capitolinische Tempel in Rom war ganz nach denselben Grundsätzen gebaut und Nichts als ein erweiterter Tuskanischer. Auch Theater nach Griechischer Weise hatte Etrurien; die mächtigen Trümmer von Fiesole, so wie die Reste eines Theaters zu Adria und Arretium, gehören aller Wahrscheinlichkeit nach in die Etruskische Zeit. Eben so wenig kann es in Etrurien an Hippodromen oder an Circi gefehlt haben. Ob die Italien eigenthümlichen Amphitheater von Etrurien ausgegangen sind oder die in Etrurien befindlichen Trümmer derselben erst der Römischen Zeit angehören, scheint nach den bisherigen Untersuchungen noch nicht ausgemacht. Am meisten wissen wir jetzt von den Grabanlagen der Tusker. In Sardinien stehen noch unter dem Namen Nuraghen jene aus horizontalen Steinlagen in konischer Form durch allmäliges Zusammentreten der Steinlagen gebildeten Tholi, bei denen schon das Alterthum an die Thesauren Griechenlands dachte und sie für Gräber des Jolaos und seiner Genossen und für Dädaleische Wunderwerke hielt; wahrscheinlich fallen sie in die Zeit der Etruskischen Herrschaft über die Insel, aber nothwendig in eine Periode, in der die Wölbung durch den Keilschnitt noch nicht erfunden war[97]). Die in Etrurien befindlichen, in den Fels gehaue-

---

[96]) S. über den Tuskanischen Tempel besonders Hirt Baukunst der Alten S. 47. 70. 88. Geschichte der Baukunst Bd. I. S. 251 ff. Leo Klenze Versuch der Wiederherstellung des Toskanischen Tempels. [97]) Mirab. Ausc. c. 104. p.

nen, oft auch ausgemauerten Grabmäler zeigen besonders in den Frontispicien häufig ein eifriges Streben nach Zierlichkeit und architektonischen Schmuck. In Orchia stellen sie Dorische, aber phantastisch verbildete Tempelfronten dar [98]), in Axia pyramidalisch gestaltete und einfach verzierte Thüren, welche aber von den wirklichen Eingängen eben so verschieden sind wie an den Persepolitanischen Gräbern und dem Grabe des Midas in Phrygien. Im Innern sind diese Grabmäler, welche zum großen Theil unterirdisch angelegt sind, von so mannichfacher Gestalt, viereckig, kreuzförmig, bisweilen aber auch rund, ohne stützende Pfeiler oder mit solchen, mit einer horizontalen, pyramidalischen oder auch gewölbten Decke, die Decke mit Lacunarien gefeldert oder auch glatt, mit einem Sockel längs den Wänden versehen, auf dem die Todtenurnen stehen oder auch nicht, daß eine Beschreibung derselben in einem Artikel von so allgemeiner Beschaffenheit wie dieser nicht gegeben werden kann [99]). In den Verzierungen der Etruskischen Aschenkisten erscheint die als Schmuck angewandte Architektur sehr verwildert; allerlei Griechische Ornamente werden willkürlich zusammen geworfen, selbst Bogen auf Säulencapitälen kommen an dieser Gattung zum Theil sehr später Kunstdenkmäler vor.

Bildende und zeichnende Künste. Plastik. Die Plastik, wie im engern Verstande des Worts die Kunst genannt wird, aus weichen Massen Formen und Figuren zu bilden, war vorzugsweise in Etrurien zu Hause. Sie wurde theils auf runde Statuen angewandt, wie besonders das in Veji gearbeitete Viergespann beweist, welches auf der Spitze des Giebels des Capitolinischen Tempels stand; auch die thönernen Statuen im Fronton dieses Tempels waren aus-

---

207. Beckmann. Diodor IV, 30. Solin I, 61. Pausan. X, 17, 4. Petit-Radel Notice sur les Nuraghes de la Sardaigne, Paris 1826. [98]) Inghirami Mon. Etr. S. IV, t. 41. Orioli und del Rosso in den Opuscoli lett. von Bologna V, I. p. 36. II. p. 261. 309. [99]) Ich verweise auf Gori Mus. Etruscum T. III. Inghirami's Monum. Etr. Ser. IV. und die neuen Nachrichten über die Tarquinischen Grotten von Thiersch (Schorn's Kunstblatt 1827. S. 413), Stackelberg (in Jahn's Jahrbüchern 1829. Bd. I. S. 220) und Raoul-Rochette, Journal des Savans 1828 Janvier. Février. Desselben Cours d'Archéologie. p. 149. Hiezu kommen noch in den Annali dell' Instituto di corrispond. archeologica per l'anno 1829 drei Abhandlungen, eine von E. Avvolte über die seit 50 Jahren zur Kenntniß gekommenen Nachgrabungen von Corneto, p. 91.; eine zweite von Kestner über die neu entdeckten Tarquinischen Gräber mit Wandgemälden, p. 101.; und eine dritte von Melchiade Fossati, worin besonders die Grabkammern von Corneto mit denen von Ponte Badia verglichen werden, p. 120.

gemacht Tuskische Arbeiten und Turrianus von Fregellä, der den Jupiter fictilis in der Mittelzelle arbeitete, wenigstens ein Zögling Tuskischer Meister[100]). Es war die Tuskanische Weise, die Giebelfelder der Tempel mit thönernen oder ehernen vergoldeten Statuen zu schmücken[1]); auch Reliefs aus Thon werden an dieser Stelle erwähnt[2]). Jetzt ist von dieser Kunstweise nichts Bedeutendes übrig als die Reliefs an thönernen Aschenkisten und an Vasen. Die letztern gehören, in sofern als sie auf der Scheibe gedreht werden, zum Töpferhandwerk, zur *Κεραμική*; indessen hat an Henkeln, Zierrathen und Figuren, wenn solche darauf vorkommen, auch der Plastiker genug zu thun, der, je höher wir in das Alterthum hinauf gehen, um desto mehr mit dem *Κεραμεύς* in einer Person vereint war; der älteste figulus machte Götter wie Töpfe. Die Hauptwerkstätte der Tuskischen Töpferkunst war Arretium, wo auch viel aus Backsteinen gebaut wurde[3]); die rothen vasa Arretina waren noch in Römischer Kaiserzeit berühmt[4]); korallenrothe glasirte Gefäße, theils glatt, theils mit eingedrückten Figuren und Ornamenten in Relief, sind auch in neuern Zeiten öfter um Arezzo gefunden worden, ohne daß man indeß an der Zeichnung derselben etwas von echt Tuskischem Stil wahrnähme[5]). Von dieser Klasse Tuskischer Gefäße muß man mehrere andere unterscheiden. Erstens die besonders aus den Hypogeen von Tarquinii kommenden Vasen mit schwarzen Figuren des altgriechischen Stils auf röthlichem Grunde, die gerade hier so zahlreich sind, daß man wohl annehmen muß, sie seien in Tarquinii selbst verfertigt worden[6]). Zweitens die von Tarquinii und der Nachbarschaft, auch von Clusium kommenden hellgelben Gefäße, mit Thierfiguren, Greifen und dgl. von dunkelrother, bräunlicher, auch schwarzer Farbe bemalt, welche eben so auch in Griechischen Gegenden vorkommen[7]). Drittens die Vasen mit helleren Figuren auf dunklerem Grunde nach der in Griechenland später gewöhnlichen Technik; die Gattung, welche

---

[100]) Plin. XXVIII, 4. XXXV, 45. Plutarch Publik. 13. Cicero de divin. I, 10, 16. Festus s. v. Ratumena. [1]) Vitruv III, 3, 5. [2]) Plin. XXXV, 46. [3]) Vitruv II, 8. Plin. XXXV, 49. [4]) Plin. XXXV, 46. Martial. XIV, 98. Fulgentius s. v. fabre. Isidor XX, 4. [5]) Inghirami S. V. p. XXXI u. 2. tv. 1. [6]) S. Ed. Gerhard im Kunstblatte 1825. S. 199. 1826. S. 386. Vgl. die zwischen Corneto und Viterbo gefundene Vase, wovon Vincenzo Campanari in den Memorie Rom. di Antichità V. II. p. 155 sqq. und Panofka il Museo Bartoldiano, p. 69 sq., handeln. [7]) S. Raoul-Rochette im Journal des Savans, Mars 1829. Levezow im Berl. Kunstbl. 1828. December.

man sonst vorzugsweise Hetruskische Gefäße nannte, während jetzt umgekehrt Viele der Meinung sind, daß solche Gefäße gar nicht in Etrurien verfertigt, sondern bloß durch den Handel importirt worden sind; indessen hat doch z. B. ein in Etrurien gefundenes Stück neben Figuren des schönen Griechischen Stils Tuskisch geschriebene Namen[8]). In neuern Zeiten ist besonders auf den Besitzungen des Prinzen von Canino und bei Ponte della Badia eine große Menge der schönsten Pateren und Vasen dieser Art gefunden worden, auf denen freilich zahlreiche Griechische Inschriften auf Fabrikation dieser Gefäße durch Griechen deuten[9]). Eine vierte Klasse bilden die schwärzlichen Gefäße von mannichfaltiger Gestalt, meist nicht gebrannt, sondern bloß an der Sonne getrocknet, daher weich, wenn man sie ausgräbt, mit eingedrückten Figuren in sehr niedrigem Basrelief und eingegrabenen Verzierungslinien; auch sind die Henkel und Stützen dieser Vasen mit größern Figuren in Relief verziert. Hier findet man Männer und Frauen von ungestalter, kurzer und dicker Figur[10]); die Frauenfiguren haben öfter Flügel nach oben und unten und erinnern an die vierflügeligen Gestalten der Aegyptischen und Babylonischen Kunst; manche halten Panther mit den Vordertatzen zusammen, was auch an Babylonisch-Persische Arbeiten auf Cylindern erinnert. Jene Basreliefs aber enthalten meist ganze Reihen kleiner, oft wenig erkennbarer Figuren, stehende, gehende, sitzende und knieende Personen, häufig geflügelt, mit Zeptern und Kränzen, dazwischen theils wirkliche Thiere und Vögel, theils Monstra, Greife, Sphinxe, Chimären, auch Centauren der ältern Form, die am Kasten des Kypselos vorkam, wo die vordern Beine nicht Pferde-, sondern Menschenbeine sind. Der Stil der Zeichnung dieser Figuren steht oft dem altgriechischen nahe, aber geht eben so oft davon sehr ab; im Ganzen ist unverkennbar, daß er mehr absichtlich steif und seltsam ist, als daß er der eigentlichen Kindheit der Kunst angehörte. Manche haben ihn auch wohl Aegyptisch

---

[8]) Tritun (Τρίτων), Alacra. Inghirami S. V. t. 55. n. 8. [9]) Davon geben besonders die Bulletini des Instituto di corrisp. archeol. 1829. 1830., die Herausg. von Winckelmann Th. III. S. 430. 459. Nachricht. [10]) Ueber diese s. Gerhard im Kunstblatt 1826 Nr. 97. 98. Hausmann de confect. vasorum ant. fict. Commentat. Gotting. rec. V. V. p. 123. 131. Dorow Notizia di alcuni Vasi Etruschi di terra non cotta con bassirilievi impressivi per via di stampa, in den Memorie Romane di Antichità Vol. IV.; besonders abgedruckt als Notizie intorno alcuni Vasi Etr. del Signor Dottor *Dorow*, Pesaro 1828. Desselben Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie. Paris 1829 p. 31. pl. 1—9.

genannt, was man auch damit zusammen hält, daß mehrere dieser Vasen Köpfe zu Deckeln, also die Form von Kanoben haben. Mehr indeß erinnert, wenn man von altgriechischen Formen absieht, an die Figuren der Babylonisch-Persischen Cylinder und die Persepolitanischen Monumente; nur möchte, wenn man diese Einwirkung zugibt, nicht daraus sogleich der Schluß zulässig sein auf einen ursprünglichen und vorgeschichtlichen Zusammenhang der Etruskischen und Asiatischen Kunst; Babylonische Tapeten konnten eben so wie Aegyptische Waaren, vom Handel nach Etrurien geführt, den Etruskischen Töpfern bei solchen arabeskenartigen Verzierungen wohl hier und da zum Muster dienen. Der Fundort dieser Vasen ist die Gegend von Clusium, auch Montepulciano und das Thal der Chiana; seltner kommen sie zu Tarquinii und Cäre (Corneto und Cerveteri) vor, umgekehrt finden sich auch die altgriechischen Vasen mit schwarzen Figuren bisweilen zu Clusium [11]. An diese reihen sich als eine fünfte Klasse die glänzend schwarzen gebrannten Gefäße von eleganten Formen und geschmackvollen Zierden in Basrelief an, welche sich außer den rothen in Arretium und, wie angegeben wird, auch in Volterra, auch wohl in Tarquinii finden [12].

Erzguß, ars statuaria. Der Erzguß reiht sich seiner Natur nach überall an die Plastik an und steht deswegen im Alterthum überall mit der Kunst der Thonbildner, ja auch mit dem Handwerke der Töpfer, in enger Verbindung, wie er auch bei den Griechen unter dem Namen der Plastik befaßt wurde. Darum blüht auch der Erzguß besonders in Etrurien, Volsinii hatte bei der Eroberung zweitausend Bronzestatuen; die alte Welt war voll von Tuskanischen Statuen, welche wirklich aus Etrurien hervor gegangen waren; ohne daß uns indeß — so mangelhaft ist unsere Kunde — der Name eines Tuskischen Erzgießers zugekommen wäre, wenn man nicht den fabelhaften Veturius Mamurius, den Verfertiger der Ancilien und des Tuskischen Vertumnus in Rom, dafür annehmen will. Die Statuen waren zum Theil Kolosse, wie der Tuskanische Apollon in der Bibliothek beim Tempel des August, nach Plinius ein Wunder der Kunst in Betrachtung der Erzmischung wie der Ausführung; auf der andern Seite waren auch Tuskische Statuetten (Tyrrhena sigilla bei Horaz) berühmt [13]. Von diesen hat sich viel erhalten, welches den Ruhm der-

---

[11]) Dorow Notizie p. 22. tav. X. [12]) Die Herausg. Winckelmann's. Th. III. S. 458. Meyer in Böttiger's Gr. Vasengemälden. Bd. I. H. 2. S. 18. Dorow p. 3. n. 2. Gerhard Kunstblatt. S. 199. [13]) S. hierüber Plin.

selben bestätigt; besonders darf man, was sich in Museen von Bronzen des ältern Stils vorfindet, fast durchaus als aus Etrurien hervorgegangen ansprechen [14]).

Toreutik, Caelatura. Noch ausgezeichneter waren die Etrusker in der Arbeit von Gefäßen und andern Utensilien aus Bronze und edlen Metallen mit schmückenden Figuren, welche die Alten zur Toreutik rechnen. Tyrrhenische Candelaber und aus Gold getriebene Phialen wurden von Athenischen Kennern höchlich bewundert [15]); gerade die Neigung zum Grotesken, welche sich überall in der Tuskischen Kunst zeigt, mochte diesen Kunstwerken einen eigenen Reiz verleihen. Gefallen am Blendenden, so wie am Bunten, war noch mehr in der Art der Tusker wie der alten Griechen. Wie viel der Gold- und Silberarbeiter bei ihnen zu thun hatte, schließe man aus den gelegentlichen Erwähnungen der vergoldeten Bronze- und Thonbilder, der **Hetruscae coronae**, der Goldringe, goldnen Bullen, goldnen Ketten und Kopfbinden beim Frauenschmuck, vergoldeten Schuhriemen, Goldbekleidungen der Triumphwagen, silbernen Brustschilde der Rosse (phalerae), silbernen Becher, Silberarbeiten an den Prozessionswagen (thensae), der mit Elfenbein und gewiß auch mit edlen Metallen geschmückten Thronsitze und Curulstühle und dergl. [16]); selbst in der Nacht der Hypogeen leuchtet dieser Glanz von den Todtenurnen dem Eindringenden entgegen. Auch von den erhaltenen Werken Etruskischer Kunst gehört manches hierher, wovon das Wichtigste Inghirami in seinen **Monumenti Etruschi** im dritten Theile zusammen gestellt hat, wie die drei Basrelieftafeln von Perugia mit Figuren des Herkules, der Juno Sospita und der sogenannten Spes in einem altgriechischen Stil, welche wahrscheinlich den Fuß eines Candelabers bildeten; das von irgend einem Gefäß abgebrochene Relief, in dem Poseidon einen Heros mit Seeungeheuern und Meereswellen verfolgt; Bruchstücke von Peruginischen Reliefs in sehr alterthümlichem Stil, welche einem Amazonenkampf angehören; dann die berühmten Clusinischen Silbergefäße mit Darstellungen von Zügen und Prozessionen im älteren Stil; endlich die **1812** bei Perugia gefundenen, zum Theil nach England verschleppten Bronzereliefs, welche zur Verzierung eines Wagens dienten und besonders deutliche Beispiele des alterthüm-

---

XXXIV, 16. 18. Vitruv III, 2. Horaz Epist. II, 2, 181. Tertullian Apolog. 25. Cassiodor Var. VII, 15. [14]) Vgl. unter andern Panofka il Museo Bartoldiano, p. 10, und in Gerhard's Kunstblatt 1827. S. 346 über die Bronzen zu Arolsen. [15]) Athenäos I, 28 b. XV, 700 c. [16]) Etrusker II. S. 254. I. S. 270.

lichen opus Tuscanicum sind [17]). Endlich ist hierher zu rechnen die ziemlich ansehnliche Klasse der sogenannten Pateren, jener auf der einen Seite glatten, auf der andern gewöhnlich mit einer eingegrabenen Linienzeichnung, selten mit erhobenen Figuren verzierten und immer mit einem Stiel oder Handgriff versehenen bronzenen Scheiben, die man in bedeutender Anzahl in Etruskischen Gräbern (besonders auch bei Perugia) gefunden hat. Pateren zu heißen haben in der That diese disci manubriati gar kein Recht; Pateren haben nie besondere Handhaben; Pateren müssen nothwendig einen vertieften Boden haben: was Alles bei dieser Klasse von Kunstwerken anders ist. Sicherlich sind es Spiegel, die gewöhnlich aus Bronze waren und auf Reliefs, auf Vasengemälden und auf Grabsteinen von Frauen ganz in der Form dieser sogenannten Pateren vorkommen. Auch bemerkt Inghirami, daß die glatte, nicht die mit Zeichnungen versehene Seite die Vorderseite war; die Verzierungen der Griffe beweisen dieß; auch sieht man an jener Seite oft noch Spuren der alten Politur. Bei diesem Antiquar heißen sie, wie jetzt bei mehreren Mythologen und Archäologen, mystische Spiegel: eine Benennung, die darauf beruht, daß in Orphischen Gedichten Spiegel als ein Spielwerk des mystischen Dionysos-Zagreus vorkommen, welche von Spätern verschiedene philosophische Deutungen erhielten; was indeß nicht einmal dann zur sichern Bestimmung des Gebrauchs dieser Kunstwerke führen würde, wenn wirklich Orphische Mysterien in Etrurien nachweisbar wären [18]).

Gewiß reicht zur Begründung dieser wunderbaren Weise, ein so gewöhnliches Geräth aufzufassen, der Umstand nicht hin, daß diese Scheiben zum Theil etwas convex sind. Sie verkleinerten dann freilich ein wenig, was aber bei dem geringen Umfange dieser Spiegel recht dienlich sein konnte; aus Plinius [19]) weiß man, daß man wirk-

---

[17]) Vgl. darüber Micali zu tv. 16, 1. 2. Vermiglioli Saggio di bronzi Etruschi trovati nell' agro Perugino. Perugia 1813. Millingen Uned. Mon. S. II. pl. 14. Vgl. auch, was über die Auffindung von zwei schön geschmückten Schilden und Fragmenten eines Kriegswagens in einem Grabe von Tarquinii gemeldet wird: Efemeridi di Roma 19 Majo 1823. Campanari Urna dell' Arunte. p. 73. Ueber die in Tarquinii zu verschiedenen Zeiten entdeckten Rüstungen, mit denen man auf steinernen Lagern ausgestreckt liegende Skelete angethan findet, erfährt man am meisten durch Avvolta in den Annali dell' Inst. di corr. 1829. p. 91 sqq. Von elf zur Verzierung eines Tarquinischen Grabes gehörenden Bronzeschilden von getriebener Arbeit und alterthümlicher Kunst Bulletino dell' Instit. 1829. p. 150. [18]) S. jetzt darüber Lobeck's Aglaophamus. p. 555. 702. [19]) XXXIII, 45.

lich dergleichen Spiegel im Alterthum brauchte und parmae Threcidiae nannte: manche sind auch nur an dem äußersten Ende gebogen und sonst eben, manche völlig flach[20]). Sind aber einige darunter, die durchaus nur zum Schein Spiegel sein konnten: so bleibt die Auskunft anzunehmen, daß sie dem Kultus weiblicher Gottheiten bestimmt waren, denen man in Italien gerade wie in Griechenland Spiegel vorhielt[21]), wobei es natürlich auf ein genaues Bild nicht ankam: auch deutet die Latinische Inschrift eines solchen Spiegels: P. Fronto Minervae D. D., auf Gebrauch für den Dienst der Göttin. Gewöhnlich waren aber doch wohl diese Spiegel für den Todten selbst bestimmt; es war sehr natürlich, daß man in Gegenden, wo Luxus und Mode eine große Ausbreitung gewonnen, den Todten unter andern Geräthen auch Spiegel mitgab, und so sieht man auf Italischen Vasengemälden häufig Personen, welche neben Kränzen, Fruchtschüsseln, Kleiderkästchen auch Spiegel als *κτερίσματα* nach dem Grabe oder Heroon des Verstorbenen bringen. Findet man nun in Gräbern statt der bronzenen Spiegel auch Nachahmungen derselben aus gebrannter Erde[22]): so bedarf dies keiner andern Erklärung, als der in der allgemeinen Sitte gegebenen, den Todten oft nur Scheinbilder der Dinge mitzugeben, die sie eigentlich haben sollten; wovon die aus Erde gebackenen Beile, welche häufig in den Germanischen Gräbern gefunden werden, ein, wie es scheint, ganz analoges Beispiel an die Hand geben. Außer den Spiegeln kommen nun auch noch andere, ähnlich gestaltete disci vor, welche aber durch eine tiefere Höhlung der Vorderseite und durch vorspringende Stifte an derselben deutlich die Bestimmung an den Tag legen, eine Scheibe zu halten: hier ist es klar, wie auch Inghirami bemerkt, daß der Spiegel, der vielleicht von Silber war, hinein geschoben wurde, und zwar umgekehrt, so lange man ihn nicht brauchte, von der rechten Seite, wenn er spiegeln sollte. Auch in Athen hat man neuerlich kreisförmige Spiegel mit Deckeln von entsprechender Form gefunden, die über die glatte Seite gelegt sie mit einem vorstehenden Rande umschlossen. Was die auf der Rückseite dieser Spiegel eingegrabenen Zeichnungen betrifft: so ist eine bestimmte Beziehung derselben auf Mysterien durchaus nicht nachzuweisen und die Meinung, daß sie meist dem Bakchuskult angehörige

---

[20]) Inghir. S. II. tav. 5. [21]) Sunt quae speculum teneant, Seneca bei Augustin C. D. VI. [22]) Dies führt gegen die im Text erörterte Ansicht des Verfassers Raoul-Rochette Monumens inédits. T. I. Orestéide. p. 187 an, indem er sich dafür auf Jorio Sepolcri antichi p. 142 beruft.

Gegenstände darstellten, nicht umsichtig genug gefaßt; dagegen fällt in die Augen, daß sie im Ganzen heitere und erfreuliche, auf Lebensgenuß bezügliche, mitunter auch üppige Gegenstände enthalten: Bakchus Geburt, Zeus und Antiope's Umarmung, die Dioskuren mit dem Schwan, der sie gezeugt, Menelaos Bewerbung um Helena, Helena zwischen ihren Brüdern, Meleagros Liebe zur Atalanta, die drei Göttinnen vor Paris, Satyrn und Bakchantinnen, Badescenen: wogegen Gegenstände, wie die Durchstechung des Medusenkopfs, die Erlegung der Chimära, Minerva's Kampf mit einem Giganten, verhältnißmäßig selten sind[23]). Jenes sind aber gerade die Süjets, welche ein Tuskischer Künstler zur Verzierung von Spiegeln, besonders in einer Zeit, da die Nation schon sehr verweichlicht, da auch das weibliche Geschlecht, besonders in den Handelsstädten, sehr verdorben war, aus der Griechischen Mythologie vorzugsweise auslesen mußte.

Weit weniger als Plastik, Erzguß und Toreutik ist die Sculptur, in Holz und Stein, in Etrurien betrieben worden, obgleich es allerdings auch hölzerne Idole hie und da in diesem Lande gab[24]) und Vitruvius aus Tarquinischem Stein zierlich gearbeiteter Statuen und Ornamente, z. B. Akanthusblätter, aus der Etruskischen Zeit erwähnt[25]). Was sich von Stein jetzt noch in Etrurien erhalten hat, davon gehört nur wenig in die Periode der echten Tuskanischen Kunst, wie mehrere Stelen oder Cippen mit alterthümlichen Figuren in Basrelief[26]). Die Aschenkisten oder Todtenurnen dagegen (welche Visconti mit Recht eine Fortsetzung der Sarkophage nennt), welche theils von weichen Steinen, wie Tuf und Alabaster, theils von Thon sind und besonders dem nördlichen Etrurien angehören (die meisten der bekannt gewordenen stammen von Volterra), zeigen Nichts von dem strengen Stile des **opus Tuscanicum**, sondern sind handwerksmäßig, mit Gewandtheit in der Komposition, Freiheit in der Zeichnung, aber Rohheit in der Ausführung, in den letzten Zeiten des Bestehens der Etruskischen Nation gemacht. Die Süjets ihrer Bildwerke sind theils Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, theils beziehen sie sich auf den Uebergang in das jenseitige Leben und stellen Reisen in Begleitung des mit einem Hammer bewaffneten Mantus oder Cha-

---

[23]) Vgl. außer Inghirami die Sammlung: **De pateris antiquis ex schedis *Jac. Tatii Biancani* sermo. Bonon. 1814**, so wie die aus dem Museum Borgia einzeln herausgekommenen Kupfertafeln, auch Panofka. p. 26. [24]) Plin. XIV, 2. [25]) Vitruv II, 7. Plin. XXXVI, 49. [26]) Inghirami Ser. VI. tv. A. C. D. E, 1. P, 5. Auch Dorow Voyage archéologique. pl. 10, 3. 12, 1. 2.

run dar, theils findet man phantastische Bildungen von Tritonen, Greifen, oder endlich mythologische Scenen, welche fast durchaus aus der tragischen Mythologie, besonders aus den Schicksalen der Thebanischen und Mykenäischen Fürsten, in denen die Gewalt der Erinnyen besonders sichtbar hervortritt, entnommen sind [27]. Auf dem Deckel ist häufig eine den Verstorbenen darstellende Person in runder Figur gebildet; die darunter stehende Etruskische Schrift enthält gewöhnlich nichts als den Namen.

Scalptur. Die Liebhaberei der Etrusker für Ringe (große Siegelringe sieht man auch häufig am Finger der Figuren auf den Aschenkisten) bewirkte, daß zeitig in ihrem Lande viel in Gemmen gearbeitet wurde. Daß die mit eingegrabenen Figuren in altgriechischem Stil, oft von gewaltsamen Bewegungen, versehenen Scarabäen-Gemmen wirklich Etruskisch sind, beweisen die Fundorte und die Formen der beigeschriebenen Namen. Die Scarabäenform scheint durch den Handel aus Aegypten nach Etrurien gekommen zu sein.

Maleret. Ueber diesen Zweig der Kunst hatten wir bisher aus den alten Schriftstellern nur fabelhafte Nachrichten von alten Wandgemälden in Cäre; außerdem wußten wir, daß eine rohe Art enkaustischer Malerei, die Schiffsmalerei, in Etrurien geübt wurde [28]. Auch lehren von den Monumenten weder die Gefäßmalerei, welche sich sehr enge an Griechische Vorbilder anschließt, noch auch die grellen Illuminirungen der Aschenkisten etwas Bedeutendes über den Betrieb dieser Kunst. Weit lehrreicher werden die Wandgemälde der Tarquinischen und einiger ähnlichen Clusinischen Hypogeen werden, aus denen eine ganze Geschichte dieser Kunst in Etrurien hervorgehen muß. Aeltere unter diesen Grotten, wie besonders eine der neuerlich zu Tarquinii geöffneten, zeigen ganz den Stil der besten altgriechischen Vasengemälde mit schwarzen Figuren, nur daß sie in größerem Maßstab und mit lebhaften bunten, aber völlig ungemischten, Farben ausgeführt sind; in andern, bei denen auch Etruskische Schrift vorkommt, zeigt sich schon eine Etruskische Verroherung dieses Stils [29]. Unter den schon früher ausgegrabenen [30] zeigen einige einen selt-

---

[27]) Vgl. besonders Uhden in den Abhandl. der Berl. Academie J. 1816. 17. S. 25. [28]) Plin. XXXV, 60. Livius XXVIII, 45. [29]) Stackelberg in Jahn's Jahrbüchern 1829. Bd. I. S. 22. Vgl. die S. 197. Note 99 angef. Schriftsteller. [30]) S. die Nachrichten und Abbildungen Gori M. E. T. III. diss. 2. c. 6. u. tv. 8. n. 1. 3. 4. 5. Inghirami S. IV. t. 20. 21. Winckelmann's Kunstgesch. B. 3. K. 2. § 24. 25. Wilcox in den Philos. Trans-

samen Stil der Malerei, sehr lange, spillenförmig in die Länge gezogene Figuren, ganz ohne die Strenge des alten Stils, mit großer Freiheit und Leichtigkeit der Umrisse. Die Gegenstände sind gewiß meist aus der Lehre vom Todtenschicksal, theils der Griechischen Mythologie, theils der Acheruntischen Bücher genommen; die Tänze durchsichtig bekleideter Mädchen in Lorbeer- und Myrtenhainen, die Pferderennen, gymnischen Spiele und Weingelage in den ältern Grotten stellen die Freuden der Seligen dar, welche auch Pindar ähnlich, nur minder üppig ausmalt; jene spillenförmigen Figuren stellen zum Theil Genien, weiße und schwarze, dar, welche Hingeschiedene geleiten, fahren, schützen oder peinigen; auch kommen aufgehängte und mit eisernen Instrumenten wie mit brennenden Fackeln gequälte Menschen vor. Sehr interessant sind auch die gemalten Friesverzierungen, welche Piranesi aus diesen Hypogeen mittheilt [31]; mehrere erinnern lebhaft an die Ornamente am Schatzhause des Atreus; auch kommen Inschriften dabei vor, die einer ältern Schriftart angehören, als die bei jenen überschlanken Figuren des spätern Stils gefundenen.

Geschichte der bildenden Kunst im Allgemeinen. Wenn man die Reste der Kunstwerke verschiedener Gattungen, welche sich in Etrurien finden, mit den Andeutungen der alten Schriftsteller vergleicht: so gewinnt man folgende Perioden für die Etruskische Kunstbildung.

1. Einheimische Anfänge. Roh, grotesk. Verzerrte, unendlich lange, oder zwergartige Figuren, ähnlich manchen Figuren, die man in Samnium und Sardinien gefunden hat. Was man indeß der Art noch besitzt, möchte wohl erst später nur in der alten einheimischen Weise gemacht sein.

2. Die altgriechische Kunst wandert nach Etrurien. Nicht Stammverwandtschaft, auch nicht die Tyrrhenischen Pelasger können dieß erklären, aber wohl das Zusammenwohnen von Tuskern und Hellenen in Campanien und der Verkehr Tarquinii's und Korinths. Hier ist wirklich der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden; und die, wenn auch als einzelnes Factum un-

---

actions T. 53. t. 7. 8. 9. Micali t. 51—53. Agincourt Hist. de l'Architect. pl. 10, 1. 2. bei Inghirami t. 18. 25. 26. 27. — Micali t. 51. n. 3. Agincourt pl. 11, 1. — Buonarotti bei Dempster E. R. T. II. t. 88. Gori M. E. T. III. diss. 2. c. 6. p. 91. Agincourt t. 11. n. 5. Inghirami t. 24. — Vgl. Gerhard im Kunstblatt 1825. S. 198. [31]) Osservationi sopra una lettera del *Mariette*. tv. 1. 2. 3. Inghirami S. IV. t. 28—31.

wahre, Geschichte von Demarat und Tarquinius repräsentirt die Stellung der Völker gegen einander und die Verbindung unter ihnen völlig richtig. Eucheir und Eugrammos, Handfertig und Schönzeichner, mögen immerhin gedichtete Namen sein und der Korinthische Maler Kleophant mag willkührlich mit Demarat verbunden worden sein [32]): daß indeß wirklich Korinth auf Tarquinii und die Gegend bedeutenden Einfluß ausgeübt und durch diesen eine von der Peloponnesischen abgezweigte Kunstschule in Südetrurien sich gebildet hat, beweisen die in diesen Gegenden gefundenen alterthümlichen Vasenmalereien, welche gerade mit Korinthischen in Stil und Art die größte Aehnlichkeit haben. Aus diesen Anregungen ging als eine Nebenart des altgriechischen der Tuskanische Stil hervor [33]), hart, steif, trocken, aber scharf, kräftig und charakteristisch in jeder Bezeichnung. Ihm gehören die ältesten Wandgemälde von Tarquinii, viele Bronzen und Bronzereliefs, wenige Steinarbeiten und mehrere Gemmen an, in welchen letztgenannten er indeß schon modificirt erscheint.

3. Die Samnitische Eroberung von Campanien zerstört, wenige Jahre nach der Blüthezeit des Phidias, den hier bestehenden Zusammenhang zwischen Tuskern und Hellenen; zugleich scheint der Verkehr der Tusker in Etrurien mit den Hellenen abgenommen zu haben; so daß die großen Fortschritte der Kunst bei den Griechen in diesen Zeiten auf Etrurien nicht den Einfluß äußern konnten, den man sonst hätte erwarten sollen. Am Ende hatte hier auch die Fähigkeit der Etrusker, dem Griechischen Kunstleben zu folgen, ihre Gränze gefunden. Daher kommt es, daß der Tuskanische Stil im Allgemeinen, nicht bloß der alttuskische, durchaus immer nur dem Griechischen der frühern Zeiten gleich gestellt wird. Zwar finden sich auch in Etrurien Kunstwerke eleganterer Form, wie viele von jenen überaus leicht und zart entworfenen Spiegelzeichnungen (gerade in dieser Klasse ist ein alterthümlicher Charakter selten zu finden), die bronzene Minerva von Arezzo, der sitzende Knabe von Corneto beweisen; indessen wurde dieser Stil niemals in dem Sinne national, wie der frühere. Dagegen bemerkt man im Ganzen immer mehr und mehr ein Roherwerden der Formen, ein Nachlassen in der Strenge der Zeichnung, einreißende Plumpheit und Ungeschicklichkeit.

4. Die Kunst verliert sich in handwerksmäßiges Treiben, wie an den Todtenurnen, oder Bizarrerie und Manier, wie in den lang

---

[32]) Plin. XXXV, 5. 43. [33]) S. Strabon XV. p. 806 a. Quinctilian Instit. XII, 10.

gedehnten Figuren der spätern Wandgemälde, vielen, auffallend häßlichen Spiegelzeichnungen und andern Kunstwerken. Wahrscheinlich trat dieß Sinken schon in den letzten Jahrhunderten vor Augustus ein.

Immer erscheint die Kunst Etruriens als eine exotische Pflanze; Klima und Boden haben sie nicht hervorgebracht und können sie nicht erhalten, als der Strahl der Hellenischen Sonne über ihr zu leuchten aufhört; sie stirbt ab und sinkt in die Barbarei zurück, aus welcher ein fremder Einfluß sie hervor gehoben hatte.

Mythologie. Daß die Kunst in Etrurien ein fremdes Gewächs war, zeigt noch mehr als die Formen, in denen sie auftritt, die Art der Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt. Mag immer in Etruskischen Reliefs auch manche Fabel dargestellt sein, die wir deßwegen nicht erklären können, weil sie aus den uns unbekannten, einheimischen Sagen genommen ist: so ist doch die Masse der aus Griechischen Mythenkreisen leicht erklärbaren Vorstellungen sowohl auf Sarkophagen wie auf Spiegeln und andern Bronzearbeiten bei Weitem überwiegend. Einheimische Religion und Disciplin und Griechische Kunst und Fabel waren offenbar in Etrurien ganz getrennte Ideen- und Thätigkeits-Kreise, welche sich nur wenig berührten. Auf der andern Seite konnte es indeß doch nicht ausbleiben, daß die auf dem Wege der Kunst nach Etrurien gelangten Heroen mit einheimischen Wesen identificirt, Griechische Heroen solchergestalt in die Sagengeschichte Etruskischer Städte hinein gezogen und für Etrurien dadurch ein Platz in dem Ganzen der durch die ganze Welt berühmten Heroenmythologie Griechenlands erworben wurde. Der Kortonäische Heros Nanas wurde mit Odysseus identificirt, Etrurien gewann dadurch einen eignen Zweig von Odysseus-Sagen[34]). Der Faliskische Halesus wurde, wegen des Juno-Kultes, von Falerii, den man gern von dem Argivischen ableiten mochte, selbst zum Argiver und zum Begleiter des Agamemnon gemacht[35]). Bei Pisä dachte man an das Alpheische Pisa im Peloponnes und ließ deßwegen bald Pelops, bald die Genossen Nestors — die Heroen, die in mythischer Zeit am Alpheios herrschten — dahin gelangen[36]). Der Griechische Heros Korythos, Bruder des Jasion, der sich auf

---

[34]) s. oben S. 152. Not. 5. [35]) Virgil Aen. VII, 723. X, 352. 411. 417. Ovid Am. III, 13, 31. Fasti IV, 73. Solin II, 7. [36]) Virgil Aen. X, 179. Strabon V, p. 222. Plin. III, 8. Solin II, 7. Servius ad Aen. X, 179.

eins der alten Dörfer (*κῶμαι*) von Tegea in Arkadien bezieht, wurde auf Cortona (Corythi sedes) bezogen; eine späte Fabel oder Fabeldeutung, die Virgilius merkwürdiger Weise in gewissem Sinne zur Grundlage seiner ganzen Aeneis gemacht hat. Noch im Mittelalter arbeitete man in dieser Richtung weiter fort und leitete die Etruskische Stadt Fäsulä von der Plejade und Atlastochter Phäsole ab. — Ohne zu läugnen, daß auch die Griechische Poesie in Etrurien bekannt gewesen, Tragödien von Einzelnen gelesen worden seien (Aufführung derselben folgt durchaus nicht nothwendig aus der Anlage von Theatern, die auch in Griechenland zu den *πομπαί*, *κῶμοι* und *κηρύγματα* eben so viel gebraucht wurden wie zu Dramen): so hat man doch mehr Grund anzunehmen, daß mündliche Ueberlieferung der benachbarten Völker den Etruskern diese Sagen zuführte. Ajax heißt auf einer Etruskischen Gemme **AIFAS** mit dem Aeolischen Digamma, Odysseus **Uluxe**, in einer Form, die wir Grund haben als Namen dieses weltberühmten Helden bei dem ganzen Siculisch-Latinischen Volkstamme voraus zu setzen [37].

Sprachbildung. Da noch immer alle größeren Etruskischen Inschriften [die größte ist erst neuerlich in Perusia zum Vorschein gekommen [38])] unverständlich sind, indem Lanzi's von neuern Archäologen Italiens festgehaltne und fortgesetzte Entzifferungsmanier durchaus nicht auf den Begriffen von dem Sprachorganismus beruht, die man jetzt anerkennen kann, und da nur die kleineren, aus bloßen Namen bestehenden Sepulcralinschriften eine sichere und methodisch fortschreitende Erklärung zulassen: so kann man auch den Zustand der Etruskischen Sprache nur in den allgemeinsten Zügen charakterisiren. — Was die in der Schrift bezeichneten Laute der Etruskischen Sprache betrifft, so ist unter den Vokalen der Mangel des **o** (wofür in fremden Namen das **u** gesetzt wird), unter den Konsonanten das Fehlen sämmtlicher **Mediae** zu bemerken, dagegen die Sprache neben den **Tenues** die **Aspiratae** vollständig hat und die letzteren im Wiedergeben fremder Namen oft für die **Tenues** setzt, wie die **Tenues** für die **Mediae**, z. B. **Phulnike** für *Πολυνείκης* und **Atresthe** für *Ἄδραστος*. Die Lautcombinationen der Etruskischen Sprache sind von den Gesetzen, die wir in dem Griechischen und Latinischen beobachtet finden, sehr abweichend und können oft kaum ohne Eintreten einer Art von **Schwa** (Auslassung eigentlicher Vokale in der

---

[37]) Plutarch Marcell. 20. [38]) Vermiglioli Saggio di congetture sulla grande Iscrizione Etrusca, Perugia 1824.

Schrift ist nicht hinlänglich begründet) gesprochen worden sein, wie wenn dem Vokal in derselben Silbe erst eine Muta oder Spirans, dann eine Liquida und alsdann vielleicht noch eine Muta oder Spirans angefügt wird. So z. B. — um Worte aus der großen Perusinischen Inschrift zu wählen — in amefachr, lautn, tesns, epl, eplc, sranxl, thunchulthl. Auch die Namen: Atusnei, Canxna, Cestna, Feltsna, Altphna, Arntle, Larcna, Pulphna, Reicna, Supni, Festroni und zahlreiche andre, zeigen die Vorliebe des Etruskischen Mundes für dergleichen Uebergänge, besonders auch solche, wo die Muta von beiden Seiten durch Liquidae eingefaßt ist. In den Flexionsformen muß entweder die Etruskische Sprache vom Anfange an sehr arm gewesen sein, oder es muß eine edler und reicher gebildete Sprache durch das Contagium einer barbarischen Mundart frühzeitig eine bedeutende Abschleifung erlitten haben. Das Schluß-S des Masculinum in andern Sprachen läßt sich nie mit Sicherheit nachweisen; Lars Licinius heißt Tuskisch Larth Lecne, Peleus, Tydeus, Pele, Tute. Doch wäre es immer möglich, daß dieß S bloß abgeschliffen wäre [39]), wie es in Latium vor der durchgeführten Gräcisirung der Literatur ja auch beinahe schon der Fall war. Ein solches Abschleifen findet seine Analogie im Femininum, welches wirklich vollständig im Tuskischen Larthia, Phastia, Thania lautet, wofür aber weit häufiger die abgekürzten Formen Larthi, Phasti vorkommen. Der Grund dieser Abschleifung liegt besonders im Accentuationssystem der Tuskischen Sprache, welche noch mehr als der Aeolische Dialekt und das Latin den Ton der Worte nach vorn drängt. Dadurch wird aus *Μενέλαος* Menle, aus *Ἀλέξανδρος* Elchsntre, wie dieser Held auf Etruskischen Spiegeln heißt. Aus Marcani wird durch die Anhängung von al nicht Marcánial, sondern Márcnial. Was die übrigen Casus anlangt: so zeigt der Genitiv verhältnißmäßig viel Analogie zum Griechischen, indem nachgewiesen werden kann, daß die Feminina Marcha, Sentia, Marchas, Senties bilden und die mit Konsonanten endenden Namen Lar, Arnthial, Tanchfil ein us ansetzen, so daß Larus, Tanchfilus, Arnthialus hervorgeht. Ob die Endung si den Dativ bezeichne, oder etwa die vollständige Endung des Genitivs sei, so daß jenes s ebenfalls aus Abschleifung sich gebildet habe, muß hier noch unentschieden gelassen werden [40]). Dagegen läßt es sich mit ziemlicher

---

[39]) Darauf deutet Agentius de orthographia p. 2269 Putsch.

[40]) Das Letztere ist die Meinung von Grotefend, in einem schätzbaren Aufsatz

Sicherheit behaupten, daß das Mi am Anfange vieler Inschriften „ich bin" heißt; nur kann man diese Analogie mit der Griechischen Conjugation in μι nicht weiter durchführen[41]). Die oben erwähnten Anhängesylben zur Bezeichnung von Familienverhältnissen, al für Abstammung und sa für Verheirathung, können aus den klassischen Sprachen schwerlich befriedigend erklärt werden. Unter den einzelnen Etruskischen Worten, deren wir etwa nur zwanzig mit ihren Bedeutungen kennen, sind nur wenige, welche in der Form erweislich Griechischen oder Römischen entsprechen; die meisten sind sehr fremdartiger Natur[42]). Wenn eine Sprache, die offenbar so sehr zerstört ist, weniger natürliche Bildungsfähigkeit zeigt als z. B. das Latin: so ist sie auch offenbar durch Literatur viel weniger ausgebildet und befestigt worden, als es das Latin schon vor Cicero's Zeiten war. Die Sepulcralinschriften zeigen eine sehr inconstante Grammatik und Orthographie; tonlose Vokale werden sehr leicht ausgeworfen; Formen, die eine Liquida als Hilfskonsonant hinzu nehmen, wechseln mit solchen, die sie auslassen; derselbe Name wird in demselben Familiengrabe auf verschiedne Weise geschrieben gefunden. Indessen gab es auch in Etrurien ohne Zweifel dialektische Verschiedenheit; namentlich war der Unterschied der Mundart des Landmanns und der Städter auffallend[43]).

Schrift. Seit man die ältere Griechische Schrift genauer kennen gelernt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Etruskische nur eine Abart derselben ist, obgleich beide in weiterem Kreise aus Phönikien stammen. Auch macht die Angabe, welche den Bakchiaden Demarat als Ueberbringer nennt, die Schrift in Etrurien wenigstens nicht viel älter, als sie schon deßwegen gewesen sein muß, weil die in Griechenland zeitig abgekommene Schreibung von der Rechten zur Linken in Etrurien fast durchaus festgehalten worden ist. Die Etrusker haben Zeichen für folgende Buchstaben: A, C (aus dem Griechischen Γ erwachsen, aber mit K vertauscht), E, F (das Digamma entspricht dem Lateinischen V), Φ (dem Lateinischen F entsprechend), Θ, H, I, K, L, M, N, P, R, S (für diesen Buchstaben kommen zwei Zeichen vor, M und S, welche von einander deutlich unterschie-

über die Sprachen Mittelitaliens, im Neuen Archiv für Phil. und Pädag. 1829. Junius N. 30. S. 119. [41]) Grotefend S. 106 nimmt mi als pronomen der ersten Person; aber es ist doch auf jeden Fall natürlicher, Mi Afiles Apianas zu übersetzen: Sum Afilae Apianae, als Ego Afilae Apianae, wenn man einmal darüber einig ist, daß s das Zeichen des Genitivs ist. [42]) Etrusker Bd. I. S. 63. 447. II. S. 287. [43]) Livius X, 4.

den werden, wahrscheinlich war das eine ein schärferer, das andere ein gelinderer Sibilus), T, V, Ξ und X (ch). Mehrere dieser Buchstaben, namentlich A, Φ, Θ, M, N, erscheinen in etwas verschiedenen Formen, die man nach äußern und innern Anzeichen in ältere und jüngere scheiden kann; die Zeit, in welcher die jüngern Formen an die Stelle der ältern traten, kann wohl am besten gegen das J. 400 Roms gesetzt werden. Auf den Tafeln von Iguvium in Umbrien ist der überall in einer Sprache abgefaßte Umbrische Text theils in Lateinischer theils in Etruskischer Schrift ausgedrückt; die letztere zeigt die neuern Formen und nimmt zu den Etruskischen Buchstaben noch zwei neue hinzu, ein B und das Zeichen d, welches einen S-Laut bezeichnet. Doch findet sich auch unter den Tafeln mit Etruskischer Schrift von Iguvium einiger Unterschied in der Form mehrerer Buchstaben, der auf eine verschiedene Zeit der Abfassung deutet. Die in Rom übliche Lateinische Schrift, deren Entstehung um's J. 300 der Stadt gesetzt werden kann, ist unmittelbar aus der Griechischen, nicht aus der Tuskischen, gebildet; indeß ist doch auch die Etruskische Einwirkung darin unverkennbar, daß C aus dem G-Laut, den es in alten Griechischen Inschriften bezeichnet, in den K-Laut übergegangen ist. Dagegen beweist die so genannte Oskische Schrift, welche sich auf einigen Denkmälern und Münzen Campaniens findet, durch ihre Gestalt sowohl wie durch den Mangel des O, G und D, daß sie sich in der Zeit der Herrschaft der Etrusker über Campanien aus der Tuskischen gebildet habe.

Eigenthümlich sind die Etruskischen Zahlzeichen, obgleich sie doch wahrscheinlich auch nur, wie die Griechischen, Buchstaben sind, denen man aber für den Gebrauch als Ziffer eine etwas abweichende Gestalt gegeben. Die Römer haben sie wenig verändert von den Etruskern überkommen, und zwar ist neuerlich nachgewiesen worden, daß, außer I, V, X, L, als Zeichen für 100 ⊕, und für 1000 8, ∞ oder (I) zu diesem Zahlensystem gehörte [44]).

[44]) Etrusker Bd. II. S. 317. Vgl. Orioli **Spiegazione di una gemma etrusca del museo reale di Parigi, e in occasione di essa breve discorso intorno il sistema della numerazione presso gli antichi Toscani. 1825.** Zur Unterstützung der obigen Ansicht darf angeführt werden: Alex. von Humboldt über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen, in Crell's Journal für Mathematik. Bd. IV. Heft 3. Grotefend a. a. O. S. 103. differirt in wesentlichen Punkten, namentlich daß er 8 mit Orioli für 500 nimmt, was aber mit dem Abacus bei Micali weniger stimmt als 1000. Denn natürlicher ist doch die Folge: 5. 10. 100. 1000. als: 5. 10. 100. 500.

Literatur. Daß die Tusker eine gottesdienstliche Poesie hatten, beweisen die schon erwähnten Tagetischen Lieder, die Vejentischen Gesänge zum Preise des Halesus und die vaterländischen Lieder, mit welchen Jungfrauenchöre die Juno von Falerii an ihren Festen feierten[45]). Von der Form wissen wir Nichts; vielleicht darf man die Umbrische Litanei in den Eugubinischen Tafeln, welche Anrufungen des **Juve Grabovi** in wiederkehrenden Formeln, parallelen Sätzen, mit entsprechendem Falle der Worte enthält, zur Vergleichung anwenden. Auch die bekannten Fescenninischen Schimpflieder gehören nach dem Lokal Etrurien an und wurden wahrscheinlich nicht erst in Rom, sondern schon in ihrer Heimat mit burlesken Tänzen, dergleichen bereits oben bei den Etruskern nachgewiesen worden sind, in Verbindung gesetzt. Die Tuskischen Tragödien des Volnius, welche Varro erwähnt, waren wohl nur ein Versuch aus der Zeit einer spätern Gelehrsamkeit.

Der ansehnlichste Zweig der Etruskischen Literatur, die weitläufigen Werke über die Disciplin, sind schon oben erwähnt worden. Aus Prodigien-Aufzeichnungen und Magistraten-Listen bildeten sich ohne Zweifel auch in Etrurien Annalen; die von Varro erwähnten Tuskischen Historien[46]) sind indeß erst im achten Jahrhundert der Nation, d. h. wahrscheinlich im sechsten Roms, geschrieben. In derselben Zeit schrieb der Haruspex Vegoja sein Buch an Aruns Voltumnus, wovon wir ein in das Lateinische übersetztes Fragment in den Agrimensoren haben[47]).

Kalender und Zeitrechnung. Der Tag begann bei den Etruskern mit dem höchsten Stande der Sonne[48]). Ihr Monat war ein Mondenmonat; der Name Idus, welcher das den Monat halbirende **Plenilunium** bezeichnet, war Tuskisch und lautete in dieser Sprache **Itis** oder **Itus**[49]). Auch die Rechnung nach achttägigen Wochen, nach welcher immer sieben Tage ländlichen und häuslichen Geschäften gewidmet, der achte Tag aber **(nundinae)** Markt- und Geschäftstag war, stammte entschieden aus Etrurien[50]). Wahrscheinlich war hier der Monat auf eine feste und bestimmte Weise in solche Wochen eingetheilt, wovon noch die Nonen vor den

---

45) Dionys. I, 21. 46) Varro bei Censorin **de die nat. 17, 6.** Vgl. Claudius **Or. pro Civ. Gall.** 47) **Auct. fin. regund. p. 258.** Goes. 48) Serv. **ad Aen. V, 738.** 49) Varro **de L. L. VI, 4. p. 59.** Macrob. **Sat. I, 15.** 50) Macrob. **Sat. I, 15.** Vgl. Varro bei Macr. **I, 13. 16. de L. L. VI, 4. p. 59.**

Iden eine Spur enthalten, welche ehemals ganz den Charakter jenes Nundinen-Tages hatten [51]); an den Nonen empfing der Landmann, wie an den Nundinen, vom Könige Unterweisung in den Geschäften des Monats und den gottesdienstlichen Gebräuchen. So war bei den Tuskern der Monat durch mehrere Nonen zerfällt [52]); die Tage nach den Iden wurden durch die Endung **atrus (quinquatrus, nonatrus)** bezeichnet. Auch die alte Grundregel des Römischen Kalenders, daß man nach den Idus sechzehn Tage bis zum neuen Monat zählen solle, ist daher abzuleiten; erst nach deren Verlauf trat in Rom der Pontifex hervor und gab an, wie viel Tage bis zu den Nonen zu zählen seien; die Anzahl der Tage, die er angab, ist die, welche zu den festen und sich immer gleich bleibenden drei Wochen des Monats auf eine wandelbare Weise hinzu trat. Ueber die Ausgleichung der Rechnung nach dem Monate mit dem Sonnenjahr oder die Intercalation bei den Etruskern haben wir durchaus keine sichere Kunde. Vielleicht daß eine genauere Beschreibung der Jahresnägel, welche Cincius am Tempel der Nortia zu Volsinii erwähnt [53]), uns auch darüber belehren würde; der Gebrauch dieser Jahresnägel ging auch auf Rom über, wurde aber hier zu einer bloßen Cärimonie; in Etrurien war er Beides, eine symbolische Feierlichkeit, welche das Walten der unerbittlichen Schicksalsgöttin Nortia bezeichnete [54]), und ein Hilfsmittel der Zeitrechnung. Die Tusker rechneten nach **saecula**, Zeiträumen, welche dem längsten Menschenalter entsprechen sollten, aber den Menschen zugleich von den Göttern durch Prodigien angegeben wurden; die, deren Maß uns bezeichnet wird, schwanken zwischen 105 und 123 Jahren: es war Glaube, daß der Etruskischen Nation als Lebensdauer zehn solche Säcula angewiesen seien. Da nun der Haruspex Vulcatius im J. der Stadt 708 den Anfang des zehnten Jahrhunderts verkündete — eine Angabe, die sich schwerlich auf Rom, sondern nur auf Etrurien beziehen kann — so muß der Beginn des ersten dieser Säcula etwa aufs J. 290 vor Rom gesetzt werden: ein Datum, welches merkwürdiger Weise sehr genau mit der chronologischen Ansetzung der Ionischen Ansiedelung, welche die Tyrrhener besonders nach Italien zu wandern nöthigte, zusammen trifft. Auch lehrten die Tusker einen zunehmenden Verfall dieser Säcula,

---

[51]) Varro VI, 3. p. 54. 4. p. 59. Macrob. I, 15. [52]) Macrob. I, 15. [53]) Livius VII, 3. Vgl. Festus s. v. clavus annalis. [54]) Vgl. die Spiegelzeichnung, wo Atropos (Athrpa) einen Nagel einschlägt. Vermiglioli Lettera sopra un' antica Patera Etrusca.

Vegoja klagt über die Habsucht und Gewissenlosigkeit des gegenwärtigen achten[55]. Von diesen Säcula der Nationen, scheint es, müsse man getrennt halten die Weltalter, welche nach den Etruskern besonders durch den engern oder minder engen Verkehr der Menschen mit den Göttern unterschieden wurden; man nahm deren acht an, welche also eine Art von Weltwoche bildeten, in der wahrscheinlich das Leben der Consentes enthalten war, und glaubte im J. d. St. 664 an besonders auffallenden Prodigien den Ablauf eines solchen Welttages zu erkennen[56].

Wissenschaft. Wie der Sinn der alten Völker überhaupt, so war insbesondere der der Etrusker viel mehr darauf gerichtet, ein in mannigfachen Formen ausgeprägtes, kunstreich gegliedertes und entwickeltes Leben zu schaffen und positiv fest zu stellen, als fremde, von menschlicher Einwirkung unabhängige Wesen und Dinge auf eine durch tauseudfache Beobachtung dem Mittelpunkte derselben sich immer mehr annähernde Weise, d. h. wissenschaftlich, zu erkennen. Von dem, was die jetzige Zeit Wissenschaft nennt, kann bei den Etruskern nicht die Rede sein, wenn auch sowohl die abergläubische als die auf das praktische Leben gerichtete Thätigkeit des Haruspex, des Agrimensor, so wie die so weit gediehene Technik der bildenden Künste mancherlei Kenntnisse von den Naturerscheinungen, dem kosmischen Verhältnisse, den Eigenschaften der Metalle und andrer Körper herbeiführen und von einem Geschlecht auf das andere bringen mußte. Zu den praktisch nützlichen Geschäften, denen Etrusker mit Vorzüglichkeit oblagen, gehört auch das des Wassersuchens und Brunnengrabens, die im Alterthum viel gefeierte Kunst der **aquilices** oder **aquileges**, welche, genau zu unterscheiden von allerlei superstitiösen Gebräuchen, wodurch man in Etrurien Regenwasser herbei beschwor, unläugbar in Etrurien auch geübt wurde[57]. Den Ruhm eines medicinischen, eines *φαρμακοποιὸν ἔθνος*, wie Aeschylos die Tyrrhener nannte, verdanken sie wohl bloß der fabelhaften Kirke, die man sich am Tyrrhenischen Meer wohnend dachte. Zu berühmten Philosophen sind sie dadurch geworden, daß man Pythagoras, den Samischen Tyrrhener, für einen Tusker nahm; doch mag der in

---

[55]) S. hiezu Censorin de die nat. 17, 5. 6. 13. Augustus l. II. de memoria vitae suae bei Servius ad Virg. Ecl. IX, 47. [56]) Plutarch Sylla 7. Suidas s. v. *Σύλλας*. Vgl. Varro de Saeculis bei Serv. ad. Aen. VIII, 526. Vgl. Orioli Opuscoli letter. T. I. p. 309. Niebuhr R. G. I. S. 142 ff. [57]) S. Varro bei Nonius s. v. aquilex. — Dagegen Tages bei Fulgentius s. v. manales. Festus s. v. aquaelicium.

Unteritalien so verbreitete Eifer für die pythagoreische Philosophie sich wirklich auch nach Etrurien erstreckt haben. Was in Etruriens Schulen, wohin in ältern Zeiten auch Römische Knaben geschickt wurden [58]), getrieben wurde, war, nach der Schrift und den einem guten Hausvater wichtigen Kenntnissen in der Arithmetik u. dgl., doch hauptsächlich immer die Kunde der **disciplina Etrusca**, die wir auch immer als den Mittelpunkt der Etruskischen Bildung und das für die Nation am meisten Charakteristische betrachten müssen.

---

[58]) Livius IX, 36.

III.

Zur philologischen Kritik und Hermeneutik.

Perikles. Aus dem Griechischen des **Plutarchos** mit Anmerkungen übersetzt von Dr. J. G. **Kunisch.** Breslau 1818. 76 S.

Die Uebersetzungskunst, welche überhaupt in neuern Zeiten weit mehr bei Dichtern als bei Prosaikern ausgebildet worden, vermuthlich deswegen, weil hier die allgemeine Norm, nach welcher Alles auf einerlei Art und Weise übertragen werden konnte, weit schwerer aufzufinden und festzustellen war als dort, erhält eine neue Schwierigkeit, wenn der Schriftsteller, mit dem sie es zu thun hat, nicht mehr dem Zeitalter einer reinen und ächten Klassicität, sondern schon dem eines getrübteren Geschmacks, einer gezwungeneren Schreibart, einer manierirteren Darstellung angehört. Ein solcher ist Plutarch, dessen edle Herzlichkeit und geschichtliche Belesenheit es uns dennoch nicht verkennen lassen wird, daß auch er dem literarischen Zeitverhältnisse nicht entgangen, daß er besonders in den Eingängen und den philosophirenden Stellen künstelt und in ihm schon ein Zwiespalt seines offenen, sittlich erwärmten und echt Hellenischen Gemüthes mit der kalten Geschraubtheit der Darstellung sichtbar zu werden anfängt: bei ihm ist es darum zu thun, nicht nur die Plutarchische Darstellung in ihren allgemeinen Umrissen, sondern auch die ganze Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, weder verschlechtert noch verschönt, wiederzugeben und doch auch diese so aufzufassen, daß sie dem Deutschen Ohre und Gefühle nahe tritt.

Rec. meint, daß ihn in dieser Hinsicht vorliegende Uebersetzung des Plutarchischen Perikles von Hrn. Dr. Kunisch vollkommen befriedigt und ganz Plutarchisch angesprochen habe: ja er getraut sich, dieselbe auch unbedenklich allen denen des größern Lesepublikums anzuempfehlen, die aus der Mitte schaler und mattherziger Geschichts-Romane einmal eine wahrhaftige und kräftige Darstellung des Hellenischen Lebens aus seiner Blüthezeit zu genießen wünschen. Möchte der Verf. nicht zögern, mit getroster Voraussetzung seiner Bedingung (S. IV)

mehrere der anziehendsten Lebensbeschreibungen folgen zu lassen, gesetzt auch, daß eine solche Liebe für die Sache, wie sie Amiots Uebersetzung in den trefflichsten Männern Frankreichs entzündete, das heutige Deutschland bei der Kleinmeisterei der Philologen und der Entfremdung der Gebildeten von allem Wissenschaftlichen nicht mehr zu hegen fähig wäre.

***Commentationes Herodoteae.* Scribebat Fridericus Creuzer. *Aegyptiaca et Hellenica.* Pars I.** Leipzig 1819. X und 446 S. 8.

Real-Commentare zu den Hauptautoren sind ein allgemein gefühltes Bedürfniß. Wo grammatische Kritik und Interpretation einige Fortschritte gemacht: ist es vor allem nöthig, die tiefere Erklärung vorzubereiten, welche sich nicht mit dem allgemeinen Sinn einer Stelle begnügt, sondern sowohl deren Beziehung auf die Zeit des Schriftstellers, als auch ihre Bedeutung für die Gesammtheit philologischen Wissens darzulegen strebt. Eines Real-Commentars von dieser Art bedarf in der That vor allen Herodotus. Denn indem er die Basis geworden für die alte Geographie und Ethnographie Asiens und Afrikas, indem er uns vor allen zu einer tiefern und unbeschränktern Ansicht der ältesten Mythologie verholfen hat, indem er zu gründlichen Forschungen und leichtfertigen Hypothesen gleiche Veranlassung gegeben: verdient er wohl, daß das von ihm zum Theil ausgegangene Licht durch einen sich frei und leicht ausbreitenden Commentar auch auf ihn selbst wieder zurückgeworfen werde.

Als Hr. Creuzer im Jahre **1803** die treffliche Schrift über die historische Kunst der Griechen herausgab, beschäftigte er sich zugleich mit einem Commentar über Herodot, in welchem außer Kritik und Interpretation die Forschungen ausländischer und Deutscher Gelehrten gesammelt, durch einander vervollständigt und berichtigt und auf diese Weise ein Schriftsteller erläutert werden sollte, zu dessen Gesammtumfassung wohl selten ein Gelehrter vielseitig genug sein möchte. Eine würdige Vorbereitung zu dieser Arbeit waren die **Fragmenta Historicorum antiquissimorum 1806**: da erst durch diese und ähnliche Sammlungen eine genauere Kenntniß der kurzvorhergehenden und gleichzeitigen Geschichtsschreibung möglich ward. Indessen ist Schweighäusers Ausgabe erschienen und hat bei anderweitigen

Verdiensten jenes Bedürfniß nur noch fühlbarer gemacht, indem die neuabgedruckten Noten Valckenaers und Wesselings, welche das Triviale breit, das Schwierige oft gar nicht erläutern, wohl als kein Commentar in diesem Felde gelten können. Aber eben darum hat der verdienstvolle Herausgeber Herodots gewünscht, daß sich die Arbeiten Hrn. Creuzers gewissermaßen als Supplement an die seinigen anschließen möchten. — Bei der endlichen Erscheinung der Commentationes gesteht Ref. neben der Freude, eine gespannte Erwartung nicht getäuscht zu sehen, auch einige Besorgniß gefühlt zu haben. Der vorliegende Band erstreckt sich dem bei weitem größten Theile nach nur über eine bedeutende Anzahl Stellen des zweiten Buchs. Wenn die andern acht Bücher sich eben so ausführlicher Erläuterungen erfreuen dürfen (wozu die Vorrede S. VIII einige Hoffnung macht): so müßten in neun Bänden Commentar doch noch viele schwierige Stellen unerklärt bleiben. Oder bieten die andern Bücher weniger Stoff zur Forschung, weil keine Description de l'Egypte vorhanden?

Caput I. zu Herodot II, 85—90. Eine fortlaufende Erläuterung dieser Stelle, durch welche zugleich Gebräuche der Trauer und die Behandlung der Leichname gelehrt erklärt werden. Ueber die *ταριχευταί*, ihre Werkzeuge und Vorrichtungen und alle nöthigen Materialien wird umfassend gehandelt: zugleich der geistreiche Hauptgedanke durchgeführt, daß die Mumisirung des Leichnams die Kraft und Wirkungen einer heiligen Einweihung habe und Osiris selbst vor seinem Wiederaufleben als die erste Mumie, als der Prototypus aller andern gedacht werde.

§. 7 wird beiläufig die Fabel von dem Korinthischen Kypselos, welcher als Kind im Kasten verborgen wird, und seiner Mutter Labda als ein Reflex der heiligen Sage von Isis und Osiris gedeutet. Doch wird Hr. Creuzer schwerlich Jemanden überzeugen, daß die Erklärung des Etymologicums „die ungestalte Labda habe ihren Namen davon, weil ihre Beine wie ein Lambda gestaltet gewesen seien" mehr sei als ein alberner Spaß eines Grammatikers. Damit fällt aber die sonst witzige Auslegung großentheils. Darauf werden die Worte cap. 86. *ἐν οἰκήματι ϑηκαίῳ* behandelt und zuletzt die Lesart *Θηβαίῳ* vorgezogen. Allein dies nackte *Θηβαίῳ* kann bei unbefangener Lesung schwerlich gefallen, und wenn man mit wenigem zufrieden ist, fordert man doch wohl: *τινὶ τῶν ἐν Θήβαις*.

An diese Stelle schließt sich mit Cap. II eine Abhandlung über Aegyptens vorzüglichste Todtenstädte. Zuerst von Theben; wo Ref. es nur willkürlich findet, die Inseln der Glücklichen, bei Herod. 3, 26.

sieben Tagereisen von Theben, auf die Todtenkammern bei Theben zu beziehen, so schön die Idee auch ist. Nach Herodot war jener Ausdruck Griechische Benennung einer kleinen Oase mitten in der Sandwüste; während die Katacomben gewöhnlich gerade in den unfruchtbarsten Sandfeldern angelegt sind. Abydus, welches mit Theben den Osirisdienst und das Memnonion gemein hat und wo die Angesehensten sich bestatten ließen, weil hier Osiris selbst begraben liegen sollte. Memphis der Hafen der Guten, d. h. der Todten, die Grabstätte der Isis mit weitausgedehnten Todtenfeldern. So liegen die Götterleichname selbst als Palladien bei den Hauptstädten und die menschlichen Todten um sie her. Busiris, wo Osiris Glieder in einem hölzernen Stier nach der Sage begraben lagen, Atarbechis, wo die Gebeine der Ochsen begraben wurden. Hieran werden mehrere seitabgehende Untersuchungen angeknüpft, über das Begräbniß im Stier, wobei auf die Kretischen Fabeln von Pasiphae ein wunderderliches, astronomisches Licht geworfen wird, über den Cultus des Apis und der Thiere in Aegypten überhaupt und deren Mumisirung. Ein Grab des Osiris ist endlich auch auf Philä im Nil, an welches der Verf. die Deutung des Todes dieses Gottes aus Naturphänomenen anknüpft. Mit großem Recht wird Zoëga's historisirende Ansicht bestritten, nach welcher Osiris von Philä ein Pharao Oberägyptens sein soll, der bei der Vertheidigung des Vaterlands gegen fremde Völker umgekommen sei. Dabei werden ausführliche Erörterungen über die Gegend von Philä am obern Nil, über die Tempel und Sacra daselbst, über die Herrschaft der Hyksos, über die Weihungen der Pharaonen und ihr Verhältniß zur Priesterschaft u. s. w. eingeschaltet, voll geistreicher Combinationen versteckter Autorenstellen mit neuentdeckten Bildwerken. Nur verwundert sich Ref. bisweilen über das alles Maß überschreitende Zutrauen zu Schriftstellern ohne allen Credit. So fällt es dem Heliodor oder wem vor ihm auf, daß der Name *Νεῖλος*, die Buchstaben als Ziffern genommen und addirt, gerade 365 gibt; und hieran wird die Bemerkung geknüpft, daß der Nil eins sei mit dem Jahre. Hierin ist in der That wenig Ernsthaftes: aber Hr. Creuzer fährt fort: **Quid quaeris? pertinent haec ad rationem arcanae disciplinae etc. — p. 185.** Dagegen ist die Beweisführung, daß Osiris, von Ursprung an Gott, erst nach und nach in mancher Sage eine mehr heroische Gestalt angenommen habe, ohne Zweifel als genügend anzuerkennen.

Als Parallele wird dem Gange der Aegyptischen Mythologie eine ähnliche Erscheinung aus einem Griechischen Cultus gegenüber-

gestellt: die Feste des Dionysos nämlich, welche die Sikyonier auf den Helden Adrastos übertrugen. Daran knüpft sich eine Abhandlung über die Spartanischen Heroen Astrabakos und Alopekos, von denen der erste wunderlich in die Geschichte des Spartanischen Königs Demarat verflochten ist, den seine Mutter für einen Sohn jenes Heros ausgab, während das Volk an ἀστράβη denkend seinen Vater zum Eseltreiber machte. Wenn nun auch in dem über Astrabakos Gesagten Manches zweifelhaft sein sollte, besonders was die vorgegebene astronomische Bedeutung anlangt (Ἀστρόβακος): so geht doch hervor, daß er als Hirtendämon gedacht wurde, mit allen Eigenschaften der Thierart, welcher er vorstand.

Sehr interessant und lehrreich sind die Betrachtungen, zu denen das bekannte Mährchen Veranlassung gibt: „daß die Juden einen Esel angebetet hätten." Nachdem überhaupt die Bedeutung des Esels in alttestamentalischer Symbolik nachgewiesen und darin eine Spur alter sacra gentilitia eines wandernden Hirtenvolks aufgefunden ist: tritt die Religion des Aegyptischen Ackerbauvolks damit in den vollsten Gegensatz, in welcher der Esel als das Thier des bösen Dämon, Typhon, erscheint. Typhon aber bezeichnet geographisch nicht selten die wüsten Sandstrecken, in denen höchstens für ein nomadisches Volk und besonders für den genügsamen Esel einige Weide ist. — Diese Kombinationen kann man nicht anders als anziehend und den Verhältnissen der Aegypter zu den Nachbarvölkern angemessen nennen. — S. **298** ff. Ueber den „Leichnam des Orestes" als Palladium Spartas, zu Herod. **1**, **67**. S. **307** ff. Ueber das „Aegyptische Dogma der Unsterblichkeit und Seelenwanderung." Zum Theil eine Erweiterung der Ideen Zoegas, dem der Verf. auch in der Ableitung der Homerischen Fabeln vom Elysion aus Aegyptischen Dogmen beitritt. Der Glaube an Unsterblichkeit in Aegypten wird dahin bestimmt, daß die Priester eine geistige und tiefere Lehre von der Palingenesie für sich behalten, dem Volke aber eine rohere Vorstellung von Seelenwanderung mitgetheilt hätten: was doch wohl nur darum so gestellt wird, um die höhere Idee Griechischer Philosophen, besonders des Pythagoras, direct aus den Aegyptischen Priesterweihen ableiten zu können.

Cap. III. Gelehrte Erläuterungen Aegyptischer Reliefs und Malereien in Bezug auf „Todtenbesorgung und Todtenreich" mit Rücksicht auf Herodot. — Besonders wird ein „Relief aus den Krypten von Theben" erläutert (**Descr. de l'Eg. Antiqq. Vol. II. pl. 83 fig. 1, 7**) wovon auch eine Abbildung dem Werke selbst zugegeben

ist (von der nur zu bemerken ist, daß sie nicht in allen Exemplaren kolorirt ist, obgleich sich der Text wiederholt, und mit Recht, auf die Farben bezieht): Osiris mit 9 Beisitzern einen Todten richtend, der die Wage des Gerichts auf den Schultern trägt, und Hermes, den Verdammten als Schwein vor sich hertreibend; wie Jomard schon richtig erklärt hatte. Hermes, der hier als ein sehr schlimmer ψυχοπομπὸς erscheint, wird von S. 353 an auch als ἐνταφιαστὴς betrachtet, wie er mit dem Hundkopf (Anubis) eine Mumie inaugurirt oder consecrirt.

Von S. 360 an werden noch Bemerkungen über die Mumien, ihren Namen, ihre Unzerstörbarkeit, wenn sie von der ersten Klasse, endlich die Hieroglyphenschrift ihrer Hülle nachgeschickt, die sich oben Cap. I an die Stelle Herodots nicht bequem anknüpfen ließen. Was die Schrift anbetrifft: tritt der Verf. der begründeten Meinung Jomard's bei, der den Charakteren nach nur zwei Schriftarten anerkennt, die hieroglyphische und gemeine, die hieratische aber nur durch die Bedeutung der Zeichen von der hieroglyphischen verschieden hält. Diese Ansicht wird durch eine Stelle des Plotinos bestätigt.

Das Ganze wird durch eine Abhandlung über eine weibliche Mumie zu Darmstadt beschlossen, deren gemalte Decke mit der höchsten Genauigkeit Stück für Stück durchgemustert und so lehrreich und eindringend erklärt wird, daß man diese Erklärung sehr wohl als eine Einleitung in die Aegyptischen Alterthümer betrachten und anwenden kann.

Als Appendix sind Summarien, Scholien, Lesarten aus einem Cod. Palatinus Nr. 129 beigefügt, der freilich nur sehr dürftige Excerpte enthält.

Homers Hymnus an Demeter. Griechisch mit metrischer Uebersetzung und ausführlichen Wort- und Sacherklärungen durch Auflösung der ältesten Mysterien- und Tempelsprache in Hellas vermittelt, nebst einem Briefe an Hrn. G. Hofrath Creuzer von Dr. K. F. L. Sickler. 1820. VIII und 146 S. in 8.

Die merkwürdige Zuschrift an Hrn. Creuzer, die der Verf. vorausgeschickt hat, erklärt sich über drei zur Erforschung des Mythus von ihm besonders angewandte Mittel, Sprache, Hieroglyphik und Paro-

nomasie. „Die Hellenische Sprache genüge nicht zur Erläuterung der Mythennamen; man bedürfe eine andere, dieß sei die Semitische." Ref. gibt zu, daß es Griechische Götternamen und Beinamen gibt, deren Wurzel in der Griechischen Sprache fast erloschen oder spärlich erhalten sind, obgleich die Bedeutung nicht ganz verdunkelt ist. Man denke an Apollon Lykeios[1]), Hekate Persaea und noch so viele andere. Hier wird der, welcher aus genauer Kunde der Geschlechts-, Stamm- und Volksreligionen sich überzeugt hat, daß dieselben mit der Nationalität seit unvordenklicher Zeit eng verbunden sind, ohne Zweifel zuerst zu den nächsten Verwandten, den Lateinern, gehn, dann die doch vielleicht nicht unausfüllbare Lücke des Phrygischen bedauern müssen, und sich nun nothgedrungen weiter an die Indische, Persische, Semitische, Koptische Sprache wenden, und ohne Zweifel die entbehrte Sprachwurzel zurückbringen, wenn ein Sprachschatz so reich und ausgedehnt ist. Aber Herr Sickler deutet, ohne eine Mittelstufe zuzugeben, gleich aus dem Semitischen, und zwar Alles, was eben vorkommt, ob er gleich auch die Zulässigkeit der Erklärung aus den andern Sprachen zuzugeben scheint: er deutet selten aus organischer Entwickelung einer Sprachwurzel, sondern durch Zusammenleimen mehrerer Worte: welche Weise wohl die etymologischen Forscher zu verwerfen einig sind. So Triptolemos S. 115, Demophon S. 121 aus drei verschiedenen Worten, so z. B. Urania Ur-ania S. 59 erwachende Klage, was man, wenn es darin läge, eben so gut aus ὄρω und ἀνία machen könnte. So kämen denn also die Griechen um das schönste Recht einer eigenthümlichen Sprache, daß der gewohnte Laut das Gemüth anspricht und durch sich schon ein Gefühl zu erwecken im Stande ist: todte Schälle wären fast alle Cultusworte gewesen, die die Priester zu träg oder unwissend waren ins Griechische zu übersetzen — wenn man nicht etwa in den Eleusinischen Mysterien Hebräisch lernte. Aber sehr genau müßten sie sie doch aufbewahrt haben, da Herr Sickler selbst die Endungen aus dem Hebräischen wunderbar herbeischafft, (z. B. Tripit-tholem-Os die Furchen aufreißende Kraft, Bama-apho-on die Erdgewächskraft) da man doch z. B. den Namen Jerusalem u. dgl. kaum in der Griechischen Umbildung erkennt. Auch Worte aus falschen Lesarten lassen sich so aus Hebräischen Wurzeln leicht zusammensetzen, wie Emaneros bei Paus. 9, 39 (für Maneros), wo der erste Buchstabe nur durch falsche Wiederholung aus dem vorigen Worte hereingekommen ist.

---

[1]) Vgl. Dorier Bd. 1, S. 305 u. ff. der zweiten Aufl.

Ref. geht gleich zu der damit zusammenhängenden Paronomasie über, nach der z. B. die Schlange deßwegen Sinnbild der Weissagung sein soll, weil im Hebräischen Nāchāsch Schlange, Nāchāsch Weissagung heiße. Die alte Symbolik hat ohne Zweifel eine ähnliche Entstehung wie ein großer Theil der Sprache; sie verfolgt Analogieen zwischen Naturgegenständen und Ideen, und wer sich in die lebhafte Anschauungsweise kindlicher, aber von Natur sinnreicher Völker zu versetzen weiß, wird manche dieser Beziehungen nach und nach mit inniger Freude auffinden. So waren die Griechen. Aber welch' ein bornirtes und von aller Naturanschauung entblößtes, rohes und überverständiges Volk zugleich müßte es gewesen sein, welches nach zufälliger Lautähnlichkeit (so meint doch Hr. Sickler) den Naturgegenständen willkührliche Bedeutung aufgedrückt.

Daß die Symbolik des ehrwürdigen Creuzer nicht von denselben Grundsätzen ausgeht, wird jedem einleuchten, der das wichtige Hauptwerk studirt. Wie auffallend nun, daß der Verf. auf seinem Wege Ergebnisse gefunden hat, die jenen „keineswegs entgegenstehn, die vielmehr dieß größtentheils unterstützen, im Einzelnen wie im Ganzen."

Den Erläuterungen sind Ansichten über Zweck und Gehalt des Homerischen Hymnus vorausgeschickt. Der Hymnus solle folgenden physikalischen Satz anschaulich machen „zwei Kräfte wären bei dem Wachsthum der Pflanze thätig, eine der Erde eigne Lichtkraft als Mutterkraft (Demeter) und eine von ihr ausgehende Samenkraft (Persephone)." Wohl nur scherzhaft werden zur Bestätigung Stellen aus Hermbstädts Grundsätzen der Kameralchemie angeführt, daß keine Pflanze ohne Licht gedeiht, was jeder weiß. Aber wir wünschten, daß Hr. Sickler aus irgend einem alten Mythus den Gedanken eines der Erde inwohnenden Lichts nachgewiesen hätte, der uns der einfachen Naturanschauung widerstreitend scheint.

Aus den Erläuterungen zeichnet Ref. besonders die Bemerkungen über die alten Hymnensänger Olen, Linos, Pamphos, Orpheus aus, obgleich der Zusammenhang derselben mit bestimmten Culten unerörtert geblieben. So ist Olen ein Collectivname für alte Hymnenpoesie bei den Tempeln des Apollo zu Delphi, Delos und Patara in Lykien (einer Kretischen Colonie); und er heißt mit gleichem Recht Lykier und Hyperboreer [1]). Herr Sickler aber nimmt an, daß er Lykisch, also kein Griechisch gesungen, folglich die Griechen

[1]) Vgl. Gr. Literaturgesch. Th. I. S. 39.

damals noch nicht Griechisch redeten, sondern halb und halb Semitisch. (Dieß folgt wenigstens nothwendig aus den Worten des Verf. S. 55.) — Auffallend ist es, daß Olen nach Paus. V, 7, 4 die (Demeter) Achaea und ihre Ankunft in Delos besungen haben soll, da sonst der Delische Dienst gar nichts mit der Demeter zu schaffen hat, und es läßt sich sehr wahrscheinlich machen, daß man für Achaea Aphaea (Artemis) corrigiren muß. Paus. VI, 20, 8. hat der Verf. ganz mißverstanden. Aber überhaupt vermißt hier Ref. die genaue Auffassung der bestimmten Individualität jener Hymnoden, da doch dem Griechen ein Hymnus von Pamphos, Olen, Orpheus gewiß wohlunterschiedne Arten der gottesdienstlichen Poesie waren; so daß es weit mehr darauf ankommt, den Charakter eines jeden aufzufassen und zu bestimmen, als, wie der Verf. thut, immer nur eins und dasselbe in allen zu finden. — Indessen finden sich in diesen Erläuterungen gar manche interessante und zum Nachdenken anregende Bemerkungen, wie über Hyacinthe, Megaron, Damia, und viele Etymologieen sind wohl auch so sicher, als die Verwandtschaft der beiden Sprachen: auch wollen wir dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, daß er den Griechischen Mythus nur aus den schon bekannten und gebrauchten Stellen schöpft, obgleich freilich vom Mythologen gefordert werden muß, zuerst alle Hellenischen Quellen mit voller Umsicht zu gebrauchen.

Xenophontis Ephesii de Anthia et Habrocome Ephesiacorum libri V. Graece et latine recensuit, annotationibus aliorum et suis illustravit Petrus Hofman Peerlkamp, gymnasii Harlemensis rector. Harlem. 1818. LXXII. 42 u. 407 S. 4.

Der Herausgeber ist ein Schüler des Janus Ruardius, eines philologischen Juristen, welcher nach dessen seltsamen Ausdruck Musarum agrestiorum severitatem literarum elegantia suavissime temperavit; und gibt in der Vorrede von seines Lehrers literarischer Thätigkeit und Nachlasse Nachricht. Ruardius selbst hatte sich auch mit Xenophon beschäftigt und trug seinen Antheil an diesem Schriftsteller auf seinen Schüler über, der schon im Jahre 1806 eine Oratio de Xenophonte Ephesio criticarumque in eundem

observationum specimen herausgab und seit der Zeit fortwährend die umfassende Ausgabe vorbereitete, welche jetzt erschienen ist.

In derselben hat der Verfasser zuerst die seltne Dissertation von Casperius abdrucken lassen, von der Locella nur einen kurzen Auszug gegeben hatte. Sie enthält einen Versuch die Zeit Xenophons zu bestimmen, nebst Bemerkungen über einige Stellen des Autors. In jenem Versuch irrt Casperius wie auch Locella besonders darin, daß sie die Zeitumstände des Romans mit denen des Autors verwechseln. Wenn Irenarchen von Cilicien erwähnt werden, welche Würde sich nicht vor Hadrian findet, und Ephesus als blühend vorgestellt wird, da doch der Tempel daselbst **262** p. C. verheert und verbrannt wurde, wenn Byzanz noch nicht als Residenz erwähnt und das Orakel des Klarischen Apoll befragt wird: so folgt aus dem allen nur, daß der Roman nach seines Verf. ungefähren Gedanken gegen **200**—**250** n. Chr. spielt. Daß aber der Held desselben, Habrocomes, in Aegypten gekreuzigt werden soll, darf man nicht zur Zeitbestimmung anwenden, da er ja auch wegen eines Todtschlags verbrannt werden soll, was sicher nie dort Sitte war. Sichere Argumente aber, daß Xenophon Ephesius weit später schrieb, liegen nach des Ref. Meinung darin, daß der heidnische Cultus in diesem Roman schon ganz unbestimmt und unkundig gefaßt wird, wie z. B. **1**, **2**. das Costüm der Griechischen Artemis der Ephesischen Göttin beigelegt wird und außerdem in der Beschreibung desselben Fehler gemacht werden, die nur der machen konnte, der nie eine Bildsäule der Göttin sorgfältig betrachtet hatte. In dem Gebet an den Nil **4**, **2**. blickt etwas Christliches durch. Ein Beweis des späten Zeitalters ist auch die Unkunde der Geographie, z. B. die verwirrte Beschreibung Aegyptens. S. Hemsterhuys ad **IV**, **1**. Und dafür, daß das Christenthum schon allgemein herrschte, spricht ohne Zweifel auch die Bemerkung, daß Antheia, als sie durch einen Scheintod einer verhaßten Ehe entging, sich gar nicht vor dem Verbrennen des Körpers fürchtet, welches also damals ganz und gar abgekommen sein muß, (**3**, **7**) sondern in einem Grabmal beigesetzt wird. So führen uns diese und andere Umstände wohl bis **400** nach Chr. hinab. Darauf folgt die Vorrede von Locella. Der Verf. hatte eine Geschichte der Griechischen Erotiker vor, aber hat dieß Unternehmen aufgeschoben und gibt hier nur einige Urtheile über ihr ästhetisches Verdienst. Peerlkamp hatte in der angeführten Rede den Xenophon für den ältesten und in mancher Art vortrefflichsten der alten Erotiker erklärt, aber nimmt seine Behauptung gegen das Urtheil zurück, welches der

geistreiche Koraes in der Vorrede zum Heliodor 1804 gefällt hat. Daß Xenophon diesen und jenen Fehler vermieden habe, sei nicht sowohl Wirkung seines reinen Geschmacks, als einer Geistesschwäche und Mattigkeit, welche ihm einen hohen Flug und große Fehler nicht erlaubte. Dazu kommen die Spuren des späten Hellenismus, welche das Bemühen des Schriftstellers ältere Meister nachzuahmen nicht verwischen konnte. Der Sospitator des Xenophon ist Locella, welcher Hemsterhuis und Abresch kritische Noten in den **Miscellaneae observationes Batavae** und viel eignen Scharfsinn zur Constitution des Textes anwandte. Von seinem Text ist Peerlkamp in nicht sehr vielen Stellen abgegangen. — Ref. bedauert nur, daß nicht eine neue Collation des einzigen Codex zu Florenz, der uns diesen Schriftsteller erhalten hat, angestellt worden ist, da der erste Herausgeber Cochius ihn nur sehr nachlässig hatte abdrucken lassen, und die Vergleichung, welche der gelehrte Arzt Weigel für Locella in Florenz machte, bei pag. 41 der Londoner Ausgabe unterbrochen wurde — und daß es dem Verf. nicht gelang, die Bemerkungen von Bast und Tollius habhaft zu werden.

Die Vorrede nennt, jede Gelegenheit ergreifend, eine große Anzahl Holländischer Gelehrten, deren Vortrefflichkeit immer rückwärts mit Zeugnissen ihrer Lehrer und Meister belegt wird, um auch ihnen einen Antheil an der fast abergläubischen Verehrung zu verschaffen, welche die Holländer ihren Hauptphilologen fortwährend weihen.

***M. Tullii Ciceronis Opera quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta recognovit, potiorem lectionis diversitatem adnotavit, indices rerum ac verborum copiossimos adjecit Christ. Godofr. Schütz. Tomus XII — XX.* Leipzig. 1816—1821. Klein Octav.**

In den Prolegomenen zu den **Academicis** (so nennt sie der Hr. Herausgeber mit Görenz) behandelt Herr Hofr. Schütz die Stellen aus den Briefen an Attikus, welche von der Umarbeitung sprechen, die Cicero mit diesem Werke vornahm, als er aus zwei Büchern vier machte und statt des Catulus, Lucull und Hortensius den Varro,

Attikus und sich redend einführte. In dem Briefe **ad Att. 13, 21.** wo Cicero die ihm von Attikus in der ältern Bearbeitung vorgeschlagene Aenderung **inhibere** für **retinere** oder **sustinere** als ἐπέχειν zurücknimmt und ihn bittet, wieder zurückzuändern und dasselbe dem Varro zu sagen, will Hr. Schütz, daß für Varro der Name eines Abschreibers gesetzt werde; was aber auch dem Ref. nach dem Tone der Rede sehr unwahrscheinlich dünkt; und warum soll Cicero dem Varro nicht auch die ältere ἔκδοσις zugeschickt haben? [1]) Daß für **Lucullus** an der Stelle nicht **Lucilius** gesetzt worden ist, wie früher in der Ausgabe der Briefe, ist völlig zu billigen. — Die Constitution des Textes in den **Academicis**, wie in den Büchern **de finibus** ist im Ganzen die Görenzische; wenigstens ist in den Grundsätzen der Behandlung keine wesentliche Verschiedenheit.

In den Tuskulanischen Quästionen schließt sich der Herausgeber zunächst an Wolf an; bei den **Paradoxis** steht er unabhängiger. Die Zeit dieser kleinen Schrift bestimmt Herr Schütz mit großer Probabilität auf den Frühling **707** nach der Ausgabe des Buches **de claris oratoribus** und vor dem Tode des **Cato Uticensis**, mit der Bemerkung, daß die Apostrophe gegen Clodius, woraus das vierte Paradoxon besteht, früher bei dessen Leben gearbeitet sei, und zwar am wahrscheinlichsten **697 a. u. c.** Auch vom sechsten Paradoxon gegen Crassus urtheilt der Hr. Herausgeber eben so, daß es um **698** gearbeitet sei. — Indessen sind doch dadurch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt. Offenbar sind auch Nr. **2** und **6** nicht als bloße Herzenserleichterungen über politische Verhältnisse, sondern gleich als **Paradoxa** gearbeitet, und die Invectiven gegen Clodius und Crassus geben nur Gelegenheit zur Ausführung stoischer Sätze. Nun ist aber nicht anzunehmen, daß Cicero schon **697. 98** seine politischen Verhältnisse auf diese Weise zu kleinen halb philosophischen, halb rhetorischen Ausarbeitungen benutzt habe. Auch geht aus dem **prooemium** an Brutus ziemlich deutlich hervor, daß er diese Spiele als Uebungen alle zusammen hinter einander machte und nicht etwa weit früher sammelte. Also können die Invectiven gegen Clodius und Crassus doch erst nach dem Tode dieser Männer gemacht sein, in der Erinnerung gewisser Lagen und Verhältnisse, in denen sich einst Cicero befand und über die mit Pathos zu sprechen ihm so familiär geworden war, daß er jetzt rhetorisch-philosophische Ausarbeitungen daraus macht. — Was die Recension der Bücher **de**

---

[1]) Vgl. **Varro de lingua lat. ed. C. O. Mueller, Praef. P. III.**

natura deorum betrifft, so freuen wir uns, daß der verehrte Editor über die Autorität des **Codex Glogaviensis** und Heindorf's Verdienste mit mehr Achtung spricht, als einige andere Gelehrte seit der Zeit gethan. Jener Codex, von dem wir hier beiläufig bemerken, daß er sich auf der Breslauer Universitäts-Bibliothek wiedergefunden hat, wodurch lächerliche **rumusculi** zu Schanden werden, ist als eine doppelte Quelle zu betrachten; denn einerseits sind freilich in ihm viele sogenannte dilatirende, grammatisch erklärende, Lesarten, aber andererseits sind der Stellen nicht wenige, wo er allein ganz entschieden die wahre und richtige Lesart hat, auf welche die versuchten Conjecturen früher schon hingezielt, sie aber oft nicht getroffen hatten. Wir machen daher dem Herausgeber keinen Vorwurf, daß er Heindorfs scharfsinnige Behandlung dieses Buchs bei der Textrecension zum Grunde gelegt, und halten seinen Text — was bei diesem Buche schon viel sagen will — für lesbar, obgleich natürlich noch manches jetzt schon nach den spätern Arbeiten gebessert werden kann. Als Probe geben wir nur die Hauptlesarten des ersten Capitels. **Cum — sunt.** Dafür muß man nun allerdings mit Wolf **cum sint** setzen, nicht sowohl der Beispiele bei Creuzer wegen, sondern weil im Anfange eines Buches die periodisch verbundene Rede angemessener ist, als die parallel gestellten Sätze. **agnitionem animi** steht mit Recht im Text, aber die Conjectur **agitationem animi** mußte ganz verworfen werden, da diese Worte durchaus nicht „Uebung des Denkens" bedeuten können. **agnitio** ist aber ganz das rechte Wort für eine Subject-objectivirende Erkenntniß. Die Worte: **id est principium philosophiae** sind so wenig Glossem, daß man sie gar nicht entbehren kann. Der Gedanke ist: der gewöhnliche Mangel eines festen Resultats über das Wesen der Götter zeigt, daß das Princip der Philosophie das Nichtwissen sei (d. h. nach Cicero's Grundsätzen, das Aufstellen einer subjectiven Probabilität über das Nichtgewußte.) **turpius** behält Herr Schütz mit Heindorf mit Recht, denn das hernach von Andern vertheidigte **fortius** ist logisch falsch, obgleich es auch der **Glogaviensis** hat. Die Conclusion ist die: Temerität ist überall schimpflich; es ist aber **temerarium**, über solche Gegenstände eine Meinung als gewiß aufzustellen, weil man dann entweder eine geradezu falsche angenommen hat (**falsum sentit**) oder doch eine nicht hinlänglich vergewisserte als gewiß behauptete; also — **venimus** liest der Verf. richtig mit Heindorf; der genaue Gedanke fordert das Perfect, und **vehimur** ist hier nicht adäquat Die Bücher **de divinatione** haben weniger Schwierigkeiten gemacht.

und sind daher nicht mit so viel Noten ausgestattet, als die vorhergehenden; die Recension nimmt auf Davisius, Ernesti, Hottinger, Rath, besonders auf Hottinger, Rücksicht. Zu den besten Emendationen gehört die auch hier gebilligte von Hottinger in dem Gedicht c. 12 **et clades patriae** für **at clades**, wodurch erst Zusammenhang in die ganze Stelle kommt. In dem kleinen Buch **de fato** sind nicht viel Abweichungen von Bremis Ausgabe bemerkbar. Was die Bücher von den Gesetzen betrifft, so tritt Hr. Schütz der Meinung von Görenz bei, daß Cicero diese Bücher nicht vollendet und nicht selbst herausgegeben habe; allein die Gründe dafür sind noch keineswegs überzeugend, am wenigsten der von Hrn. Schütz beigefügte: die Bücher hätten kein **prooemium**. Nun ist es wahr, daß Cicero das **prooemium** zuletzt beifügte, ja er hatte ein **volumen prooemiorum**, woraus er passende Einleitungen herausnahm und auch mit andern vertauschte; daher es kommt, daß man bei allen philosophischen Schriften dieselben ganz vollständig von der Behandlung des eigentlichen Gegenstandes absondern kann. Allein die Bücher **de legibus** haben ja ihr **prooemium** in aller Form in **cap. 1—5**, und zwar ein ganz persönliches über Cicero's Dichtkunst und seinen Plan einer Geschichtschreibung; und man sieht nicht ein, wie noch etwas vorhergehen konnte. Daß aber hier auch das **prooemium** gleich dramatisch ist, that Cicero aus Nachahmung Platons; dessen Form er hier sich am meisten wieder zu geben bestrebt. Auch sind die Anfänge der verschiedenen Bücher desselben Werks bei Cicero sich fast immer analog, und man darf daher nur die Einleitung zu Buch **2** vergleichen, um sich zu überzeugen, daß bei Buch **1** nichts fehlt. In den Büchern **de officiis** gingen dem Verf. Heusinger und Gernhard vor: die Beiersche Ausgabe konnte noch nicht gebraucht werden. Der Fragmentsammlung sind auch die wichtigen Bruchstücke aus der Rede **pro M. Tullio** vor den Recuperatoren und **pro M. Aemilio Scauro** eingefügt, welche Mai in der Ambrosischen Bibliothek gefunden, und die nach Mai von Cramer, Heinrich, Schütz an manchen Stellen verbessert sind, obgleich andere noch dunkel bleiben. In den Worten des ersten Fragments bald im Anfange desselben ist der Handschrift nach, aber mit Auslassung zweier Worte wohl zu lesen: **ac mihi magis illud laborandum videtur, ne, quod antea nihil in istum dixi, quam in eo reprehendar, quod hoc tempore respondeo:** Ich muß mich darin mehr vor Tadel schützen, daß ich vorher gegen seine Person nicht geredet habe, als daß ich jetzt ihm auch so antworte. In der folgenden Stelle **vi hominibus armatis**

coactis vi damnum factum esse M. Tullio hätte Hr. Schütz das zweite vi nicht in ve zu ändern vorschlagen sollen. Weiter unten ist für: neque illud aderit: injuria, wohl addiderit zu lesen, welches besser als adderet. Uebrigens ist das Fragment nicht für das Lexicon benutzt worden, wo sonst die Rechtsformel: quantae pecuniae paret damnum factum esse, stehn müßte, und außerdem der Unterschied von taxatio rei (*προτίμησις* des Klägers) und aestimatio (die *τίμησις* des Gerichts).

Παυσανίου Ἑλλάδος περιήγησις. ***Description de la Grèce de Pausanias traduction etc. par Clavier.*** **Paris. 1817. 1820. 1821. T. II. III. IV. und V. prem. partie: enthaltend Buch 3—9 und die Hälfte von 10.**

Wir dürfen diese Ausgabe ohne Zweifel als einen Fortschritt in der Kritik des Pausanias betrachten, wenn auch nicht als etwas Vollendetes. Vielmehr ist auch so noch Pausanias voll confuser und unverständlicher Stellen. Die Pariser Handschriften, welche der verstorbene Clavier gebraucht hat, gehen — so viel man vor Mittheilung der Collationen urtheilen kann — an Güte der Moskauer und Wiener selten vor, welche Facius durch Heyne erhalten hatte, und die conjecturale Kritik möchte auch hier nicht über den Standpunkt des trefflichen Kuhnius vorgerückt sein. Die neuen Lesarten sind theils in den Text aufgenommen und dann die ältere unten angegeben, theils am untern Rande mit *ἴσως* beigefügt. Die letzte Einrichtung ist sehr zu billigen, aber sie hätte noch mehr benutzt werden sollen. Warum wird in der confusen Stelle 8, 11. S. 367 nicht wenigstens die wahre Lesart unten angegeben, welche leicht zu finden ist: (*Ὠλὴν δὲ ὁ Λύκιος, ὃς ἦν ἀρχαιότερος τὴν ἡλικίαν, Δηλίοις ὕμνους καὶ ἄλλους ποιήσας καὶ ἐς Εἰλείθυιάν τε* etc.). Dagegen sind diese *ἴσως* sehr oft ganz ungehörige Vermuthungen, welche bloß aus dem Bestreben hervorgegangen sind, die Schreibart des Paus. leichter zu machen, zu B. 7, 21, 1. *καθίζεται* für *κομίζεται*, 7, 23, 1. *μίαν τῶν* für *μὲν τῶν*, 7, 26, 3. *γυμνὸν* für *γυμνός*. Ganz falsch ist die Vermuthung zu 8, 19, 2. In diesen und andern Fällen zeigt die Bearbeitung nicht genug Studium der eigenthümlichen Redeweise des Pausanias. Indessen wird es immer schwer

bleiben in jedem Fall zu bestimmen, wie viel Nachlässigkeit, Abgerissenheit und lose Verbindung sich dieser Schriftsteller nachsehen durfte.

Eine schätzbare Zugabe zu dem dritten und vierten Bande dieser Ausgabe sind die Emendationen, welche der scharfsinnige Adamantios Koraes den Herausgebern mitgetheilt hat, und die in jenem unter den Text gesetzt, bei diesem am Ende beigefügt sind. Sie sind meist mit dem glücklichen und treffenden Sinn gemacht, der diesen Kritiker auszeichnet. 8, 54, im Anfang schreibt er mit Recht für τῆς γῆς — τῆς πηγῆς. Dieselbe Aenderung ist 8, 8, 3 vorzunehmen, wie Ref. sieht.

Παυσανίου τῆς Ἑλλάδος περιήγησις. *Pausaniae Graeciae descriptio. Edidit, Graeca emendavit, Latinam Amasaei interpretationem castigatam adjunxit et annotationes atque indices adjecit Car. God. Sibelis.* Leipzig. V. I. 1822. S. XLVIII 376 und 276. V. II. 1823. S. 437 und 286.

Es kann auffallen, daß bei dem häufigen Gebrauch, den seit einigen Decennien Forscher und Freunde des Alterthums in den verschiedensten Fächern von Pausanias Reisewerke zu machen pflegen, seit Facius in mancher Hinsicht verdienstlicher aber doch im Ganzen sehr mangelhafter Ausgabe in Deutschland, und wenn man Claviers Unternehmung abrechnet, überhaupt noch kein Versuch einer genügenden Bearbeitung gemacht worden ist. Indeß erklärt sich diese Versäumung einigermaßen dadurch, daß Manche, den Autor zu ediren nicht ungeneigt, doch noch abwarten wollten, welche Früchte und Resultate der unter Kritikern, Archäologen, Reisenden herrschende Eifer für das Verständniß und die Berichtigung des Schriftstellers in einiger Zeit herbeigeführt haben würde, um dann die Ergebnisse der verschiedenartigsten Untersuchungen in einer von allen Seiten befriedigenden Ausgabe zusammen zu fassen. Da aber eine solche Zeit ruhiger Ueberschauung des Gewonnenen schwerlich so bald eintreten wird, und der darauf Wartende Jenem nicht unähnlich scheint, der am Flusse steht und harrt, bis er ablaufen werde: so ist das Unternehmen des Herausgebers ohne Zweifel völlig an der Zeit, um so mehr, da es nicht ohne sehr sorgfältige Vorarbeiten begonnen ist. — Die Vorrede handelt von des Schriftstellers Vaterland — Lydien —

und der Zeit, in der er Griechenland durchwanderte und beschrieb — Attika und Argolis noch unter Hadrian, die Eliaka und die folgenden Bücher unter Mark Aurel; doch ist die erste Angabe nichts weniger als gewiß — dann von Pausanias Genauigkeit in der Benutzung der Denkmale, der schriftlichen Quellen und mündlichen Mittheilungen. Des Herausg. Eifer in der Vertheidigung seines Autors und der Abwehr mannigfachen Tadels erstreckt sich aber auch auf die Darstellung, von der freilich die affectirte Alterthümlichkeit, die auch mit der Nachahmung Herodots zusammenhängt, nicht geläugnet, aber die Anklagen der Dunkelheit, Geschraubtheit, Verbindungslosigkeit abgewiesen werden. Wir hätten hier einige mehr eindringende Bemerkungen über den Punkt erwartet: was eigentlich Pausanias seinen Zeitgenossen in seinem Werke in die Hände geben wollte, ob eine anschauliche Darstellung des Landes und seiner Monumente, oder einen Wegweiser für andere Reisende, um Merkwürdigkeiten aufzufinden und davon eine richtige Kenntniß zu erlangen, oder was sonst — denn nur nach Feststellung dieses Gesichtspunkts könnte seine Darstellung und Schreibart vollkommen richtig gefaßt und begriffen werden. Diese Untersuchung, welche Ref. hier vermißt, müßte den Grund der Thatsache auffinden, daß Pausanias fast nie ein deutliches Bild von der Lage einer Stadt im Ganzen, und nicht einmal von dem Zusammenhange der Theile eines größern Kunstwerks, gibt, daß er von einem Theile zum andern übergehend darauf mit nicht mehr Bestimmtheit aufmerksam macht, als man es zu thun pflegt, wenn das zu erklärende Kunstwerk eben vor Augen steht, daher man auf jede Verbindungspartikel, jede lokale Bezeichnung bei ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchen muß, und doch oft auch dann noch im Dunkeln gelassen wird. — Was nun des Herausgebers Hülfsmittel betrifft, so muß man freilich bedauern, daß diese nicht zahlreicher und bedeutender sind. Das wichtigste ziemlich, was er sich verschaffen konnte, ist eine genauere Collation des vortrefflichen Moskauer Codex, die von Matthäi gemacht am Rande einer Ausgabe in der Dresdner Bibliothek stand; von den vier Pariser Handschriften — so weit Clavier davon nicht die Varianten mitgetheilt, — einer Münchner, zwei Römischen, vier Florentinischen hat sich der Herausgeber mit den Varianten in einzelnen, mehr oder minder zahlreichen, Stellen begnügt, da die vollständige Vergleichung entweder nicht zu lohnen schien, oder nicht ohne bedeutenden Aufwand zu haben war. Die Excerpte des Pausanias in einem **Codex Palatinus**, deren Abschrift Hr. Siebelis aus Heidelberg empfing, und die nur

bis 2, 6, 2 reichende alte Uebersetzung des Domitius Calderinus können wenigstens nicht zu den bedeutendern kritischen Hülfsmitteln gerechnet werden. Dagegen hat der Herausgeber mit eigner Mühe und der Hilfe von Freunden fast alle Conjecturen und Verbesserungsvorschläge zusammen gesucht, die in den Schriften neuerer Archäologen und Kritiker in Unzahl zerstreut sind; obgleich größtentheils nur, um sie abzuwehren und die Integrität des Textes zu vertheidigen, ein durchgehendes, im Ganzen nicht zu tadelndes, aber an manchen Stellen nach des Ref. Meinung zu weit getriebnes Bestreben des Herausgebers. Was die Erklärung betrifft, so wollte der Herausg. nur das geben, was unmittelbar dazu beiträgt, und keinen ausführlichen Commentar liefern; indessen wird es schwer sein, das, was wirklich erklärt, zu sondern von dem, was des Autors Angabe bloß ausführt und erweitert; wenigstens müßte der Herausgeber, was vor und nach Pausanias über dieselben Gegenstände geschrieben ist, alles erst combinirt und geprüft haben, um alsdann daraus herausheben zu können, was den kurzen und abgebrochenen Ausdruck des Schriftstellers erst vollständig verstehen lehrt; er müßte sich sonach, um dem Pausanias Schritt für Schritt folgen zu können, von dem jetzigen Zustande des Lokals, den vorhandenen Resten und Trümmern und der muthmaßlichen alten Gestalt des Landes eine möglichst genaue Kenntniß erworben haben. Solche Zurüstungen waren nun von einem Editor nicht leicht zu erwarten, wenn auch Herr Siebelis auch in dieser Hinsicht vieles Gute und Dankenswerthe geleistet hat, aber zum Theil fehlten ihm die nöthigen Hilfsmittel, wie zu Athen Leake's treffliche Topography of Athens und zum zweiten Buche Gell's Argolis und das Itinerary of Morea, theils forderte dies Studien von solcher Ausdehnung und Weitläufigkeit, daß die Herausgabe dadurch lange Jahre verzögert worden wäre. Daß endlich die Kritik der historischen und mythologischen Nachrichten, die Pausanias liefert, fast ganz ausgeschlossen ist, können wir auch nicht tadeln; nur wo dem Schriftsteller bestimmte Vorwürfe, besonders der Nachlässigkeit, Leichtgläubigkeit, gemacht worden sind, leistet ihm der Herausg. thätigen und eifrigen Beistand. Der Textkritik und Erklärung im Einzelnen eine bedeutende Strecke zu folgen, erlaubt der Raum dieser Blätter am wenigsten bei einem so reichhaltigen Schriftsteller; wir begnügen uns mit einigen Bemerkungen über die ersten Kapitel. Die Erklärung zu K. 1. ist ziemlich vollständig; denn daß der Herausg. bei Themistokles Grabe nicht die neuerlich in Athen so viel besprochene Frage behandelt, ob es noch heutzutage stehe, können

wir nicht tadeln. Von den letzten Worten: *οὐκ ἂν τοῦτό γε ὁ Μῆδος εἴη λελωβημένος* gibt der Herausg. die neue Erklärung; **hoc quidem Medus violare non potuisset:** und darum sei es kein Bild des Alkamenes, setze Pausanias in Gedanken hinzu. Dann konnte aber sicher ein *ἀλλὰ* oder *δὲ* nicht fehlen, um diesen Widerspruch des Autors zu bezeichnen. Ref., voraussetzend, daß das Bild irgendwie durch Zeit oder Zufälle beschädigt war, übersetzt mit Andern: dann kann der Meder wohl an dessen Verstümmelung nicht Schuld sein, in welchem Falle freilich *εἴη ὁ λελωβημένος* den Sinn klarer und bestimmter geben würde. **2, 4.** ist die Stelle *ἀναμνῆσαν τὴν ἐπὶ Ἰκαρίου ποτὲ ἐπιδημίαν τοῦ θεοῦ* in der corrigirten Uebersetzung des Amasäus ganz falsch gefaßt: **quo praedictum recordabatur, Deum Icarii temporibus adventurum.** Die Sache ist die: als Pegasos den Dionysos von Eleutherä nach Athen brachte, rieth ein Orakel den Athenern ihn aufzunehmen und führte als Grund an, der Gott sei schon einmal, unter Ikarios, in ihrem Lande gewesen. Bei K. **3.** hat der Herausg. nach dem Vorgange anderer richtig bemerkt, daß, was Pausanias *Κεραμεικὸς* nennt, die alte Agora der Athener in sich faßt; was bei ihm *ἀγορὰ* heißt, dagegen als ein später gebauter, Neuer Markt zu betrachten ist; auch ist er in der Ansetzung des alten Markts zwischen Pnyx, Akropolis und Areopagos mit dem Ref. einig, nach dessen Meinung hierdurch in die Analyse der gesammten Topographie des Pausanias erst Ordnung und Plan hineinkommt. Den Ausdruck „*ἀρχαία ἀγορὰ*“ gibt nun auch Apollodor bei Harpokration *τ. ν. πάνδημος Ἀφροδίτη;* er setzt das Heiligthum dieser Venus in die Nähe dieses Markts, dies liegt aber nach Paus. **1, 22, 3.** am Aufgange der Akropolis, also gerade da, wo nach des Ref. anderswo dargelegter Ansicht der Markt des Kerameikos beginnt. Wenn der Herausgeber dies richtig erkannt hat, wie es scheint: so ist nur zu verwundern, wie er zu K. **15, 1.** die Pforte, an der Hermes Agoräos stand, zum alten Markte ziehen kann, von dem sie, offenbar zum neuen gehörig, eine bedeutende Strecke abgelegen haben muß. **3, 1.** läßt der Herausg. mit Recht die erste Lücke zu, deren die Kritik in Pausanias gar viele, auch ohne alle Spuren der Handschr., annehmen muß, indem er für *καὶ φύλακα ἐποίησε τοῦ ναοῦ — καὶ Ἀφροδίτη φύλακα ἐποιήσατο τ. ν.* corrigirt. Wie Paus. in den folgenden Kapiteln, ehe er uns noch weit in Athen hineingeführt, gleich mehrere Digressionen über den Gallischen Krieg, hernach über die Attalen und Ptolemäer, über den König Lysimachos und Pyrrhos einschiebt, hätte Ref. gern hier erklärt ge-

funden, da es der Schriftsteller gewiß mit Absicht und aus Grundsatz gethan. Daß dadurch ein bedeutender Absprung vom geraden Wege der topographischen Beschreibung herbeigeführt wird, indem der Autor vom Markte unmittelbar zu einem Odeion in der Nähe des Iliss übergeht, scheint auch der Herausg. zuzugeben, ohne indeß nach dem noch nicht gehörig entwickelten Grunde dieser Sonderbarkeit zu fragen — wie denn überhaupt auch dieser Commentar sich sehr selten die freilich oft sehr verfängliche, aber doch allein zu vollständigem Verständnisse führende Frage stellt: warum der Auctor seine Erzählung und Beschreibung gerade so eingerichtet, dies vorangestellt, Anderes eingeschoben, hier eine scheinbare Lücke gelassen habe u. s. w. Doch dies dünkt freilich in unserer Zeit noch gar manchem wackern Kritiker eine eitle περιεργία.

***Euripidis Alcestis** cum integris **Monkii** suisque animadversionibus edidit **Dr. Ern. Frid. Wüstemann**, Professor in Gymn. Gothano.* **Gotha 1823. S. XVI und 235 in Octav.**

Diese Ausgabe verdient schon des allgemeinen Planes wegen empfohlen zu werden: mit den vollständigen Anmerkungen der Englischen Ausgabe, die uns dadurch völlig entbehrlich wird, die Ergebnisse Deutscher Sprach- und Alterthumsforscher in gedrängten Noten zusammenzustellen; sie erhält einen besondern Werth durch die Vorzüglichkeit dieser auch an eignen Bemerkungen reichen Noten des Deutschen Herausgebers. Da Monks Alcestis schon ein ziemlich bekanntes Buch ist, und dagegen Hrn. Wüstemanns Arbeit bis jetzt nicht die verdiente Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben scheint: wollen wir uns in dieser Anzeige vorzugsweise mit der letzteren beschäftigen. Die Vorrede des Deutschen Herausgebers (die Englische Ausgabe ist ohne Vorrede), enthält eine kurzgefaßte aber befriedigende Untersuchung über die Zeit, in der die Alcestis geschrieben und aufgeführt wurde. Vor Ol. 89. erstens: weil sie noch die reinere und strengere Rhythmopöie zeigt, die nach Hermanns bahnbrechender Bemerkung in dieser Zeit durch eine freiere gesetzlosere verdrängt wurde. Darnach muß die Alcestis für eine der ältesten Tragödien des Euripides gelten. Eben dahin führt, daß in ihr mit einer Ausnahme, die keine ist, immer nur

zwei sprechen; woraus der Herausgeber auch das Schweigen der Heroine in der letzten Scene erklärt, da, spräche sie, drei sprechende Schauspieler auf der Bühne wären. Obgleich Ref. an der Wahrheit der Bemerkung als solcher nicht zweifelt, möchte er doch keineswegs daraus mit dem Herausgeber den Schluß ziehen, daß ein und derselbe Acteur den Herkules und die Alcestis dargestellt habe, gegen welchen sich gar Mancherlei einwenden ließe. Noch genauere Bestimmungen gewährt die Nachweisung, daß Aristophanes Parodieen auf einzelne Stellen der Tragödie bis Ol. 88, **3**. zurückgehen, und die scharfsinnige Bemerkung, daß die bei Euripides sonst unerhörten Lobsprüche, die in der Alcestis den Lacedämoniern ertheilt werden, nur in einer Zeit ausgesprochen und angehört werden konnten, in der Athen und Sparta befreundet waren, also vor Ausbruch des Kriegs Ol. 87, **1**, in welchem Jahre die Medea aufgeführt wurde. Sonach ist die Alcestis die älteste unter allen Tragödieen des Euripides, welche uns übrig sind. [1]) Was nun den Text der Ausgabe betrifft: so weicht in dessen Constitution der Deutsche Herausgeber nicht selten vom Englischen ab, indem er theils unnöthige Aenderungen verwirft und der alten Lesart wieder zu ihrer Ehre verhilft, theils, wo Monk keine Verderbniß geargwohnt, eine solche darthut und ihr abzuhelfen sucht. Ref. begnügt sich einige Beispiele anzuführen. V. **10**. ist kein Zweifel, daß ἐτύγχανε richtig ist; Monk's ἐτύγχανον verdirbt den ganzen sehr genauen und klaren Zusammenhang. Apollon erklärt von V. **3**. an, warum er in Admets Hause gedient; erstens, weil ihn Zeus zwang überhaupt auf der Erde zu dienen, und dann weil gerade dieses Haus ein heiliges und eines heiligen Mannes war. Eben so ist V. **17**. mit Recht ἥτις ἤθελε θανεῖν πρὸ κείνου, μηκέτ' (lieber μηδ' ἔτι mit Barnes) εἰσορᾶν φάος restituirt; die kleine Nachlässigkeit in der Anknüpfung ist ganz dem Sprachgebrauch angemessen, und bei Monk's Lesart ὅστις ἤθελε θανὼν u. s. w. ist die doppelte Bezeichnung des Sterbens unerträglich matt, welche dagegen sehr kräftig und passend erscheint, wenn von dem heroischen Entschlusse der Alcestis selbst die Rede ist. Jedem gebildeten Sinn wird dies selbst in unserer Sprache deutlich werden: Admet, einen Stellvertreter für seine Person im Reich der Schatten suchend, fand Niemanden als seine Gattin, die für ihn sterben wollt' und nicht das Licht mehr schaun; aber alle Kraft verschwindet durch die Aenderung — der für ihn sterbend nicht das Licht mehr schauen wollte. V. **34** wird σφήλαντι gegen das angeb-

[1]) Vgl. Gr. Literaturgesch. Th. II. S. 157.

lich elegantere σφήλαντα mit Grund vertheidigt. V. 48 wird οἶδ' ἂν behalten und auch zusammenconstruirt, während Monk ἂν mit dem abhängigen Satze verbindet; aber die gegebne Rechtfertigung des ἂν, daß es für ἴσως stehe und in dieser Bedeutung nicht das Verbum, sondern den ganzen Satz afficire, kann schwerlich genügen. V. **103** treten wir der Vertheidigung von νεολαία χεὶρ bei; nicht aber dem Gedanken οὐδὲ νεολέα zu schreiben, da ein Adjektiv νεολέος zu statuiren, Photios s. v. νεολέος (richtiger νεόλεως) keinen Gruud gibt. V. **115** ist *Λυκίας* wieder hergestellt und Monks ungescheute Aenderung *Λυκίαν* verworfen, so wie V. **125** das hineingebrachte ἂν völlig unnöthig befunden wird. Aber von den Worten οὐκ ἔχω 'πὶ τίνα μηλοθύταν, V. **121**, ist der Verdacht der Verderbniß noch keineswegs entfernt. Die zu V. **132** gegebne Conjectur: πάντα γὰρ ἤδη τετελεύτηται u. s. w. wird mit Recht nur als einstweiliger Ersatz einer mehr auf Handschriften gegründeten Textlesart gegeben. Οὗ θνήσκω πέρι, V. **179**, wird vertheidigt, indem der Herausgeber οὗ nicht von ἀνδρὸς, sondern von λέκτρον abhängen läßt, und die Präposition als Ortsbezeichnung erklärt; aber schwerlich kann οὗ auf etwas anders bezogen werden als τοῦδ' ἀνδρὸς, und auch dem Gedanken nach paßt das „Lebewohl, o Lager, auf welchem ich zu sterben gedenke" nicht gut zusammen.

Κολούθου Ἑλένης ἁρπαγή. ***L'Enlevement d'Hélène Poeme de Coluthus, revu sur les meilleures editions critiques, traduit en Français; accompagné d'une version latine entièrement neuve, de notes philologiques et critiques sur le texte, de trois index, de scholies inedites, de la collation complète et d'un fac simile entier des deux manuscrits de la bibliothèque royale de Paris par A. Stanislas Julien, et suivi de quatre versions en Italien, en Anglois, en Espagnol et en Allemand.*** **Paris 1823. S. XIX. 231 und 52 Seiten Steindruck.**

Das Epyllion des Koluthos, welches von dem Schluß und Ergebniß der Erzählung der Raub der Helena heißt, wurde bekanntlich

von Bessarion in dem Orte Casoli bei Otranto gefunden. Leider war aber die Handschrift, welche Bessarion fand und nach der die Aldina besorgt wurde, schon verderbt und die andern hie und da befindlichen und bis jetzt verglichenen Handschriften haben so sehr denselben Text mit denselben Fehlern und tragen das Gepräge der Jugend so deutlich an sich, daß man sie nur für Kopieen jenes Manuscripts ansehen kann. Lange begnügte man sich mit diesem Text, nur daß ihn Henry Etienne in seiner Ausgabe mehrmals glücklich verbesserte und die Häupter der Holländischen Schule gelegentlich diese und jene Stelle umformten, bis van Lennep als ein sehr junger Mann im Jahre **1747** eine neue Recension unternahm, in welcher jene Verderbniß des Textes zu heilen auf eine ziemlich gewaltsame Weise versucht wurde. Aber leider muß man gestehn, daß diese Recension, die bis auf die neuesten Zeiten ein großes Ansehn genossen, sich mehr damit beschäftigt, ganz gesunde und unschuldige Stellen umzuändern, als die wahren Sitze der Corruptel auszufinden und dort eine auf Kenntniß des Sprachgebrauchs und des dichterischen Stils dieser spätern Epiker gegründete Kritik zu üben. Eine neue Epoche beginnt von der Zeit, da der um die Griechische Literatur wie Wenige verdiente Immanuel Bekker einen Codex zu Modena fand und darnach den Autor edirte. Diese Handschrift hat nicht nur sieben, im Zusammenhange größtentheils unentbehrliche, Verse mehr, sondern sie gibt auch eine große Menge von der vorigen Vulgata abweichender und fast durchgängig besserer Lesarten, während nur wenige Stellen verderbt bleiben, so daß die Pflicht eines neuen Editors nun offenbar ist, diesen Text zum Grunde zu legen und in den noch unverständlichen oder fehlerhaften Stellen theils durch Lesarten aus dem andern Manuscript, theils durch Conjectur, zu helfen. Herr Stanislas Julien erkennt nun Bekkers Verdienst zum großen Theile an und seine Ausgabe gibt auch meist den Text des Modeneser Manuscripts. Indessen muß man, wenn man einmal die Vorzüglichkeit dieses Textes erkannt hat, darin auch consequent bleiben und die Lesarten desselben nicht ohne Grund aufopfern, wie V. **41.** der Ref. mit Bekker *βησσήεντος* anstatt der Vulgata *ποιήεντος* aufgenommen hätte. Ueberhaupt entfernt sich der neue Herausgeber von seinem Vorgänger doch noch öfter als es Ref. billigen kann, und wenn er an jenem tadelt, daß er Lennep bisweilen zu viel nachgegeben habe, so kann man an ihm vielleicht aussetzen, daß er zu sehr auf einen neuen, eignen Text ausgehe. Zwar hat er V. **13.** auch nach des Ref. Bedünken offenbar recht gethan, *μολοῦσαι* wieder für Lenneps und Bekkers *μολούσας* aufzunehmen und V. **26.** schreibt er mit Grund

ἁρμονίης für *Ἁρμονίης*, da Aphrodite nach dem Sprachgebrauche dieser Dichter sehr gut *βασίλεια ἁρμονίης*, Königin der Liebesvereinigung, heißen kann, nur daß er sich nicht bemüht, das *καὶ* zwischen *βασίλεια* und *ἁρμονίης* zu erklären. Dagegen ist V. **74. 75.** Bekkers Lesart: *ἡ δὲ διακρινθεῖσα φέρειν περίπυστον ὀπώρην Κάρτος ἀρειοτέρης ἐχέτω καὶ κόσμον Ἐρώτων* (aber die vorgezogene soll die ruhmvolle Frucht als Sieg der Schöneren und Schmuck der Eroten davonzutragen haben), welche die Handschrift von Modena gewährt, wie sie hier steht, offenbar einfacher und schöner als die Verse bei Herrn Julien: *ἡ δὲ διακρινθεῖσα φέρειν περίπυστον ὀπωπῆς Κάλλος ἀρειοτέρης, ἐχέτω καὶ κόσμον Ἐρώτων.* Ueberhaupt haben wir es bei näherer Betrachtung nicht bestätigt gefunden, was der neue Editor p. **XIX.** rühmt, daß er mehrere völlig unverständliche Stellen der Bekkerschen Recension, z. B. V. **148. 237. 309. 356.**, durch Hilfe der beiden Pariser Manuscripte, völlig verbessert habe. V. **148.** sagt Juno bei Bekker „Was soll der König mit dem Kriege, er befiehlt über Starke und Unkriegerische, d. h. er muß Nährstand und Wehrstand schützen, aber keinem angehören. Ref. weiß nicht, ob Herrn Julien's, er herrscht über Starke und nicht über Kriege (*καὶ οὐ πολέμοισι*), besser ist. V. **237.** bleibt auch nach Herrn Juliens Aenderung: *ἠγάσσατο δὴ Διὶ Λητῶ Σκυζομένη, καὶ τοῦτον ἀνήγαγεν*, der Text völlig räthselhaft; es scheint eine Anspielung auf einen unbekannten Mythus in dem Vers. V. **309.** ist durch *νῦν* im Pariser Codex für *νὺξ* sehr wenig gewonnen, da der Herausgeber auch gleich wieder, um einen Sinn in die Stelle zu bringen, für *ὤπασεν ἵππασεν* schreiben muß. Ref. ist überzeugt, daß die Stelle im Ganzen den Gedanken ausdrücken soll, daß die Nacht durch ihre Träume die Helena muthvoller und leichtsinniger für den folgenden Morgen machte (*μετήορον ὤπασεν*); daher hernach von den beiden Thoren der Träume die Rede ist, die doch wahrhaftig die Nacht und nicht die Morgenröthe öffnet, wie bei Hrn. Julien. Diesen Sinn erreicht der Ref., indem er für *ὤπασεν ἠὼς* u. s. w. (*ὤπασα δ' ἠῶ* C. Moden.) etwa *ὤπασ' ἐς ἠῶ ἐρχομένην* schreibt. V. **356.** endlich wird durch: *ἀνακλίνασα δὲ δειρὴν ὕπνος ἔχει θανάτοιο συνέμπορος* eine ganz unerträgliche Anakoluthie in den Text gebracht, der allerdings, vielleicht durch Auslassung eines Verses, verdorben scheint.

Obgleich Ref. diese Erinnerungen der Meinung des Verf., den Bekkerschen Text bedeutend verbessert zu haben, entgegensetzen mußte: so kann er dabei doch sagen, daß ihn der rüstige Eifer, das Bestreben

nach völligem Verständniß, die aufrichtige Bereitwilligkeit sich auch das Gute deutscher Bearbeiter anzueignen, mit Achtung gegen den Herausgeber erfüllt haben.

M. Tulli Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita: pro Cluentio, pro Coelio, pro Caecina etc. variantes lectiones: orationem pro T. Annio Milone a lacunis restitutam ex membranis palimpsestis bibliothecae R. Taurinensis Athenaei edidit et cum Ambrosianis parium orationum fragmentis composuit Amadeus Peyron. **Stuttgart und Tübingen 1824. 340 S. in Quart. Voran geht eine *Commentatio de bibliotheca Bobiensi.* XXXVII und 228 S.**

Die vormalige Bibliothek zum Kloster des heil. Columbanus bei Bobbio, einem Städtchen Ober-Italiens an der Trebbia, ist zum Theil in die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand, zum Theil in die Vaticanische und in die Königliche Bibliothek zu Turin gekommen. Jene alten Handschriften sind der größte Schatz, den diese drei Bibliotheken aufzuweisen haben. Unter den Ambrosianischen und Vatikanischen fand Mai die Bruchstücke aus unbekannten Reden des Cicero und den Büchern de re publica und hier erhalten wir theils neue Bruchstücke, theils Verbesserungen zu den früher gefundenen aus den Palimpsesten, welche der eifrige und unermüdliche Forscher A. Peyron in Turin entdeckte.

In einem Bobianischen Codex aus dem zwölften Jahrhundert, welcher des heil. Augustinus Collatio cum Maximino Arianorum episcopo enthielt, erkannte der Herausgeber einen alten Palimpsest. (Die Richtigkeit und das Alter dieser Benennung für die Rescripti, welche von einigen mit Unrecht verworfen wird, ist durch Cicero ad Trebat. IV. 8. vollkommen erwiesen, aber in der aus Catull XXII. 5. angeführten Stelle ist die andere Bedeutung, die auch im Alterthum wohl die gewöhnlichere war.) Mit Hilfe chemischer Mittel traten Bruchstücke von Cicero an das Licht, nämlich drei Blätter von der Rede pro Quinctio, 5 pro Caecina, 1 pro L. Manilia; 12 pro Cluentio. 3½ pro Coelio; 6½ in Pisonem, 5 pro Milone; 8½ pro Tullio. 4½ pro Scauro. 1 in Clodium und ein Blatt aus den Epp. ad Familiar. Nach den Schriftzügen (sie sind auf

einer Tafel abgebildet) und nach der Orthographie muß diese Handschrift der Ambrosianischen (pro Scauro und pro Tullio) an Alter gleich gesetzt werden, gehört also nach Mai in das zweite oder dritte Jahrhundert (wie Niebuhr bemerkt hat, sicher vor das siebente). Uebrigens sind diese beiden Handschriften verschieden und von verschiedenen Abschreibern. Sehr sorgfältig verfuhr der Herausgeber bei der Entzifferung dieser Bruchstücke. Er begab sich nach Mailand, um die **1814** von Mai gefundenen Bruchstücke aus denselben Reden **pro Scauro, pro Tullio** und **pro Flacco** noch einmal selbst zu vergleichen, und obgleich dieser bei seiner zweiten Ausgabe (**1817**), durch gegründeten Tadel gereizt, überaus genau und sorgfältig verfahren ist, hat der Herausgeber doch noch eine, wiewohl unbedeutende, Nachlese gemacht. Die neuen Bruchstücke schließen sich an die alten und liefern eine höchst interessante und für die Verächter der Conjecturalkritik wohl zu beherzigende Bestätigung der Niebuhr'schen Vermuthung über die Folge der Bruchstücke der Rede **pro Scauro**. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Mai seine Anordnung vertheidigte, ist bekannt. Innere Gründe waren nicht im Stande ihn von seiner ersten Meinung abzubringen. Die Blätter der Rede **pro Tullio** enthalten größtentheils ganz Neues, nämlich den Anfang der Rede und einen großen Theil der **refutatio** und **confirmatio** (besonders wichtig wegen einiger neuen Aufschlüsse über die Interdicte **de vi** und **de vi armatis hominib.**). An mehreren fehlt unten etwas und ist von dem Herausgeber dem Sinne nach meistens sehr treffend ergänzt. Wir enthalten uns, die Kritik des Herausgebers an einzelnen Stellen zu beleuchten, da eine Auswahl schwer zu treffen ist und bemerken nur, daß an vielen Stellen die genauere Betrachtung der beiden Lesarten eine leichte Verbesserung an die Hand gibt. So sieht man z. B., daß **pro Scauro § 23** statt **nomen Titi Q. Muttonis** bloß **Quinti M.** zu lesen ist und aus der letzten Sylbe das **T (Titi)**, aus der ersten das **Que (Q)** entstand. Die Anordnung der Fragmente der Rede **pro Tullio** hat viel innere Wahrscheinlichkeit. — Es folgt das Ambrosianische Bruchstück der Rede **pro Flacco**, das wir durch Mai kennen, an einigen Stellen von dem Herausgeber richtiger gelesen und erklärt. Dann wieder ein neues Blatt der Rede **in Clodium**, das besonders interessant ist, indem dadurch mehrere sonst schon bekannte Fragmente in Zusammenhang gesetzt werden. Endlich ein Blatt aus einer Handschrift der Briefe (**ad famil. VI. 9.** und **10.**), sehr abweichend und weit kürzer als unser Text. Der Herausgeber vermuthet, daß zwei verschiedene Ausgaben der Briefe, die eine nach den zurückbehaltenen Entwürfen,

die noch vorhandene nach den wirklich abgesandten Briefen gemacht wären und dieses Blatt zu der erstern gehöre, doch scheinen zwei Stellen vielmehr einen später gemachten Auszug zu verrathen. Uebrigens wird durch dieses Blatt bewiesen, daß der Empfänger des 10ten Briefs C. Trebonius war, wozu der Herausgeber eine treffliche geschichtliche Nachweisung gibt.

Der übrige Theil des Buchs behandelt die Rede für den Milo, in welcher erstlich zwei Lücken mit Hülfe der aufgefundenen Bruchstücke ausgefüllt werden, dann folgt der verbesserte Text der Rede mit der vollständigen Variantensammlung von Lagomarsini. Lücken kannte man bisher in dieser viel gelesenen und herausgegebenen Rede nicht. Die erste Ergänzung ist im 13ten Kapitel, wo der Redner den Satz behandelt, daß Milo's Tod dem Clodius sehr genützt, Clodius Tod hingegen dem Milo nicht genützt, sondern vielmehr geschadet hätte. Hiervon las man bisher nur einen Beweis; da aber Cicero das ganze Argument vollständig wieder zusammenfaßt, so fiel der Mangel an Ausführlichkeit und das Fehlen eines ordentlichen Ueberganges weniger in die Augen, Schelle bemerkte sogar, wie geschickt Cicero von den Worten exhibe quaeso bis auf die Stelle P. Clodii praeturam die Ausschweifung von seinem Argument, den Ausfall auf den P. Clodius, mit dem Beweise verwebe. Das aufgefundene Blatt fängt nun mitten in einem Satze an, der uns vor den Worten P. Clodii praeturam fehlte (cap. 13. § 34.) und den Uebergang nebst dem Anfang der Beweise enthält. [Audistis iudices quantum Clodio pro]fuerit occidi Milonem; convertite animos nunc vicissim ad Milonem. Quid Milonis intererat occidi Clodium? quid erat cur Milo non dicam admitteret, sed optaret? Obstabat in spe consulatus Miloni Clodius. At eo repugnante fiebat; imo vero eo fiebat magis; nec me suffragatore meliore utebatur quam Clodio. Valebat apud vos, iudices, Milonis erga me remque publicam meritorum memoria; valebant preces et lacrimae nostrae, quibus ego tum vos mirifice moveri sentiebam, sed plus multo valebat periculorum impendentium timor. Quis enim erat civium, qui sibi solutam P. Clodii praeturam sine maximo rerum novarum motu proponeret. Solutam autem fore videbatis etc. Die in Klammern geschlossenen Anfangsworte sind von dem Herausgeber, höchst wahrscheinlich ist aber damit nicht die ganze Lücke ausgefüllt, sondern es fehlt noch mehreres vorher von den gefährlichen Absichten und Anstalten des Clodius. Dieser Punkt, wie überhaupt der Abschnitt

cui bono fuerit, war ein Hauptpunkt bei der Vertheidigung, und sicher verweilte Cicero bei diesen Anklagen des Clodius länger, wenigstens konnte er von den Worten, die in den Ausgaben zuletzt stehen, nicht so gleich übergehen auf das Neue audistis iudices etc. oder ähnliche Worte. Nur zwei der besten Handschriften verrathen übrigens durch den sinnlosen Anfang des Satzes P. Clodium das Ende der Lücke, in allen andern erscheint schon wie in den Ausgaben proponeret in proponi et verwandelt und autem fehlt. Das Blatt des Palimpsesten fängt leider mitten in der Lücke an. Durch Vergleichung des vorletzten Blattes, welches er ebenfalls fand, beweiset der Herausgeber, daß auf dem verlorenen letzten vor der Ergänzung ungefähr fünf Reihen (nach der Ausgabe in usum Delphin. Patav. in Quart) gestanden haben müssen, welche in unsern Ausgaben fehlen. Er glaubt aber, daß diese fünf Reihen nicht vor der ergänzten Stelle, sondern weiter vorn cap. 12. vor den Worten Et adspexit me fehlen. Hier überzeugen wir uns weder von dem Dasein einer Lücke noch von der Richtigkeit der Ergänzung, welche der Herausgeber aus einer vom Quinctilian (ohne Angabe des Verfassers) angeführten Stelle und einer aus der von Mai gefundenen Rede pro aere alieno Milonis zusammenstellt. Denn die letztere ist in der genannten Rede nicht unpassend. Der Ausdruck, habitura fuerit, deutet darauf, daß Milo's und anderer Bemühungen die Bekanntmachung des Gesetzvorschlages bisher verhinderten, nicht lange vorher war gesagt, daß Clodius von der Prätur zurückgetreten sei. Und in der Stelle bei Quinctilian traf wohl Gesner mit Andern das Rechte, wenn er meinte, das Citat sei nicht aus dem jetzt vorhandenen Texte der Rede, sondern aus dem Vortrage, wie er wirklich gehalten ward, ein Fall, der öfter vorkommt, wie auch bei einer andern Gelegenheit S. 173. erwähnt ist. In der Ausarbeitung dieser Rede, welche, wie wir wissen, von dem wirklich gehaltenen Vortrage sehr verschieden war, ward dieser Gedanke nicht aufgenommen, sondern in der Rede pro aere alieno Milonis angebracht. Endlich ist die Ergänzung des Herausgebers weit länger als die fünf fehlenden Zeilen. Wahrscheinlich stand also das Fehlende nicht früher, sondern auf der vorhergehenden Seite dicht vor der handschriftlichen Ergänzung. So ist nur eine Lücke anzunehmen, diese aber ist noch nicht ganz ausgefüllt, und wenn nicht bestimmte Merkmale da sind, daß das aufgefundene frühere Blatt das vorletzte vor dem neuen Stücke ist, nicht etwa das dritte, so könnte noch mehr verloren sein von der Schilderung der Gefahren, welche dem Staate durch den Clodius droheten.

Corpus Inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis classis historicae et philologicae Academiae litterarum Borussicae edidit Aug. Boeckhius, Academiae sodalis. Voluminis Primi fascic. **1. Seiten 292. Fol. Berlin.**

Obgleich diese Anzeige für eine bloße Meldung an das Publikum viel zu spät kommt und auf der andern Seite auch keine gründliche Beurtheilung sein kann: so dürfen wir doch nicht anstehen, auch unsererseits die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, die ein so großes Unternehmen auf so meisterhafte Weise ausgeführt in uns erweckt. Wir müßten der Akademie von Berlin ohne Zweifel schon sehr zu Dank verpflichtet sein, wenn sie uns alle Griechischen Inschriften, welche bisher bekannt gemacht worden sind und sonst herbeigeschafft werden konnten, in einer umfassenden Sammlung systematisch geordnet mitgetheilt hätte und hie und da eine kritische oder erklärende Bemerkung beigefügt worden wäre, wie in dem mit Recht berühmten Gruterschen Thesaurus. Daß aber zugleich die Inschriften wissenschaftlich verarbeitet, auf so treffliche Weise verarbeitet erscheinen, daß wohl in den meisten Fällen dieses Zeitalter nicht viel weiter kommen wird und unmittelbar in die meisten Fächer der Alterthumskunde an unzähligen Stellen neues Licht einströmt, ist mehr, als man erwarten durfte. Nur ein Mann, der für Form und Inhalt der Werke der antiken Menschheit gleich viel Sinn und Forschungsgeist besitzt, der durch vielfache Rücksichten auf den Buchstaben, das Wort, den Gedanken, den Gegenstand nicht verwirrt wird, sondern, was in jeder Rücksicht möglich und wahrscheinlich, mit Freiheit und, wir dürfen sagen, einer gewissen Kühnheit des Geistes in den Mittelpunkt einer allgemeinen Evidenz zu vereinigen weiß, konnte einem solchen Werke vorstehen, und daß der Herausgeber diese Eigenschaften besitzt, lehrt nach unserm Dafürhalten beinahe jede Seite des vor uns liegenden Heftes. Aber die Haupteigenschaft, die ihn am meisten gerade zu einem solchen Werke befähigt, war ein unbefangener und natürlicher Sinn für das Geschichtliche, der Vielen bei großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Scharfsinn abgeht, ein Sinn, der nicht gleich mit der angelernten Regel zutappt, sondern Denkmäler zum Theil sonst wenig bekannter Perioden zuerst für sich prüft, ihnen nicht um eines allgemeinen Grundsatzes willen Albernes oder Gewaltsames aufzwängt, sondern das scheinbar Anomale, wo es sich bei besonnener Forschung ergibt, als geschichtliches Faktum für fernere Untersuchung hinstellt.

Diesen Sinn bewährt, wie es uns scheint, der Herausgeber gleich bei der ersten Abtheilung: **tituli antiquissima scripturae forma insigniores.** Kaum kann es für den Kritiker eine schwierigere Aufgabe geben als diese Inschriften-Klasse. Meist sehr kurze, zum Theil fragmentirte Stücke in Zügen, die wir mitunter bloß durch wenige Denkmäler kennen, aus sehr verschiedner Zeit, theils ein hohes Alter an der Stirn tragend, theils ein solches bloß lügend, sich auf Verhältnisse des Kultus und öffentlichen Lebens der Griechen beziehend, von denen wir sonst sehr wenig Nachrichten haben, sind diese Inschriften zum Theil wahre Räthsel, an denen es nach gewöhnlicher Klugheit fast gerathner ist vorüberzugehen als Erklärungsversuche zu wagen, von denen Diejenigen, die nicht alles darin gleichmäßig auffassen und erwägen, auch nicht völlig befriedigt werden können. Diejenigen z. B., die mit einem blinden Glauben an das Ueberlieferte den Zug, den der Abschreiber notirt hat, für das Feste, Sichere, Unveränderliche nehmen, an dem die Erklärung durchaus festhalten müsse, werden den Herausgeber mitunter in seiner Kritik kühn finden, doch wohl nur so lange, bis sie sich durch genaue Betrachtung älterer Inschriftensteine überzeugt haben, wie leicht zufällige Verletzungen des Steins den Abschreiber täuschen und ihm Buchstabenformen vorspiegeln können, die dem Stein nicht eingegraben worden sind. Wenn schon in Museen aufgestellte Denkmäler bei günstigem Lichteinfalle, mit einem Schwamm benetzt, weit mehr und oft andere Buchstaben zeigen, als sie unter minder vortheilhaften Umständen zu zeigen schienen, wie viel mehr müssen in Griechenland selbst von verwitterten Steinblöcken ohne Wahl der Zeit und der Umstände genommene Abschriften eine höhere Kritik zulassen, als die, welche dem Buchstaben Sinn und Sprache opfert. Die so nothwendige Beachtung dieser Umstände vermissen wir bei Herrn Böckh nirgends, und wenn derselbe sich bei der Krissäischen, von Gropius an Ort und Stelle kopirten, so wie manchen Fourmontschen Inschriften Freiheiten nimmt, die uns an sich tadelfrei erscheinen, so geht er mit der ῥήτρα, die Payne Knight in einem **fac simile** aus seinem Museum herausgegeben, dem Helm des Hieron u. dgl. Monumenten so religiös um, daß er auch keinen Zug ändert. Auf eine andre Weise müssen Die irren, welche diese Denkmäler vom Standpunkte der ausgebildeten Attischen Literatur ansehen und sich nicht genug in die Zeit hineinzudenken vermögen, in der sie entstanden sind. Wir können es für gewiß annehmen, daß die Schreibkunst in Griechenland erst in der Zeit häufiger zu werden anfing, in welcher prosaische Schriftsteller auftraten, also gegen Olymp. 55, da beide Ereignisse aufs engste in-

nerlich zusammenhängen; und manche unter diesen Schriftdenkmälern reichen ohne Zweifel nahe an diese Zeit, wenn nicht darüber hinaus. Nun war es aber mit der Umsetzung einer Sprache aus dem Munde des Volks und seiner Sänger in die den Griechen ursprünglich fremde Schrift (Phönikische Zeichen nannten sie sie zuerst) keine so leichte und einfache Sache, als man es sich wohl gewöhnlich vorstellt; unzählige Feinheiten mußten aufgeopfert werden, die jede Volksmundart vor der Schriftsprache voraus hat, welche sie eben durch die Schrift verliert; man mußte oft zufrieden sein, wenn das Zeichen den Ton nur im Allgemeinen angab, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Orthographie in manchen Stücken lange hin und herschwankte, ehe sie in ein festes und allgemein angenommenes System gebracht wurde. So bietet die erste Inschrift die Form *ἀπϑιτος* für *ἀφϑιτος* dar, welche gar nicht zu verkennen ist, und der Herausg. bemerkt sehr richtig, daß man in frühern Zeiten die Schreibart, die sich bei aspirirten Buchstaben eines Organs festsetzte, auch bei denen verschiedner Organe gebraucht habe. Erst allmälig scheint man erkannt zu haben, daß die Aspiration hier mehr auf beide Buchstaben vertheilt sei, dort nur dem letzten angehöre. Mit diesen Ansichten gehen wir auch zu der zwölften, von dem Herausg. nach unserm Bedünken meisterhaft behandelten Inschrift. Es ist dies eine von Fourmont in Attika abgeschriebene Zeile, die der Herausg. mit glücklichem Scharfsinne als die Inschrift einer der Hermen erkannte, auf deren eine Seite der Pisistratide Hipparch schreiben ließ, daß sie in der Mitte zwischen der Stadt und einem Demos (*ἐν μέσῳ τοῦ ἄστεος καὶ τοῦ δήμου*) ständen, auf die andre aber einen nützlichen Spruch setzte. Hier hat sich nun noch der erste Theil der Inschrift, der Herameter, erhalten, den der Herausg. so liest: *Ἐν μέσσῳ γε Θρίης τε καὶ ἄστεος, ἄνερ, ὅϑ' Ἑρμῆς.* Was nun hier das auffallende *ὅϑ'* betrifft, so ist es leicht *ὅδ'* zu corrigiren, da doch ein Demonstrativum nicht fehlen kann, indem nicht von Hermes überhaupt, sondern von einer bestimmten Herme die Rede ist; aber für noch besonnener hält Ref. das Urtheil des Herausgebers: **vide ne in elisione ut tenuis ita etiam media ante asperum a nonnullis in aspiratam mutata sit.** Daß nämlich die media zwar weniger als die tenuis, aber doch auch, durch die Zusammenstellung mit einer Adspirata und einem Spiritus asper afficirt wurde, kann schwerlich bezweifelt werden. So geht im Perfect die media eben so gut wie die tenuis in die Adspirata über, welche sich nach Buttmann's consequenter Theorie durch Anfügung der Endung *ά* an den Charakter des Verbum bildet. Auch war es den Griechen eben so unmöglich,

eine **media** vor einer Adspirata eines andern Organs zu sprechen, wie eine **tenuis**, wie allgemein bekannt. Dies macht es wahrscheinlich, das auch das δ durch einen darauffolgenden Spiritus einigermaßen afficirt wurde und in den Zeiten der sich erst bildenden Orthographie allenfalls ὅϑ' Ἑρμῆς geschrieben werden konnte. Was sonst die Behandlung der Inschrift betrifft, so erscheint sie uns tadellos. *Ἐν μέσσῳ γε* ist die leichteste Weise, die Striche bei Fourmont zu verbinden, und *γε* hebt den Begriff von *ἐν μέσῳ*, in der Mitte, auf der Hälfte des Wegs, vortrefflich. Die Kürze der ersten Sylbe von *Θρία* wird durch diesen Vers wahrscheinlich, das Adjektiv **Thriasius** kommt wenigstens bei Seneca **Hippol. 5.** mit kurzer erster Sylbe vor. Die Anrede im ersten Vers paßt um so besser, da im zweiten eine Ermahnung, wie *μὴ φίλον ἐξαπάτα*, folgte. Der Name Thria's steht deutlich da; falls aber Fourmont mit den Worten *ἐν τῷ χωριῳ του κουρσαλας* hat sagen wollen, daß er den Stein in der Ortschaft Krusalades, die ziemlich weit nach der andern Seite von Athen liegt, gefunden habe: so müßte derselbe in irgend einer Zeit von dem Thriasischen Wege dahin transportirt worden sein, wozu man sich mancherlei Anlässe denken kann. — Diese Anmerkungen knüpfen sich hier bloß gelegentlich an die Betrachtung an, wie wenig man das Recht habe eine geordnete Orthographie in der Zeit dieser Schriftdenkmäler vorauszusetzen. Ein andrer Punkt, den der Herausg. dem Ref. wohl beachtet, wenn auch nicht ausgesprochen zu haben scheint, ist der, daß die echten dieser alten Schriftdenkmäler der Periode angehören, in welcher auch die Griechische Prosa sich erst entwickelte. Alle solennere Mittheilung war bis dahin poetisch gewesen; die Prosa war nichts anders als die gewöhnliche Volksrede, noch bloß Natur- nicht Kunstprodukt. Es war natürlich, daß daher in diesen Inschriften Neigung zur Poesie sich auf mancherlei Weise kund gab. Am liebsten gab man ihnen völlig metrische Form, wobei man mehr den deutlichen und bestimmten, wenn auch nüchternen, Ausdruck berücksichtigte als die Eleganz des Verses. Was ist nüchterner als der Hexameter unter dem Olympischen Jupiter *Φειδίας Χαρμίδου υἱὸς Ἀϑηναῖος μ'ἐπόησε*, wo nur *υἱὸς* um des Verses willen zugegeben ist. Auch N. **23.** in dieser Sammlung war nach dem Ref. ein Hexameter, dem die ersten anderthalb Füße fehlen: .... *ἀνέϑηκεν*, *Ἀριστοκλέης* (wofür *Αριστοκλες* geschrieben ist) *ἐπόησεν*. Außer Hexametern waren besonders jambische Trimeter beliebt, in denen dem Ref. auch die uralte Inschrift bei Plinius **N. H. VII, 58.** abgefaßt scheint, deren ersten Vers er nach den Pariser Handschriften und Turnebus so liest: **NAUSIKRATES ANETHETO**

TEI DIOS KOREI (der Herausgeber gibt S. 6. eine andre Lesart). Diese Verse, zu denen nicht immer ein Simonides bei der Hand war, sind natürlich mitunter schlecht, ohne daß man darum zweifeln kann, daß Verse gemeint sind, wie der auf einem zu Olympia gefundenen Helm *Τάργ[εῖF]οι ἀνέθεν τῷ ΔιFὶ τῶν Κορινθόθεν.* Man muß dabei bedenken, daß man, um einen Vers herauszubringen, nur sehr wenig Hilfen hatte und sich mit dem begnügen mußte, was mit diesen erreicht werden konnte. Endlich gehört hierher die Erscheinung, daß, wo keine ganzen Verse statt finden konnten, wenigstens ein Theil der Rede metrisch ist. Ref. glaubt, daß dies in der berühmten Aufschrift des von Hieron nach dem Siege bei Kuma nach Olympia geweihten Helms — *Ἱαρων ὁ Δεινομενεος και τοι Συρακοσιοι τῳ Δι Τυραν' ἀπο Κυμας* — sehr augenfällig ist, wo, wie Pausanias von einem ähnlichen Epigramm ganz aus derselben Zeit sagt, *τὰ πρῶτα οὐ σὺν μέτρῳ* sind; daß das Alpha nicht wie gewöhnlich geschrieben, sondern apostrophirt ist, hat auch wohl den Zweck darauf aufmerksam zu machen. Auch ist das substantivische Gentile *Τυῤῥανὰ* für *Τυῤῥηνικὰ* (nämlich *ὅπλα*) zwar gerade bei diesem Worte sehr gebräuchlich (Stephan. Byz. s. v. *Κύζικος*), indessen gehört es doch immer dem poetischen Sprachgebrauch an, in dem *Τυρσηνὴ σάλπιγξ* u. dgl. häufig vorkommt, und das öfter angeführte *Τυρσηνοὶ δεσμοὶ* scheint auch aus einem alten Dichter zu stammen; das eigentlich prosaische wäre *Τυῤῥηνικὰ* gewesen. Wahrscheinlich bezeichnet dies *Τυῤῥηνὰ* eine Etruskische Panoplie, deren Dedicationsinschrift oft auf die Helme gesetzt wurde, wie eine Münze des Agathokles beweist. Die allein richtige Erklärung dieser Inschrift, die Herr Böckh gegeben, verbunden mit der Entdeckung der Hipparchischen Herme, hat noch ein Resultat von großer wissenschaftlicher Bedeutung hervorgebracht, das wir hier nicht übergehen dürfen. Während nämlich sonst die Geschichte der Schrift erst mit Olymp. 80., der Zeit der Nointelschen Inschrift, chronologisch wurde und über die Zeit aller frühern Inschriften die verschiedensten Ansichten im Schwunge waren, haben wir jetzt an den beiden Schriftdenkmälern, dem einen wahrscheinlich aus Olymp. 63 oder 64, dem anderen aus 76, zwei feste Punkte, nach denen sich die übrigen einigermaßen anordnen lassen; um so begieriger sind wir auf die versprochene paläographische Abhandlung, die ohne Zweifel manches neue Resultat enthalten wird. Bei dem Bestreben der Anordnung machen aber auch die in späterer Zeit aus Affectation altväterisch geschriebnen, so wie die in neuern Zeiten betrügerisch geschmiedeten Inschriften Schwierigkeit, der der Herausgeber indeß durch seine scharf-

sinnige Handhabung der höhern Kritik trefflich begegnet. Seinen Urtheilen über Fourmonts Lakonische, so wie über Petrizzopulo's Leukadische Inschrift kann man schwerlich widersprechen, außer wenn man das Zeugniß eines überwiesenen Lügners, eine Inschrift gesehen zu haben, eben so hoch achtet, wie das eines wahrhaften Mannes. Als Produkte jener Affektation aber treten nun zu den bekannten Triopeischen Säulen eine merkwürdige Inschrift von Delphi und die berühmte Sigeische. Der Herausgeber hat seinen Beweis, daß diese einem mit grammatischen Kenntnissen prahlenden Alexandrinischen Zeitalter angehöre, in die Erklärung der Inschrift selbst versponnen; Rec. will daher hier die Punkte, auf die es ihm besonders anzukommen scheint, hervorheben. Daß der Steinpfeiler, auf dem diese Doppelinschrift, oben in Ionischer unten in Attischer Schrift und Mundart, steht, ein Bild des Phanodikos trug, durfte Hrn. Böckh, nach Chishulls Behandlung, als Axiom annehmen; Jeder, der die untere Inschrift liest: Ich bin des Phanodikos — und ich habe den Sigeern einen Krater gegeben, sieht es von selbst ein, daß hier Phanodikos Person dargestellt war. Daß dieses Bild eine Büste war, die man vermittelst des noch sichtbaren runden Zapfenlochs eingefügt hatte, ist eine völlig einleuchtende Behauptung Herrn Böckhs; die Büste mit dem Pfeiler machte eine Herme aus, wie deren unzählige existirten. Ja die Breite des Steins, 1 Fuß 6 Zoll, und die Stärke, über 10 Zoll, sind gerade so beschaffen, daß die Brust einer menschlichen Figur von gewöhnlicher Größe darauf sitzen konnte; darum hat der Stein auch oben keinen Sims, der sonst aus demselben Block gehauen wäre. Jede andre Art das Bild anzubringen ist ein derber Solöcismus oder lieber Alabandismus in der Kunst. Nun weiß Jeder, der sich mit der Chronologie der Kunst ein wenig beschäftigt hat, daß Ehrenbilder von Privaten, die nicht in heiligen Agonen gesiegt, vor der Zeit des Peloponnesischen Krieges große Ausnahmen waren; die Sitte solche zu errichten mußte aber schon ganz gewöhnlich sein, wenn Einer sein eignes Bild zu öffentlicher Aufstellung weihen konnte, der kein andres Verdienst für sich anzuführen hatte, als dem Prytaneion einen Krater nebst Untersatz und Durchschlag (zu den Mahlzeiten im Prytaneion, versteht sich) geschenkt zu haben. [Nur wer nicht weiß, wovon die Rede ist, kann gegen jene Behauptung ein Donarium eines Lydischen Monarchen, das den Delphern durch sein Metall werth war, oder einen Chorreigen Magnesisch bekleideter Tänzer, die die Lehne eines Throns schmückten, anführen; das Weihgeschenk des Polykrates ist auf keinen Fall ein Polykrates, und von Theodoro's Bilde ist wohl schon Aeginet. p. 99. das Rich-

tige gesagt.] Faßt man nun aber ferner die Doppelinschrift für sich ins Auge, so läßt sich wirklich auf keine Weise begreifen, warum man die Hauptsache einer Attischen Inschrift später in Jonischer Schrift darüber geschrieben haben sollte, wie man bei der Voraussetzung ihres echten Alterthums anzunehmen gedrungen ist; dagegen springt das grammatische Bestreben, Jonische Sprache und die sogenannten *Ἰωνικὰ γράμματα* Attischer Mundart und den *Ἀττικοῖς γράμμασιν* scharf entgegenzustellen, sehr in die Augen; die zweite Inschrift zeigt mehr Attische Krasen zusammengedrängt (*κἀγὼ, κἀπίστατον, ἀδελφοὶ* und vielleicht *Ἄισωπος*), als wohl die meisten echten Denkmäler des Dialekts aufstellen. Ref. begnügt sich mit diesen Andeutungen der Verdienste, die der Herausgeber sich um Kritik und Erklärung jener alten Schriftdenkmäler erworben hat und übergeht die weit zahlreicheren, größeren und eben so wichtigen Attischen Inschriften noch mit Stillschweigen, indem er von diesen Nachricht geben will, wenn die Reihe derselben geschlossen sein wird.

C. Corn. Taciti Agricola cum lect. varietate atque annotatione edidit Ern. Dronke, Phil. Dr. Gymnasii R. Confluentini Collega et Bibliothecae Praefectus. **1824. S. XVI und 171. 8.**

Der vorliegenden Ausgabe ist ein bedeutendes Verdienst für die Kritik des Agricola nicht abzusprechen. Früher fehlte es dieser durchaus an einem sichern Fundamente, indem eine Menge Conjecturen, besonders von Rhenanus, unter dem Schein handschriftlicher Lesarten den Text anfüllten und unbemerkt aus einer Ausgabe in die andere wanderten. Nun ist es freilich wahr, daß der diplomatisch überlieferte Text dieses Büchleins an vielen Stellen höchlich verdorben ist, und jene Conjecturen des geistreichen Rhenanus treffen, wie Ref. glaubt, sehr oft das Wahre. Dessen ungeachtet ist es natürlich von der größten Wichtigkeit, die Entstehung und Quelle der Lesarten zu wissen, und nur auf die Geschichte derselben kann eine völlig richtige Beurtheilung gegründet werden. Dies ist der Hauptzweck der Dronke'schen Arbeit, welche der trefflichen Ausgabe der Germania von Passow mit Recht nachzueifern bemüht ist. Von den zwei Vaticanischen Handschriften, welche Brotier verglichen, ist die eine aufs neue und in manchen Stücken genauer, für Herrn Dronke

verglichen worden (die andere war nicht mehr zu finden); dann hat ihm Professor Hase in Paris eine Collation der bisher von keinem Editor verglichenen editio princeps des Agricola von Franc. Puteolanus verschafft; überdies hat der Herausg. die beiden andern Puteolanischen Ausgaben zur Hand gehabt. Die aus diesen Quellen und frühern Vergleichungen geschöpften Lesarten gibt die **Annotatio**, daran knüpfen sich kritische Auseinandersetzungen und erklärende Bemerkungen. Ref. will davon einige Proben geben. Eine Hauptschwierigkeit im ganzen Agricola ist gleich das Ende des ersten und der Anfang des zweiten Kapitels. Herr Dronke erklärt nach Andrer Beispiele: ich bedarf der Verzeihung, daß ich Agricola's Leben erst jetzt, nicht gleich nach seinem Tode, beschrieben, aber mich schreckten die Gefahren ab, die unter Domitian freimüthigen Schriftstellern drohten. Faßt man aber die Stelle im Zusammenhange auf, so kann man nicht zweifeln, daß das **nunc narraturo** sich nicht auf den Gegensatz von ein Paar Jahren, sondern den von alter Zeit und Gegenwart bezieht. Früher, sagt Tacitus, war es gewöhnlich, das Leben von Zeitgenossen, selbst sein eignes, zu schreiben, weil die Tugend in denjenigen Zeiten am meisten Achtung findet, die sie am meisten erzeugen. In unsrer Zeit bedarf ich bei einem solchen Unternehmen der Verzeihung, die ich nicht nöthig hätte, wenn ich mich nicht mit Zeiten beschäftigte, in denen die Schilderung der wenigen edlern Geister leicht eine feindselige Stimmung erregen kann. So wurde es erst kürzlich dem Arulenus Rusticus zum Todesverbrechen gemacht u. s. w. — Wenn aber auch in der Erklärung abweichend, stimmt Ref. doch mit dem Herausgeber in der Wahl der Lesart **ni cursaturus** überein, welche die **ed. princ.** gewährt; die Bedeutung von **cursare** erklärt Ernesti ganz richtig. Ein Stein des Anstoßes ist auch das gleich darauf folgende: **Legimus, quum Aruleno Rustico — laudati essent, capitale fuisse etc.** Freilich kann Tacitus über eine Begebenheit, die er und seine Zeitgenossen selbst erlebt, sich nicht auf Schriftsteller berufen; aber Herrn Dronke's Auskunft: **oratio pertinet ad futuros lectores**, können wir auch keinen rechten Sinn abgewinnen. Ref. ist überzeugt, daß in den **actis diurnis** eine officielle Anzeige gestanden hatte: die genannten Männer hätten durch ihr Lob von Feinden der bürgerlichen Ordnung die Todesstrafe und ihre Schriften die Verbrennung verdient; und daß selbst die solennen Ausdrücke: **capitale fuisse, in comitio ac foro urerentur**, aus dieser öffentlichen Bekanntmachung entlehnt sind. Dann erklärt sich **Legimus** von selbst. Ein künftiger Editor

des Buches muß hier aber auch auf Niebuhrs Behandlung der Stelle (im neuesten Bande der Abhandlungen der Berliner Akademie) Rücksicht nehmen, wonach at mihi nuper — Legimus, cum Aruleno — capitales fuissent: geschrieben, und die Stelle von einer frühern Vorlesung der Schrift unter Domitian erklärt wird. C. 3 wird et vor quanquam gegen sed mit Recht vertheidigt; der folgende Satz schließt sich mehr an den Begriff von nunc demum, als an redit animus an. Für facilitatem haben der Cod. Vat. und die ed. princ. felicitatem, und jener auch für das folgende imperii — temporum; beides muß offenbar aufgenommen werden, da felicitas temporum eine in Rom solenne Redensart war (s. z. B. Rasche Lexicon numar. T. II. p. 940. Suppl. II. p. 990.), die hier ganz am rechten Platze ist; und der Herausg. wird sich sonach hier schwer von dem Vorwurf einer inconsequenten Verwerfung der diplomatisch am besten begründeten Lesart reinigen können. Aber allzusehr hat dagegen der Herausg. offenbar der Autorität des Cod. Vat. und der ed. princ. nachgegeben, indem er daraus die Lesart multis fortuitis casibus für Lipsius treffliche Conjectur multi f. c. wieder aufgenommen. Tacitus sagt: auch deswegen könnten jetzt noch nicht sogleich ausgezeichnete Schriftsteller auftreten, weil die früher (in Vespasians und Titus Zeit) gebildeten, theils durch allerlei zufällige Todesfälle, theils aber, und zwar die tüchtigsten und eifrigsten, durch Domitians Verfolgung umgekommen wären und auch die übrigbleibenden doch die beste Zeit ihres Lebens verloren hätten. Dagegen paßt schwerlich die Bemerkung des Herausgebers: conqueri, quod vulgus hominum fortunae casibus moriatur, absurdum est. C. 4. war mit der ed. princ. Gnaeus zu schreiben; nur in der Abkürzung behält der Name das sonst antiquirte C. Iisque ipsis virtutibus iram C. Caesaris meritus ist eine Lesart des Cod. Vat., die der Herausg. nicht bloß anführen sollte. Habuerit vertheidigt Hrn. Dronke mit Recht gegen sehr unnütze Conjecturen: Agricola sagte nach Tacitus von sich: arcebat me (per omnem vitam) ab illecebris peccantium, quod magistram studiorum Massiliam habui (als Perfect. praes.), völlig richtig. Auch billigt der Ref., daß der Herausg. die Worte: se — studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse, gegen Aenderung schützt; aber acrius ist seiner Stellung wegen nicht für das Adjectiv zu halten, sondern das Adverb, und der Zwischensatz die Ausführung und die Erläuterung davon, so daß eine Copula nicht statt finden kann. In der Erklärung der Schluß-

worte des Capitels: ex sapientia modum, hat der Herausg. offenbar das Rechte getroffen. Die weitere Fortsetzung dieser Bemerkungen müssen wir hier aufgeben, da noch eine andere Ausgabe derselben Schrift zur Beurtheilung vorliegt. Im Ganzen wiederholen wir, daß diese Ausgabe der Kritik der Schrift des Tacitus ein neues Fundament unterlegt, und fügen nur den Wunsch hinzu, daß eine neue Auflage durch noch consequentere Benutzung der alten Lesarten, genaues Beachten des allgemeinen Zusammenhangs und hie und da vielleicht eine gründliche Auseinanderandersetzung des Historischen und Antiquarischen alle Wünsche befriedigen möge.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Textum recensuit et ad fidem Codicis Vat. emendavit, notasque adspersit U. J. H. Becker, phil. D. et Aa. Ll. M. scholae cathedr. Raceburgensis Conrector. **Hamburg. 1826. S. XXII und 102. 8.**

Der am meisten charakteristische Zug dieser Ausgabe ist schon durch den Titel angegeben. Hr. Dr. Becker bemerkt, daß die Dronkische Ausgabe, deren Verdienste er anerkennt, in der Benutzung des trefflichen Cod. Vat. nicht consequent verfahre und auch in der Erklärung mancher Stellen nicht genüge. Dies veranlaßte ihn zu einer neuen Ausgabe, welche aber die vorige nur gewissermaßen suppliren, nicht verdrängen solle. Ref. kann dies Bestreben nicht tadeln, wenn man auch in neuerer Zeit in der Vertheidigung der diplomatisch überlieferten Lesarten oft zu weit geht und mit einer gewissen Resignation lieber den Torso eines alten Schriftstellers mit allen Flecken und Beschädigungen, die ihm die Zeit zugefügt, aufstellen, als eine Restauration versuchen mag. So scheint es dem Ref. auch schon eine zu große Vorliebe für den Cod. Vat., die den Herausg. vermocht, am Schluß des ersten Kapitels ni incusaturus oder ni causaturus (der Codex hat bloß incusaturus) aufzunehmen. „In unsern Zeiten muß ich um Verzeihung bitten, indem ich das Leben eines verstorbnen Zeitgenossen erzähle; ich brauchte dies nicht, wenn ich nicht die schlimmen, aller Tugend feindseligen Zeiten anklagen wollte," gibt nach der Empfindung des Ref., wie man sich immer wenden mag,

einen schiefen oder geschraubten Gedanken. Doch kann Ref. dem Herausg. im Ganzen keineswegs ein abergläubisches Hangen und Haften an dem Buchstaben des Codex vorwerfen, sondern muß vielmehr in den meisten Fällen seinen kritischen Sinn und seine richtige Ueberlegung anerkennen. **C. 32.**, z. B., wo Hr. Dronke die hergebrachte Lesart alii mit Hartnäckigkeit festgehalten, hat sein Nachfolger mit Recht Lipsius einleuchtende Conjectur dii aufgenommen. **C. 16** finden wir sogar eine unnütze Aenderung, wo mit der Berichtigung der Interpunktion und eines Buchstabens Alles abgethan ist. Die Britannen klagen dort: sie hätten am Legaten und am Procurator zwei Tyrannen, der eine habe Centurionen, der andere Sklaven zu seiner Mannschaft, jene seien gewaltthätig, von diesen mißhandelt zu werden doppelt schmachvoll. Dies drückt Tacitus, alles kurz zusammenfassend, recht gut so aus: **alterius manus centuriones,** (der **Cod. manus, centurionis) alterius servos, vim et contumelias miscere,** und es ist keineswegs nöthig, wie der Herausg. meint, entweder **manus** oder **centuriones** oder **servos** zu streichen. **C. 36.** scheint es Ref. schwieriger, mit Hrn. Becker **complexum armorum non ut in aperto pugnam tolerabant** zu ändern, als mit Franc. Medicis **complexum armorum et in arto (Cod. aperto) pugnam non tolerabant.** Ebenda ist die schwierige Stelle, im Codex **cum aegra diu aut stante,** so verbessert: **cum aegredum adstantes,** wo uns aber weder **dum** noch **adstare** passend scheint, aber freilich die wahre Lesart auch noch völlig verborgen ist. Daß der Herausg. den Satz des **44.** Cap.: **nam sicuti durare etc.,** ohne Annahme einer Lücke construiren und erklären kann, bewundert der Ref., der es nicht vermag.

Chez l'auteur, et chez Treuttel et Wurtz. Dissertation sur le Periple de Scylax et sur l'époque presumée de sa rédaction. Par J. F. Gail fils. **Paris 1825. S. II. und 100 in 8.**

Geographi Graeci minores. Hudsonianae editionis adnotationes integras cum Dodwelli dissertationibus edidit, suasque et variorum adjecit, textum denuo recensuit, et varias lectiones subjecit; ver-

sionem latinam recognovit; copiosissimis denique indicibus, ac tabulis in aere incisis instruxit Jo. Fr. Gail. Volumen primum, continens Hannonis et Scylacis Periplos. **Paris 1826. S. XVII und 624 in 8. mit 3 Karten, wovon eine zum Hanno, zwei zum Skylax gehören.**

Während bei uns die durch eine Reihe beklagenswerther Todesfälle aufgeschobene Herausgabe der Geographi minores endlich auf eine erwünschte Weise ihrer Ausführung naht: hat ein junger thätiger Gelehrter Frankreichs, der Sohn des verdienten Gail, sich proprio Marte zu demselben Unternehmen gerüstet und eilt durch rasche Ausführung unsern Landsleuten voraus. Es wäre kein thörichter Nationalstolz, wenn wir, auch ohne genauere Kenntniß der Individuen, die Meinung äußerten, daß die Ausgabe, die wir aus Reimers Officin erwarten, in allem eigentlich Philologischen ihre Mitbewerberin hinter sich zurücklassen wird; es hieße den Stand der philologischen Studien in Frankreich verkennen, wenn man dem Verf. aus seiner Ungeübtheit im Lateinschreiben und manchen Fehlern, die er aus Mangel an genauerer Kenntniß des Griechischen begangen hat, (wie aus der seltsamen Uebertragung von τε durch nempe) ein persönliches Verbrechen machen wollte. Aber Frankreich ist seit geraumer Zeit das Land, in welchem die alte Geographie ganz besonders fleißig bearbeitet worden ist; eine lange Reihe ehrenwerther Arbeiten in diesem Fache liegt vor; und wenn ein phantastisches System in neuerer Zeit Alles zu verwirren drohte, so sind auf der andern Seite auch bis zuletzt Werke eines eindringenden Scharfsinns und einer besonnenen Urtheilsfähigkeit genug erschienen. Hierin hat also der Verf. eine große Erwartung zu befriedigen, und wir wenden uns mit günstigem Vorurtheil zu seiner Dissertation über Skylax, welche zuerst der Akademie, als eine Probe der Ausgabe der Geogr. min., in lateinischer Sprache vorgelegt wurde und dann umgearbeitet und in französischer Sprache herausgegeben worden ist, um zugleich das größere Werk, dessen Vollendung im Druck sich verzog, anzukündigen. Der Hauptzweck derselben ist, dem Skylax ein höheres Alter zu vindiciren, als ihm die neuen Untersuchungen größtentheils gegönnt haben. Wir wollen von den Beweisen, deren sich Herr Gail bedient, unsern Lesern etwas mittheilen, obgleich freilich die sonderbare Anlage mancher die Mittheilung bedeutend erschwert. Gleich im Anfange müssen wir aber bekennen, daß wir eigentlich

positive und zugleich auf ein bestimmtes Datum gehende Beweise gar nicht gefunden haben: zum Theil sollten die Argumente derer, welche den Skylar später setzen, erschüttert, zum Theil bloß im Allgemeinen das höhere Alter des Schriftstellers dadurch erwiesen werden, daß seine Nachrichten bedeutend von denen der andern Schriftsteller abweichen: aber nirgends wird gezeigt, daß diese Abweichungen nothwendig in einem höheren Alter ihren Grund haben. Daß Skylar Epirus nicht als eine Landschaft betrachtet, daß die Thesproter und Chaoner bei ihm in Flecken und nicht in Städten wohnen, daß die Chalyber anders als bei Xenophon angesetzt werden, sind sämmtlich Umstände, die auf kein festes und bestimmtes Resultat führen können. Was aber über die Erwähnung Messenes gesagt wird, ist sehr sonderbar; Messene bei Skylar sei nicht die von Epaminondas angelegte Stadt, sondern eine am westlichen Meere gelegene — die Niemand erwähnt, denn das Homerische Messe lag entweder im eigentlichen Lakonika oder doch in der Nähe, und die Dorische Provinz Mesola war das Mittelland am Pamisos. Uebrigens ist die ganze Stelle bei Skylar höchst verdorben und schwerlich leichter zu verbessern als so: *Μετὰ δὲ Ἀρκαδίαν ἔστιν ἔθνος Μεσσήνη, καὶ πόλεις ἐν αὐτῇ αἵδε· πρώτη Μεσσήνης πόλις καὶ λιμὴν Κυπάρισσος, ἀπέχουσα* (in Bezug auf die Stadt) *ἀπὸ θαλάττης στάδια ζ'*. Wie es aber auch mit der Stadt Messene stehe, so führt schon die Erwähnung eines freien Messenischen Gebiets, welches in den Zeiten des alten Skylar unmöglich existiren konnte, auf ein späteres Zeitalter; und daß zu diesem Gebiet nur sieben bis acht Meilen Küste gehören und alle ehemaligen Periökenstädte von Mothone an noch zu Sparta gerechnet werden, beweist, daß der sogenannte Messenische Helotenstaat des Epaminondas noch ganz jung war. Andere Erwähnungen späterer Orte und Namen sucht der Verf. durch die Annahme von Interpolationen zu entfernen, wie bei den Atheniſchen Hafenmauern, Amphipolis, Thurioi u. s. w.; aber damit ist wenig geholfen, da z. E. das ganze Makedonien bei Skylar nicht das Reich des alten Amyntas, sondern das des sich auszudehnen beginnenden Philippos ist, welches schon die Halbinsel Chalkidike an sich gerissen hatte; dies kann aber von bloßer Interpolation nicht hergeleitet werden. Dem Ref. ist daher, auch nach allem, was unser Verf. sagt, noch immer diese Meinung die wahrscheinlichste. Er will gern zugeben, daß der alte Karyandener Skylar wirklich den ersten Grund zu dem Periplus gelegt, den wir vor uns haben, und daß man diesem deswegen den berühmten Namen gelassen hat. Aber solche Notizen-Sammlungen

ohne kunstmäßigen Verband waren immer etwas höchst Wandelbares, ja sie mußten, um überhaupt fortdauern zu können, der Zeit, die sie brauchen wollte, stets von neuem angepaßt werden. So glaubt Ref. auch nachweisen zu können, daß die unter dem Namen des Hekatäos im Alterthum verbreiteten Länderbeschreibungen ebenfalls in späterer Zeit umgearbeitet wurden. An dem Periplus des Skylax hat nun ganz unverkennbar ein Grieche, der im Anfange der Regierung des Philippos lebte, die Hauptsache gethan und aus allerlei Materialien ein für seine Zeit brauchbares Werk zu machen gesucht. Nur auf diese Zeit paßt, was von Makedoniens und Messeniens Ausdehnung gesagt wird, auf diese, daß das Epiknemidische Lokris ganz und gar Phokisch ist, wie es zu Aeschines Zeit einmal wirklich war, und besonders, daß in der Gegend von Lepreon Arkadien ans Meer reicht, was gewiß nicht, wie Hr. Gail will, dadurch erklärt wird, daß unter den Triphyliern der Sage nach Arkader sein sollten, sondern nur dadurch, daß die Triphylier, Ol. **104.** und weiter hinab, sich politisch zu Arkadien rechneten. Wenn diese Daten, wie neuerlich dargethan worden ist, auf Olymp. **104—106** führen: so scheinen dagegen die Angaben aus der Westwelt etwa vierzig Jahre früher, gegen **350** Roms, gesammelt worden zu sein. Daß die Tusker sich am tyrrhenischen Meer bis an die Alpen ausdehnen (denn darin hat der Verf. gewiß Recht, daß er *'Αντίου* lieber in *'Αλπίου* als in *"Αρνου* verwandelt) und auch noch eine Strecke am Adriatischen Busen bewohnen, die Gallier dagegen nur als Rest einer größern Wanderung erscheinen, daß die Tusker südwärts bis an die Tiber reichen, und einiges Andere der Art scheint dem Ref. für die Zeit vor **360** zu sprechen, während auf der andern Seite die Ausdehnung, in welcher die Lucaner erscheinen, und die Erwähnung von Ankon ziemlich bis auf diese Zeit herabzugehen nöthigt. Der Unterz. schließt sich daher der Ansicht an, welche Letronne in einer Abhandlung über den Periplus des Skylax (**Journal des Savans, Febr. Apr. et Mai 1825.**), die eine Kritik der Gailischen Dissertation bildet, auseinandergesetzt hat, nach welcher das Werk eine Composition von Materialien ist, die von verschiedenen Verfassern und aus verschiedener Zeit herrührten, aber gerade damals (in Philippus Zeit) die neuesten waren, die man habhaft werden konnte. — Auch die Abhandlung des Herausgeb. über den Periplus des Hanno setzt die Schrift vielleicht in zu frühe Zeiten hinauf, indem sie den Hanno, an welchen Anacharsis der Skythe geschrieben haben soll, (**Tuscul. Quaest. V, 32**), zum Verfasser des Periplus macht, da gewiß die **florentissimae res Punicae**

eben so gut nach Gelon und Hieron als vorher gesetzt werden können: auch ist das nicht ausgemacht, daß die kleine Schrift schon in Aristoteles Zeit den Griechen bekannt gewesen sei, da die **Mirabiles Auscultat.** gewiß um einige Zeit jünger als Aristoteles sind. In der Vergleichung der Angaben des Hanno mit der neuern Geographie schließt sich der Verf. Gosselin an, dessen ziemlich gewaltsam durchgeführtes Bestreben, die Fahrt möglichst zu verkürzen und Cap Bojador zur äußersten Gränze derselben zu machen, unter uns bis jetzt keinen Anhang gefunden hat.

Euripidis Jon. Recensuit Godofredus Hermannus. **Leipzig 1827. L und 174 S.**

Herr Professor Hermann hat diese Tragödie zum Gebrauch von Vorlesungen neu abdrucken lassen. Der Zweck gebot Eile, und es darf daher nicht befremden, daß die zwar ziemlich reichlich hinzugefügten Anmerkungen doch Manches übergehen, was man erörtert zu sehen wünschte, Anderes nur flüchtig berühren, und die Vorrede durch Beiträge von Seidler und eigene Nachbemerkungen der Kritik hier und da eine ganz andere Richtung gibt, als die Anmerkungen unter dem Texte. Wir sind ja auch überhaupt noch gar nicht gewöhnt worden, an die Ausgaben von Tragikern die Forderung einer allseitigen Forschung nach Inhalt und Darstellung zu richten (die Ausgabe des Oedipus auf Kolonos von Hrn. Prof. Reisig ist eine seltene Ausnahme), und fragen daher im Ganzen weit mehr, ob das, was dem Editor zu geben beliebte, gut ist, als ob er nicht auch dies und jenes noch hätte geben sollen. Indessen zeigt gerade diese Ausgabe vielleicht mehr als eine andere des berühmten Kritikers das Bestreben, die mannigfachen Seiten der Erklärung wenigstens zu berühren, über den Hauptgedanken des Stücks, seinen Plan, die Behandlung des Mythischen, die Art der scenischen und orchestischen Darstellung, die Beziehungen auf historische Gegenstände und Ereignisse, eben so wie über Sprache und Versmaß Rechenschaft zu geben; wir erhalten hier auf jeden Fall sehr Vielerlei. Ref. will über einige Punkte etwas berichten. — In der Anlage des Stücks erkennt der Herausg. gewiß mit Recht die Absicht des Dichters den Mythus so darzustellen, daß Jon möglichst als geborner Athener, die Sage von dem Eindringen eines Fremdlings als bloßer Schein und der

alte Ruhm der Athener, Autochthonen zu sein, möglichst makellos und ungefährdet erscheint. Dazu bot sich ohne Zweifel auch schon der Sagenstoff einigermaßen dar, den der Ref. sich ungefähr so vorstellen zu müssen glaubt. Es waren folgende Sagen im Schwunge: 1. Jon ist Sohn des Gottes, der zeitig Jonischer Stammgott geworden war, des Apollon. 2. Jon ist von Xuthos in Delphi erzeugt worden: eine Sage, die mit jener ersten zusammen fällt, wenn man einsieht, daß ursprünglich Xuthos kein Stammheros wie Doros, Achäos, Jon, sondern Apollon selbst ist (Prolegom. S. 273). 3. Jon ist von Apollon (oder Xuthos) mit der Erechtheide Kreusa erzeugt worden: eine Sage, die wie viele den neuen Volksstamm mit dem alten in genealogische Verbindung setzt. Nun besteht Euripides Kunststück darin, daß er alle die Sagen zu benutzen, aber die Meinung, daß Jon Sohn des fremden Helden Xuthos sei, als bloße Einbildung, diejenige, daß Apollon ihn mit der Landestochter Athens gezeugt, als die verschwiegene und verborgene Wahrheit darstellt. Dabei wünschten wir indessen noch bemerkt zu sehen, daß zu den politischen Absichten, welche diese Behandlung des Mythus motivirten, auch noch religiöse Ansichten hinzukommen mußten, um die Durchführung derselben möglich zu machen. In Euripides religiösen Ansichten fand nämlich ein großer Streit statt zwischen gewissen sittlich-philosophischen Forderungen an die Götterwelt und dem positiven Glauben. Eine verkehrte Uebertragung der ethischen Normen des Menschenlebens auf die Götterwelt läßt dem Euripides die heimliche Schwängerung der Kreusa durch Apoll als eine Art Flagitium erscheinen; Apollon schämt sich daher durch das ganze Stück, jene leidenschaftliche Handlung einzugestehen, während er sich bei Aeschylos ohne Zweifel mit edler Aufrichtigkeit zu dem Sohne, der der Stammvater eines großen Volks werden sollte, bekannt hätte; darum sucht Apoll bei Euripides den Jon dem Xuthos als Sohn unterzuschieben. Wenn aber der Dichter hierin dem Apoll ein Schamgefühl leiht, das er eigentlich nicht haben konnte: so nimmt er ihm auf der andern Seite wieder, was Aeschylos und Pindar ihm gewiß nicht zu entziehen gewagt hätten, die feste und bestimmte Voraussicht in die Zukunft. Apollon will zwar gern seine Schande verbergen, aber die Leidenschaftlichkeit der Kreusa macht es unmöglich, er muß, wohl oder übel wollend, gegen die Kreusa wenigstens, Jon als die Frucht ihrer Liebe anerkennen. Sicherlich hätte Aeschylos großartige Weltanschauung, auch Sophocles reiner Kunstsinn, eine solche Knüpfung und Lösung des Knotens, eine solche tragische Peripetie, bei der sehr

wichtige Ideen ziemlich untergeordneten Interessen aufgeopfert werden, verschmäht und verworfen, Euripides aber hat sie mit so viel Geist und Scharfsinn behandelt, daß man, wie der Herausgeber richtig bemerkt, am Stücke nichts ändern darf, ohne es zu verderben. — Ref. kommt zu den Bemerkungen des Herausg. über die Personen der Bühne und des Chors. Die Behauptung, daß Kreusa die erste Person, der Protagonist, des Drama's sei, will dem Unterz. nicht recht einleuchten, obgleich der Herausg. sie auf scharfsinnige Weise vertheidigt. Es ist doch immer das Schicksal Jons, um welches sich das ganze Stück dreht. Das Aeußere spricht für Jon als Protagonisten, das Heraustreten aus der Mittelthür der Scenenwand, welche die Fronte des Delphischen Tempels vorstellte, und daß Euripides dem Drama den Namen Jon gab. Ref. zweifelt, ob irgend eine Tragödie von einem Deuteragonisten oder Tritagonisten den Namen hat. Der Chor des Stückes bestand nach Hrn. Hermann aus funfzehn Personen. Ref. leugnet die Wahrscheinlichkeit nicht, daß diese beliebte Zahl auch hier statt gefunden habe, nur kann er den Beweis des Herausg. nicht anerkennen. Der Chor betrachtet im Anfange des Stückes Bildwerke am Tempel zu Delphi; eine Person macht die andere auf die einzelnen Darstellungen aufmerksam, diese richtet ihre Augen darauf und knüpft eine Bemerkung, zum Theil eine patriotische, daran; auf die Weise: Schau hier den Herakles mit der Hyder: Ich sehe ihn mit dem Jolaos, wie ich ihn in den Peplos zu sticken pflege. Siehst du die Göttin, die den Enkelados erlegt? Ich sehe die Pallas, meine Göttin. Und siehst du auch den Blitz in Zeus Händen? Ich sehe ihn, er versengt den feindlichen Mimas. Hr. Hermann nun läßt diese Fragen und Antworten, so wie die an den Jon gerichteten Fragen bei allen Personen des Chors herumgehen, worin aber für das Gefühl des Ref. etwas Lächerliches liegt, da gar nicht abzusehen, warum jede Person nur ein Bildwerk in Augenschein nehmen soll. Noch sonderbarer nimmt es sich aus, wenn die eng aneinander hängenden Reden an Jon: „Darf ich dich etwas fragen?“ und dann: „Ist wirklich der Nabel der Erde in Phöbos Hause?“ zwei verschiedenen Personen gegeben werden. Gewiß muß bei der Vertheilung von Reden an verschiedene Chorpersonen recht sehr auf den Inhalt derselben Rücksicht genommen werden; Ref. fürchtet aber, daß es nicht immer genug geschehen ist. Wer z. B. in der berühmten Stelle des Agamemnon von Aeschylos, V. 1316 ff. darauf achtet, daß uns hier eine Gerusia (βουλὴ γερόντων) vorgeführt wird, welche berathschlagt, daß nun gerade zwölf Stimmen abgege-

ben werden, daß es endlich eben so unstatthaft ist, daß ein Geront keine γνώμη abgebe, wie, daß derselbe zweimal votire, sieht auch auf das bestimmteste, daß der Chor im Agamemnon aus zwölf Personen besteht, und muß sich höchlich wundern, wie Hermanns Ansehen die Meinung so allgemein machen konnte, daß hier funfzehn Personen sprächen, wobei drei Verse, worin bloß eine Aufforderung zu berathschlagen enthalten ist, für besondere γνῶμαι genommen werden müssen [1]). Kehren wir auf unsern Chor im Jon zurück: so würde er sich, nach der Meinung des Ref., von drei Personen gesprochen am besten ausnehmen, welche so mit einander abwechseln: ά β'. — ά γ' — — ά. β'. ά. β'. ά. β'. — ά. γ'. ά γ'. ά. γ'., wobei nur zu bemerken, daß ὧδε δερκόμεθα bis ἴτυν und οὐδ' ἂν ἐκ σέθεν bis δόμος derselben Person zufallen. Alle jene patriotischen Bemerkungen gehören dann dem Chorführer ά an. Die weitere Ausführung gehört nicht an diesen Ort; sie könnte auch schwerlich stattfinden ohne Auseinandersetzungen darüber, wie sich Ref. das Proscenium eingerichtet denkt. — Aber auch dies ist ein Punkt, über den sich in dieser Ausgabe manche Bemerkungen finden, die denn auch zugleich die in vielen Punkten noch genauerer Erörterung bedürfende Localität von Delphi und Pytho betreffen. Freilich ist der Herausg. in der Topographie von Delphi keineswegs völlig zu Hause, wie er z. B. die Gorgonen um den Omphalos (V. 230) verwechselt mit den δύο εἰκόνες τοῦ μύθου ἐπὶ τῷ ὀμφαλῷ bei Strabon, womit doch ganz deutlich die zwei goldenen Adler bezeichnet werden, die bis auf die Zeit des Phokeer Philomelos auf dem Delphischen Nabelstein gesessen haben. Doch muß Ref. dem Herausg. darin völlig Recht geben, daß in jenen beschreibenden Scenen, die wir schon oben berührten, an den Wänden befindliche Bildwerke geschildert werden; er fügt hinzu, daß es offenbar Bildwerke an der äußeren Säulenreihe des Delphischen Tempels, der den Hintergrund der Scene bildete, und zwar in den Metopen über den Säulen sind, wozu die Gegenstände, die zum Theil auch in Metopen Attischer Heiligthümer nachweisbar sind, sich sämmtlich sehr gut eignen. Die Erwähnung von metallnen Waffen stört nicht; solche Stücke waren auch in den Metopen des Parthenons aus Metall angesetzt. Dadurch verliert aber doch die Scene ihr patriotisches Interesse für Athen nicht; Athenische Künstler hatten zwischen dem Persischen und Peloponnesischen Kriege

[1]) Vgl. Eumeniden S. 76 u. d. Fgl.

die Giebelfelder des delphischen Tempels mit Statuen ausgeschmückt; wahrscheinlich hatten dieselben auch die Hauptreliefs in den Metopen gemacht. Auf die Giebelfelder deutet vielleicht auch der Anfang des Chorgesanges, wie Musgrave und Matthiä wollten: „Nicht im hehren Athen allein Schmücken prangende Säulenreihn Götterwohnungen und am Thor Steht Apollon Agyieus: Auch bei Loxias Leto's Sohn Strahlt des doppelten Angesichts Lieblich schimmerndes Auge." Der Herausg. versteht zwar unter den *διδύμοις προςώποις* Statuen, wovon eine die der Leto gewesen sei; aber wir müssen bekennen, dann allen Zusammenhang zu verlieren. Den Giebel des Tempels Antlitz zu nennen, scheint kein dunkles und gesuchtes Bild. Was der Herausg. zu V. **1152** über die Maße des Hekatompedon sagt, findet seine Berichtigung im **Corp. Inscr. Fasc. I. p. 177.** — So viel über Plan des Stücks, Personen und Scenen-Anordnung. Was alsdann die Kritik und Erklärung des Einzelnen und die eingestreuten grammatischen und metrischen Bemerkungen betrifft: so braucht nicht erst versichert zu werden, daß auch diese Ausgabe manche feine Bemerkung über Sprache und Versbau enthält, obgleich eine gewisse Zurückhaltung und Sparsamkeit in der Mittheilung gegen frühere Ausgaben auffällt. Emendationen aus Conjectur sind nicht sehr zahlreich, den Ruhm der schönsten, *εἰ πόνου μοι ξυλλάβοι*, V. **345** für *εἶπον εἴ μοι ξυλλάβῃ* theilt der Herausg. mit einem Schüler Seidlers, C. F. Yrem. In der Stelle V. **53**: *ἀμφὶ βωμίοις τροφὰς ἠλᾶτ' ἀθύρων* liest man jetzt, nach Elmsley, *ἀμφιβωμίους*; aber kann man *ἠλᾶτο τροφὰς* sagen für *ἠλᾶτο ἔχων τροφάς*, wie der Herausgeber meint? Eine nahe liegende Verbesserung scheint dem Ref. *στροφὰς*: *ἀμφιβωμίους στροφὰς ἀλᾶσθαι* ist so viel als *ἀλώμενον ἀμφὶ βωμοὺς στρέφεσθαι.* Hie und da sind, wie schon oben bemerkt, auch historische Erörterungen eingeflochten, unter denen die über die alten vier Jonischen Stämme die bedeutendste ist, in deren ganz negatives Resultat wir uns indeß nicht recht finden können. Hält Herr Professor Hermann die Namen: Hopleten und Ergaden oder Argaden, diese klaren Bezeichnungen der Lebensweise und Thätigkeit der alten Stämme, für bedeutungslos, oder glaubt er die vier Söhne Jons? Und wenn nicht, wie deutet er die andern? Gewiß ist es auffallend, daß ein Gelehrter, der in andern Fächern des Wissens eine so ruhmvolle Kühnheit an den Tag gelegt hat, gerade dem historischen Theil der Alterthumskunde die Grenzen so eng stecken will und immer die Mahnung wiederholt, man solle nicht wissen wollen, was man nicht wissen könne, eine Mahnung, von der man

leider! selten Vortheil ziehen kann. Denn wüßten wir schon die Unmöglichkeit, zum Wissen eines Gegenstandes zu gelangen, so wäre allerdings ein Streben nach diesem Wissen Raserei.

Ἄτακτα, ἤγουν παντοδαπῶν εἰς τὴν ἀρχαίαν καὶ τὴν νέαν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν αὐτοσχεδίων σημειώσεων καί τινων ἄλλων ὑπομνημάτων αὐτοσχέδιος συναγωγή. Τόμος πρῶτος περιέχων δύο ποιήματα Θεοδώρου τοῦ Προδρόμου μὲ μακρὰς σημειώσεις καὶ πέντε πίνακας. **Paris. Seiten** *νη* **(58), welche die Prolegomena, und 454, welche den Text, die Anmerkungen und Register begreifen, in 8.**

Der treffliche Koraes, welchem wir auch diese Bereicherung der Griechischen Literatur verdanken, beginnt seine Sammlung, welche er nach Philetas und anderer Alten Beispiele Atakta, ein Allerlei, genannt und auf gleiche Weise der alt- wie der neugriechischen Schrift- und Sprachkunde gewidmet hat, sehr passend mit einem Gedichte, welches zwischen dem alten und neuen Idiom des Griechischen Volkes so sehr in der Mitte steht und eine so seltsame Mischung beider zeigt, daß es ganz besonders geeignet erscheint, den Uebergang der altgriechischen Sprache in die sogenannte neugriechische deutlich zu machen. Eben wegen der großen Masse später und halbbarbarischer Ausdrücke, die darin gefunden werden, hat Du Cange in seinem **Glossarium mediae et infimae Graecitatis** häufig Gebrauch von diesem Gedichte gemacht und eine große Menge Verse daraus angeführt, ohne indessen das Ganze herauszugeben; auch ist häufig die Gestalt, in welcher er die angeführten Verse gibt, eine sehr verfälschte und unechte. Der Herausgeber dieser **editio princeps** hat sehr wohl daran gethan, den Codex der Königl. Bibliothek zu Paris mit der Nummer **1310** zum Grunde zu legen und nur selten und mit Vorsicht daran zu ändern, obgleich die Lesarten dieser Handschrift häufig schwierig, ja mitunter ganz unverständlich sind; der andere Codex, Nr. **382**, gibt leichtere aber offenbar durch ein Bestreben zu erklären entstandene Lesarten und ist oft mehr eine neue Bearbeitung als eine bloße Abschrift des Originals. Nicht unmöglich scheint es, daß der Verfasser selbst das Gedicht zweimal vorgenommen und neu bearbeitet habe; öfter hat die eine Handschrift einen oder zwei Verse mehr als die andere, ja in dem Codex **382** besteht die einleitende

Anrede an den Kaiser, welche in dem andern nur acht Verse hat, aus fünf und funfzigen, welche der Herausg. in den Text aufgenommen hat, da sie dem Tone und Geiste des Ganzen, so wie den Zeitverhältnissen, vollkommen angemessen sind. Der Kaiser, welcher in beiden Abtheilungen dieses Gedichts, die man auch als verschiedene Gedichte ansehen kann, angeredet und auf eine echt servile Weise bis zum Himmel erhoben wird, ist Manuel Komnenos (zw. **1143** und **1180**), den der Verfasser durch wahrhaft jämmerliche Schilderungen seiner Armuth zu rühren und zu bewegen sucht, ihm davon zu helfen. Der Verf. selbst, der sich auch sonst durch, wahrscheinlich später geschriebene, compilatorische Werke bekannt gemacht hat (Fabricius **T. VI. p. 815**), heißt Theodoros Prodromos, ein Name, den er vom Großvater überkommen und in der Aufschrift dieses Gedichts, um sich recht bemitleidenswerth darzustellen, in Bettler-Prodromos, ***Πτωχοπρόδρομος***, verändert hat. Im ersten Gedichte erzählt er, nach jener lobpreisenden Einleitung, wie sein Vater ihn von Jugend auf ermahnt habe, ein Grammatiker zu werden, um dadurch Geld und Ehre zu gewinnen; wie er aber nun, nachdem er es mit viel Mühe und Schweiß so ziemlich geworden sei, dabei verhungere und alle Leute glücklich preisen müsse, denen ein Handwerk ihr gutes Auskommen gewähre, während ihm Jambus und Pyrrhichius nichts zu essen gäben. Seine Nachbarn um eine Mahlzeit ansprechend wird er schnöde zurückgewiesen, ja seine eigenen Verwandten wollen ein gutes Essen nicht mit ihm theilen, da er als ein hochwürdiger Grammaticus sich selbst ernähren müsse (*Παπᾶς γραμματικὸς εἶσαι, τρέφε τὸν ἑαυτόν σου*). Indeß weiß er doch einen plötzlichen Lärm, der die andern erschreckt, indem sie glauben, das Haus stürze ein, so gut zu benutzen, daß er, ehe sie wiederkehren, den ganzen Nierenbraten (*ἀπάκιν*), der zu ihrer Mahlzeit bestimmt war, allein aufgezehrt hat; ein Kätzchen (*κατούδιν*), das er auf dem Tische bei der leeren Schüssel zurückgelassen hat, muß statt seiner die Zeche bezahlen. Darauf eine klägliche Geschichte, wie eine Fleischersfrau, die er um ein Stück schlechtes Fleisch, ein Gekröse oder so etwas, angesprochen, ihm noch nicht gereinigte Gedärme vorsetzt und, da er nach den ersten Bissen genug hat, ihm den Rest mit den Worten um den Kopf schlägt:

Φάγε, καλὲ γραμματικὲ, γραμματικὲ νοτάρε,
Γραμματικὲ φιλόσοφε, ἐντεροχορδοπλύτα·
Κάλλιον ἦτον νὰ τρώγῃς αὐτοῦνον τὸ μελάνιν
Παρὰ τὴν τυμπανόκρουστον τὴν σκατωτὴν λαπάραν.

Iß zu, mein Herr Grammaticus, Grammaticus-Notarius,
Grammaticus-Philosophus, du Eingeweidespüler.
Noch besser speisetest du selbst dein Schreibzeug sammt der Dinte,
Als diese Trommelfelle hier, die mistgefüllten Därme.

Wie komisch nimmt sich nun nach einer solchen Erzählung, die wir, um den Ton des Ganzen zu bezeichnen, anführen mußten, die feierliche Anrede des Kaisers aus:

Ἀλλ' ὦ Κομνηνοβλάστητον ἀπὸ πορφύρας ῥόδον,
Ὦ βασιλέων βασιλεῦ καὶ τῶν ἀνάκτων ἄναξ,
Καὶ κράτος τὸ τρικράτιστον ἀπὸ παποτερόθεν
Εἰςάκουσόν μου τῆς φωνῆς καὶ τῆς δεήσεώς μου·
Θύραν ἐλέους ἄνοιξον καὶ χεῖρα πάρασχέ μοι,
Ἀνάγουσαν ἐκ λάκκου με καὶ βόθρου τῆς πενίας.

Du Sprosse des Komnenenstamms, du Rose aus dem Purpur,
Du König aller Könige, du Herrscher aller Herrscher,
Du dreigewaltige Gewalt von alten Ahnen stammend,
Erhöre meine Stimme jetzt, mein flehentliches Bitten,
Eröffne des Erbarmens Thor und reiche mir die Rechte,
Die aus der Grube und dem Schlund der Armuth mich emporzieht.

Schließlich beschwört er den Kaiser, den er gern den Tetraugusten und Herrn der vier Weltgegenden nennt, im Namen der vier heiligen Märtyrer, Georgios, Demetrios, Tyron und Stratelates, ihn doch vor seinen Gläubigern zu retten, deren dringenden Angriffen er auf keine Weise mehr zu widerstehen wisse.

Im zweiten Buche oder Gedichte finden wir denselben Mann (denn daß es derselbe ist, ist unverkennbar) als Mönch in einem Kloster. Er heißt nun nicht mehr Theodoros, sondern Hilarion, indem er seinen weltlichen Namen mit einem geistlichen vertauscht hat. Obgleich dadurch vieler Sorgen der Welt überhoben ist er doch nicht zufriedner geworden, sondern klagt wo möglich noch kläglicher. Der Gegenstand seiner Beschwerden, die er dem Kaiser in derselben poetischen Form übersendet, ist der Hegumenos oder Abt des Klosters, oder vielmehr die Hegumenoi,

Δύο γὰρ ἄρχουσιν ἐκεῖ, Δέσποτα, παρανόμως
Καὶ παρὰ τὴν διάταξιν πατρὸς τοῦ πανοσίου,
Πατὴρ, υἱὸς, τὸ κάκιστον, ὦ θεία δίκη, ζεῦγος.

Denn zwei, o Herr, beherrschen uns, zum Trotze des Gesetzes,
Zum Trotze der Verordnung auch des heil'gen Patriarchen,
Ein schändlich Paar, o göttlich Recht, der Vater mit dem Sohne.

Nun schildert unser Mönch sehr ausführlich und genau das Leben des Klosters, indem er immer den Gegensatz zwischen der Pracht, dem Luxus, der Schwelgerei, dem Uebermuth der Hegumenen und der gedrückten, dürftigen und armseligen Lage der gemeinen Mönche hervorhebt; er beschreibt auf diese Weise einen Ausgang, ein Bad, die Mahlzeit, bis in die kleinsten Details. Die letzte Schilderung erinnert an Juvenals Charakteristik des übermüthigen Reichen, der seine Clienten so mager abspeist und allein an seiner Tafel gut ißt; nur daß freilich der Ptochoprodromus noch weit mehr hinter Juvenal zurücksteht, als etwa der Römische Satiriker hinter der alten Komödie Athens. Hier z. B. begnügt er sich fast ganz mit einer trocknen Aufzählung der verschiedenen Gerichte, welche dem Abt und welche den armen Mönchen vorgesetzt werden. Ergötzlicher ist die Beschreibung der Art, wie der Hegumenos und ein gemeiner Mönch in Krankheiten behandelt würden. Zu jenem kommen zehn Aerzte, und eine Menge Leute sind beschäftigt, Arzneimittel und wohlschmeckende Krankheitsspeisen zusammenzuholen, ihm die Füße zu reiben und ihn auf alle Weise zu pflegen; wenn aber ein Mönch krank wird, dann macht der Hegumenos selbst den Arzt und befiehlt:

Ἡμέρας τρεῖς ἀφῆτέ τον, καὶ νηστικὸς ἂς κεῖται·
Μετὰ δὲ τὴν συμπλήρωσιν τῶν ἡμερῶν, ὧν εἶπον,
Ψιχίτζας ζεματίσετε μικρὰς εἰς τὸ πινάκιν,
Καὶ ψήσετε μικρούτζικον κεφάλιν κρομυδίτζιν,
Καὶ βάλετε λιγούτζικον ἐλάδιον νὰ μυρίσῃ,
Καὶ φλισκουνίτζιν ὀλίγον διὰ τὴν εὐωδίαν.
Εἰ δὲ διψήσει, δότε τον νερούτζικον ὀλίγον,
Καὶ πάλιν ἐξαφῆτέ τον ἄλλας καὶ τρεῖς ἡμέρας.

Laßt ihn allein drei Tage lang in strengem Fasten liegen,
Und wenn die Zahl der Tage dann, die ich euch angab, um ist,
So brüht in einem Tellerchen ein kleines bischen Krume,
Und kochet auch zugleich darin ein kleines Zwiebelköpfchen,
Und werft zum Wohlgeschmack hinein die kleinste der Oliven,
Und, daß es dufte, thut hinzu des Poley's ein klein wenig.
Wenn er nun dürstet, gebt ihm dann ein wenig von dem Tränkchen,
Und laßt ihn liegen wiederum noch andere drei Tage.

Ein großer, trefflicher Arzt, ruft der Verf. nach dieser Beschreibung aus, der den Nektarios und Kanikles, den Aetios und selbst den Hippokrates übertroffen hat und des Kaisers Leibarzt zu werden verdient! Das Gedicht schließt mit der Bitte an den Kaiser, den

armen Hilarion aus dem Kloster des h. Philotheos (Theophilos), worin er bis jetzt gewesen, zu nehmen und in das des h. Georgios zu setzen, wo er bessere Tage hofft.

So vieles Unterrichtende und Bemerkenswerthe dieses Gedicht zur Geschichte, besonders zur Sittengeschichte der Zeit liefert: so ist doch das sprachgeschichtliche Interesse daran das überwiegende, und in diesem Sinne besonders hat es auch der würdige Herausg. bearbeitet. Seine Anmerkungen enthalten eine Fülle von Untersuchungen, welche die Sprache jener Zeit rückwärts und vorwärts in die gehörige geschichtliche Verbindung stellen, indem sie bald auffallende und von der gewöhnlichen Gräcität abweichende Formen und Ausdrücke schon in alten Dialecten nachweisen, oder die ersten Spuren eines Barbarismus in den Zeiten nach Alexander aufsuchen, bald deutlich machen, wie die Sprache des Ptochoprodromus so sehr mit dem heutigen Griechisch übereinstimmt und die Barbarismen des letztern, die man oft zu leicht von Türkischen und Fränkischen Einwirkungen abgeleitet hat, größtentheils schon eben so vor sieben Jahrhunderten im Munde des Volkes von Byzanz waren. In der That war die Volksprache schon damals von dem Griechisch, was man in den Schulen lernte, beinahe eben so verschieden, wie etwa die **lingua romana rustica** des neunten Jahrhunderts vom classischen Latein; und gerade das vorliegende Gedicht setzt diesen Unterschied recht ins Licht. Die Eingänge, Schlußreden, so wie die eingestreuten Anreden an den Kaiser, sind in dem Schulgriechisch und so geschrieben, daß überall die Kenntniß alter Schriftsteller hindurchblickt, obgleich doch nicht ohne grammatische Fehler, indem Theodoros offenbar damals in seinen Studien noch nicht sehr weit vorgerückt war und, wie er selbst von sich bescheiden sagt, als ein Neuling in der Grammatik hinter den Rhetoren und Philosophen, die so schön zu schreiben und Verse zu machen wüßten, so weit zurückblieb, wie eine Ameise hinter dem Löwen. Der Herausg. führt als ein Beispiel derselben Verbindung alter und neuer Sprachen im jetzigen Griechenland sehr passend an, daß man noch heutzutage bei Briefen an Vornehmere, die sonst in dem gewöhnlichen Jargon, der Romaike genannt wird, geschrieben sind, Eingänge und Schlußphrasen in ziemlich gutem Griechisch anzufügen pflege, die dann gewöhnlich aus einem Briefsteller entlehnt werden, der schon in vielen unveränderten Auflagen zu Venedig erschienen ist. *Τὸ χρυσοῦν 'Επιστολάριον* nennt es der Herausg., *τὸ ὁποῖον τυπόνεται, μετατυπόνεται, οὐδὲ θέλει ἴσως παύσειν νὰ τυπόνεται εἰς τὴν Βενετίαν, ἀπαράλλακτον ὡς ἐτυπόνετο πρὸ*

ἑκατὸν ἢ καὶ ἑκατὸν πεντήκοντα ἐτῶν, τώρα μάλιστα ὅτι κυβερνᾶται ἡ Βενετία ἀπὸ τὴν Αὐστριακὴν τοῦ Μετερνίχου βαθύνοιαν, setzt der Verf. hinzu, der auch in den Prolegomenen viel gegen Despotismus und Jesuitismus eifert, aber, wie es zu gehen pflegt, auch mitunter ohne Grund sich ereifert. Dieses bessere Griechisch ist nun durch mehrere der schon angeführten Stellen hinlänglich characterisirt; dagegen scheint es passend, noch eine Probe der corrupten Volksprache zu geben, wozu wir die Ermahnung des Vaters des Theodoros an seinen Sohn aus dem Anfange des ersten Gedichts wählen.

Ἀπὸ μικρόθεν μ' ἔλεγεν ὁ γέρων ὁ πατήρ μου,
Τέκνον μου, μάθε γράμματα, ἂν θέλῃς νὰ φελέσῃς.
Βλέπεις τὸν δεῖνα, τέκνον μου; πεζὸς ἐπεριπάτει·
Καὶ τώρα (βλέπεις) γέγονεν χρυσοφτερνιστηράτος
Ἀλογοτριπλοντέλινος καὶ παχυμουλαράτος.
Αὐτὸς, ὅταν ἐμάνθανεν, ὑπόδησιν οὐκ εἶχεν·
Καί τώρα (βλέπεις τον) φορεῖ τὰ μακρομύτικά του.
Αὐτὸς μικρὸς οὐδὲν ἴδεν τοῦ λουτροῦ τὸ κατώφλιν,
Καὶ τώρα λουτρικίζεται τρίτον τὴν ἑβδομάδα.
Ὁ κόρφος του βουρβούριζεν ψύρας ἀμυγδαλάτας,
Καὶ τώρα τὰ ὑπέρπυρα γέμει τὰ Μανολάτα.
Καβάδιν εἶχεν στούππινον τζαντζαλοφορεμένον,
Καὶ φόρην τὸ μονάλλαγος χειμὸν καὶ καλοκαίριν·
Καὶ τώρα (βλέπεις) γέγονεν λαμπροπουκαμισάτος,
Παραγεμιστοτράχηλος καὶ μορφοπροσωπάτος.
Αὐτὸς, ὅταν ἐμάνθανεν, ποτὲ δὲν ἐκτενίσθην,
Καὶ τώρα καλοκτένιστος καὶ μαυροτριχαράτος.
Καὶ πείσθητι γεροντικοῖς καὶ πατρικοῖς σου λόγοις,
Καὶ μάθε τὰ Γραμματικὰ, ἂν θέλῃς νὰ φελέσῃς.

Welche Stelle man, dem Tone des Originals nahe zu kommen bemüht, ungefähr so wiedergeben könnte:

Von Kindesbeinen sagte stets mein Vater mir, der Alte,
Mein lieber Sohn, studire nur, wenn du willst reussiren.
Siehst du den Mann, mein lieber Sohn; er ging zu Fuß spazieren,
Und jetzo, schaust du, pranget er, als goldgespornter Ritter,
Auf reich bezäumtem Rosse bald und bald auf feistem Maulthier.
Der, als er in die Schule ging, mußt' ohne Schuhe gehen,
Und jetzo, schaust du, wandelt er in langen Schnabelschuhen.
Der, wie er klein war, kannte nie die Schwelle eines Bades,
Und jetzo badet prächtig er dreimal in jeder Woche.

Deß Menschen Busen starrte sonst von mandelgroßen Läusen,
Und jetzo strotzt er übervoll von Manueldors, den gelben.
Sein Mantel war von grobem Werg und hing umher in Lumpen,
Und einen Rock nur hatte er für gut' und schlechte Jahrszeit;
Und jetzo, schaust du, prunket er mit seinem Unterhemde
Um sein gemästet Unterkinn und seine rothen Backen.
Der, als er noch zur Schule ging, der wußte nichts vom Kamme,
Und jetzt erscheint er wohlgekämmt mit glänzend schwarzer Haartour.
Drum folge du den Worten nur des Vaters und des Alten,
Und lerne und studire brav, wenn du willst reussiren.

Es möge uns erlaubt sein, noch eine Betrachtung an dieses Werk des Ptochoprodromos anzuknüpfen. Wenn wir mit dieser Byzantinischen Poesie die neugriechischen Volkslieder vergleichen, so müssen wir gestehen, daß Versmaß und Sprache der einen lebhaft an die andern erinnern. Aber eben so wenig werden wir läugnen können, daß in den letztern eine Ader ist von einer viel edleren Art, als Alles, was aus dem fast vertrockneten Quell des Byzantinischen Lebens entsprungen ist. Dieses Element nun eines innigern Lebens, eines wahrern und tiefern Gefühls, der echten unverfälschten Natur, als einen Rest von dem Geiste der Völkerstämme anzusehn, welche die Landschaften Griechenlands in alten Zeiten bewohnten, scheint nach den neuern Untersuchungen über den Ursprung der heutigen Griechen höchst mißlich. Wenn wir auch keineswegs alle Aussprüche eines fast leidenschaftlich geschriebenen Geschichtswerkes gut heißen können: so hätte das doch lange schon nach den unabweislichen Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller anerkannt werden sollen, daß Hellas und der Peloponnes im siebenten und achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Sclavonischen Stämmen bewohnt wurden, (so daß man sogar in Byzanz das alte Land der Hellenen sammt Sparta und Athen Sclavonien nannte), daß damals die frühere Hellenische Bevölkerung auf wenige Districte beschränkt oder mit den neuen Bewohnern verschmolzen war und die Griechische Sprache, der Griechisch-Christliche Cultus erst hernach wieder von Byzanz aus durch Eroberung in diese Gegend eingewandert sind; woraus sich auch wohl am besten erklärt, warum man in Griechenland selbst diese Sprache Romaike nennt. Ob, wenn dieser Satz anerkannt wird, die heutigen Bewohner von Morea und Livadia ihren Stolz auf edle Vorfahren mehr an die Byzantinischen Griechen oder an die Stämme der südlichen Slaven anknüpfen müssen, wird dem kaum zweifelhaft sein, der um beim Fache der Poesie zu bleiben, diese Armseligkeiten des Ptocho-

prodromos mit den vollen und ergreifenden Tönen der Servischen Nationalpoesie vergleicht, von welcher die neugriechische in so vielen Stücken als ein Nachklang erscheint. Wir für unser Theil glauben der alten und neuen Zeit so am besten ihr Recht zu geben, wenn wir das Griechische Volksleben als eine abgeschlossene Entwickelung der Menschheit, als eine große Vorzeit, die nun völlig und durchaus dahin gegangen ist, an seinen Ort stellen, das heutige Volk von Livadia und Morea aber als einen Zweig eines weitverbreiteten Völkerstamms ansehen, der vielleicht noch ungepflegte Keime menschlicher Bildung ans Licht zu fördern bestimmt ist und seiner eigentlichen Geschichte erst noch entgegenreift.

Aeschyli quae supersunt edidit Dr. Rudolphus Henricus Klausen. Volumen I. Orestea. Sectio I. Agamemnon. **Gotha und Erfurt 1833. XXII und 341 S. in 8. Bildet den siebenten Band der Bibliotheca Graeca von Jacobs und Rost.**

Eine wie schwierige Aufgabe, bei den Anforderungen unserer jetzigen Alterthumskunde, eine allgemein befriedigende Bearbeitung des Aeschylos sei, ist hinlänglich bekannt. Die gereiftesten Kritiker und Alterthumsforscher werden, wenn sie aufrichtig sein wollen, bekennen müssen, daß jede Tragödie des Aeschylos längere Partieen oder doch einzelne Stellen enthalte, für die der rechte Schlüssel noch nicht gefunden ist, und daß eines Mannes Einsichten kaum hinreichen, um alle Schwierigkeiten zu lösen. Daß dessen ungeachtet die Herausgeber der Bibliotheca Graeca die Bearbeitung dieses Schriftstellers einem jüngern Manne und gerade Herrn Professor Klausen aufgetragen, darin scheint dem Ref. die richtige Ansicht zu liegen, daß eine gewisse lebendige Frische des Geistes, poetischer Sinn und Geschmack, dabei ein Heimischsein in den religiösen Vorstellungen und der Weltanschauung des Dichters, wie es Herr Klausen durch mehrere Arbeiten auf vorzügliche Weise an den Tag gelegt hat, eine wesentliche Förderung der Hauptaufgabe, des zusammenhängenden Verständnisses des Dichters, zu erwarten berechtige. Daß diese Erwartung nicht getäuscht worden sei, sagt der Ref. mit fester Ueberzeugung, wie Vieles auch noch zu thun sein mag, ehe allen Ansprüchen genug gethan sein wird.

Der Herausgeber sagt es selbst, daß er sich Erforschung des Zusammenhangs der Gedanken, sowohl in den einzelnen Partieen, als auch im Ganzen des Stücks, hauptsächlich habe angelegen sein lassen; und der größte Theil seines Commentars ist mit diesem Gegenstande beschäftigt. In der That war dies der bis dahin am meisten vernachlässigte und doch zugleich der allernöthigste Theil der Bearbeitung. In dem Commentar des verewigten Schütz und in den Arbeiten einiger andern Gelehrten über Aeschylos, hat es dem Ref. immer geschienen, herrsche eine Vorstellung von diesem Dichter, in welcher weit mehr der erhabene Schwung der Gedanken, die Kühnheit des leidenschaftlichen Ausdrucks, das Großartige und Prachtvolle der Bilder, anerkannt wird, als die scharfe Bestimmtheit und genaue Verkettung aller Vorstellungen zu Gebilden, die bis in alle Züge charakteristisch gezeichnet sind; man hat, so scheint es dem Ref., bei Aeschylos oft allgemeine Aussprüche von Gedanken und Ausdrücke von Empfindungen, die an vielen andern Stellen auch paßten, vorausgesetzt, wo der Dichter sein sehr bestimmtes Thema mit aller Kräftigkeit antiker Anschauungsweise durchführt.

Nach der Einrichtung der vorliegenden Ausgabe des Agamemnon folgt auf die **Praefatio**, in der der Herausg. den Zweck seiner Arbeit und die sonst schon bekannten Hilfsmittel der Kritik angibt, ein **Summarium**, welches den Gang des Drama und die Charaktere der Personen auf eine befriedigende Weise erörtert. Den Ideenzusammenhang, der durch die ganze Trilogie geht, wird Herr Klausen erst bei der Ausgabe der Eumeniden behandeln. In der damit verbundenen kurzen Erörterung über die Einrichtung der Bühne finden wir Einiges, dem wir weniger beistimmen können. Der Wächter, wird angenommen, befinde sich während des Prologs auf dem Theil der Bühne, welcher θεολογεῖον heiße. Aber Pollux erwähnt, außer diesem allein für Göttererscheinungen bestimmten Platze oberhalb der Scenen-Mauer, ein besonderes φρυκτώριον, eine Warte für Feuerzeichen, welche ohne Zweifel einen massiv hervorspringenden Theil des königlichen Pallastes bildete (**IV, 127. 129**). Die Mittelthüre der Bühne setzt der Herausg. so breit, daß durch ihre Oeffnung, welche V. **1294 (1372)** bewerkstelligt werde, das Innere des Pallastes sichtbar geworden sei, namentlich auch die Badewanne, in welcher Agamemnon seinen Tod gefunden. Aber wenn auch — was nach der Construction des alten Theaters kaum möglich war — ein hinter dieser Pforte befindlicher Gegenstand von allen oder auch nur den meisten Zuschauern hätte gesehen werden

können: so konnte doch gewiß nicht ein Schauspieler von diesem weit zurückliegenden Orte aus so lange Reden führen, wie Klytämnestra V. **1294** ff. thut, indem sie sich, nach bestimmter Aussage, dabei noch auf dem Flecke befindet, wo sie den Agamemnon erschlagen (*ἕστηκα δ' ἔνϑ' ἔπαισα* V. **1301**). Es bleibt also nur übrig, daß das Innere des Hauses, welches der Chor und das Publikum von V. **1294** an sehen, durch die *ἐκκύκλημα* genannte Maschinerie auf die Bühne geschoben werde. Die Greise haben V. **1293** beschlossen, in das Haus hineinzudringen und mit eigenen Augen zu sehen, was vorgegangen; dieser Beschluß muß hernach ausgeführt werden; da aber der Chor nach der Einrichtung des Stücks nicht ganz abgehen und verschwinden kann: so kommt dafür das Innere des Hauses heraus, und dieß gilt nach einer Fiction, die man sich, so fremdartig sie uns auch ist, bei den alten Dramen gefallen lassen muß, für gleichbedeutend damit. Indessen darf man nun nicht verlangen, daß alsdann der Begriff des durch das Ekkyklem vorgestellten Locals streng festgehalten werde; bei der Freiheit, mit der die alte Kunst überhaupt das Lokal behandelt, konnte sie sich auch eine Vermischung des innern und äußern Lokals gefallen lassen, wie sie wirklich nachgewiesen werden kann. Der Ref. hofft, auch den Herausg. noch einmal von der Richtigkeit dieser von ihm (Zeitschr. für Alterthums-Wiss. **1834**. Nr. **40**) bestrittenen Theorie des Ekkyklems zu überzeugen. Ferner behauptet der Herausg., daß vor dem königl. Hause die Götterbilder ständen, welche Aeschylos *ἀγώνιοι ϑεοὶ* und *δαίμονες ἀντήλιοι* nenne, weil die Fronte des Hauses gegen Osten liege. Das Letztere nimmt der Ref. vollkommen an, aber nicht die Identität der *ἀντήλιοι* und *ἀγώνιοι ϑεοὶ*, gegen welche der Gang und Fortschritt der Stelle V. **466** deutlich spricht. Der Herold, der in die Heimat zurückkehrt, begrüßt dort zuerst das Land und Sonnenlicht, den obersten Herrscher des Landes Zeus, den Apollon Pythios und die *ἀγώνιοι ϑεοὶ* überhaupt, besonders darunter noch den Heroldsgott Hermes, auch die Heroen, die aus ihren unterirdischen Lagerstätten (*ϑήκαις*) dem Heldenheere glücklichen Auszug zum Kriege verliehen haben, dann, indem er mit steigender Lebhaftigkeit von neuem anhebt, den Pallast des Königs, die ehrwürdigen Rathsitze (die vor den Pallästen der Könige angebracht zu werden pflegten), und die der Sonne entgegenschauenden Götter, welche den rückkehrenden Herrscher mit ihren strahlenden Augen willkommen heißen sollen. Hiernach gehören offenbar die *ἀγώνιοι ϑεοὶ* dem Lande und der Stadt im Ganzen an, und es wird kaum zu bezweifeln sein, daß ihre Altäre sich nicht auf der Bühne

vor dem Königshause, sondern in der Orchestra befanden, welche als ein öffentlicher Platz (als ein λαῶν χῶρος, Schutzfleh. 954) zu denken ist. Der Ausdruck ἀγώνιοι ϑεοὶ bezeichnet, nach dem Zusammenhange der poetischen Sprache und bestimmten Zeugnissen, nichts als ἀγοραῖοι ϑεοὶ, und zwar wohl nicht, weil der Markt ein Ort von Kämpfen der Rede und Meinung war: sondern umgekehrt, ἀγὼν hieß ursprünglich ganz allgemein Versammlung, von welcher Art immer, zum Cultus, zur Berathung, zu Gastmählern oder Festspielen, und erst allmälig hat sich das Wort in der beschränkteren Bedeutung eines Wettkampfs festgestellt. Daß in zwei auf einander folgenden Versen Apollon ἐπαγώνιος (oder ἀπαγώνιος), d. h. Schützer im Kampfe, genannt und die ἀγώνιοι ϑεοὶ erwähnt werden, kann darnach wohl nur für einen zufälligen Umstand gelten, wodurch Nichts über Bedeutung der Ausdrücke bestimmt werden soll. Daß die Bühne in den Choephoren ganz ebenso wie im Agamemnon eingerichtet gewesen, ist eine sehr einleuchtende Bemerkung des Herausg., indem der Pallast der Atriden in den beiden Stücken ganz unverändert erscheinen mußte: wodurch denn die Scenen-Einrichtung des einen Stücks mit durch das andere erläutert werden kann.

Hierauf folgt in der vorliegenden Ausgabe der Text mit untergesetzten meist critischen Noten, welche außer der Angabe der Lesarten oft auch die Gründe der getroffenen Wahl anzeigen — wobei der Herausg. immer bemüht ist, den handschriftlichen Lesarten, wo möglich, einen Sinn abzugewinnen —; dann der erklärende Commentar, in welchem Entwickelung der Gedanken als Hauptsache behandelt und aus grammatischen und antiquarischen Kenntnissen das Nöthigste zum Verständniß beigebracht wird. Eine genauere Würdigung wollen wir in einigen einzelnen Stellen versuchen.

Die Schwierigkeiten des Prologos hat der Herausg. im Ganzen mit richtigem Sinne behandelt und die Vorwürfe, die ihm von Andern gerade hierüber gemacht worden sind, scheinen dem Rec. größtentheils auf einer geringern Auffassungsgabe zu beruhen. Nur wünschen wir noch dieß berücksichtigt zu sehen. Daß φρουρᾶς ἐτείας μῆκος gerade die jährige Dauer der Nachtwache bezeichnen soll, erhellt daraus, daß der Wächter gleich darauf sagt: er kenne nun völlig (κάτοιδα) die Schaar der Gestirne und insbesondere die den Sterblichen durch Aufgang und Untergang Sommer und Winter bringenden Hauptgestirne (worunter Pleiaden, Hyaden, Orion, Sirius, Arktur und einige andere verstanden werden). Dadurch wird nämlich von neuem gesagt, daß er ziemlich ein Jahr von seiner Warte

den Sternenhimmel angeschaut. *Καὶ νῦν φυλάσσω* V. 8 steht nicht dem *καὶ τοὺς φέροντας* V. 5 entgegen, welches letztere *καὶ* nur das Vorige näher specificirt, sondern eben diesem *φρουρᾶς ἐτείας μῆκος*: das ganze Jahr schon flehe ich die Götter um das ersehnte Zeichen an; auch jetzt harre ich. — Wie aber Aeschylos den Wächter gerade ein Jahr auf seinem Posten stehen lassen konnte, wird man begreifen, wenn man annimmt, daß Klytämnestra, des Vorzeichens von den neun Sperlingen Il. VI, 327 eingedenk, gleich beim Beginn des neunten Jahres die Wache angeordnet habe, die Eroberung Troja's aber erst beim Beginn des zehnten Jahres angenommen werde, wie die Alten in der Regel angeben. Bei der weitern Nachforschung über den Gegenstand macht das noch nicht ganz befriedigend erklärte *ἀμφὶ Πλειάδων δύσιν* V. 758 Schwierigkeit, vergl. indeß Böckh **Corp. Inscr. Graec. T. II. p. 330.**

Auf den Prologos folgt die große lyrische Partie V. **40—232** oder **257**. (Anapästische Parodos V. **40—103**. Melische Parodos **104—146**. Erstes Stasimon **147—232**), deren Gedankengang und Zusammenhang der Herausg. befriedigend erörtert. Man ist hier jetzt wenigstens so weit, die großartige Entwickelung der Gedanken vollkommen übersehen zu können. Doch bleiben als Stellen, worüber noch große Dunkelheit verbreitet ist, immer noch V. **70. 101** ff. **151. 155. 227** ff. zurück. Den Anfang der melischen Parodos schlagen wir vor, in Mehrerem vom Herausgeber abweichend, zu schreiben: *Κύριός εἰμι θροεῖν ὅδιον κράτος αἴσιον ἀνδρῶν Ἐκτελέων (ἔτι γὰρ θεόθεν καταπνείει Πειθὼ μολπᾶν Ἀλκᾷ σύμφυτος αἰών)· Ὅπως Ἀχαιῶν δίθρονον κράτος, Ἑλλάδος ἥβας Ξύμφρονα ταγὰν, Πέμπει σὺν δορὶ καὶ χερὶ πράκτορι θούριος ὄρνις* u. s. w. „Ich fühle mich stark, den verhängnißvollen Auszug der erhabenen Männer zu verkünden (denn noch haucht mir durch Götterhilfe die Zuversicht der Lieder das der Kraft nicht abgestorbene Alter ein): wie ein mutherregendes Vorzeichen die doppelte Königsmacht der Achäer, die einträchtige Führung Hellenischer Jugend, zum Kriegzug anfeuerte u. s. w." Die Schwierigkeiten der Construction, welche die Erzählung von Iphigeneia's Opfer noch drücken, will der Herausg. dadurch beseitigen, daß er zweimal V. **178. 197.** annimmt, *ἐπεὶ* stehe für *ἔπειτα*; aber wo wären die Beispiele und die Analogieen für eine solche Verwechselung dieser Partikeln? Vielmehr findet sich hier bei Aeschylos eine Periode, ähnlich wie sie auch bei Herodot vorkommen und der Kindheit des periodischen Stils angehören, die sich in ungelenker Verkettung zahlreicher Glieder, mit vielen Einschiebungen und

darum auch mit Wiederholungen der sonst zu sehr in den Hintergrund tretenden Begriffe, schwerfällig und schleppend fortbewegt. Der Grundbau dieses Satzgefüges ist nämlich: *Καὶ τόθ' ἡγεμὼν ὁ πρέσβυς μάντιν οὔτινα ψέγων ..., εὖτ' ἀπλοίᾳ κεναγγεῖ βαρύνοντ' Ἀχαϊκὸς λεὼς ..., ἐπεὶ δὲ καὶ πικροῦ χείματος ἄλλο μῆχαρ βριθύτερον πρόμοισιν μάντις ἔκλαγξε ...., ἄναξ δ' ὁ πρέσβυς τόδ' εἶπε φωνῶν ...· ἐπεὶ δ' ἀνάγκας ἔδυ λέπαδνον ..., τόθεν τὸ παντότολμον φρονεῖν μετέγνω.* Um hier die doppelte Adversativpartikel in *ἐπεὶ δὲ καὶ* und *ἄναξ δὲ* zu rechtfertigen, denke man sich diesen Theil des Satzes mehr prosaisch, nach einer ziemlich bekannten Form, so gestaltet: *Ὁ ἡγεμὼν ὁ πρέσβυς, ὅτε μὲν ἀπλοίᾳ βαρύνοντο, τότε μὲν μάντιν οὔτινα ἔψεγεν· ἐπεὶ δὲ καὶ πικροῦ χείματος ἄλλο μῆχαρ ... τότε δὲ ἄναξ ὁ πρέσβυς τόδ' εἶπε φωνῶν.* Nun ist zwar der Hauptsatz des ersten Gliedes in ein Particip verwandelt, aber die adversative Bezeichnung bleibt dabei doch sowohl bei dem Haupt- als auch bei dem Nebensatze des entgegengesetzten Gliedes. Der Dichter sagt hiernach: Agamemnon, der den Ausspruch keines Weissagers zurückwies, damals als seine Flotte in Aulis aufgehalten wurde, der konnte doch, als das Opfer der Tochter von ihm gefordert wurde, lange nicht darein willigen: als er aber erst der Nothwendigkeit sich zu schmiegen anfing und in seinem Entschlusse wankend wurde, da änderte er bald seinen Sinn zu dem frevelhaftesten Erkühnen. Aus diesem Zusammenhange folgt zugleich, daß die Ueberlegung, die Agamemnon anstellt, bevor er *ἀνάγκας ἔδυ λέπαδνον*, zu dem Schlusse führen muß, die Tochter **nicht** zu opfern; wenn dies nicht entschieden ausgesprochen wäre, könnte nicht hernach von einer *φρενὸς δυσσεβὴς τροπαία* die Rede sein. Wie aber diese Verwerfung in den Worten des gewöhnlichen Textes, welchen auch Herr Klausen beibehalten, *παυσανέμου θυσίας — ἐπιθυμεῖν θέμις· εὖ γὰρ εἴη*, enthalten sein könne, ist nicht zu begreifen, und überhaupt in dem *εὖ γὰρ εἴη* in **diesem** Zusammenhang schwerlich ein klarer Sinn nachzuweisen. Gewiß wird dagegen die richtige Gedankenfolge hergestellt, wenn man sich entschließt mit dem Ref. zu schreiben: *ἐπιθυμεῖν Θέμις οὐ παρείη* (wo das Fehlen der Partikel *ἂν* durch hinlängliche und bekannte Beispiele derselben Art geschützt wird). Dann wird Agamemnon's Schwanken zwischen zwei Uebeln — dem Aufgeben des Zuges gegen Troja und dem Opfer der Iphigeneia — so geschildert, wie es der Fortgang der Gedanken erfordert, daß seine entschiedene Abneigung gegen die letztere Wahl deutlich wird: „Wie soll ich die Flotte verlieren, die Bundesgenossenschaft aufgeben. Denn nach dem

Opfer, welches die widrigen Winde allein abwenden kann, nach dem Jungfrauen-Blut mit wilder Gier zu begehren (*ὀργᾷ περιόργως ἐπιθυμεῖν*), das wird Themis nicht gestatten. Als er aber erst dem Joche der Nothwendigkeit sich geschmiegt hatte, von gottloser Sinnesänderung, unheiliger, unseliger, ergriffen: da kehrte sich sein Entschluß zu dem frevelhaftesten Erkühnen." Im Folgenden wird die Construction durch eine kleine Aenderung herzustellen sein: *Λιτὰς δὲ καὶ κληδόνας πατρῴους Παῤ οὐδὲν αἰῶ τε* (*αἰῶνα* vg.) *παρθένειον ἔθεντο φιλόμαχοι βραβῆς*, wobei wir uns auf **Bekkeri Anecd. Gr. p. 363.** *Αἰῶ τὸν αἰῶνα κατὰ ἀποκοπὴν Αἰσχύλος εἶπεν* stützen, vergl. Ahrens **Progr. Gymn. Ilfeld. Apr. 1832. p. 16.**

Indem wir Andres in diesem an Schwierigkeiten so reichen Chorgesange übergehen, wenden wir uns zum ersten Epeisodion, wobei wir weit weniger Anlaß zu Abweichungen von dem Herausg. finden. Eine Hauptschwierigkeit macht indeß V. **251**, wo der Chor zu der Klytämnestra sagt: *Ἀλλ' ἦ σ' ἐπίανέν τις ἄπτερος φάτις;* ohne daß man begreift, warum der Ruf, der die Königin getäuscht haben soll, ein ungeflügelter genannt wird. Die Meinung des Herausg., daß die ungeflügelte Rede die Ahnungen und Gedanken bedeute, die noch nicht in geflügelte Worte übergegangen wäre, können wir deswegen nicht theilen, weil zwischen ungeflügelt und unausgesprochen ein zu großer Sprung ist, als daß man das Eine ohne Weiteres für das Andere setzen könnte. Den Ref. hat längere Betrachtung der Stelle darauf geführt, daß in dieser Stichomythie zwei Verse ausgefallen seien, in denen von einem Augurium gesprochen wurde, durch welches Klytämnestra die Nachricht von Trojas Fall erhalten haben könne. Der Fortgang der Rede würde dann, mit unserer Einschaltung, dieser sein: Chor: Welches sichere Zeichen hast du von Troja's Eroberung? Klyt.: Ich habe ein solches; sicherlich, wenn mich der Gott nicht betrogen. Chor: Haben dich etwa Traumerscheinungen davon überredet? Klyt.: Ich möchte mich nicht von dem schlafenden Geiste belehren lassen. (Chor: Oder hat eines Vogels Flug und Stimme dir solche Hoffnungen erweckt? Klyt.: Ich lausche nicht so flüchtigen Zeichen.) Chor: Dann hat dich wohl eine ungeflügelte Rede, das Gerücht der Menschen, so mit Freude erfüllt? Klyt.: Du schiltst mich nach Art eines jungen Mädchens aus.

Wir übergehen einige für das Ganze minder wichtige Ausstellungen und wenden uns zu dem Stasimon von V. **342** bis **446** (**367—487**), dessen Gedankengang der Herausg. auf befriedigende

Weise entwickelt. Die Hauptsache ist, daß der Chor von der Frevelthat des Paris ausgeht, die, aus Uebermuth hervorgegangen, von der gerechten Strafe ereilt worden sei, und daß er, indem er die Folgen dieser Frevelthat, die Leiden des Trojanischen Krieges, entwickelt, zugleich auf die Besorgnisse geführt wird, die der durch so viel Blutvergießen gewonnene Ruhm des Agamemnon ihm einflöße, indem ein solcher der Nemesis am meisten unterliege. Hierauf schließt der Chor mit dem Bekenntniß: er wünsche sich ein neidloses Glück, weder Städteeroberer zu sein, noch auch von Andern in Knechtschaft geschleppt zu werden. Wenn es klar ist, daß hiermit der Gang der Vorstellungen und Empfindungen, die in diesem Stasimon entwickelt werden sollen, seinen vollkommenen Schluß erreicht hat, so sehen wir nicht, wie die folgenden Verse, die in gar keinem innern Zusammenhange damit stehen, als eine Epodos dieses Chorlieds betrachtet werden können, da eine Epodos gerade immer erst den Abschluß und die Vollendung des lyrischen Ganzen enthalten muß. Diese Verse, **434** bis **446** (**475—487**), drücken Mißtrauen gegen die Feuerzeichen, die die Eroberung Troja's gemeldet haben, aus und stehen dadurch weit mehr mit dem folgenden Dialog als dem vorigen ruhig betrachtenden Gesange in Verbindung. Ebenso ist das Versmaß dieser Stelle von dem meist trochaischen und logaödischen Metrum des Stasimon wesentlich verschieden: jambische Trimeter mit trochaischen Reihen gemischt, denen jambische Dipodieen vorausgehen. Achtet man auf diese Einmischung von Trimetern, die Aeschylos wohl nie als in kommatischen, von Einzelnen gesungenen Liedern angewandt hat, auf die äußere Verbindungslosigkeit der Sätze und zugleich auf die deutliche Verschiedenheit in den Meinungen, welche über die Feuerzeichen geäußert werden, indem in dem einen Satze bloß an ihrer Glaubwürdigkeit gezweifelt, in dem zweiten diese entschieden verworfen wird: so wird man sich überzeugen, daß hier drei einzelne Personen des Chors, wahrscheinlich die drei Protostaten, sich mit einander unterreden. Der Rec. würde also diesem Stücke etwa diese Gestalt zu geben gerathen haben:

1. *A.* *Πυρὸς δ' ὑπ' εὐαγγέλου πόλιν διήκει θοὰ βάξις· εἰ δ' ἐτητύμως*
   Τίς οἶδεν, ἤτοι θεῖόν ἐστιν ἢ ψύθος.
   B. *Τίς ὧδε παιδνὸς ἢ φρενῶν κεκομμένος,*
   Φλογὸς παραγγέλμασιν νέοις πυρωθέντα καρδίαν ἔπειτ' ἀλλαγᾷ λόγου καμεῖν;

5. Γυναικὸς αἰχμᾷ πρέπει πρὸ τοῦ φανέντος χάριν ξυναινέσαι·
Γ. Πιθανὸς ἄγαν ὁ θῆλυς ὅρος ἐπινέμεται
Ταχύπορος· ἀλλὰ ταχύμορον
Γυναικογήρυτον ὄλλυται κλέος.

Zur Rechtfertigung der metrischen Anordnung ist nur zu bemerken, daß auf diese Weise die größte Uebereinstimmung des Versbaues entsteht, indem alle Verse jambisch beginnen und entweder nach einer Dipodie in katalektische trochaische Tetrapodieen übergehen, die einmal auch von einer Dipodie unterbrochen werden (V. 1. 4. 5. 8.), oder zu jambischen Trimetern (2. 3. 6.) oder einem jambischen Dimeter (7) anwachsen. Die Auflösungen im letzten Trimeter und Dimeter mahlen schön das flüchtig Vorübergehende des von Weibern verbreiteten Gerüchtes. Warum aber überhaupt an dieser Stelle Aeschylos den Chor in dieser zwischen Lyrik und Dialog in der Mitte stehenden Weise von der Glaubwürdigkeit der Feuerzeichen reden läßt, davon muß allerdings ein besonderer Grund nachgewiesen werden, der auch nicht sehr fern liegt. Wir erfahren nämlich V. 553, daß auf Befehl der Klytämnestra am Ende der Opferfeierlichkeiten, die an vielen Altären durch die ganze Stadt begangen wurden, ein ὀλολυγμὸς erschollen war, der nach dem Zusammenhange jener Stelle und des ganzen Stücks nicht früher, aber auch nicht später, als am Ende des Chorgesanges, V. 433, seine Stelle finden konnte. Indem der Chor diesen aus der Nähe und Ferne vernimmt und die Verbreitung der Freudenbotschaft durch die ganze Stadt daraus schließt: wird er lebhaft ergriffen und zu einer lyrischen Empfindung angeregt, die aber bei dem bedächtigen Charakter dieser Greise in zweifelnde Betrachtung übergehen und ebenso dem Versmaße nach in Trimeter herabsinken mußte.

Indem der Ref. hier in seinen den Text und Commentar betreffenden Bemerkungen abbricht, bleibt ihm übrig, einige Worte über die am Schlusse hinzugefügte Abhandlung: de metris et numeris, zu sagen. In dieser Abhandlung herrscht ein sehr erfreuliches Streben nach einem gründlichen Verständniß der strophischen Composition. Herr Klausen erörtert ausführlicher und genauer, als es bei irgend einem Stücke eines Tragikers geschehen ist, welches Metrum in jeder Strophe das Hauptthema sei, wodurch die Composition ihren Grundcharakter erhält, und wie durch Mischung dieses Hauptrhythmus mit andern Versgliedern ein Leben und eine Bewegung hineinkomme, die bis zu einem gewissen Abschlusse in einem nothwendigen Gange fortläuft. Die Aufgabe ist dadurch für diese Tragödie so gefördert,

daß nun auch manches feinere Gesetz, welches sich Aeschylos gemacht, wird zur Sprache kommen können. Wir übergehen kurz das daktylische Lied der Parodos (V. **104—146**, wo wir nur die Spondeen für Daktylen verwerfen und *᾿Ατρεΐδας* und *δημιοπληθέα* schreiben und in der Epode V. **137** mit **138** und V. **140** mit **141** verbinden würden), und wenden uns, um ein Beispiel zu jener Bemerkung zu geben, zu dem ersten Stasimon, wo der Herausgeber sehr richtig bemerkt, daß in der ersten und zweiten Strophe der **Dimeter trochaicus catalecticus** (genauer: die **tetrapodia trochaica catalectica**), in den übrigen aber die, in der Regel mit einer jambischen Dipodie verbundene, **tripodia trochaica acatalectos** das Thema bilde: welchem meist durch dactylische und logaödische Schlußstücke mehr Mannigfaltigkeit und Bewegung mitgetheilt wird. Dieser Uebergang aus der Tetrapodie in die Tripodie, der offenbar mit dem melancholischen Tone zusammenhängt, welchen das Gedicht in der dritten Strophe annimmt, ist sicher ein Hauptstück in der Composition des Gedichts und darum so festgehalten und durchgeführt worden, daß die beiden ersten Strophen gar keine Tripodie, die beiden folgenden gar keine Tetrapodie enthalten. Denn das einzige Gegenbeispiel, welches sich noch nach der Constitution des Herausg. findet, V. **177**. **189**, ist offenbar nicht als Tetrapodie, sondern als Tripodie, aber katalectisch, mit einer Ekbasis, zu nehmen, und in der Antistrophe mit Blomfield *῾Ρείθροις πατρῴους χέρας πέλας βωμοῦ*, (statt des durch den Spondeus sehr anstößigen *βωμοῦ πέλας*) zu schreiben. Die fünfte Strophe dagegen erhält ihren Character dadurch, daß in ihr die beiden Themata mit einander vereinigt und verschmolzen werden. Denn nachdem die akatalectische Tripodie im zweiten Verse an gewohnter Stelle wiedergekehrt ist und sich im dritten zu einer Pentapodie derselben Art erweitert hat, tritt im vierten wieder die katalectische Tetrapodie hervor und verbindet sich im fünften schön mit jener Tripodie als dem abschließenden Gliede, wenn man nämlich nicht mit dem Herausg. hier zwei Verse statuirt, sondern als ein Ganzes fortliest: *Θέλουσ᾿ ἐπεὶ πολλάκις πατρὸς κατ᾿ ἀνδρῶνας εὐτραπέζους*, *υ ⏑́ υ — | ⏑́ υ — υ — υ | ⏑́ υ — υ — υ*. Dieselbe Bemerkung — daß der rhythmische Bau noch klarer hervortritt, wenn man hin und wieder die Versglieder noch mehr verbindet, als der Herausg. gethan, der sonst schon viel darin gethan — machen wir beim zweiten Stasimon, V. **342—433**, welches, bei größerer Ausdehnung und mannigfacherer Ausbildung der Strophen, doch in der Hauptsache einen entsprechenden, aber gerade umgekehrten Gang nimmt, indem die

erste Strophe die durch eine jambische Dipodie eingeleitete trochäische akatalectische Tripodie zum Thema hat, aber damit die katalectische Tetrapodie verbindet, und dann beide auch in der zweiten Strophe mehrfach neben einander vorkommen, dagegen in der dritten Strophe im ersten Theile — denn die Clausuln der Strophen sind in diesem Stasimon durchaus logaödisch — nur die Tetrapodie gefunden wird und die Tripodie ganz verschwindet. Alles dies wird aber erst deutlich, wenn man einige längere Verse herstellt und z. B. V. **345—347** zu dem Verse *v* ∸ *v* — | ∸ *v* — | **2** ∸ *v* — *v* — *v* — | ∸ *v* — und V. **348 —350** zu *v* ∸ ∸ — | **3** ∸ *v* — *v* — *v* verbindet; wozu man um so mehr berechtigt ist, da Verse, die so schwer anheben und so leicht abbrechen, wie *πέφανται δ' ἐκγόνοις*, wohl nirgends mit Sicherheit nachzuweisen sein möchten. Dies würde wohl das Bedeutendste sein, was der Ref. an der sonst sehr verdienstlichen metrischen Constitution, die der Agamemnon durch den Herausg. erhalten hat, noch auszusetzen hätte.

E lithographia Regia, typis C. A. Rhallis. Inscriptiones Graecae ineditae. Collegit edidit Ludovicus Rossius, Holsatus Phil. D. Aa. Ll. M. antiquitt. regni Graeciae conservandis colligendisque praef. Fasciculus I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae. **III und 38 S. in 4. nebst 8 Tafeln in Steindruck. Nauplia.**

Wir begrüßen diesen Erstling der gelehrten Literatur aus dem neuen Königreich Griechenland, wie der Herausgeber sein Werkchen selbst in der Zueignung an den König der Griechen nennt, mit um so lebhafterer Freude, je größer die Schwierigkeiten waren, die überwunden werden mußten, ehe er ans Licht treten konnte. Man kann sich leicht denken, wie schwer alle literarischen Arbeiten, die über die Aufzeichnung von Beobachtungen hinausgehen, welche an den Denkmälern selbst gemacht werden, in einem Lande auszuführen sind, das noch zu viel damit zu thun hat, sich die Bedingungen seiner politischen Existenz zu sichern, um für Bibliotheken u. dergl. sorgen zu können. Die Kosten der Bekanntmachung hatte die Regierung übernommen, und die aus der Königl. Lithographie zu Nauplia hervorgegangenen

Steindrücke der Inschriften lassen an Deutlichkeit und **Sorgfalt** der Arbeit kaum etwas zu wünschen übrig. Weniger gefällig **ist die** typographische Ausstattung, die die Königl. Druckerei nicht **übernehmen** konnte, da ihre Pressen in der ganzen Zeit, wie der Verf. sagt, **mit** dem Druck von Gesetzen und Verordnungen überhäuft waren.

Die Sammlung von Inschriften, wovon das erste Heft **vor** uns liegt, enthält nur unedirte Denkmäler, oder doch solche, **die bisher** nicht in so genauen Kopieen bekannt gemacht worden waren. Sie würde viel reicher sein können, wenn nicht Hr. Dr. Roß so viele **neuerlich** gefundene und von ihm copirte Steinschriften für **Böckh's Corpus Inscriptionum Graecarum**, andere für Schorn's **Kunstblatt** mitgetheilt hätte, die hier nicht von neuem erscheinen sollen; **auch haben** gewiß noch Andere, wie der Ref., Anlaß, die zuvorkommende Liberalität dieses trefflichen Gelehrten zu preisen, den ein gutes Geschick an diesen Platz geführt hat, um Schätze gemein zu machen, die **wohl** manche Andere nur gehütet und vor fremden Augen **bewahrt** wissen wollen.

Unter den Argivischen Inschriften (**n. 54—59**) ist eine neue Kopie des schon im **Corpus Inscr. n. 17** publicirten alterthümlichen Denkmals, die zwar nur um wenige Zeichen vollständiger ist, als die früher vorhandene Abschrift, aber dabei so genau und sorgfältig gemacht, daß man erst dadurch eine vollkommen klare Vorstellung von dem Ganzen bekommt. Indem wir sie hier mit gewöhnlichen Buchstaben wiedergeben, müssen wir bemerken, daß auf dem Stein das *O* einen Punkt in der Mitte, das *Θ* ein Kreuz, das *Λ* diese Gestalt ⊦, das *Δ* diese D hat, und zwischen den Zeilen doppelte Linien eine nicht ungefällige Absonderung bilden.

. . *ΟΟΝΑΝΕΘΕΚΕ*
τε*ΝΤΕΑΙΣΧΥΛΛΟ*ς
ΘΙΟΠΟΣΤΟΙΣΔΑΜ
ΟΣΙΟΙΣΕΝΑΕΘΛΟ
*ΙΣ : ΤΕΤΡΑΚΙΤΕ*σ
*ΠΑΔΙΟΝΝΙΚΕΚΑ*ι
*ΔΙΣΤΟΝΟΠΛΙΤΑ*υ

Ergänzt sind hierbei nur die wenigen Buchstaben, die mit kleiner Schrift bezeichnet sind, und die Form der Inschrift ergibt, daß man auch nicht einen einzigen über diese Zahl hinzufügen darf. Sonst ist nur in Z. **3** der letzte Buchstabe vervollständigt und in Z. **2** ein ⊦ und + vertauscht, denn eigentlich steht *ΙΣΑΥΧΛΟ* in der Rossischen

Kopie. Der erste Buchstabe ist ein leerer Kreis und kann ein O, Θ, Φ gewesen sein. Hieraus ergibt sich folgende Lesung:

> . . . . . θων ἀνέθηκε τἤντεα.
> Ἴσχυλλος Θίοπος τοῖς δαμοσίοις ἐν ἀέθλοις
> Τετράκι τε σπάδιον νίκη καὶ δὶς τὸν ὁπλίταν.

Der und der (aller Wahrscheinlichkeit nach Ischylos, Theops Sohn, selbst) hat . . . . . die Rüstung geweiht. (Dann in Versen) Ischylos, Theops Sohn, siegte in den öffentlichen Spielen (von Argos nämlich) viermal im Stadion und zweimal im Hopliten-Lauf." Ueber die sprachlichen Formen ist nur zu bemerken, daß der Name Ischylos auch sonst, namentlich auf einer Vase von Volci, vorkommt und Θίοψ streng Dorische Form für Θέοψ ist. Σπάδιον für στάδιον ist nicht bloß Aeolisch, wie in den Grammatiken meist angeführt wird, sondern auch Dorisch, nach Gregor. Korinth., und namentlich Kretisch, nach dem Joannes Grammat. Neben diesem starken Dorismus kann die echt Dorische Contraction νίκη aus ἐνίκαε gar nicht befremden. Wer kann überhaupt die Grenzen angeben, wie weit der Local-Dialect in diesen Epigrammen auf Weihgeschenke u. dergl. angewandt werden durfte. Derselbe Dorismus ist auch bei der Ergänzung von Z. 2 in der Krasis τἤντεα für τὰ ἔντεα angenommen worden. Uebrigens wird bei dieser Herstellung vorausgesetzt, daß über der ersten Zeile der Kopie noch mehrere andere gestanden, was auch nach der Art, wie das Denkmal in der gegebenen Abbildung Taf. V. n. 55 erscheint, sehr wohl angeht. Die Weihung wird in Prosa angegeben, das Gedächtniß der Siege in Versen gefeiert; auffallend ist nur, daß dazwischen gar keine Interpunction, die doch sonst in der Inschrift vorkommt, zu entdecken ist.

Der Herausgeber des großen Corpus Inscriptionum der Berliner Academie hatte von dieser interessanten Inschrift nur eine Fourmontsche Kopie, in der zwar nur wenige Buchstaben fehlen oder verfälscht sind, aber durch falsche Unterstellung die Gestalt der Inschrift so unkenntlich gemacht ist, daß es schien, als müßte viel mehr fehlen. Daher Böckh sich nur auf die Herstellung einzelner Worte eingelassen hat. Dagegen hat kürzlich G. Hermann in einem Programm der Leipziger Universität vom 5. März 1835 dieselbe Inschrift zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht und dabei die Kopie in Rose's Inscript. vetustiss. p. 81 zum Grunde gelegt, weil sie aliquanto fidelius expressa scheine, als die Böckhsche. Dem Ref. scheint dies zweifelhaft; übrigens ist auch die

Rose'sche nur eine Abschrift aus Fourmont's Papieren und leistete auch nur geringen Vorschub. Ohne nun die weitere gelehrte Discussion des Programms hier im Auszuge mittheilen zu können, geben wir nur die Herstellung an, wozu sie den Weg bahnen sollte:

Ἱπποκόων ἀνέθηκε τάδ' ἔντεα, ἰσχύϊ λώβης
χωρὶς ἐν ἠιθέοις τοῖς δαμοσίοις ἐν ἀέθλοις
τετράκι τῇ'κ πάντων νίκῃ κάρτιστος ὁπλίτας.

Hierin ist δαμοσίοις richtig, und zwar zuerst von Seidler, hergestellt; in wiefern das Andere getroffen ist, entscheidet die neue genauere Kopie. Jedoch durften auch schon vor deren Bekanntmachung, wenn einmal δαμοσίοις als richtig anerkannt war, nicht so viel Worte zwischen ἰσχύϊ und τοῖς δαμοσίοις eingeschoben werden. Noch ist zu erwähnen, daß der Herausgeber dieser Sammlung, Herr Dr. Roß, δὶς τὸν ὁπλίταν erkannt, das Uebrige aber unentziffert gelassen hat.

Sophokles König Oedipus, übersetzt und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Friedrich Stäger. Halle 1836. 204 S. in 8.

Die Tragödien des Sophokles. Uebersetzt v. Wolfgang Robert Griepenkerl. Erster Theil: König Oedipus. Berlin, Posen und Bromberg 1835. 136 S. in 8.

Wenn auch das Uebersetzen der Alten bisweilen von Philologen aus dem Kreise der philologischen Thätigkeiten ausgeschlossen wird, gehört es doch auf jeden Fall zu den wirksamsten Mitteln, die durch philologische Studien gewonnene Kenntniß eines alten Schriftstellers zu einer lebendigen und anschaulichen Vorstellung zu erheben und das Bild des Alten aus einer dämmernden Ferne in die lebensfrische Gegenwart zu rücken. Es braucht überdies nur an den Voßischen Homer und den Schleiermacherschen Platon erinnert zu werden, um einen Jeden aufmerksam zu machen, welchen mächtigen Einfluß Uebersetzungen auf das Studium und die ganze Auffassungsweise der bedeutendsten Schriftsteller gewinnen können. Was die Tragiker anlangt, und namentlich den Sophokles, so ist schwerlich zu erwarten, daß irgend eine, auch noch so kunstreiche, Uebersetzung dieses Dichters dieselbe Wirkung auf das Publikum im Ganzen machen werde, wie die beiden eben genannten von Homer und Platon, da, abgesehen von den Schwierigkeiten der lyrischen Metra und des oft so knapp zugeschnittenen tra-

gischen Dialogs, die Sprache des Sophokles dem Uebersetzer so viele Hindernisse in den Weg legt, die ohne die großartige Naivetät der Aeschylischen und ohne die strömende Beredsamkeit des Euripides ihren Vorzug in der höchst ausdrucksvollen und markirten Zeichnung einer jeden Vorstellung sinnlicher oder geistiger Art sucht, aber gerade dadurch — ähnlich wie Thucydides Stil — auf den ersten Anblick etwas Verflochtenes und scheinbar Verbogenes bekommt, das aber nicht etwa in dem bloßen Bestreben, die poetische Sprache von der Prosa zu unterscheiden, sondern in der Energie und Schärfe seinen Grund hat, womit die Athener damals alle Zustände und Vorgänge des menschlichen Lebens auffaßten[1]). Es wird daher bei Uebersetzungen des Sophokles immer der Fall sein, daß eine besondere Rücksicht auf eine bestimmte Seite der poetischen Kunst des Dichters, oder auf eine einzelne Klasse des Publikums, der er zugänglicher gemacht werden soll, vorwaltet, da doch schwerlich alle Absichten zugleich erreicht werden können. Von diesem Gesichtspunkte aus werden wir auch die beiden vorliegenden Uebersetzungen des Königs Oedipus zu characterisiren suchen.

Die zuerst genannte ist die Arbeit eines verdienten Schulmanns, der darin, wie in seinen frühern Uebersetzungen der Antigone und des Oedipus auf Kolonos, die Frucht eines sorgfältigen Studiums der Tragödie darlegt. Die beigefügten Anmerkungen zeigen, wie sorgfältig Herr Stäger die neueren Commentare verglichen und mit welcher Ueberlegung er seine Erklärungen daraus gewählt habe; auch enthalten sie einige eigenthümliche Entwickelungen, wie über die Beziehung des Chorgesanges V. 803. auf Sophokles Zeit, über die dreimonatliche Bergweide zu V. 1137 u. Anderes. Eben so sind andere neuere Uebersetzungen, namentlich die englische von Potter und die italienische von Angiolini, dabei verglichen und benutzt worden; ein Anhang gibt von diesen und mehreren anderen (von Th. Franklin, Th. Dahle, Pedro Estella, André Dacier, Artaud) genaue Nachricht. Wenn nun hiernach die Uebersetzung selbst als eine zusammengedrängte philologische Interpretation zu betrachten ist, so tritt dagegen die ästhetische Seite zurück, und man vermißt nicht selten die Verschmelzung und harmonische Haltung des Einzelnen, aus der ein Stil und Ton, dem des Sophokles nicht unähnlich, hervorgehen könnte.

Die andere Uebersetzung ist von einem jungen, philologisch gebildeten und durch poetische Versuche bekannten Manne verfaßt. Auch

---

[1]) Vgl. Gr. Literaturgesch. Th. 2, S. 139 u. 140.

hier ist der Ertrag der neuern Kritik und Interpretation nicht ungenutzt geblieben, aber doch nicht mit der sorgfältigen Prüfung verarbeitet, die wir bei Hrn. Stäger finden. Vielmehr hat Hr. Griepenkerl oft mehr nach willkürlicher Wahl zwischen verschiedenen Erklärungsweisen übersetzt, oder sich darin dem Takte eines natürlichen Gefühls überlassen. Dagegen zeigt dieser Uebersetzer ein unverkennbares Talent für eine gefällige und in einem Geiste und Charakter durchgeführte Nachbildung des Originals, daher seine Arbeit vorzugsweise Lesern zu empfehlen ist, die durch eine schnelle und leichte Lectüre in die Poesie des alten Tragikers eingeführt sein wollen. Das edle, sanft erwärmte Gemüth, die milde Hoheit der Seele des Sophokles blickt aus allen Zügen hervor; nur daß vielleicht, um allen Anstoß zu beseitigen, vom Uebersetzer zu viel geebnet und geglättet ist, als daß die scharfe Ausprägung und bedeutungsvolle Nüancirung jedes, auch des kleinsten Zuges, hinlänglich geltend gemacht wäre.

Wir wollen dieses allgemeine Urtheil durch die genauere Betrachtung, wenn auch nur weniger Seiten, näher begründen, indem wir gleich die erste Scene dazu wählen, wie sie Herr Stäger, oder die erste Scene der ersten Abtheilung, wie sie Herr Griepenkerl nennt. Dort wird nämlich die Eintheilung in zwanzig Scenen, ohne Unterordnung unter größere Abschnitte, durchgeführt; hier werden größere Abtheilungen gemacht und die beiden ersten Scenen nebst dem ersten Chorgesange als erste Abtheilung bezeichnet. Aber gewiß würde die künstlerische Oeconomie der Tragödie mehr hervortreten, wenn die alten Abtheilungen, wie sie Sophokles selber machte, beibehalten worden wären. Darnach sind die beiden ersten Scenen der Prologos, der kein Monolog zu sein braucht, aber dem Einzuge des Chors vorausgehen und die Bestimmung erfüllen muß, die Situation deutlich zu machen, in welcher die handelnden Personen gefaßt werden und von welcher alle Entwickelung anhebt. Dazu zieht nun Sophokles nicht nur die Seuche, welche Theben verwüstet, sondern auch das von Delphi gebrachte Orakel und hatte auch seine unschwer zu begreifenden Absichten dabei, warum er dies gleich als gegeben setzt und nicht im Stücke erst herbeiführt. Darauf folgt der Gesang, den der einziehende und sich auf dem gewöhnlichen Platze aufstellende Chor singt, Parodos genannt, worin der Chor die Gedanken ausspricht, welche das Gerücht von dem angekommenen Orakel in ihm erweckt hat, und erst hieran schließt sich der erste Act (Epeisodion) der Tragödie, in welchem die eigentliche Handlung, das Drama, die erste Stufe hinangeführt wird.

Die ersten Verse lauten bei Herrn Stäger:

Oidipus.

O Kinder, des Urvaters Kadmos neu Geschlecht!
Warum an den Altären sitzt ihr da vor mir,
So mit den flehentlichen Zweigen fromm geschmückt?
Auch ist zugleich die Stadt erfüllt von Opferduft,
5 Zugleich von Betgesängen und von Klageruf!
Dies, Kinder, dacht' ich billig nicht durch Boten mir,
Durch Fremde, zu erkunden, und kam her, ich selbst,
In allem Volke „Oidipus" mit Ruhm genannt.

(Zu einem Priester.)

Nun denn, o Greis, so rede, denn dir steht es an,
10 Für diese da zu sagen, warum ihr da sitzt,
Ob fürchtend oder bittend; denn ich bin bereit,
Euch beizustehn in Allem: fühllos müßt' ich sein,
Wenn ich mich nicht erbarmte der so Flehenden.

Und bei Hrn. Griepenkerl:

O Kinder, ihr, des alten Kadmos junger Stamm,
Mit welchem Flehn zu diesen Sitzen eilet ihr,
Geschmückt mit Zweigen wie die Hilfesuchenden?
Es ist erfüllt mit Opferdüften überall
5 Die Stadt und mit Päanen und mit Klageruf.
Dies will ich nicht von andern Boten hören, drum
O Kinder, trat ich selber hier zu Euch heraus,
Ich, groß genannt von Allen, König Oedipus.

(Zu dem Priester.)

Wohlan, o Greis, so rede du, da dirs gebührt,
10 Für sie das Wort zu führen, was nur trieb euch her?
Was fürchtet, oder wünschet ihr? Ich bin gewillt,
In Allem euch zu helfen! fühllos wär' ich ja,
Wenn solcher Sitzung Flehen mich nicht jammerte.

Schon hier zeigt sich der oben bemerkte Unterschied. Herr Stäger hat nach besserer Auslegung V. 2 θοάζειν mit „sitzen", als Hr. Griepenkerl mit „eilen" übersetzt, da die Lage der Dinge durchaus jenen Begriff verlangt und Buttmann diese Bedeutung von θοάζειν hinlänglich gerechtfertigt hat. Eben so ist V. 6. 7 der Gräcismus παρ' ἀγγέλων ἄλλων in der ersten Uebersetzung besser verdeutscht als in der zweiten. Auch ist V. 8 ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος in Oedipus Munde nur eine emphatische Nennung seiner

selbst; Herr Griep. legt auf das Epitheton ein hierher nicht passendes Gewicht. Dagegen ist die erste Uebersetzung durch mehrere schwerfällige Ausdrücke entstellt, welche die andere glücklich vermieden hat, wie in V. 2 „sitzt ihr da vor mir". V. 3 „mit flehentlichen Zweigen" (doch ist auch die Wendung: wie die Hilfesuchenden, nicht die rechte, da sie wirklich ἱκέται sind). „Des Urvaters" in V. 1. klingt etwas zu pompös und gibt doch das Antithetische in Κάδμου τοῦ πάλαι νέα τροφή nicht so gut wieder, wie die andere: auch kann der Artikel „des" vor „Urvaters" in unserer, den Vers fast nur nach dem relativen Gewichte der Accente messenden, Sprache nicht für die Arsis eines Jambus genügen. Die Beziehung, die in πρέπων ἔφυς auf das Alter des Greises liegt, ist von beiden Uebersetzern vernachlässigt, und beide fassen πρὸ τῶνδε φωνεῖν ganz als wenn es ὑπὲρ τῶνδε hieße, und doch hält Sophokles den Unterschied dieser Präpositionen fest, so daß auch hier πρὸ τῶνδε sich nur auf das Recht des Vorstandes beziehen kann. Gegen Ende bewegt sich die zweite Verdeutschung ungleich leichter als die erste, aber opfert dagegen die genauere Verbindung der einzelnen Sätze auf. Wenn aber auch diese lockere Anreihung dem neueren poetischen Stile zusagt: so gehört doch die strenge Geschlossenheit der Sätze zu sehr zum Character der antiken Ausdrucksweise, als daß sie nicht auch im Deutschen möglichst behauptet werden müßte. Vielleicht lassen sich alle die angezeigten Klippen durch eine solche Uebertragung umsegeln, wenn sie nur nicht dabei wieder in andere verborgene Untiefen geräth. Dabei kann auch der Gegensatz der παιᾶνες und στενάγματα V. 5 deutlicher bezeichnet werden.

O Kinder ihr, des alten Kadmos junger Stamm,
Weshalb umlagert Kniee beugend ihr mein Haus,
Von Zweigen eingehüllt der Hilfesuchenden?
Auch ist die Stadt von Opferduft zugleich erfüllt,
Von Heilgesängen und zugleich von Klageruf.
Hierüber Nachricht einzuziehn durch Andrer Mund
Verschmähend, tret' ich, Kinder, selbst zu euch heraus,
Ich, Oedipus mit Ehren überall genannt.

(Zu einem Priester.)

Wohlan, o Greis, so rede, da dein Alter dir
Das erste Wort zuweiset, was euch hergeführt,
Ob Furcht, ob Sehnsucht, da ich gern gewillt bin, euch
In Allem beizustehen. Fühllos wär' ich ja,
Wenn solches Knieebeugen mich nicht jammerte.

Die folgenden Verse sind von Hrn. Stäger so übersetzt:

Priester.

Ja, König meines Vaterlands, o Oidipus,
15 Du siehst uns, welches Alters wir uns hier gesetzt
(auf die Kinder hinweisend)
Vor dir an den Altären: Die vermögen nicht
Gar weit zu fliegen, jene da sind alterschwer
Die Priester (ich des Zeus), aus den Jünglingen sind die
Erkoren, und das andere Volk sitzt fromm geschmückt
20 Auf dem Markte vor der Pallas Doppel-Heiligthum
Und vor der Seher-Asche an dem Ismenos.
Denn unser Land, was du auch selber vor dir siehst,
Es wogt zu sehr in Aengsten, kann nicht mehr das Haupt
Erheben aus dem tiefen Drang der Todesfluth:
25 Hinstirbt es mit dem Samen-Keim der Saatenflur,
Hinstirbt es mit den Weide-Heerden, mit der Frau'n
Unglücklichen Geburten; ja, der arge Gott,
Die heiße Pest, einbrechend, rafft dahin das Volk,
Durch ihn verödet Kadmos Haus: das finstre Land
30 Aïdes an Schluchzen und an Klagen reicher wird.

Von Herrn Griepenkerl:

Wohlan, Beherrscher meines Landes, Oedipus,
15 Du siehest uns, wie viele wir gelagert hier
An deinem Altar; jene, Kinder, noch nicht stark
Weit auszufliegen, diese Priester, schwer gebeugt
Vom Alter — ich Zeus Diener — hier erlesener
Jünglinge Schaar; das andre Volk, geschmückt wie wir,
20 Auf den Märkten sitzt es, hier an Pallas Tempelpaar,
Dort wieder an Ismenos heil'gem Seherheerd.
Das Schiff der Stadt, wie du es siehst, es taumelt schon
Zu sehr, und nicht vermag es das gesunkne Haupt
Zu erheben aus der tiefen blutigdunkeln Fluth;
25 Stirbt hin mit allen Keimen erdgeborner Frucht,
Stirbt hin mit allen Heerden auf der Trift, es stirbt
In dem Mutterschoß das ungeborne Kind. Der Pest
Verhaßte Gottheit feuertragend bricht sie ein
30 Und jagt die Stadt und arm gemacht wird Kadmos Haus
Von ihr; doch Hades schwarze Welt an Klagen reich.

Auch hier zeigt sich die erstere Verdeutschung in dem, was man die materielle Erklärung nennen kann, im Ganzen sicherer. *Ἥλικοι* durch

„wie viele" zu übersetzen, ist wenigstens ein großer Mißgriff der zweiten. Auch unterbricht die Parenthese: „ich Zeus Diener", durch den fremdartigen Begriff „Diener" die einfache Verbindung der Gedanken, dagegen die erstere Uebersetzung gerade hier sehr rauh und ungefällig ist. Daß Hr. Gr. für ἡ πόλις „das Schiff der Stadt" gesetzt hat, ist nicht zu billigen, da schwerlich das bestimmte Bild eines Schiffes zum Grunde liegt, sondern die Stadt als ein lebendes Wesen betrachtet wird, das von einer Ueberschwemmung erreicht, umgerissen und überströmt wird. Den schönen und sinnschweren Ausdruck: πόλις . . . φθίνουσα κάλυξιν u. s. w. haben uns beide Uebersetzer nicht ganz zu Danke wiedergegeben, indem sie mit dem einen Scholiasten erklären: „das Land stirbt mit allen Keimen". Der Gedanke ist der, daß das Land in allen seinen Lebenstrieben abstirbt, wie auch ein anderer alter Erklärer (φθειρομένη κατὰ τοὺς καρποφόρους κάλυκας) gesehen hat. Bei den τόκοισιν ἀγόνοις γυναικῶν läßt Herr Gr. die Gedankenverbindung des Sophokles ganz fallen, wodurch dem Satze seine kräftigste Steigerung verloren geht. Aber die Benennung der Pest: ὁ πυρφόρος θεός, ist von Hrn. Gr. weit besser durch „feuertragend", als von Herrn St. durch „die heiße Pest", ausgedrückt worden, indem dabei an die zahlreichen Scheiterhaufen gedacht wird, welche durch Fackeln oder Feuerbrände entzündet wurden. In Beziehung auf das Versmaß ist zu bemerken, daß beide Uebersetzer von dem Anapäst im ersten Fuße einen zu freien Gebrauch machen und Herr Stäger ihn V. 18 auch in der Mitte zuläßt und den Namen Ismenos ganz falsch betont. Hiernach möchte etwa folgende Fassung zu versuchen sein:

Nun, Herrscher meines Vaterlandes, Oedipus,
Du siehst, in welchen Lebensaltern wir vereint
Um deine Hausaltäre: die dort noch nicht stark
Weit auszufliegen; hier vom Alter schwer gebeugt
Der Götter Priester, ich des Zeus; da Jünglinge
Hierzu erkoren. Alles Volk sonst, fromm geschmückt,
Sitzt auf den Märkten, theils an Pallas Tempelpaar,
Theils an Ismenos Asche, der prophetischen.
Denn gar gewaltig wird, du selber siehst's, das Land
Im Grund erschüttert und vermag nicht mehr das Haupt
Empor zu richten aus dem Schlund der Todesfluth.
Hinstirbt's in allen Keimen erdgeborgner Frucht,
Hinstirbt es in der Zucht des Vieh's, wie in der Fraun
Fruchtlosen Wehen. Auch die fackelnschleudernde
Gottheit, verhaßte Seuche, bricht in unser Land,

Und macht das Haus des Kadmos menschenarm; doch reich
Wird Hades Nacht an Seufzern und an Wehgestöhn.

Wir haben der Abhandlungen noch nicht gedacht, die Herr Stäger seiner Uebersetzung vorgesetzt hat. Die erste erörtert die Zeitumstände, unter denen Sophokles den König Oedipus gedichtet, mit Sorgfalt; die andere entwickelt den ethisch-religiösen Gesichtspunkt, aus welchem Sophokles die Gegenstände seiner Tragödien betrachtet habe. In Bezug auf das vorliegende Drama behauptet der Vf., daß der König Oedipus in Verbindung mit dem Oedipus auf Kolonos und der Antigone — wenn auch zu verschiedenen Zeiten gedichtet — dem Inhalte nach Eine dramatische Darstellung bilde, „in welcher das Walten der sittlichen Weltordnung und der Sieg der ewigen Gerechtigkeit über den Weltsinn der sterblichen Menschen an dem Schicksale des fluchbeladenen Labdakiden-Geschlechts in einem erhabenen Bilde vor Augen geführt wird." Der Ref. hat in dieser Ansicht, welche die Sophokleischen Tragödien durch die mythischen Gegenstände in Verbindung zu bringen sucht, niemals eine Wahrheit finden können. Aeschylos Weise ist es allerdings, die Grundgedanken der Mythen, wie man sie damals faßte, in einem patriotischen Sinne zu entwickeln und die Schicksalsordnungen, die über Hellenischen Staaten und Geschlechtern gewaltet, in ihrem befriedigenden Zusammenhange darzulegen. Für Sophokles aber ist der Mythus nur die gegebene Grundlage, auf welcher er Charactergemälde und Entwickelungen sittlicher Verhältnisse von allgemein menschlicher Geltung aufführt. So ist im König Oedipus das ganze wunderbare und schreckliche Schicksal des Oedipus ein Gegebenes, über dessen Grundursache gar nicht geforscht und wovon keine innere Rechenschaft gegeben wird; und nur die Art, wie dieses Schicksal am Oedipus in Erfüllung geht, seine Gemüthszustände dabei, sind der Gegenstand der Sophokleischen Tragödie. Die Blindheit des Menschen, der sich am weitesten vom Verderben wähnt, wo es ihm am nächsten steht, und der eben dadurch sein Verhängniß noch härter und unerträglicher macht, ist das eigentliche Thema dieses Drama's, mit welchem die Antigone, die sich ganz auf den Conflict des Staats mit der Familie bezieht, und der Oedipus auf Kolonos, in dem die reinigende und versöhnende Kraft der Leiden entwickelt wird, ihrem Hauptgedanken nach in gar keiner Verbindung stehen. [1])

---

[1]) Vgl. Gr. Literaturgesch. Th. 2, S. 118. 119—121. 125—128. 133—138.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die Abhandlung eines Engländers, der die neuere deutsche Philologie und Kunstkritik nicht bloß in sich aufgenommen, sondern mit selbständiger Geisteskraft erweitert und fortgebildet hat, des trefflichen Ch. Thirlwall in dem **Philological Museum Vol. II. No. VI. p. 383.** „über die Ironie des Sophokles" als einen der schönsten Beiträge, den die neueste Zeit zum tieferen Verständniß dieses Dichters, und namentlich des Königs Oedipus, geliefert hat, rühmend zu erwähnen.

Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Augustus Lobeck. Editio secunda novis curis elaborata. **Leipzig 1835. X. u. 506 S. in 8.**

Es wird nicht zu spät sein, um in diesen Blättern eines philologischen Werkes zu gedenken, das weder im Fluge gelesen und beseitigt, noch auch so schnell unter der Masse neuer Erzeugnisse vergessen werden kann. Der Verf., Herr G. R. R. Professor Lobeck in Königsberg, gehört zu denjenigen Bearbeitern des classischen Alterthums, die nicht bloß durch einzelne gelungene Leistungen, sondern durch den ganzen Character und Geist ihrer Behandlung der Wissenschaft bleibende Spuren eingedrückt haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der das Wirken dieses und anderer Männer unserer Zeit, denen die Philologie ihre gegenwärtige Gestalt verdankt, mit völliger Unbefangenheit und zugleich mit scharfer Bestimmtheit dargestellt werden könnte; die Schaar der Anhänger und Sectirer stellt die Namen der Führer und Meister oft mehr nach äußeren persönlichen Verhältnissen, als nach der Verwandtschaft des wissenschaftlichen Verfahrens zusammen und fragt überhaupt weniger nach geistiger Förderung, als nach einem äußern Anschluß und Patronat. Diejenigen, die durch selbständige Studien zu einer klaren Erkenntniß des Alterthums zu gelangen suchen, werden, bei andern Ausgangspunkten ihrer Bildung oder verschiedenen Geistesanlagen und Richtungen, mitunter zu andern Zielpunkten gelangen; aber kein Philolog, dem die Wahrheit am Herzen liegt, wird, so lange sein Weg ihn auf den Spuren dieses Gelehrten führt, nicht mit Dank die mannigfache Stärkung und Förderung, die er hier gefunden, anerkennen, und Wenige werden so erstarkt sein, um von dieser Nahrung nicht immer von Neuem Kräfte gewinnen zu können. Bleibt an manchen Stellen ein Verlangen

nach tieferen Aufschlüssen zurück, wünscht der Jüngere mitunter zur Befriedigung seiner Wünsche noch eindringendere Blicke in das Innere der Geistesthätigkeiten, deren Erzeugnisse behandelt werden: so spricht ein solches Verlangen nur für die Güte des bereits Geleisteten, so lange die darin herrschende Tendenz nicht negativ und ausschließend wird; und die Vorsicht und geduldige Mäßigung, mit der diese Art der Philologie das Verwandte am Faden der Analogieen nach dem Gefühle der innern Zusammengehörigkeit zu verknüpfen pflegt, ohne den oft vorschnellen Eifer, für Alles zusammen den Grund in der Natur der Sache zu finden, hat oft auch ihre guten Gründe und ihre der Wissenschaft zuträglichen und heilsamen Wirkungen.

Die vorliegende zweite Bearbeitung von Sophokles Aias besteht dem größten Theile nach aus sorgfältigen Erörterungen, die zum Theil sich schon in der ersten fanden, zum Theil neu hinzu gekommen sind, über Wortbildung und Sprachgebrauch der Tragiker, die an das gewählte Stück auf solche Weise angeknüpft sind, daß das kritische Urtheil und die Erklärung von vielen Stellen dadurch begründet wird. Mitunter dehnen sich diese Erörterungen zu kleinern Abhandlungen, wie schon Vers **7** zu *εὔρινος βάσις*, V. **40** zu *ᾄσσειν χέρα*, eine Untersuchung, die zu V. 869 fortgesetzt wird, V. **108** zu *ἕρκειος*, V. **145** zu *βοτὰ καὶ λείαν*, V. **222** zu der Lesart *αἴθωνος*, V. **239** zu *ῥιπτεῖν*, V. **277** zu *δὶς τόσ' ἐξ ἁπλῶν κακά* oder *κακῶν*, V. **324** zu *βοτὰ σιδηροκμῆτα*, V. **604** über *εὐνώμας*, V. **604** über das σ in *εὔγνωστος* neben *εὔγνωτος*, zu V. **801** über die Elision des ι, zu V. 880 über patronymische Bildungen, zu V. **931** über *ἐχθοδοπὸς* als Derivatum, nicht Compositum, zu V. **955** über *κελαινώπας*, zu V. **1035** über die verschiedenen Arten des Zeugma. Der Herausg. gesteht in der Vorrede, daß er diese gelegentliche Behandlung grammatischer und lexikalischer Gegenstände nicht gewählt haben würde, wenn er erst jetzt einen Entschluß darüber zu fassen gehabt hätte; wir stimmen ihm vollkommen darin bei, daß die philologischen Wissenschaften auf noch geraderem Wege vorwärts schreiten würden, wenn nicht zum Theil gerade die ausgezeichnetsten Männer des Fachs ihre Forschungen in der sehr bequemen und nur zu gesetzlosen Form gelegentlicher Annotationen nieder zu legen gewohnt wären. Wir dürfen hoffen, daß die Periode der Philologie, welche sich jetzt zu entwickeln scheint, zwischen der Kritik und Erklärung, die selbst wieder ihre großen eigenthümlichen Aufgaben zu lösen haben, und der Erörterung grammatischer und antiquarischer Punkte eine schärfere Grenze ziehen wird. Die äußeren öconomischen Umstände,

welche dabei nach der Meinung des Herausg. hemmend eintreten, werden sich gewiß schon bei seinen eigenen Paralipomenis als nichtig gezeigt haben. Der Herausg. gibt auf die Art von Commentaren, wie der seinige ist, die Anwendung des Aristophanischen Verses zu: *τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα*, aber versichert, daß es wenigstens nicht sein Wille gewesen sei, auch den folgenden Vers: *τὸ δ' ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα*, von sich gelten zu lassen. Wenn indeß die Interpretation im prägnantesten Sinne genommen wird, als Befähigung zum Verständniß und der Aneignung eines Geistesproducts in demselben Sinne und Maße, als sie einem gebildeten Zeitgenossen möglich war, als sie der Dichter selbst erwartete und voraussetzte, so ist dies eine Aufgabe, auf die wir wohl Perikles Worte vom Seewesen, bei Thukyd. I, 142., anwenden können: *οὐκ ἐνδέχεται ὅταν τύχῃ ἐκ παρέργου μελετᾶσθαι, ἀλλὰ μᾶλλον μηδὲν ἐκείνου πάρεργον ἄλλο γίγνεσθαι.*

Von den vielen Fragen, welche die Erklärung einer Tragödie im Ganzen und Einzelnen zu beantworten hat, wollen wir zunächst eine hervor heben, die gerade beim Aias des Sophokles von großer Wichtigkeit für die Auffassung mehrerer Stellen ist und auch bei dem Herausgeber, wenn auch nicht in ihrem vollständigen Zusammenhange, öfter zur Sprache kommt, die nach der Einrichtung der Bühne und überhaupt nach dem Räumlichen aller der Vorgänge, die in dem Stücke enthalten sind. Die Scene ist, wie die Hypothesis bemerkt, im Griechischen Schiffslager vor Troja, und zwar beim Zelte des Aias. Wir können aber noch gleich eine genauere Bestimmung hinzu fügen, die als Grundlegung für eine weitere Untersuchung nicht unnütz sein wird. Aias Zelt ist das äußerste des Lagers, wie Sophokles (V. 4.) in Uebereinstimmung mit Homer (Il. 8, 224. 11, 8.) annimmt. Zugleich muß aber dasselbe Zelt die Mitte der Bühne, oder vielmehr der Rückwand derselben, der eigentlichen Skene, einnehmen, da in dem größten Theile des Stückes die Handlung sich um dieses Zelt dreht, und überhaupt die Wohnung der Hauptperson im alten Drama immer in der Mitte war. Folglich erstreckte sich das Griechische Lager nur nach der einen Hälfte des lang gezogenen Prosceniums; nach der anderen Seite waren keine Zelte und Schiffe zu sehen, sondern freie Natur, Gebüsch, Wald, vielleicht mit einer Durchsicht auf das Meer. Daher kommt es auch, daß, wo der Chor in zwei Hälften getheilt den Aias sucht und sich nach Osten und Westen trennt, V. 805 (791), nur nach W. hin die Schiffe erwähnt und der Weg gegen Sonnenaufgang ohne Erwäh-

nung des Schiffslagers gegenüber gestellt wird, V. 874 (860) ff. — eine Stelle, die zur völligen Erklärung noch weitere Erörterungen verlangen würde, wenn wir hier dabei verweilen könnten. Nun zerfällt die Tragödie in scenischer Hinsicht in zwei Theile, von denen der erstere bis V. 814 (800) das Zelt des Aias zum Mittelpunkte hat, das bis V. 346 (341) verschlossen bleibt; der zweite sich um den Leichnam des Aias dreht. Im Prologos erscheint Odysseus bei dem Zelte, den Fußstapfen des Aias nachspürend, und Athena, um ihn zu belehren, wie es mit Aias stehe. Wir berühren hier gleich die Frage, ob Athena dem Odysseus und ob sie den Zuhörern sichtlich erscheint oder ungesehen bleibt. Die Beantwortung derselben beruht hauptsächlich auf den Worten des Odysseus, V. 14 ff.: Ὦ φθέγμ' Ἀθάνας, φιλτάτης ἐμοὶ θεῶν, ὡς εὐμαθές σου, κἂν ἄποπτος ᾖς, ὅμως φώνημ' ἀκούω. Hr. Lobeck erklärt: *ἄποπτον* id, quod e longinquo conspicitur vel clare, si in excelso est, vel obscure, si longo intervallo distat; und nimmt an, daß die Göttin dem Odysseus eben so deutlich erscheine, wie den Zuschauern. Dagegen hält Welcker in der Abhandlung über Sophokles Aias in Niebuhrs Rheinischem Museum Jahrg. III. (die wir von dem Herausg. gern mehr berücksichtigt gesehen hätten) S. 77 dafür, daß die Athena sowohl für Odysseus als die Zuschauer unsichtbar gewesen sei; jedoch mit einigem Zweifel in Beziehung auf den zweiten Punkt.

Hier möchte wohl die mittlere Meinung die richtige sein, daß zwar die Zuschauer, aber nicht Odysseus die Göttin sehe, für welche gewiß die Erwägung des Sprachlichen und der Sache mit gleicher Entschiedenheit sprechen. Die Bedeutungen von *ἄποπτος* sucht Herr L., wie wir schon angegeben haben, unter eine zu vereinigen, die indeß selbst sehr zweifelhaft ist. Denn die Bedeutung „fern gesehen" paßt nicht einmal für solche Stellen, wie *ὅπως ἄποπτος ἔσται ἡ Κορινθία ἐκ τοῦ χώματος* bei Aristoteles, sondern hier, wie oft, ist *ἄποπτος*, was überhaupt von einem entweder angegebenen oder stillschweigend supponirten Punkte gesehen werden kann. Bei Plutarch Lukull z. B. *καίτοι καταφανὴς ἦν ἡ στρατοπεδεία καὶ ἄποπτος* (c. 9.) ist nicht angegeben, von wo das Römische Heereslager sichtbar gewesen sei, aber der Zusammenhang lehrt es hinlänglich: von den Mauern von Kyzikos. In diesem Sinne ist also *ἄποπτος*, im Gesichtskreise liegend, der natürlich bei hohen Gegenständen ein sehr weiter ist; es hängt mit *ἄποπτον* in der Bedeutung einer Warte, *ἄποψις* ein Belvedere, zusammen. Wenn aber *ἄποπτος*

ungesehen bedeutet, so wird man dabei am besten thun, von Redensarten auszugehen, wie ἀπ' ὀμμάτων, ἀπ' ὄψεως in der Bedeutung „aus den Augen, vom Blicke abgelegen," so daß die Präposition dabei in ihrem prägnanteren Sinne genommen wird. Die vier Stellen nun, in denen Sophokles ἄποπτος braucht, Elektra 1481., Oedip. Tyr. 762., Philokt. 465. und die unsre, sind alle von der Art, daß die Bedeutung „aus den Augen, außer dem Gesichtskreise," vollkommen paßt. In der Stelle des Aias würde „aus der Ferne gesehen" nicht dem Gedanken entsprechen, die ganze Form der Anrede: „O Stimme der Athena, wie deutlich höre ich den Ton, wenn du auch ἄποπτος bist," zeigt deutlich, daß Odysseus eben nur hört und gar nicht sieht, so wie auch Tekmessa, welche das Gespräch des Aias mit der Athena beobachtet, ihn in seinem Wahnsinne mit irgend einem Schatten redend glaubt, V. 301 (296). Daß aber die Zuschauer in dieser ganzen Scene die Athena nicht erblickt hätten, ist schwer zu glauben; so eindrücklich und erhaben eine Götter-Stimme, ohne daß man sieht, von wem sie kommt, bei einem einzelnen Zuruf wirken kann: so seltsam würde sich auf der Bühne ein langes Gespräch mit einer bloßen Stimme ausgenommen haben. Wir wollen uns nicht auf die Frage nach dem Theologeion und andern Vorkehrungen, durch welche Göttererscheinungen im alten Theater bewirkt wurden, einlassen; aber sicher ist es schon aus dem Beispiele der Erinnyen in Aeschylos-Choephoren, wo sie dem Orest und den Zuschauern sichtbar erscheinen, aber dem Chore unsichtbar bleiben, daß man keinen Anstoß an Erscheinungen nahm, die nur nach gewissen Seiten hin sichtbar waren. Der Ref. findet, daß auch Herr Professor Wunder in seiner 1837 zu Leipzig erschienenen Schrift „Ueber Lobeck's neue Ausgabe des Sophokl. Aias" — die zu einem bekannten Schriftenwechsel Veranlassung gegeben hat — S. 10. ἄποπτος an unserer Stelle für „unsichtbar" erklärt; nur können wir nicht glauben, daß diese Unsichtbarkeit bloß darin ihren Grund habe, daß Odysseus dem Orte, wo Athena erscheine, den Rücken zuwende; Odysseus, der von der Seite des Griechischen Lagers kam, richtete natürlich das Gesicht dahin, von wo die Stimme erschallte, nach der Höhe über dem Zelte des Aias; und es muß eine äußere Veranstaltung gewesen sein, die ihn hinderte, die Göttin selbst zu sehen.

Während der Πάροδος des Chors, die der Herausg. mit Recht von V. 134 anfangen läßt, wird angenommen, daß Aias, der vorher in seiner Raserei und Geistesverblendung auf den Ruf der Athena auf der Bühne erschienen war, zur Besinnung zurückgekehrt ist;

Tekmessa tritt aus dem Zelte, um den Chor, der heftig nach seinem Führer und Helden verlangt, zu befriedigen, und meldet ihm, zuerst in lyrischem Affect, dann in gewöhnlicher Form der Erzählung, daß Aias von tiefem Seelenleiden, das auf den Wahnsinn gefolgt ist, ergriffen im Zelte liege: *Νῦν γὰρ ὁ δεινὸς, μέγας, ὠμοκρατὴς Αἴας θολερῷ κεῖται χειμῶνι νοσήσας*, V. **206** ff. Wir bemerken im Vorbeigehen, daß die Erklärung, welche der Herausg. von *ὠμοκρατὴς* gibt, der Schulterstarke, schwerlich zu dieser Stelle paßt, wo eine solche epische Aeußerlichkeit und sinnliche Ausführlichkeit, die überhaupt den Tragikern fremd ist, am wenigsten ansprechen würde; *ὠμοκρατὴς* ist wie *ὠμόθυμος*, welches von demselben Aias in demselben Stücke gesagt wird, unstreitig von *ὠμὸς* abzuleiten und bedeutet den Mann von ungebrochner, ungezügelter Kraft (**crudum robur**) — für Aias sehr bezeichnend, wie auch aus den von Herrn Prof. Döderlein **de Sophocl. Aiace**, in den Abhandl. der philos. philol. Classe der Münchner Academie, Bd. **II.** S **117.**, verglichenen Stellen erhellt. Mehr zu tadeln ist es, daß der Herausg. auch dem Scholiasten, der nur die Ableitung von *ὦμος* kennt und diese nur auf verschiedene Arten anwendet, die andere Meinung aufdrängen will; er schreibt für *ὁ γενναῖος, ὁ καὶ τῶν ὠμῶν κρατεῖν δυνάμενος*, wie man im **Cod. Laurentianus** ganz richtig liest: *ὁ διὰ τῶν ὤμων κρατεῖν δυνάμενος*, ganz gegen die Meinung des Grammatikers. Doch diese Stelle führten wir nur an, weil sie zu denen gehört, worin Aias Lage nach der Besinnung geschildert wird; verbindet man damit V. **309 (304)**, **323 (318)** ff. und andere Aeußerungen: so sieht man deutlich, Aias hat sich in seiner tiefen Beschämung und Betrübniß über das im Wahnsinne Vollbrachte mitten unter den getödteten Rindern und Widdern, in denen er die Atriden und den Odysseus zu vernichten geglaubt hat, gelagert und weicht nicht von der Stelle; *νῦν δ' ἐν τοιᾷδε κείμενος κακῇ τύχῃ ἄσιτος ἁνὴρ, ἄποτος, ἐν μέσοις βοτοῖς σιδηροκμῆσιν ἥσυχος θακεῖ πεσών.* Tekmessa kann, bei dieser Verfassung des Aias, nicht daran denken, daß er heraus kommen könne, um mit dem Chor zu verhandeln, sondern ist deshalb aus dem Zelte getreten, um die Salaminier zu bitten, hinein zu kommen und zu versuchen, ob sie dem Aias in dieser Lage irgend helfen könnten, V. **330 (325)**; vergl. V. **219 (218)**. Nun hört man den Helden nach seinem Sohne und nach seinem Bruder rufen; der Chor schließt daraus, daß er bei Sinnen sei, und verlangt, daß das Zelt geöffnet werde, „vielleicht werde auch sein Anblick ihm Erbarmen einflößen." Tekmessa antwortet: „Siehe ich öffne, du kannst nun

seine Werke schauen und wie er sich selbst befindet." An dieser Stelle setzt der Herausg. im Texte als παρεπιγραφή: Ἀνοίγεται ἡ σκηνή, und dazu die Anm. „Ἰδοὺ διοίγω. Schol. Rom. ἐνταῦθα ἐκκύκλημα γίνεται, ἵνα φανῇ ἐν μέσοις ποιμνίοις· εἰς ἔκπληξιν γὰρ ταῦτα φέρει τὸν θεατήν· δείκνυται δὲ ξιφήρης, ᾑματωμένος μεταξὺ τῶν ποιμνίων καθήμενος. Eodem modo Ottfr. Muellerus ad Eum. p. 103. „Ajas wird durch ein Enkykleme (schr. Ekkyklema) hervorgeschoben, blutbespritzt, ein blosses Schwert in der Hand.“ Aiax non protruditur, sed, ut personae tragicae solent, progreditur diductis valvis, quo adstantibus amicis adspectus caedis praebetur; spectatorum oculis hanc lanienam subjici neque opus est neque in expedito positum, nisi credere libet choragum (Arist. Pac. 1021,) ad hoc aliquot vitulos arietesque recens mactatos e macello in scenam transtulisse. — Gladii stricti nec significatio ulla nec usus homini sano cum amicis collocuturo.“ Wollen wir auch hier nicht den Widerspruch urgiren, der zwischen der Parepigraphe und Anmerkung statt findet, da ein Oeffnen der Scene doch wohl mehr besagen soll, als das bloße Heraustreten eines Schauspielers; wollen wir auch die innere Unmöglichkeit nicht weiter entwickeln, daß Aias, von dem wir eben hörten, daß er in tiefem Schmerz versunken liege, auf einmal aus keinem andern Grunde heraus komme, als um sich gegen den Chor über seine Schmach zu expectoriren: so müssen wir doch die Beweise geltend machen, die in directen Aussagen des Dichters liegen. Aias sagt in der lyrischen Schilderung seines Schicksals V. 357 (364) ff.: Ὁρᾷς τὸν θρασὺν, τὸν εὐκάρδιον, τὸν ἐν δαΐοις ἄτρεστον μάχαις, ἐν ἀφόβοις με θηρσὶ δεινὸν χέρας; was doch — nach genauster Auslegung — nichts anders heißen kann als: „Du siehst mich, den kühnen Helden, den furchtlosen Kämpfer in der Feldschlacht, wie ich jetzt mit meinen Händen unter harmlosen Thieren gewüthet habe." Also ist es klar, daß Aias sich noch mitten unter diesen Thieren befand; er muß sichtbar sein als δεινὸς χέρας ἐν ἀφόβοις θηρσί. Schon vorher sagt der Chor von ihm V. 355 (349) „Die Sache selbst zeigt, welche Sinnlosigkeit ihn ergriffen hat." Die Worte, die Aias der Tekmessa zuruft, als sie ihm flehend zu Füßen fällt, „Wirst du nicht heraus gehen, nicht den Fuß hinweg heben," (Οὐκ ἐκτός; οὐκ ἄψοῤῥον ἐκνεμεῖ πόδα) V. 369 (362) lassen sich auch nur so erklären, daß Tekmessa in das geöffnete Zelt, in welchem Aias sitzen geblieben ist, hinein dringt. Ferner sieht man auch, daß die Umgebung

des Zeltes den Aias hindert, die Bühne zu überschauen, daher er sein Kind Eurysakes, das auf Tekmessa's Ruf von einem Diener gebracht wird, nicht sogleich sehen kann, sondern die Tekmessa fragt „Kommt er, oder bleibt er hinter dem Befehl zurück" V. **543** (**538**); sie antwortet „Schon bringt es dieser Diener uns nahe," und nun bittet sie Aias, das Kind empor zu heben, „es werde sich ja, wenn es von ihm stamme, nicht scheuen, dies frische Blutbad anzuschauen;" wobei wieder kein Zweifel sein kann, daß Aias sich im Zelte unter den Leichnamen jener Widder und Ochsen befindet. Endlich schließt die ganze Scene, die mit der Oeffnung des Zeltes angefangen hatte, damit, daß Aias die Tekmessa wiederholentlich auffordert, das Zelt wieder zu schließen, was auch nach den Worten: *οὐ ξυνέρξεθ' ὡς τάχος* V. **593** (**589**), ohne Zweifel sehr bald geschehen sein muß. In der That, so viele und so klare Indicationen des Ekkyklema, als man nur irgendwo in einem tragischen Stücke findet. Der Begriff des Ekkyklema ist nach den alten Grammatikern der einer Maschinerie, wodurch das in den Wohnungen der auftretenden Personen Verborgene an das Licht der offenen Bühne gebracht wird; der Grund desselben liegt in der Oeconomie des alten Drama's, welches — wie das antike Leben selbst — in der Regel auf offnen Plätzen im Freien spielt, aber doch mitunter genöthigt wird, einen Blick in das Innere des Hauses zu öffnen, weil tragische Scenen, die zur Idee des Stückes wesentlich gehören, aus physischen und moralischen Gründen nicht anders als mit ihrer Umgebung, dem Innern einer Wohnung, erscheinen können. An dieser Stelle des Aias findet nun zwar keine physische, aber eine moralische Unmöglichkeit statt, Aias aus seinem Zelte hervor treten zu lassen; so lange bei dem Helden der Zustand eines tiefen Gefühls der Schmach, die er sich selbst zugefügt hat, in voller Macht wirkt, kann er nicht sein Zelt verlassen, um mit denen draußen zu conversiren; er kann es höchstens für eine kurze Zeit dulden, daß das Zelt geöffnet wird, damit seine treuen Freunde sehen, wie es ihm geht; erst als er sich so weit gesammelt hat, daß er Tekmessa und den Chor über seine Vorsätze beruhigen kann, während er sich selbst innerlich in dem Entschlusse des Selbstmordes befestigt hat, tritt er auf die Art, wie der Herausg. es in der obigen Stelle annahm, aus dem Zelte hervor. Eine gewisse Inconsequenz ist freilich bei dem Herausrücken eines innern Raums auf die Bühne nicht zu vermeiden, sie findet sich in den meisten Fällen der Anwendung des Ekkyklema und hat für die alte Tragödie wenig zu bedeuten, die bei der höchsten Sorgfalt in der Entwickelung der Idee die gemeine und alltägliche Wirklichkeit mit

vornehmer Nachlässigkeit behandelt; sie liegt darin, daß die Chorpersonen nach Tekmessa's Willen in das Zelt eintreten sollen, V. 329 (324), wie in Aeschylos Agamemnon V. 1344 in den Pallast der Atriden, und doch hernach offenbar außer dem Zelte bleiben, wie dort außer dem Pallaste des Agamemnon, und mit den Personen darin Gespräch führen, als wären diese ebenfalls draußen. Dafür haben alle Ekkyklemen-Scenen der alten Tragödie eine große plastische Kraft und Schönheit, die eben darin liegt, daß der Anblick allein eine Fülle von ergreifenden Gedanken in sich faßt; der edle Held, Hektors würdiger Gegner, unter so unwürdigen Tropäen und Denkmälern seines Heldenthums, war für jeden Griechen ein Anblick von erschütternder Gewalt und dabei eine Gruppe von der schönsten Abrundung, wie sie der Griechische Geschmack verlangt: so sieht man ihn auf einer bekannten Paste bei Tischbein, Homer Heft VII. Taf. 6. Die Thiere um ihn waren natürlich auf der Bühne keine wirklichen Hämmel und Kälber aus dem Schlächterladen, was allerdings einen schlechten Effect gemacht haben würde; aber wer mit der alten Wachs- und Gyps-Bildnerei irgend bekannt ist und an die Freigebigkeit denkt, mit der die Athener die Aufführung dieser Stücke ausstatteten, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß eine kräftige und geistvolle Plastik alles Erforderliche aufs vollkommenste geleistet haben wird. Zum Schlusse dieser Auseinandersetzung bemerken wir, daß auch Hr. Prof. Wunder das Hervortreten des Aias bestreitet, nur geht er nicht von den richtigen Vorstellungen vom Ekkyklema aus, dessen Name schon ein Hervorgerolltes ausdrückt; Virgils **Scena versis discedit frontibus** bezieht sich auf die bekannte **scena versilis** der Römer, die mit dem Ekkyklema nicht das Geringste zu schaffen hat.

Wir können aber diese Ekkyklemen-Scene nicht verlassen, ohne den Versuch, eine andere Personen-Abtheilung, als die, welche der Herausgeber mit den andern Kritikern gemein hat, seinem eigenen Urtheile zu empfehlen. Ueberblickt man die ganze Scene von dem Anfange des Ekkyklema bis zu der größeren Rede des Aias, V. 348—429.: so sieht man leicht die genaue symmetrische Anordnung der Reden und Gesänge. Aias respondirt in seinen lyrischen Gesängen sich selbst; die Reden des Chors aber und der Tekmessa sich gegenseitig — ein System, welches um so einfacher hervor tritt, wenn man bemerkt, daß *στροφή β'* und *γ'*, eigentlich nur eine durch die Tekmessa unterbrochene Strophe bilden, sowie auch *ἀντιστρ. β'* und *γ'*, wo die Unterbrechung vom Chore ausgeht. Dann zerfällt die ganze Partie in drei Theile, von denen jeder sich auf die angegebene Weise

wiederholt: **348—355 = 356—363. 364—378 = 379—393. 394—411 = 412—429.** Ist dies richtig, so müssen die beiden Verse **362. 363 (355. 356)** *Εὔφημα φώνει . . τίθει*, und der Vers **386 (379)** *Μηδὲν μέγ' εἴπῃς* nicht, wie bisher, dem Chor, sondern der Tekmessa zugeeignet werden, und wenn man sich einmal dafür aus äußern oder formellen Gründen gestimmt findet, wird man auch bemerken, daß sie dem Tone und Gedanken nach zu dem vertraulicheren Verhältnisse der Geliebten besser stimmen. *Εὔφημα φώνει* sagt gerade auch Tekmessa zum Chor, V. **591** (587). Der Vers, den Aias in dieser mit gar wunderbarer Kunst geordneten Scene zwischen die begütigenden Reden wirft, hat einige kritische Schwierigkeiten, die nach der Erscheinung dieser Ausgabe zwei vorzügliche Kritiker, Hr. Dr. Bergk, in der Zeitschr. für die Alterthumswiss. **1835** S. **949.**, und Hr. Prof. W. Dindorf, in derselben Zeitschr. **1836.** S. **7.**, zu heben gesucht haben; wir bemerken nur mit Rücksicht auf den erstern, daß der Vers ein Trimeter bleiben muß, erstens weil die Länge von *ἀτώμενος* der lyrischen Verbindung einer jambischen Dipodie und trochaischen Tetrapodie zuwider läuft, und dann, weil Aias seinen lyrischen Gedankengang erst nach diesem hemmenden Zwiegespräch fortsetzt und an diesem also nur sprechend Antheil nehmen kann.

Nach dem Abschluß des Ekkyklema tritt das erste Stasimon in dieser Tragödie ein, worauf Aias nun wirklich scheinbar beruhigt und versöhnt aus dem Zelte tritt und nach jener wunderbaren Rede voll wahren Gefühls, und doch gemacht, um den Chor über seine Absichten zu täuschen, nach der Seite der Bühne, welche die freie Natur und Wildniß darstellt, sich entfernt. Er geht, sagt er selbst V. **654 (642)**, zu den Bädern und Wiesen am Gestade, um da die Sühnschuld abzuwaschen. Der Chor, der in einem jauchzenden Hyporchem seine Freude darüber ausspricht, wird bald durch die Botschaft des Teukros auf die Gefahr aufmerksam, die seinem Fürsten droht, und geht nun, um ihn zu suchen, in zwei Halbchöre getheilt, nach Osten und Westen, die *πάροδοι* der Orchestra entlang, die sich längs des Prosceniums hinziehen. Tekmessa will auch nicht ruhen, sondern dahin gehen, wohin ihre Kräfte reichen — *ἀλλ' εἶμι κἀγὼ κεῖσ', ὅποιπερ ἂν σθένω* V. **810** (796) —; sie verschwindet also auch nach der Seite, wohin Aias gegangen, aber wird nicht in so weiter Entfernung gedacht, wie der Chor. Nun erscheint Aias auf einmal, um sich in das bereits aufgestellte Schwert zu stürzen; wir vernehmen seine letzten Worte; dann findet sich der Chor wieder von

Osten und Westen zusammen, ohne den Gesuchten irgend wo gesehen zu haben, bis er die Stimme der Tekmessa vernimmt, die in dem Gebüsche indeß den Leichnam des Aias gefunden. So viel mußte voraus geschickt werden, um die Vorstellung beurtheilen zu können, die Hr. G. R. R. Lobeck von der Ausführung dieser Scene auf der Attischen Bühne aufstellt. Er bezeichnet im Texte das Auftreten des Aias als ein Ekkyklema; in den Anmerkungen zu V. 815 bemerkt er erstens, daß die Tragiker nicht immer den Anblick blutiger Scenen vermeiden, da ja bei Euripides Pentheus Mutter mit dem Haupte ihres Sohne erscheine; Sophokles habe gleichsam einen Mittelweg eingeschlagen, indem er die Sache so eingerichtet, daß die Zuschauer den Aias sich ins Schwert stürzen sahen, aber aus der Ferne und undeutlich, indem der Rand eines Gebüsches den Schauspieler verhüllte. Auch habe er sich wahrscheinlich des Theater-Schwerts (σύσπαστον ἐγχειρίδιον) bedient, das in sich zurück fuhr, während es den Körper zu durchbohren schien, und gerade bei der scenischen Darstellung des Aias von den Alten erwähnt wird. Aias könne unmöglich zu der Stelle zurück kehren, wo er, wenn die Nachricht von Teukros nicht inzwischen eingelaufen wäre, die Seinen sämmtlich antreffen würde. Hier nimmt also offenbar Hr. Lobeck eine Scenen-Veränderung an, wofür er sich auch auf den Gebrauch der Periakten im Attischen Theater beruft. Aber alles dies hat doch nichts mit einem Ekkyklema zu schaffen, welches nur das Hervortreten eines innern Gemachs auf die Bühne bewirken kann; was aber die Periakten anlangt, so können diese nach Vitruv's und Pollux aus einer Quelle abstammender Lehre nur eine Veränderung eines Theils der Decoration, einer einzelnen Aussicht oder besonderen Partie der Bühne bewirken, wie auch nur eine solche in Aeschylos Eumeniden erforderlich ist, aber nicht ein Lager in einen einsamen Wald verwandeln, zumal da beide Decorationen massiver Art sein mußten, nicht bloß gemalt sein konnten. Fragen wir nun nach den Gründen, aus denen der Herausg. eine totale Ortsveränderung annimmt: so beruft er sich besonders darauf, daß Aias nicht dahin zurück kehren könne, wo er eben gewesen; wir können aber den Beweis gewissermaßen umkehren, indem wir uns darauf stützen, daß der Chor den Aias auf seiner weiten Wanderung nach O. und W. nicht gefunden hat, sondern jetzt erst, wo die beiden Hemichorien sich auf dem Rückwege wieder zusammen finden, dem Orte nahe kommt, wo Aias sich ermordet; auch darauf, daß Tekmessa es ist, die offenbar mehr in der Nähe geblieben ist, welche den Leichnam auffindet. Sophokles muß

also angenommen haben — in sofern dem Dichter überhaupt zugemuthet werden darf, über solche Dinge bestimmte Rechenschaft zu geben — daß Aias sich nicht so sehr weit von den Zelten entfernt habe; überdies kann die Bühne, die nach obiger Erörterung zur einen Hälfte ein Lager, zur andern eine Waldgegend vorstellte, in der idealen Raumerweiterung, welche das alte Drama sich gern und leicht gestattet, auch eine Gegend umfassen, die man sich von den Zelten in einer ziemlichen Entfernung denken darf. Es ist also auch für eine Scenen-Veränderung kein hinlänglicher Grund vorhanden. Daß nun der Chor den Leichnam des Aias nicht sogleich sieht, erklärt sich hinlänglich aus der Lage der Orchestra gegen die Bühne und der speciellen Einrichtung dieses Theils des Prosceniums; daß aber die Zuschauer den Selbstmord des Helden nur dunkel und unbestimmt gesehen hätten, nöthigt nichts anzunehmen, zumal bei dem nachgewiesenen Gebrauche des Theater-Schwerts. Wir möchten bei der ganzen Frage, in wie fern der Geschmack der Griechen solche Handlungen auf der Bühne gestattet, nicht von der etwas seicht gefaßten Vorschrift des Horaz ausgehen: **Ne pueros populo coram Medea trucidet**; es hat offenbar einen tieferen Grund, daß in der Regel überhaupt keine Scenen bedeutender körperlicher Exertion, keine Kämpfe, Kriegsthaten, Verwundungen, Mißhandlungen u. dgl. in der alten Tragödie vorkommen. Das tragische Drama, obgleich vom Handeln benannt, bleibt doch weit mehr ein Werk der Rede, als das neuere; und der Unterschied vom Epos liegt weit weniger in dem Gegensatze von Erzählung und That, als in der vollständigeren Entwickelung der Handlungen als Willensacte aus der menschlichen Seele und — was ursprünglich die Hauptsache war — in der Entwickelung der Wirkungen, welche die Handlungen auf das mitfühlende Gemüth hervor bringen. Die stumme Handlung, bei der diese Entwickelung aufhört und alle Rede unpassend wird, tritt daher in keinem antiken Drama auf die Bühne, wodurch viele Scenen Shakespeare'scher und Schiller'scher Tragödie absolut von der antiken ausgeschlossen sind: aber ein Aias in der Stimmung und Geistesverfassung, in der er von der Welt Abschied nimmt, um sich sogleich in das Schwert zu stürzen, ist ein vollkommen würdiges Süjet für eine Darstellung des reinsten tragischen Stiles, wenn auch dabei vor den Augen der Zuschauer Blut vergossen werden mußte.

Der Herausgeber nimmt nach dieser Bemerkung weiter keine Rücksicht mehr auf die scenische Darstellung; doch wollen wir, um die gegebenen Erörterungen zu einem kleinen Ganzen abzurunden

und einigen möglichen Schwierigkeiten vorzubeugen, die locale Einrichtung des Drama's bis zum Schlusse verfolgen. Aias Leichnam wird sehr bald, nachdem er gefunden, von der Tekmessa mit einem großen Gewande verhüllt, das sie sich selbst abnehmen muß, „weil kein Freund es vermöchte, das zur Nase empor geschnaubte und aus der Wunde strömende schwarze Blut anzuschauen" V. **915** (**896**) ff. Diese Verhüllung ist an sich nicht so motivirt, wie sonst solche Handlungen in der Poesie, zumal da doch Teukros sehr bald, V. **1003** (**978**), den Leichnam wieder zu enthüllen befiehlt. Offenbar hat diese Verhüllung einen scenischen Grund in der Oeconomie des Stückes; der Leichnam des Aias, das heißt der Schauspieler, der jetzt den todten Aias darzustellen hatte, mußte durchaus entfernt und durch eine leblose Figur ersetzt werden, nicht bloß, weil ein lebendiger Mensch schwerlich den Leichnam bis ans Ende des Stückes mit hinlänglicher Leichenhaftigkeit spielen konnte, sondern aus dem noch dringenderen Grunde, weil der als Aias gestorbene Schauspieler einige Minuten nach der Verhüllung als Teukros wieder auftreten muß. Denn nach der auf drei Schauspieler basirten Oeconomie der Sophokleischen Tragödie fallen in diesem Stücke dem Tritagonisten die dafür geeigneten Rollen des Agamemnon und Menelaos nebst der Athena im Prologe zu, dem Deuteragonisten Odysseus und wahrscheinlich Tekmessa, und der Protagonist muß nothwendig außer dem Aias den Teukros übernehmen, da Teukros, eben so wie Aias, mit zwei anderen redenden Personen zusammen auftritt; wobei noch zu bemerken ist, daß der Deuteragonist als Tekmessa V. **988** (**964**) abgeht, um den Knaben Eurysakes zu holen, und dafür V. **1169** (**1145**) ein Statist in der Maske der Tekmessa wieder kommt, da alle drei Schauspieler in der folgenden Scene andere Rollen haben. Es ist ein noch nicht erschöpfter Stoff der Forschung und bewundernden Betrachtung, mit welchem Geschick die alten Tragiker diese Beschränkungen ihrer Kunst — die auch nicht bloß zufällig waren, sondern im Wesen der antiken Tragödie ihren Grund hatten — zu beobachten und sich ihnen ohne Schaden höherer Kunstforderungen zu fügen gewußt haben. — So lange Aias Leichnam an der Stelle liegt, wo der Heros sich entleibt hatte, spielt das Stück an der einen Seite des Prosceniums, ziemlich entfernt von der Mitte. Man bemerkt aber, daß die Tragiker in der Regel die Mitte der Bühne behaupten und um diese ihre Personen symmetrisch gruppiren: daher auch Sophokles in diesem Stücke den Leichnam des Aias, um dessen Todtenehre sich der zweite Theil des Drama's dreht, dahin zu

bringen suchen muß. Er läßt daher den Teukros, vom Chore aufgefordert, schon Hand an die Bestattung legen; es ist anzunehmen, daß nach V. 1042 (1017) Teukros mit seinen Begleitern den Leichnam in die Gegend des Zeltes bringt, obwohl Menelaos gleich bei seinem Auftreten es zu hindern sucht. Daher, als Teukros mit dem unerwarteten Beistande des Odysseus die Bestattung des Bruders erstritten hat, unter den anderen Veranstaltungen, die zum Begräbniß gehören, eine Schaar von Männern nach Teukros Gebot den Waffenschmuck aus Aias Zelte holen soll; man sieht sie wahrscheinlich sogleich nach dem sich öffnenden Zelte abgehen und die vorbereitenden Veranstaltungen zu einem stattlichen Heroen-Begräbniß zum Vorschein kommen.

So viel über diese Seite der Erklärung, die indeß auf jeden Fall für den Herausgeber zu sehr Parergon war, als daß wir darnach das Verdienst des Commentars als solchen messen könnten. Wir wollen deßwegen noch einige einzelne schwierige Stellen, die meist mit der Kritik zusammen hängen, mit Bemerkungen begleiten, wobei wir uns um so kürzer fassen wollen, da in den meisten Stellen schon alle möglichen Auffassungsarten erschöpft und debattirt sind.

Ueber die erste Strophe, welche der Chor singt: *Ἦ ῥά σε Ταυροπόλα*, hat der Herausg. durch grammatische und mythologische Erörterungen großes Licht verbreitet; nur vermißt man etwas Geringfügiges, aber doch sehr Wesentliches, das Fragezeichen am Ende der Strophe. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Chor nicht sagen kann: „Traun, Artemis Tauropola hat dich gegen die Rinderheerden der Achäer getrieben, oder Enyalios durch nächtlichen Trug die Entziehung der Beute gerächt! — wenn derselbe Chor noch der Meinung ist, daß diese wahnsinnige That eine Erfindung der Atriden und des Odysseus sei, und eben mit dem Wunsche und der Hoffnung herbei kommt, um von seinem Fürsten die Widerlegung dieses Gerüchts zu hören. Auch findet der Ref., daß andere neuere Herausgeber, Hr. W. Dindorf und E. Wunder, das Fragezeichen gesetzt haben; dagegen Hr. Fr. Ellendt Lex. Sophocl. I, p. 748. die Stelle unter die Beispiele von *ἦ* confirmandi s. asseverandi vi dictum aufgenommen, was auch adsignificata consideratione rei indignae et vix exspectandae hier unmöglich ist. Die Partikelverbindung *ἦ ῥα* steht gerade so fragend, mit folgendem *ἦ*, bei Pindar Isthm. 6, 3.

Der feierliche Ton der Dorischen Harmonie geht in der Epode in eine mehr leidenschaftliche Bewegung über, die sich in den un-

20 *

rhythmischen, aber für die auszudrückende Stimmung vollkommen geeigneten Versmaßen kund thut. Wir bemerken dies wegen der Lesart von V. 197., welchen der Herausg. ἐχθρῶν δ' ὕβρις ὧδ' ἀτάρβηθ' schreibt: wobei vielleicht seine Kritik, wie auch sonst im Ganzen, das Metrische zu sehr bei Seite setzt. Vergleicht man aber die Metra der folgenden Verse: — —́ ⏑ ⏑ — —́ ⏑ — —́ — | — —́ — —́ — —́ — —́ ⏑ ⏑ — —́ — | ⏑ —́ ⏑ ⏑ — —́ —: so sieht man leicht, daß der Numerus von ὧδ' ἀτάρβητα dem Verse wesentlich ist. Es ist aber auch nicht ἀτάρβητος mit andern neueren Herausgebern zu schreiben, eine Lesart, die aus der Scheu vor dem am Ende dieser Gattung von Versen vollkommen rechtmäßigen Hiat entstanden ist.

Aus dem schon oben bei der Scenerie behandelten Kommos wählen wir nur eine Strophe zu einigen Bemerkungen aus, die Worte des Aias: Ἰὼ γένος ναΐας ἀρωγὸν τέχνας, ἅλιον ὃς ἐπέβας ἑλίσσων πλάταν, σέ τοι σέ τοι μόνον δέδορκα ποιμένων ἐπαρκέσοντ'. ἀλλά με συνδάϊξον. Der Herausgeber findet die Worte ἅλιον ὃς ἐπέβας κ. τ. λ. so schwierig, daß er äußert: Equidem fatebor, me neque ut his acquiescerem a me impetrare potuisse, neque aliud, quod plene perfecteque satisfaciat, expeditum habere. Die Erklärung, bei der er sich nicht beruhigen kann, ist die Brunckfche, wornach πλάτη für das Schiff stehen und Object beider Verba, ἐπιβῆναι und ἑλίσσειν, sein soll, wogegen allerdings Vieles oder vielmehr Alles spricht. Offenbar gehört ἑλίσσειν πλάταν ἅλιον zusammen, das Ruder durch das Meer schwingen, denn ἅλιον ist das locale Prädicat, welches nicht unmittelbar, sondern durch das Verbum mit seinem Nomen verbunden ist. Da nun also ἐπέβης für sich bleibt, so muß ἐπιβῆναι absolut für ἐπιβάτην γενέσθαι, ἐπιβατεῦσαι genommen werden, worin doch wohl für Sophokles Sprachgebrauch keine zu große Schwierigkeit liegt. In dem folgenden Verse kommt es in der That nicht mehr auf Erklärung an; daß auch die von Hrn. Lobeck ausgeführte, wonach das Particip des Futurums substantivisch stehen und ποιμένων, als allgemeine Bezeichnung des Fürsten Aias, davon abhängen soll, in grammatischer Hinsicht höchst bedenklich ist, verhehlt der vorsichtige und gewissenhafte Forscher selbst nicht. Was aber die bisherigen Verbesserungsvorschläge anlangt, so kann auch πημονὰν, welches Herr Wunder von Reiske angenommen hat, genauer besehen, nicht genügen; „ich sehe, daß du allein mir helfen werdest," ist ein schwacher, beinahe frostiger Ausdruck für die Stelle. Gewiß ist ein Infinitiv nöthig, der das bezeichnet, was

der Chor unmittelbar an den Tag legt; nach εὐμενεῖν, ζαμενεῖν, δυςμενέων darf man wohl πρευμενεῖν wagen.

Zu dem Anfange des ersten Stasimon wollen wir etwas zur Vertheidigung der von dem Herausg. fest gehaltenen Lesart der Handschrift: Ὦ κλεινὰ Σαλαμὶς, σὺ μέν που ναίεις ἁλίπλαγκτος εὐδαίμων hinzu fügen, zumal da sich bei Wunder wieder ἁλίπλακτος findet. Hr. G. R. R. Lobeck hatte selbst früher ἁλίπλακτος geschrieben, aber findet es jetzt glaublich, daß die Worte πλάζω, πλήγνυμι, πλήσσω eben so unter einander verwandt seien, wie im Deutschen schlagen und verschlagen, und meint, daß zwischen ἁλίπλαγκτος und θαλασσόπληκτος wohl kein Unterschied sein möge. Nun werden wir schwerlich die Verwandtschaft der beiden Wurzeln ΠΛΑΓ (πλήσσω) und ΠΛΑΓΓ (πλάζω) in Abrede stellen, aber es fällt schwer zu glauben, daß deswegen irgend ein Dichter, dem die Sprache noch nicht ein klingendes Spiel mit Worten war, die so scharf geschiedenen Bedeutungen geschlagen und verschlagen, hin und her geworfen, erschüttert werden, vermischt habe. Vielmehr muß der Grund in der Erscheinung der Brandung selbst gesucht werden, welche bekanntlich bei großer Heftigkeit den Schein hervor bringt, als schwanke die Küste hin und her. So hieß ein Berg in Megaris, der in den Krissäischen Meerbusen vorspringt, Aegiplanktos, der von den Wogen (αἶγες) umbrandete. Wäre man auf diese Bedeutung von πλάζεσθαι aufmerksam geworden, so würden auch die Plankten der Odyssee nicht bis auf diesen Tag in der Homerischen Geographie ihre Stelle als Irrfelsen behauptet haben. Allerdings nahmen sie die spätern Dichter und Mythologen, welche sie Symplegaden und Syndromaden nennen, als lebendige, durch Zusammenstoßen das hindurch fahrende Schiff zerschmetternde Felsen, aber Homer hätte unmöglich diese Eigenschaft, wenn er sie ihnen beilegte, mit Stillschweigen übergehen können. Er beschreibt in der bekannten Schilderung, Od. XII, 59—72., weder zwei Felsen, die eine Meerenge einschließen, sondern vielmehr eine Felsenküste — noch auch bewegungskräftige Felsen, sondern das Meer ist es, welches mit gewaltiger Fluth Alles an diese Felsenküste anschleudert und zertrümmert. „Allein die allgefeierte Argo, sagt der Dichter, schiffte unter den meerdurchschneidenden Schiffen daran vorbei, und auch die würde die Fluth schnell gegen die großen Felsen geworfen haben, wenn nicht Hera sie vorbei geleitet hätte." Wir verweilen noch etwas bei diesem Verse des Sophokles um einer Kleinigkeit willen, des Komma's, welches der Herausg. zwischen ἁλίπλαγκτος und

εὐδαίμων setzt. Doch liegt in dieser Kleinigkeit ein für das Verständniß und die poetische Auffassung der Stelle nicht unbedeutendes Moment. Wenn das Komma richtig steht, müssen die Begriffe *ἁλίπλαγκτος* und *εὐδαίμων* einander coordinirt sein und in gleicher Beziehung zum Substantiv stehen. „Du wohnst meerumbrandet, selig, für immer bei Allen gefeiert." Daß dies keinen richtigen Sinn gibt, leuchtet ein. Man sollte wohl genauer, als bisher geschehen, bei der Interpretation, und auch schon bei der Interpunction, Adjectiva-Attributa, die schon vorher in Gedanken mit dem Subject verbunden sind, Prädicate, die erst durch das Verbum verbunden werden, wozu die sogenannten adverbialen und proleptischen Adjectiv-Structuren gehören, und Apposita, die erst nach der innern Entwickelung des Satzes hinzu treten, von einander scheiden, und in jeder dieser drei Klassen wieder die Unterarten distinguiren. Hier ist *εὐδαίμων* nebst *περίφαντος* Hauptprädicat, durch das Verbum *ναίεις* mit dem Subject verbunden, und *ἁλίπλαγκτος* ein mit dem Verbum enger verschmolzenes locales Prädicat. „Du wohnst in der Meeresbrandung glückselig, ewig ruhmvoll." Die außerordentliche Fülle adjectivischer Bestimmungen in der Sprache des Sophokles, wie z. B. im Oedipus auf Col. 718: *ἁ δ' εὐήρετμος ἔκπαγλ' ἁλία χερσὶ παραπτομένα πλάτα θρώσκει, τῶν ἑκατομπόδων Νηρῄδων ἀκόλουθος* macht, daß oft alles Verständniß und alle Schönheit einer Stelle von solchen Distinctionen abhängt, z. B. hier des *εὐήρετμος* als Attributum, des Particips *χερσὶ παραπτομένα* (natürlich von *παράπτεσθαι*, nicht von *παραπέτεσθαι*, wie bei Hrn. Ellendt) als Theil des Prädicats, des *ἁλία* als localen Prädicats, des *ἀκόλουθος* als Appositum. „Das wohl aufgehängte Ruder springt, von den Händen ergriffen, in gewaltigem Schwunge durch das Meer, den hundertfüßigen Nereiden nacheifernd." Für dies zur Kenntniß der poetischen Diction so wichtige Kapitel genügen auch die neuerlich erschienenen grammatischen Studien über die Syntax des Adjectivs noch nicht. In der darauf folgenden Rede des Aias wollen wir die gelehrte Erklärung der Stelle: *κἀγὼ γάρ, ὃς τὰ δείν' ἐκαρτέρουν τότε, βαφῇ σίδηρος ὥς, ἐθηλύνθην στόμα πρὸς τῆσδε τῆς γυναικὸς* V. 650 (638) ff., hervor heben und noch zu unterstützen und näher zu begründen suchen. Völlig einleuchtend ist für den Rec., daß die Vergleichung *βαφῇ σίδηρος ὥς* zu dem *θηλύνεσθαι*, nicht zu dem *καρτερεῖν*, gehört; und daß Platon von derselben Sache redet, wenn er sagt (Staat III. p. 411 b.): „er erweichte das Zornmüthige wie Eisen und machte es aus einem unbrauchbaren, spröden Stoffe zu

einem brauchbaren.“ Diese Erweichung oder vielmehr Verringerung der natürlichen Sprödigkeit geschah durch Löschen des glühenden Eisens in Oel, wie mehrere Anführungen des Herausg. beweisen. Freilich erwähnt der Hauptgewährsmann, Plinius N. H. XXXIV, 14, 41. § 146, dies Verfahren nur bei kleinern Werkzeugen aus Eisen: tenuiora ferramenta oleo restingui mos est, ne aqua in fragilitatem durentur. Allein es muß ein ähnliches, nur weniger bekanntes Verfahren gegeben haben, wodurch das Eisen für das Treiben und Ciseliren (*τορεύειν*, caelare) geeignet gemacht wurde. Bei dem berühmten Hypokreteridion des Glaukos, welches sehr künstlich ciselirt war, wird in technischer Beziehung die Erweichung, *μάλαξις*, als Hauptsache hervor gehoben; sie war nach Plutarch de def. orac. 47. durch Feuer geschehen und mit der Eintauchung ins Wasser verbunden (*μάλαξιν διὰ πυρὸς καὶ ὕδατος βαφήν*), wovon man freilich eher das Gegentheil erwarten sollte. Zu Kibyra in Kleinasien hatte man nach Strabon XIII. p. 631 die eigene Kunst, das Eisen leicht zu ciseliren. Die *βάψις χαλκοῦ καὶ σιδήρου*, die aus Antiphon von Pollux, VII, 169. angeführt wird, ist dagegen die Kunst, dem Erz und Eisen beliebige Farben zu geben.

Es wird gewiß Hrn. G. R. R. Lobeck und anderen Philologen willkommen sein, die Stimme eines der wenigen Kenner der alten Technologie in unserer Zeit, Hrn. Hofr. Hausmann's, über diesen Gegenstand zu hören: „Wenn man dem Eisen durch Eintauchen in eine gewisse Flüssigkeit nach vorher gegangenem Glühen — denn dies ist dabei voraus zu setzen — einen veränderten Härtegrad ertheilte, so muß solches stahlartiges gewesen sein, weil reines, kohlenstoffleeres Stabeisen sich auf diese Weise nicht verändert. Daß bei den Eisendarstellungs-Processen der Alten mannigfaltige Abänderungen vom weichen Eisen bis zum Stahl erfolgen konnten, habe ich in meiner Abhandlung de arte ferri conficiendi vet. § 37. p. 42 gezeigt. Die Alten schrieben offenbar dem Wasser eine zu große Wirkung auf die Härtung des Stahls zu (Plin. XXXIV, 14. Justin XXIV, 4.), wenn es gleich wahr ist, daß weiches und hartes Wasser, Salze u. dgl., auf den Härtegrad Einfluß haben. Alle fettigen Substanzen, Oele, Talg, Wachs, Seife, geben eine schwächere Härtung als Wasser.“

Weit weniger können wir dem Herausg. auf seinem Wege der Erklärung bei der Stelle V. 674 (660) *δεινῶν τ᾽ ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε στένοντα πόντον* folgen. Wäre es wirklich denkbar, daß ein Dichter in irgend einer Sprache den Gedanken: Die Winde hören

auf und das Meer beruhigt sich, so ausdrücken durfte: „Das Wehen der furchtbaren Winde beruhigt den seufzenden Pontus"; auch wenn immer schon vorher von andern Dingen die Rede gewesen ist, die durch ihr Verschwinden einen andern Zustand herbei führen? Aber wie werden wir dann den Vers Virgils Aen. V, **763.**, den weder der Herausgeber noch auch Hr. Wunder vergleicht, verstehen: **placidi straverunt aequora venti,** der wieder auf Horaz Od. **1, 3, 15.** vom Notus: **tollere seu ponere vult freta** Licht verbreitet. Die Sache ist, daß wirklich ein gleichmäßiger Wind nach einem Sturme auf dem Meere die aufgeregte Fläche schneller ebnet, als eine Windstille. Freilich das Epitheton *δεινῶν* geht nicht auf das Wehen als beruhigend, sondern bezeichnet vielmehr die entgegengesetzte Natur desselben, die vorher gewaltet hatte: „das Wehen furchtbarer Winde ebnet dann auch wieder das noch unruhig bewegte Meer."

Zum Schlusse stimmen wir ganz mit dem Urtheile oder Gefühle des Herausg. überein, daß er sich die letzten, zur Abrundung der ganzen Tragödie nothwendigen, Worte des Teukros: *Αἴαντος, ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ*, nicht entreißen läßt, der grammatischen Schwierigkeit ungeachtet, die sich vielleicht weniger durch die von Andern vorgeschlagene künstliche Attraction, als durch ein Zeugma des Tempus beseitigen läßt, so daß aus *πονῶν* ein *πονήσας* oder *πονήσων* herausgenommen würde. „Jeder Freund komme, für den durchaus wackern Mann sich zu mühen, und für keinen bessern unter den Sterblichen jemals, als Aias war, damals, sag' ich, war, als er war."

***M. Tullii Ciceronis Oratio pro T. Annio Milone. Ad codicis olim Erfurtensis nunc Berolinensis exemplar lithographico opere quam accuratissime describendam curavit, annotationibus orthographicis et criticis atque compendiorum indice copiosissimo instruxit Guilelmus Freundius.* Breslau. 1839. VIII. und 46 Seiten in Quart, nebst 8 lithographirten Blättern in Folio.**

Herr Doctor Freund, dessen lateinisches Lexicon bei weiterer Ausbildung und Vervollkommnung einen wesentlichen Fortschritt der lateinischen Lexikographie herbeizuführen verspricht, bietet in diesem

Werkchen einen sehr schätzbaren Beitrag zur genaueren Kritik lateinischer Texte. Das allem Anschein nach sehr genaue und zuverlässige Facsimile der Blätter des berühmten Erfurter Codex, welche die Rede des Cicero für Milo enthalten, ist erstens auch nach Herrn Prof. Wunder's sorgfältiger Arbeit für den Ciceronischen Kritiker immer noch von Werth; zugleich aber ist dies Specimen eines trefflichen Codex für junge Philologen ganz geeignet, um daran einige nöthige Vorstudien für die Kritik lateinischer Schriftsteller überhaupt zu machen, geläufige Abkürzungen und die Orthographie von Handschriften kennen zu lernen, überhaupt sich selbst in die Diplomatik der classischen Literatur einzuführen, deren Versäumniß den Philologen jetzt selbst von Quellenforschern der mittelaltrigen Geschichte manchmal nicht ohne bestimmten Grund vorgeworfen wird.

Die **Annotationes** beziehen sich auf die Orthographie des Codex und der älteren Ciceronischen Handschriften überhaupt, und drehen sich meist um die Frage, in wiefern aus den Eigenthümlichkeiten derselben feste Regeln für die Rechtschreibung der Alten und des Cicero selbst und die damalige Gestalt der lateinischen Sprache zu gewinnen seien. Der Verfasser zeigt sich dabei geneigt, in vielen Fällen eine schwankende Gewohnheit anzunehmen, wo Andere eine feste Gesetzmäßigkeit wahrzunehmen geglaubt haben, und auf bloß äußere Manieren des Schreibens zu reduciren, wovon Andere den Grund in inneren Gesetzen der Sprache gesucht haben. So ist der Schluß seiner erstern Erörterung, daß der Genitiv der Nomina auf **ius** und **ium** von den besten Schriftstellern aller Zeiten bald mit dem doppelten **i** oder dem großen **I**), bald bloß mit einem **i**, ohne Beobachtung irgend einer Regel, geschrieben worden sei, eben so wie die neuern Italiener den Plural der Nomina auf **io** willkürlich auf **ii**, **j** oder **i** enden ließen. Bei den Accusativen auf **es** oder **is**, wo der Genitiv **ium** ist, begnügt sich der Verfasser mit der Bemerkung, daß in den besten Handschriften keineswegs, wie behauptet worden, die Schreibart auf **is** die durchgängige oder herrschende sei. In Beziehung auf die Lautverbindung **uu** oder **uo** ist der Verfasser der Meinung, daß die letztere Schreibart bloß aus der nahen Verwandtschaft der Laute **u** und **o** entstanden sei und in der Pronunciation keinen Grund gehabt habe, indem die alten Grammatiker versichern, daß, wenn man auch **servos** geschrieben, man doch **servvus** gesprochen habe.

Eben so glaubt er, durch die Handschriften die Lautverbindung **quu** von allem Anstoß befreien zu können und erklärt **aequom**,

aecum und aequum und reliquom, reliqnum mit reliqum, relicuum, relicum für gleichberechtigt. Noch heben wir hervor, daß er auch objicio für nicht weniger Ciceronisch hält, als obicio.

Nun halten wir zwar diese Zusammenstellung des Verf. für sehr dankenswerth, indem sie nachweist (wenn daran noch gezweifelt wurde), daß aus den Handschriften, auch den besten, die Orthographie des Cicero nicht auf constante Weise herzustellen sei. Wir möchten uns aber vielmehr wundern, daß noch so viel Alterthümliches in den Handschriften geblieben ist, bei der großen Umgestaltung, welche dieselben durch die bessernde Hand späterer Grammatiker und Abschreiber erhalten haben. Und nicht in der Rechtschreibung allein: auch von der Grammatik muß man sich wohl überzeugen, wie weit darin unsre Exemplare von Cicero's Handschrift entfernt sind, wenn doch Varro in den letzten Jahren Cicero's als die gebräuchliche Form im Accusativ Pluralis gentis, aber mentes (VIII. § 67) angibt, (welche Feinheit aus unseren Handschriften schwerlich herzustellen sein wird), und wenn aus Cicero Orat. 47, 157 erhellt, daß er siet neben sit als gleichberechtigt gebrauchte. In solchen Fällen kann ein Editor, der seine Ausgabe nicht für die Schulen bestimmt hat, nicht anders verfahren, als daß er von der echten geschichtlichen Form des Schriftwerks so viel herstellt, als die Quellen und Zeugnisse ihm irgend gestatten. Denn strenge Consequenz wäre freilich in diesen Dingen, besonders bei dem damaligen Entwickelungsgange der lateinischen Sprache, der schon mehr durch mit einander streitende Theorieen, als durch die natürlichen Antriebe des Sprachgeistes geleitet wurde, das Allerinconsequenteste.

Darin aber müssen wir dem Verfasser direct widersprechen, daß er die Schreibarten ecus, volsus, adicit für willkürliche Manieren des Schreibers hält, die zu keiner Zeit mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit geherrscht hätten. Die innere Verwandtschaft der angegebenen Fälle weist schon auf ein gemeinsames Gesetz oder lieber auf eine Neigung des sprechenden Volks hin, gewissen Lautverbindungen, die den Organen nicht bequem oder gefällig erscheinen, auszuweichen. Die unmittelbare Wiederholung desselben Vocals in zwei auf einander folgenden Silben muß einem lateinischen Munde und Ohre von jeher etwas unangenehmes gehabt haben. Daß aa, oo nicht aufeinander folgen, dafür hat die Sprache schon auf andere Weise gesorgt, dem eë entgeht sie in mee und dee durch mi und deus, in eens, eentis durch iens und euntis, und zu Redensarten wie aurée Sol war geringe Versuchung; viel häufiger aber mußten ii und uu in der

Sprache zusammen treffen. Hier konnte nun einer von beiden Lauten auch consonantische Natur annehmen und beide in eine Silbe verschmelzen, woraus die Gruppen vu, uv, ji, ij entstehen. Mit vu aber war quu sehr verwandter Natur. Nimmt man nun alle Erscheinungen zusammen, die hieher gehören: so sieht man, daß die Sprache sich gegen alle diese Verbindungen nicht gleichgiltig verhielt, aber mit verschiedener Kraft des Widerstandes die eine durchgreifender, die andere mehr nach Laune zurückstieß. Von den beiderseitig vocalischen Verbindungen wurde ii gern in i contrahirt, uu in älterer Zeit oft in uo verwandelt; von den halb consonantischen aber vu durch vo oder Auslassung eines u, und quu durch quo oder cu, eine geraume Zeit standhaft vermieden; uv früher durch Veränderung in ov, dann sehr oft durch Contraction, wenn auch nicht immer, entfernt, ji häufig durch Anstoßung des j beseitigt; ij kommt wol nur in Compositionen vor. Alle diese Fälle vollständig zu belegen ist in dieser Anzeige nicht möglich; wir brauchen aber auch den in der Geschichte der lateinischen Sprache wohl bewanderten Verfasser nur durch einzelne Andeutungen daran zu erinnern, was alles hieher gehört. Erstens in Betreff des ii die bekannten Genitive, in denen die Contraction wenigstens bis auf August die Regel war. (Daß der Plural nicht derselben Richtung folgte, hat wohl darin seinen Grund, daß das pluralische i, welches so lange oe hieß, voller, mehr nach Art des ei, ausgesprochen wurde). Dann nicht bloß audisti, sondern auch audit als Perfect, durchherrschend z. B. in den zahlreichen Inschriften am Memnon. Auch müßten parietes, societas sonst pariites, sociitas lauten. Ferner ji nie am Anfang eines Wortes, dann ădicit, rĕicit bei den Dichtern häufig, und nach Servius in Aen. IV. S. 49 bei Virgil selbst da, wo die erste Silbe lang sein muß, nicht objicit, sondern obicit, durch quantitative Compensation des ausgefallenen j; daher auch Riegel nur obices, nicht objices heißen, und von ajo nur ais, ait, nicht ajis, ajit gebildet wird. Ferner in Bezug auf uu perpetuom in den Decreta Pisana, arduos noch bei Virgil in guten Handschriften — in Zeiten, wo das uralte os und om sonst nicht mehr für us und um steht. Bei weitem regelmäßiger aber volnus, servos, divos noch in Claudius Zeit herrschend; dagegen ein u ausgelassen in boum und den Perfecten favi, cavi, movi (wie auch langui und liqui); während die Analogie dieser Verba favui, cavui u. s. w. verlangte. Anders hat die Sprache sich in efferbui geholfen. Daher auch lingula für linguula, ungulus für unguulus, und wieder auf andere Weise

clavola oder **clabula** für **clavula**. Ferner bleibt **uv** zwar in **uva, pluvia**, aber älter war **perplovere**, so wie von der Wurzel **FVV fovi**, woraus nie **fuvi**, sondern contrahirt **fūi** gemacht wurde, wie **plūi, lūi, annūi, erūi** bei den Aeltern; hernach erst trat nach der Weise der lateinischen Sprache die Verkürzung des **u** ein. Eben so ist zwar **juvenis** geblieben, aber **Juvis** in **Jovis** verwandelt worden. Wie fremd die Lautverbindung **quu** lange der lateinischen Sprache war, zeigt vollkommen deutlich die Declination und Derivation des Relativums, die nur **quojus** und **cujus, quor** und **cur**, nicht **quujus** und **quur**, u. s. w. kennt; selbst **ubi, unde**, neben **ali—cubi, ali—cunde**, war nur eine überaus resolute Art, das unaussprechliche **quubi, quunde** zu umgehen. Ebenso zeigt es die Conjugation von **loquor** und **sequor**, da **sequuntur** und **loquuntur** mit nicht mehr Recht geschrieben wird als **sequutus** und **loquutus**; desgleichen **secus** für **sequus**, wie der Comparativ **sequius** zeigt. Wenn hier die Form **sequus** mit dem **quu** ganz verschwunden ist und dagegen bei **equus, aequus** u. s. w. sich in Erinnerung erhalten hat, liegt der Grund allein darin, daß die übrigen Casus, in denen kein **u** auf **qu** folgt, **equi, equo**, stets wieder auf jene Form als die ursprüngliche zurückwiesen. Wäre **arquus** in der zweiten Declination geblieben, so würde sich auch hier das **qu** noch erhalten haben, wie in dem alten **arqui** und **arquites**; dadurch, daß es der vierten ganz anheim fiel, welche das **u** in allen Endungen durchführen mußte, ist **arcus** in der Sprache fest geworden. **Relicuus** muß von Worten wie **aequus** aus dem Grunde getrennt werden, weil hier eigentlich die volle Form **reliquuus** heißen müßte, da an die Wurzel **LIQV** die Derivationsform **uus** angefügt wird, nach der Analogie aller Composita von consonantisch schließenden Verbalwurzeln, die ein kurzes **i** oder **e** enthalten, mit den Präpositionen (außer **prod** und **indu**), wie Lachmann im Rheinischen Museum für Philologie, Jahrgang **VI.** S. **121**, treffend bemerkt hat. Hier war durch die Verwandlung des einen **u** in **o**, woraus **reliquuom** entstanden wäre, dem Uebelstand noch nicht abgeholfen; darum erscheint **relicuum** oder **relicuom** als die regelmäßige Form für die ältere Zeit.

Daß diese Erscheinungen, die so tief in Grammatik und Wortbildung eingreifen, sich nicht auf eine Grille des Schreibens zurückführen lassen, wird uns der Verfasser gewiß beim Ueberblick der ganzen Reihe zugeben und nach seiner Aeußerung S. **16** wohl nur noch auf Beantwortung der Frage dringen, in wiefern denn diese Lautverbindungen, namentlich **vu**, den Römischen Organen Schwierig-

keit gemacht haben können. Freilich, wie wir das Römische v aussprechen, mit bedeutender Hilfe der Zähne, verträgt es sich mit einem vocalischen u sehr wohl; behandelt man es aber, wie es das ganze System der lateinischen Buchstaben verlangt, als reine Lippen-Aspirate, als ein aspirirtes u, so wird man die Schwierigkeit bald wahrnehmen. Um ihr abzuhelfen, muß man u wenigstens dem o sehr annähern, und ein solcher Mittellaut wurde allerdings noch in Quinctilians Zeit gesprochen (neutro sane modo vox, quam sentimus, efficitur, Inst. I, 7.), während früher wohl das o entschieden vortönte; denn ganz ohne innern Grund werden Quinctilian's Zeitgenossen wohl nicht servus zu schreiben angefangen haben, da ihre Lehrer (nostri praeceptores) noch servos schrieben: in späterer Zeit mag man sich dann durch eine unklare und nachlässige Pronunciation über die Schwierigkeit hinweggesetzt oder das v ähnlich, wie wir thun, geschärft haben, so daß die späteren Grammatiker freilich equos nur als eine aus älterer Zeit überlieferte Schreibart kennen, die für sie gar keine Bedeutung mehr hatte.

IV.

Zur Grammatik und Lexicographie der Sprachen des classischen Alterthums.

Recensionen und Abhandlungen.

Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. *Thesaurus Graecae linguae, ab Henr. Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Carolus Benedictus Hase, Instituti Regiae Franciae socius etc., G. R. Lud. de Sinner, Ph. Dr. et Theobaldus Fix, secundum conspectum ab Academia R. Inscriptionum et Hum. Litt. die* **29.** *Maii* **1829** *approbatum. Vol. I.* **Paris. 1831. Erste Lieferung. IV S. Vorrede, 326 Columnen Text, bis zum Worte** ἅγιος.

Alle Ehre den trefflichen Gelehrten und den unternehmenden Buchhändlern, welche in so bedenklicher Zeit ein so weit aussehendes und großartiges Unternehmen auf eine so preiswürdige Weise begonnen haben. Gleich beim ersten Anblick gefällt die Weiße des Papiers und die Schärfe des Druckes, den wir geschmackvoller eingerichtet finden als in der Englischen Ausgabe; und man darf nur einige Blätter durchgehen, um gewahr zu werden, wie viel dieser neue Stephanus der Gelehrsamkeit von Herrn Professor Hase, dem hier die beste Gelegenheit geboten wird, seine reichen Sammlungen aus den Schriftstellern der sinkenden Gräcität auszuschütten, und dem sorgfältigen Fleiße der Herren von Sinner und Fix, so wie ihrer Belesenheit in den Schriften der neuern Philologen verdanke. Während in der Englischen, bei Valpy erschienenen und hauptsächlich von Barker und Dibdin besorgten Ausgabe das verschiedenartigste Material meist ganz ohne Sichtung und Verarbeitung übereinander geschüttet vorlag, haben die neuen Herausgeber sich nicht bloß Vermehrung des Stoffs — obgleich auch in dieser Hinsicht viel geschehen und der Wörtervorrath besonders aus kirchlichen und grammatischen Schriften sehr bereichert worden ist — sondern auch

Beschränkung der überströmenden Fülle oft sehr unwichtiger Notizen, welche besonders in dem unverhältnißmäßig bevorzugten Ἄλφα der Englischen Ausgabe Noth that, sie haben sich endlich besonders eine strengere, mehr methodische und gleichförmige Bearbeitung des Ganzen angelegen sein lassen, auch durch größere Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen, namentlich durch eine höchst mühsame und verdienstliche Revision der Citate, die Brauchbarkeit dieses Thesaurus bedeutend erhöht. Da indeß für die weitere Auseinandersetzung dieser Vorzüge noch immer bei allen folgenden Lieferungen Zeit bleibt, dagegen Stimmen, welche in diesem und jenem Puncte den eingeschlagenen Weg nicht völlig billigen, um der Sache willen möglichst bald laut werden müssen, und es an solchen bei der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens natürlich nicht fehlen kann: so wollen wir diese Stelle benutzen, um einige Wünsche und Bemerkungen dieser Art auszusprechen.

Für einen Wunsch freilich und gerade den wichtigsten dürfen wir keine Gewährung mehr hoffen; indessen müssen wir es doch aussprechen, daß wir in diesem neuesten Stephanus die alphabetische Ordnung nur ungern an die Stelle der etymologischen treten sehen. Für ein Handwörterbuch, wo es darauf ankömmt, Schülern die Präparation nicht zu erschweren, ist unstreitig die erstere Ordnung die zweckmäßigere, auch können hier die bloß von alten Lexicographen erwähnten Wörter, welche doch so oft unumgänglich nöthig sind, um die Geschichte der geläufigeren Bildungen aufzuklären, eigentlich keine Stelle finden; ein dem Dienste der Wissenschaft geweihtes Werk dagegen wie dieses, welches den gesammten Sprachschatz zusammenfassen und in guter Ordnung vorlegen will, muß die kleine Unbequemlichkeit eines zweimaligen Nachschlagens in manchen Fällen den großen Vortheilen nachsetzen, welche die Vereinigung aller Wörter eines Stammes für die feine und richtige Auffassung der Grundbedeutung der Wurzel und dadurch auch der abgeleiteten Wörter gewährt. Wenn Stephanus etymologische Ordnung unvollkommen war: so kann gewiß in unsern Tagen durch eine mehr historische Auffassung der Sprache und mit Hilfe einer methodischen Sprachvergleichung (welche besonders dazu hilft, die Griechischen Wurzeln in möglichst vollständiger, unzerstörter Gestalt aufzufassen) ungleich mehr darin geleistet werden; und wenn die etymologische Ordnung in Damm's Homerischem Lexicon völlig phantastisch und aus der Luft gegriffen war, so ist schon bemerkt worden, daß man bei dem historisch Nachweislichen stehen bleiben und sich auch hüten müsse,

die Stämme auf allzu einfache Wurzeln zurückführen zu wollen. Man wird dann freilich nicht mit dem Recensenten des Stephanus im **Quarterly Review** diesen Lexicographen tadeln, daß er nicht auch *αἴξ*, *ἀΐσσω*, *ἀείρω* unter *ἄω* gebracht, da im Griechischen die Wurzeln *ΑΙΓ* oder *ΑΙΚ*, *ΑΕΡ*, mit *FA* (*Fάω*) in keiner nachweislichen Berührung stehen, und wird auch wohl nicht einmal mit Hermann *τήκειν* und *τέγγειν* in ein Fach werfen wollen. Alles willkürliche Ab- und Zuthun von wurzelhaften Consonanten, und auf der andern Seite alles Indifferenziren präciser Begriffe, wodurch sie sich in vage Vorstellungen verflüchtigen, wird als eine gefährliche Klippe vermieden werden müssen. Daß ein vollkommen sicheres Verfahren in allen Punkten zur Zeit noch nicht möglich sei, muß allerdings zugegeben werden, aber es wäre doch ein Fortschritt zum Bessern gewesen, wenn die Stephanische Ordnung, nach gründlicher und methodischer Forschung, an einer bedeutenden Anzahl von Stellen verbessert worden wäre, was in der That schon jetzt geschehen konnte. Die Herausgeber wollen freilich am Schlusse ein etymologisch geordnetes Register geben, an welches sich wahrscheinlich auch die von Herrn Eugen Burnouf versprochene Vergleichung der Griechischen Wurzeln mit den Sanskritischen und Zendischen anschließen wird; aber sie verzichten durch dieses Verschieben der etymologischen Uebersicht auf die Vortheile, welche sie bei der Arbeit selbst gewähren konnte, namentlich auf manche lichtvolle Blicke in die Grundbedeutung der Wörter. Wie manches Wort stellt sich, unter die rechte Wurzel gebracht, schnell und leicht in seinem eigenthümlichen Sinne dar und erhält erst dadurch das rechte Licht, dessen es in der alphabetischen Stellung entbehrt, namentlich wenn gar nicht auf die richtige Etymologie hingewiesen wird. So ist z. B. bei *ἀβληχρὸς* zwar Buttmann im Lexilogus Th. II. S. 262 angeführt, aber man wünschte doch auch mit einigen Worten angegeben zu finden, daß die Wurzel dieselbe wie in *βλάξ* sei und dies *ΒΛΑΚ* aus *ΜΛΑΚ* durch Zusammenziehung und eine ganz regelmäßige euphonische Veränderung entstanden sei worauf dann „schlaff, ohne Kraft zum Widerstande" bestimmter als Grundbedeutung angegeben werden konnte. Das *α* konnte dann gleich auf S. 14 zu den Beispielen des *α* euphonicum hinzugefügt werden. Warum *ἀβακὴς* stumm, aber zugleich vom Gemüthe gebraucht sanft und still bedeutet, wird erst deutlich, wenn als Grundbedeutung von *βάζω*, *ΒΑΚ*, ein heftiges, lautes, affectvolles Sprechen aufgestellt wird, wie theils aus den Homerischen Stellen, theils aus andern Zweigen dieses Stammes:

βαβάκτης, Schreier, *Βάκις*, ein prophetischer Sprecher, bestimmt hervorgeht. Wir würden uns aber sehr hüten, daran sogleich *Βάκχος* oder gar *Ἴακχος* zu knüpfen; und jenes *βάζω* mit *φράζω*, *ΦΡΑΔ*, und *φάσκω* (*ΦΑ*) in verwandtschaftliche Verbindung bringen zu wollen, wäre ein Beispiel jenes falschen Indifferenziirens des Charakteristischen in den Wortstämmen.

Das über *Βακις* Gesagte führt uns auf eine andere Bemerkung allgemeiner Natur. Die neuen Bearbeiter des Stephanus haben gewiß sehr Recht daran gethan, wozu auch Lobeck und Passow gerathen hatten, die Eigennamen in diesen Wörterschatz aufzunehmen, und ein ungenannter Mitarbeiter, Herr M., hat sich um diesen Theil der Arbeit besondere Verdienste erworben. Theils sind die Eigennamen als Wörter derselben Sprache schon für die Lehre von den Lautverbindungen wichtig; dann sind die Localnamen nebst den mythischen Personen-Namen zum großen Theil die nachweislich ältesten Sprachdenkmäler, und selbst die Frage, in wiefern die Pelasger Griechisch redeten, kann mit daraus entschieden werden; die historischen Personen-Namen aber sind bei der freien Namengebung der Griechen fast immer bedeutungsvoll und geben von dem poetischen Naturel der Griechen Zeugniß, wie die Römischen dagegen bei dem Mangel dieses Sinnes und Geistes unlebendig und gleichsam erstarrt erscheinen; viele sonst verlorne Wurzeln, so wie selten gewordene Ableitungs- und Compositions-Formen, lassen sich noch in Eigennamen nachweisen, wie auch die alte poetische Composition von Verben mit einem Nomen durch die Silbe *σι* (*Ἀγησίλαος* u. dgl.) in den Personen-Namen und Spott-Namen sich am längsten im Gebrauch erhielt. Zu diesem Zwecke, der Vervollständigung unserer Sprachkunde durch die Eigennamen, wird es nur nöthig sein, bei jedem Namen den Volkstamm, dem er angehört, die Art der Sprache, in der er vorkömmt, und so viel von dem Local und den Personen aufgezeichnet zu finden, als zur Auffindung der Bildung des Namens nöthig ist. Aber weiter darf auch der umfassendste **Thesaurus graecae linguae** nicht gehen, und wenn in dem vorliegenden z. B. unter *Ἄβαρις* die Veränderungen der Fabel von diesem Hyperboreischen Wundermanne nachgewiesen werden: so wissen wir nicht, wo darnach die Gränze der Lexicographie gegen die sogenannten realen Disciplinen zu ziehen sein wird. Dagegen konnte bei der Einreihung der **nomina propria** noch mehr auf Vollständigkeit gesehen werden, namentlich in Local-Namen, die sich allein aus Stephanos von Byzanz sehr vermehren lassen. Daß viele barbarische Personen- und

Orts-Benennungen fehlen, wollen wir nicht tadeln, da streng genommen alles Unhellenische auszuschließen war: aber man vermißt auch manchen Griechen-Namen, der ein sprachliches Interesse gewährt, wovon wir hernach einige Beispiele geben werden.

Wir fügen noch einige Bemerkungen bei, welche einzelne Artikel betreffen. Gleich der Buchstabe *A* ist mit besonderer Sorgfalt und Gelehrsamkeit behandelt; die geschmackvolle Vignette, wodurch das Initial-*A* verziert wird, gibt zugleich eine Uebersicht der Formen des Buchstabens, welche indeß noch besser gewählt und richtiger geordnet sein könnten. Bei den Bemerkungen von Stephanus über den Namen des Buchstaben forderten die Angaben eine Berichtigung, daß Kappa von Manchen in Koppa, Sigma in San verändert worden sei; bekanntlich sind dies ursprünglich die Namen ganz verschiedener Buchstaben (Kaph und Kuph, Samech und Schin), obgleich allerdings die letzten beiden Benennungen, San und Sigma, ihre gesonderte Bedeutung verloren und bei verschiedenen Stämmen sich als Bezeichnung desselben Buchstabens in Gebrauch erhalten hatten. Unter der Ueberschrift „quos usus habeat *α* praefixum vocabulis“ hat man eine reiche Sammlung über das *α στερητικὸν, ἐπιτατικὸν, ἀθροιστικὸν* und *πλεοναστικόν* (welches besser euphonicum zu nennen ist). Das *ἐπιτατικὸν* wird von Sinner nach Buttmann auf wenige Worte eingeschränkt, von Fix mit Anführung von Nitzsch ad Odyss. I. v. 20. Dissen ad Pind. Nem. 6, 46. überhaupt bezweifelt, was wir auch für richtig halten, obgleich L. Döderlein in einer sorgfältig geschriebenen commentatio de *ἄλφα* intensivo, Erlangae, 1830 es noch für eine Anzahl Worte festhält, die nach anderer Ansicht unter das *α στερητικὸν* (dahin gehört *ἄμοτον*, immotum, unablässig), *ἀθροιστικὸν* (wohin Ref. *ἄσκιος* rechnen möchte) und euphonicum zu vertheilen sein würden. Dem *α* euphonicum wird dagegen eine weit größere Breite einzuräumen und die Beispiele, welche S. 14 gegeben, leicht zu vervierfachen sein, ohne daß man deswegen fürchten darf, in eine von aller Analogie losgebundene Willkür zu verfallen. Wenigstens läßt es sich nachweisen, daß erstens gewisse Consonantenverbindungen (besonders *σκ, σπ, στ*, auch *βλ, βρ, πλ*), dann die liquidae (vornehmlich *μ* und *ρ*), unter den mutis aber bisweilen die K-Laute, diesen Vorschlag eines *α* zur Unterstützung der Aussprache zuzogen. Oft wird dieser Vorschlag durch den Wechsel der Formen und die nachweisliche Ableitung des Wortes innerhalb der Griechischen Sprache erkannt; oft zeigt aber nur die Vergleichung der Sprachen, daß derselbe Trieb auch schon in

den Wurzeln der Griechischen Sprache thätig gewesen sei, wie man in ἀνήρ, in ἀστήρ, das α auf solche Weise als eine euphonische Anakruse erkennt, die sich der Geist der Griechischen Sprache schon in der frühesten Zeit gebildet hat. Wir können uns an dieser Stelle um so weniger in diese Untersuchung vertiefen, da mit dem vorgeschobenen α sogleich das ε und ο in derselben Qualität zusammengenommen werden müssen, und machen nur noch darauf aufmerksam, daß wohl in keinem sichern Beispiel das ι und υ (die Grenzpunkte in der Vocalreihe), sondern immer nur das α mit seinen Nachbaren ε und ο zu solchem Dienste verwandt wurde.

Unter ἀβακής wird von Stephanus ein Fragment der Sappho angeführt, wobei die neuen Herausgeber auf Gaisford verweisen, während auf Neue Sapphonis fragmenta n. 29 hinzuweisen war, wo auch die echte Lesart: ἀβάκην τὰν φρέν' ἔχω, ihre Rechtfertigung findet. Bei ἀβολῆτις oder ἀβόλητις war zu bemerken, daß diese Form im streng Dorischen und Böotischen Dialect völlig richtig ist und keiner Emendation bedarf. Bei ἀγάλακτες, collactanei, ist hinzuzufügen, daß dies Wort offenbar auch einen politischen Sinn hatte und ebenso wie ὁμογάλακτες s. v. a. γεννῆται, gentiles, bedeutete. Denn wie das γένος als eine Gemeinschaft für den Gottesdienst definirt wird: so heißen ἀγάλακτες bei Suidas οἱ ἱερείων (wohl ἱερῶν) κοινωνοί. Ἀγαῖος finden wir nicht als Eigennamen eines Argivischen Herakliden angegeben, wie es bei Strabon VIII p. 389 d. vergl. Skymnos Chios V. 532 sich findet. Auch Ἀγαθοκλῆς fehlt, so wie Ἀγαθόπους, der sehr bezeichnende Name des Olympischen Stadioniken von Olymp. 238. 239. So wird wohl noch manches nomen proprium nachzutragen sein. Ἀγαλμοειδής ist ein sehr zweifelhaftes Wort, da in dem Fragmente des Eurytos mit Wahrscheinlichkeit ἀγλαομειδὲς Ἔρως emendirt worden ist. Unter Ἀγασίας ist auch hier der Fehler begangen, daß dieser Künstlername für die Dorische Form von Ἡγησίας erklärt wird, aber wie käme ein Ephesier zu einem Dorischen Namen. Vielmehr ist die Wurzel hier wie in ἀγάσιος die von ἄγαμαι. Ἀγερσικυβελίστης, welches Herr Fix als einen neuen Zuwachs anführt, wird wohl wieder zu streichen sein; es ist gewiß nur aus einem Irrthum für ἀγερσικύβηλις entstanden; auch wäre die Bildung schwerlich die richtige. Ἀγησιπολία ist als Beiname der Pallas von einer Gemme hinzuzufügen, welche Leake in dem Werk über Morea beschrieben hat, T. II. p. 80.

Lehre von den Partikeln der Griechischen Sprache von Johann Adam Hartung, Gymnasialprofessor zu Erlangen. Erster Theil. Erlangen. 1832. XIV. u. 504 S.

Die Partikeln der Griechischen Sprache sind in neueren Zeiten mit gleichem Eifer von Lexicographen, namentlich von Passow (dem trefflichen, für die Ausführung seiner Pläne viel zu früh dahingeschiedenen Forscher), wie von den Grammatikern behandelt worden. Auch haben sie, nächst den grammatischen Formen selbst, am meisten Bedeutung für die Grammatik, da sie, obgleich ursprünglich zum größten Theil von materiellem Inhalt, allmälig immer mehr eine formale Natur angenommen haben, Exponenten von Satzverhältnissen, oder auch Ausdrücke für den Ton, in welchem man den ganzen Satz zu nehmen hat, geworden sind und daher mit der grammatischen Natur der Sätze selbst in der engsten Verbindung stehen, so daß ihr Gebrauch zum Theil, wie besonders bei ἄν der Fall ist, nicht erörtert werden kann, ohne ein bedeutendes Stück der Syntax mitzunehmen. Die Behandlung derselben ist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, indem sie eben wegen ihres leichten und flüchtigen Wesens weniger mit Händen zu greifen sind als andere Redetheile und der Sinn derselben oft nur von dem erkannt werden kann, der den Gedanken des Schriftstellers sich in allen Nüancen angeeignet und mit angespanntem Geiste bis auf den Punkt verfolgt hat, wo die Partikel eintritt; daher auch der Sinn mancher Partikel weniger durch, immerhin zahlreiche, Beweisstellen erwiesen, als bei aufmerksamem und in den Gedankenzusammenhang eindringendem Lesen der Schriftsteller allmälig errathen und alsdann durch immer erneuerte Vergleichung mit andern Stellen vergewissert werden kann; so daß am Ende auch bei der Darlegung der Bedeutung der Partikeln kein anderer Weg möglich ist, als daß man den Sinn derselben in möglichster Präcision angibt und einen Jeden selbst zur Prüfung der Richtigkeit der Angabe bei der Lesung der Schriftsteller auffordert. Eben dies wenig materielle und handgreifliche Wesen der Partikeln macht auch, daß sie in verschiedenen Perioden der Sprachbildung und in den verschiedenen Arten poetischer und prosaischer Rede mehr Verschiedenheiten zeigen als irgend eine andere Wörterklasse; wie denn z. B. zwischen Homer und der Attischen Prosa die Partikeln κὲ, ἠδὲ nebst ἰδὲ, ϑὴν, ὄφρα, εὖτε und ἠὖτε, ἦμος und τῆμος ganz verschwunden, τὲ und πὲρ aber nur in viel eingeschränkterem Kreise im Gebrauch geblieben sind und ἄρα, δὴ und andere in ihrer Bedeutung

wesentliche Veränderungen erlitten haben. Verlangt man aber für die Geschichte einer Partikel, wie es allerdings höchst wünschenswerth ist, daß sie an eine Wurzel von einer bestimmten Grundbedeutung angeknüpft werde, was, ohne zugleich die gesammte Familie der Indo-Germanischen Sprachen in Betracht zu ziehen, unausführbar ist: so wächst die Schwierigkeit dadurch, daß eben die Partikeln, theils vielleicht durch ursprüngliche Einfachheit, theils durch die, so flüchtig gesprochene Worte am meisten angreifende, Abschleifung oft auf sehr wenige Elemente reducirt sind, deren ursprüngliche Identität mit andern Sprachen viel weniger mit Sicherheit auszumitteln ist, als es bei schärfer characterisirten Wurzeln der Fall ist; und man geräth in Gefahr, mit einzelnen Lauten etymologisiren zu müssen, was, schon nach einfacher Berechnung der Probabilität, als eine höchst mißliche Sache erscheint.

Wenn alle diese Umstände dazu anregten, den Griechischen Partikeln eine besondere Bearbeitung zuzuwenden: so erklären sie auch, daß diese Bearbeitung noch nicht darauf rechnen darf, sogleich allgemeine Beistimmung zu erhalten; und der Ref. selbst, welcher der Richtung der Sprachstudien des Vfs. mit dem höchsten Interesse folgt und sich auch im Einzelnen durch das Buch vielfach belehrt findet, hat sich doch über mehrere Haupt-Partikeln ganz andere Vorstellungen gebildet, die er gegen die vom Vf. dargelegten und mit den Schätzen sorgfältiger Lectüre unterstützten noch nicht aufgeben, sondern hie und da zur Vergleichung daneben stellen will.

Das vorliegende Werk zerfällt in folgende Abschnitte. Einleitung Kap. 1. Ueber die Bedeutung der Partikeln. Kap. 2. Ueber die Abstammung und Bildung der Partikeln. Abschnitt I. Die copulativen Partikeln *τέ*, *καί*. II. Ueber die anreihende und gegenüberstellende Conjunction *δὲ* und die Verbindungen, welche dieselbe mit andern Partikeln eingeht. (Dabei über *αὖ*, als Vorbereitung zu *δὲ*, über *οὔτε*, *οὐδὲ*, *καὶ οὐκ* und *μήτε*, *μηδὲ*, *καὶ μή*.) III. Die Partikel *δὴ* mit ihren Sippen (*ἤδη*, *δῆτα*, auch *θήν*, *θεν*, *θε*, *δαί*, *δεῦτε*). IV. Die auctiven Partikeln *πὲρ*, *γέ*. V. Die Partikel *ἄρα*, mit ihren Sippen (*ἆρα*, *γὰρ*, nebst einem Anhange über nam, nempe, enim).

Aus der Einleitung führen wir nur an, daß der Verf., sehr zweckmäßig, die Partikeln in solche eintheilt, welche von Pronominibus herkommen, pronominale Adverbia sind, und in solche, welche eine andere Wurzel haben. Bei jenen ist die Wurzel ihrer Bedeutung nach ohne materiellen Inhalt, die nähere Bestimmung erwächst

durch die grammatische Form; bei diesen liegt dagegen diese Bestimmtheit in der Wurzel (z. B. in τότε bedeutet die Wurzel bloß die Demonstration, das Hinweisen auf ein in Gedanken Gegenwärtiges; das: zu (der) Zeit, liegt in der Ableitung; in πρὶν aber liegt das „vorher," die Angabe des Zeitverhältnisses, in der Wurzel). Die pronominalen Conjunctionen nennt der Verf. Correlativa, die nicht pronominalen Corresponsiva; beide theilen sich in hin- und rückdeutende, jene in Demonstrativa und Relativa, diese in Präparativa und Responsiva. In Bezug auf die Ableitung der Partikeln bestreitet der Verf. das Verfahren, welches alle Präpositionen und die meisten Conjunctionen auf einige wenige Pronominalstämme zurückführen will, (bei welchem Verfahren auch der vorher gerügte Mangel an Probabilität und Evidenz nothwendig eintreten muß); er ist der für das Ganze der Sprachentwickelung gewiß richtigen Ansicht, daß concrete und sinnliche Begriffe, wie in den grammatischen Formen, so noch mehr in den Partikeln, allmälig abstracter und formaler geworden sind (neben welchem Satz indeß doch zugegeben werden kann, daß die Sprache, wie sie von jeher die Pronominal-Wurzeln besaß, so auch für die Satzanreihung einige einfache Partikeln, besonders enklitische oder suffixenartige, von Anfang an gehabt haben könne).

Erster Abschnitt. Die Partikel τὲ knüpft der Verf. an die Wurzel des Demonstrativum τὸ, τοῦ u. s. w. an und erklärt daraus gleich den correlativen Gebrauch von τὲ — τὲ, der allerdings mit τὰ μὲν — τὰ δὲ, tum, tum, u. dgl. große Aehnlichkeit hat. Doch ist die Frage, ob man nicht τὲ lieber an den Stamm des Indefinitum, der im Latein und, in Verbindung mit dem Demonstrativ, auch im Griechischen, als Relativum dient, anknüpfen soll. Dann würde in τὲ dieselbe Veränderung des Wurzellauts anzunehmen sein, wie in τὶς; beides steht dann in gleichem Verhältniß zu dem lateinischen que und quis, und zum Gothischen uh (Grimm's Grammatik **III.** S. **23. 270**) und hvas. Τὲ — τὲ würde dann, nebst que — que, sich durch die Analogie von πῇ (oder πῶς, ποτὲ) μὲν — πῇ δὲ, qua — qua, erklären lassen. Der Vf. behandelt τὲ hierauf zuerst als Begleiter anderer Relativa und Conjunctionen; wovon die epische Sprache so viel, die attische so wenig hat. Ueber die Verbindung der Relativa mit τὲ sagt der Vf., daß dadurch die bestimmte Hindeutung auf einzelne vorliegende Gegenstände angezeigt werde: womit doch nicht das eigentliche Gesetz des Gebrauchs angegeben sein kann, welches offenbar darin besteht, daß das Relativum mit τὲ einen Satz einführt, der keine nothwendige, unentbehrliche Stelle im Hauptsatze

einnimmt, sondern frei angefügt wird; wobei nur das vorbereitende, auf das folgende deutende τὲ, welches sich ebenfalls mit dem Relativum verbindet, auszunehmen ist. Alsdann handelt der Verf. von der Partikel τὲ, wenn sie für sich steht, in zwei- oder mehrmaligem Gebrauche. *Τὲ — τὲ* bezeichnet nach dem Verf. Gleichmaß der verschiedenen Theile, während bei τὲ — καὶ eine Häufung oder Steigerung ausgedrückt werde. Die verschiedenen Mischungen, welche dabei zwischen der copulativen Verbindung und der adversativen Statt finden, werden genau analysirt und als natürlich nachgewiesen. Ueber den Griechischen Idiotismus, τὲ καὶ oder auch καὶ — καὶ zu setzen, wo man nur καὶ erwartet, wird S. **101** im Allgemeinen Nachricht gegeben, doch wünschten wir die Fälle geordnet zu sehen. Sie werden sich wohl unter folgende Rubriken bringen lassen, **1**) bei Zahlwörtern: *τρεῖς τε καὶ δέκα*, Pindar; **2**) bei einander verstärkenden Worten, welche nur einen Begriff ausführen: *σύμμαχοι ἐπὶ ἴσῃ τε καὶ ὁμοίῃ*, Herodot; **3**) bei identischer Affirmation und Negation: *βίᾳ τε κοὐχ ἑκών*, Sophokles; **4**) bei dem Ausdrucke der Gleichheit und Verschiedenheit, welcher nur von beiden Gliedern im Zusammenhang gilt, aber durch τὲ καὶ von jedem für sich gesetzt wird: *ὁμοῖος καὶ τότε καὶ νῦν*, Thukyd., *ὅσον τό τ' ἄρχειν καὶ τὸ δουλεύειν δίχα*, Aeschylos. Zur Erklärung dieser Redeweise sagt der Verf. nur dies, daß die Wechselbeziehung dem Sinne nach nie einerlei sei mit der einseitigen Anknüpfung; doch muß anerkannt werden, daß hier eine wirkliche Irrung des Sprachgebrauchs Statt findet, indem die Griechische Sprache das, was vom Anfang nur einen Begriff oder ein Verhältniß bildet, wie zwei unabhängig neben einander stehende Begriffe bezeichnet, um die Verbindung derselben nachdrücklicher hervorheben zu können. Hierauf spricht der Verf. von dem einzeln stehenden τὲ; über die Anomalie des Gebrauchs, wodurch τὲ die Bedeutung von „auch" zu erhalten scheint („auch" ist überhaupt nichts als die Copula, die auf ein entferntes, nicht unmittelbar verknüpftes, oder bloß gedachtes erstes Glied hinweist); über die Stellung von τὲ, wo nur das Wesentliche in aller Kürze gesagt. *Καὶ* erklärt der Verf. für ursprünglich eins mit dem Sanskritischen **k'a** (d. i. **tscha**) vom Stamme **k'ĭ colligere, cumulare,** und für urverwandt mit *ξὺν*, cum. Den Begriff der Partikel beschreibt er durch Sammlung, Häufung und Steigerung und trennt die Fälle, wo Wechselbeziehung ohne Satzverknüpfung Statt findet (καὶ, auch), und die, wo die Wechselbeziehung mit Satzverknüpfung sich vereinigt (καὶ, und). Sehr schön handelt der Verf. von dem Gebrauche der

Griechischen Sprache, καὶ beiden entsprechenden Begriffen des relativischen und demonstrativischen oder des Vorder- und Nachsatzes beizugeben und oft sogar, wo es beim zweiten, der die Hinzufügung enthält, fehlt, es beim ersten zu setzen — wodurch καὶ gleichsam ein umgekehrtes „auch" wird. Ueberhaupt characterisirt die alten Sprachen, insonderheit die Griechische, nichts mehr, als das lebhafte Gefühl einer Gegenseitigkeit bei der Copulativ-Verbindung, mit andern Worten, daß sie in einem großen Theil der Fälle, wo wir bloß ein anknüpfendes Glied brauchen, durch zwei einander entgegenkommende Gelenke eine ungleich festere Verschränkung bewirkt. Indem dasselbe auch bei den Adversativsätzen Statt findet, erhält bei den Griechen auch der bloß anknüpfende, der neben-, nicht unterordnende Satzbau (die λέξις εἰρομένη) eine innere Festigkeit und Elasticität, welche die neuern Sprachen nicht nachahmen können, denen daher nichts schwerer fällt, als die hauptsächlich auf dieser Art von Satzgefügen beruhende, sonst wenig periodische, Sprache des Herodot und Thukydides wiederzugeben.

Aus dem zweiten Abschnitte wollen wir nur einiges Wenige hervorheben. Der Verf. beginnt die Erläuterung von δὲ mit einigen Bemerkungen über αὖ, um zu zeigen, wie eine Partikel, welche eigentlich „zurück" (?) und dann „wiederum" bedeutet, zur Entgegensetzung und Anreihung gebraucht werden könne. Dies dient zur Unterstützung der Etymologie des Wörtchens δὲ von δύο, so daß auch bei dieser Partikel die ursprüngliche Bedeutung „zum zweitenmal" sein würde. Daß der zweite Wurzellaut verschwinden konnte, dafür ist allerdings δὶς (für δFὶς, bis) ein anderes Beispiel, und der Uebergang der Begriffe selbst wird durch einleuchtende Analogieen (aber, abermals) dargethan. Doch bleibt immer die Evidenz dieser Etymologie noch nicht groß, weil man weder im Griechischen selbst andere Formen von δὲ, noch auch in andern Sprachen verwandte Gestalten der Partikel, wodurch der Zusammenhang mit der Zweizahl deutlicher würde, nachweisen kann. Bei der Entwickelung der Bedeutungen geht der Verf. von der Verknüpfung der Glieder aus, welche, wo sie durch δὲ geschieht, eine ganz äußerliche Anreihung, ein Ordnen und Zählen der Dinge sei. Eben so wird hernach δὲ, wo es nicht satzverknüpfend ist, z. B. im Nachsatze, als ein „auch," aber als ein anderes „auch," als es καὶ ist, gefaßt. Wir müssen gestehen, daß wir doch den Gegensatz von Anfang schärfer in δὲ bezeichnet glauben, als es nach der Theorie des Vfs. der Fall ist, und den Gebrauch dieses gegensätzlichen δὲ zum Uebergange auf ein

Anderes lieber als eine Eigenthümlichkeit der Griechischen Sprache, durch welche die Rede eine eigene Kraft und Lebendigkeit in ihrer Bewegung erhält, ansehen möchten. Ist — wie doch wohl deutlich vorliegt — μὲν eine bloße Abkürzung des betheuernden μὴν und also das erste Glied eines Doppelsatzes mit μὲν und δὲ ursprünglich eine zugebende Affirmation: so muß auch δὲ als Gegengewicht dieses μὲν von Anfang an ein scharfes Behaupten im Gegensatze angezeigt haben. Der Verf. wird der Entwickelung von μὲν im zweiten Bande ihre Stelle geben; erst durch diese wird auch seine Lehre über δὲ vollständiger klar werden.

Dritter Abschnitt. Die Partikel δὴ ist in der That von den Philologen bisher ungebührlich verabsäumt worden, wohl deswegen, weil sie in den meisten Fällen weniger einen bestimmten Begriff enthält, als dem Satze den Ausdruck einer Gemüthsstimmung, ein Ethos, gibt. Der Verf. geht von der Sanscrit-Wurzel **divo, dju**, Himmel, Tag, aus (verwandt mit **dies, interdiu, sub divo**), wovon **adja**, heute, und **sadjas**, sogleich. Daher stamme ἤδη, welches „zur Stunde, augenblicklich" bedeute. Dazu verhalte sich δὴ wie eine schwächer Wortform zu einer volleren, indem es sich einem einzelnen Worte unterordnet, wo es nicht episch, für ἤδη stehend, vorantritt. So habe δὴ erstens eine temporelle Bedeutung: bereits, jetzt, eben; zweitens bezeichne es metaphorisch ein rasches, ungehindertes Eintreten einer Erscheinung, überraschende Verwirklichung: einmal, ohne Weiteres, sofort, kurz; drittens stehe es in einem determinativen Sinne und bedeute, daß der Gegenstand weder über noch unter seinem Maße sei: eben gerade, nur eben, **modo**. — Gewiß wird man dem Verf. die auch von Früheren behauptete Verwandtschaft von δὴ und ἤδη zugeben, wiewohl Letzteres von Andern nicht als Schwächung, sondern Ersteres als Zusammensetzung mit δὴ gefaßt werden möchte. Aber was zuerst die Bedeutung dieses ἤδη (schon, bereits; bisweilen aber auch dem **tandem** nahe) anlangt, so ist darin ein doppeltes Moment zu unterscheiden, nämlich erstens das gegenwärtige Eintreten und dann zugleich die vorausgehende Erwartung, welche im „schon" ihr Ziel erreicht und zu Ende gebracht ist. Und daß gerade die Dauer dieser Erwartung in dem δὴ liegt, dafür sprechen die stammverwandten Worte: δηθὰ, δηθύνω, δηρὸς, δὴν, δηναιός. Die Bedeutung des zeitlich Erwarteten hat nun δὴ in καὶ δὴ, und bereits, auch schon; oft in ὅτε δὴ, ἐπειδὴ, von einem vorausgesehenen, erwarteten Ereigniß; in δὴ γὰρ bei Homer. Nun tritt aber die Beziehung auf die Zeit zurück und δὴ erhält den, auf den Gedanken-

verkehr der Sprechenden und Hörenden sich beziehenden, Sinn, wodurch es das von den Hörenden schon Erwartete, halb Vorausgesetzte, daher auch ohne Zweifel leicht von ihnen Anzunehmende anzeigt. Durch δὴ erbittet sich der Redende von den Hörern ihre Beistimmung als etwas Natürliches, während er durch τοὶ sein eigenes Vertrauen im Rechte zu sein ausdrückt. Δὴ ist daher oft unser „doch (der natürlichen Voraussetzung), ja doch, natürlich." Dieser Sinn geht in den mannigfachsten Nüancen von Homer durch die Poesie und Prosa; noch bei Aristoteles ist δὴ eine wichtige Partikel, indem dadurch für axiomatische Sätze Beistimmung gefordert wird (im Anfange einer Demonstration ἔστι δή τι διαφανές, es gibt doch etwas, was man διαφανές nennt). Die folgenden Schriftsteller, in denen der Atticismus die Wärme der täglichen Rede verliert, machen meist weniger Gebrauch davon; spätere Nachahmer, wie Agathias, mißbrauchten es aufs Lächerlichste. Daß es so gern nach starken, entscheidenden, umfassenden Ausdrücken steht (πλεῖστον δὴ, μάλιστα δὴ), kömmt daher, weil man sich für solche der Beistimmung der Hörenden besonders vergewissert; daß es von den Attikern gern ironisch gesetzt wird, wie besonders das abgeleitete δῆθεν, daher, weil man bei der Ironie das rechte Verständniß des Ausgesprochenen, die Entfernung des äußern Scheins, mit dem man den Sinn umkleidet hat, von dem Wissen der Hörer erwartet und diesen überläßt. Xenophon sagt bei der Geschichte der Befreiung Thebens von den verkleideten Jünglingen: τὰς ἑταιρίδας δὴ, d. i. „die Hetären, ihr wißt, was für welche." Der Ref. ist natürlich nicht im Stande, alle die mannigfaltigen Verbindungen, welche diese oft überaus gemüth= und affectvolle Partikel eingeht, zu berücksichtigen, aber er ist der Meinung, daß wer die Grundbedeutung auf solche Weise faßt alle von dem Verf. unter der zweiten und dritten Benennung angegebenen Fälle auf ungezwungene Weise in dieselbe Klasse werde bringen können. Hinsichtlich der Etymologie würde sich der Ref. der Ableitung von einem eigenen Pronominal=Stamme, dessen Character-Buchstabe d war, annehmen, wenn es möglich wäre, auch nur die nothdürftigsten Argumente dafür ohne Herbeiziehung entlegnerer Gegenstände anzugeben.

Vierter Abschnitt. Πὲρ und γὲ werden von dem Verf. auctive Partikeln genannt und mit καὶ als dem Zeichen eines äußern Hinzutretens, einer arithmetischen Vermehrung verglichen. Bei πὲρ geht der Verf. aus von der etymologischen Verwandtschaft mit per, πέρι in πέρι ἄλλων „mehr als andere, vor andern" (welches Wort von der Präposition περὶ, um, als ursprünglich verschieden getrennt

wird) und entwickelt dann aus dem verstärkenden Begriff, wodurch πὲρ eine Vorstellung in ihrer vollen Bestimmtheit und Kraft zu nehmen auffordert, den Gebrauch des πὲρ in concessiven Satzgliedern: was keine Schwierigkeiten hat, da es in der Natur der Sache liegt und in den verschiedensten Sprachen vorkommt, daß für den concessiven Sinn Affirmativ-Formen gebraucht werden, mit andern Worten, daß man den Gedanken bekräftigt, der vollkommen bestehen kann, ohne einem andern, auf den man eigentlich hinaus will, Eintrag zu thun. Die Behandlung dieser Partikel möchten wir daher völlig befriedigend und überzeugend nennen. Weniger können wir bei γὲ dem Verf. überall folgen. Er setzt als Grundbedeutung von γὲ „Die Bezeichnung der besonderen Stärke und Kraft eines Begriffes," und stellt die Partikel etymologisch mit dem Sansscritischen ha, saha zusammen, welches dem Griechischen ἀγα- in Compositionen entspreche und auch mit ζα einerlei sei. Im Deutschen entspreche dem γὲ das enklitisch gebrauchte „ja, der ja" (was wir nicht so finden können). Die Hervorhebung und Auszeichnung eines Begriffs, welche γὲ bewirke, erscheine, je nachdem die in Zusammenhang gebrachten Dinge im Einklange mit einander oder im Widerspruche ständen, im ersten Falle als Steigerung, im andern als Einschränkung. Der Verf. führt dies nach einer kunstreichen Anordnung durch, indem er die Steigerung sowohl wie die Einschränkung bei allen verschiedenen Verbindungen nachweist, in welche die auf einander bezogenen Gedanken möglicher Weise treten können. Der Verf. bestreitet dabei mit Entschiedenheit die herkömmliche Erklärung von γὲ, daß es restringire: aber auch nach der Lesung der hier gegebenen scharfsinnigen Erörterung scheint Restriction dem Ref. immer noch der beste Ausdruck für das Wesen der Partikel, vorausgesetzt, daß man unter dieser Restriction nicht die Beschränkung des Gedankens auf ein verhältnißmäßig Geringes verstehe, wo denn freilich viele Stellen sich nicht erklären lassen, sondern daß man Restriction überhaupt die Hervorhebung eines Bestimmten, wovon der in Rede stehende Gedanke gelte, mit Beseitigung und Dahinstellung alles Andern, worauf der Gedanke sich sonst auch beziehen könnte, aber hier nicht bezogen werden soll, nenne. In der so aufgefaßten Restriction, sollten wir glauben, würde das, was der Verf. Steigerung und Einschränkung nennt, zusammenfallen; und wir würden doch noch einen präciseren Begriff für die Bedeutung von γὲ gewinnen, als den nach unserer Meinung zu schwankenden und allgemeinen, welchen der Verf. aufstellt.

Fünfter Abschnitt. Sehr eigenthümlich und parador ist

des Verfassers Lehre von ἄρα, indem er dieser Partikel gerade die umgekehrte Grundbedeutung von der zuweist, welche man gewöhnlich annimmt. Ἄρα bezeichnet ihm das Unerwartete, das rasch und unvorbereitet Eintretende (mit welchem „rasch" es auch in etymologischer Verwandtschaft stehen soll); es bedeute oft: „ehe man es sich versieht." Dies sucht der Verf. auch bei der Verbindung von ἄρα mit Relativen und Relativ-Partikeln nachzuweisen und damit auch das Explicative und Conclusive der Partikel ἄρα, welches letztere die Attiker vornehmlich ausgebildet haben, in Verbindung zu bringen, welches indeß immer nur auf eine wenig natürliche Weise geschehen kann. So sucht der Verf. ἄρα bei der Explication oder Belehrung dadurch zu rechtfertigen, daß jede Belehrung einen Irrthum hinwegräume, also dem zu Belehrenden eine Ueberraschung bereite; bei der Conclusion, daß diese oft mit Verwunderung über das erreichte Resultat verbunden sei. Dem Ref. scheinen die von dem gelehrten Verf. zur Nachweisung des Ueberraschenden in ἄρα zusammengebrachten Stellen sämmtlich sich mit der gewöhnlichen Vorstellung zu vereinigen, daß ἄρα einen leichten Fortschritt der Handlung, einen natürlichen Zusammenhang von Ereignissen bezeichne. In sofern ist ἄρα recht die Partikel der epischen Sprache, welche eine Menge der detaillirtesten Ereignisse, wie sie sich nach gewissen traditionell überlieferten Hauptpunkten der Phantasie des Sängers als natürlich darstellen, in ununterbrochenem Flusse vorführt. Doch hat dies ἄρα auch schon bei Homer, neben dieser leicht anknüpfenden Bedeutung, die der weiteren Ausführung eines im Allgemeinen Angegebenen und, was damit eng zusammenhängt, auch des Zurückkehrens von einem ausführenden, z. B. einem vergleichenden, Satze auf den Grundbegriff, eine Bedeutung, die sich in gewissen Fügungen (ὥς ἄρα) auch bei den Attikern erhielt. Dagegen hat bei den Attikern ein Gebrauch von ἄρα sich sehr ausgebildet, der bei Homer nur in den Anfängen zu finden ist, nach welchem ἄρα ein Errathen oder Abnehmen aus gewissen gegebenen Umständen bedeutet, welches Abnehmen die Alten besser durch στοχάζεσθαι, als die Neuern durch conclusio geben, indem für den eigentlichen Schluß ἄρα immer nur eine Form der Bescheidenheit zu sein scheint. Für den Ausdruck des Merkens, wie die Sache zusammenhänge, worin eigentlich der Grund liege, hat schon Homer ἄρα, und es bedarf um dahin zu gelangen, wenn man von dem zuerst Gesetzten dahin ausgeht, gewiß nicht eines solchen Sprunges, als wenn man in ἄρα den Ausdruck der Ueberraschung als ursprünglich voraussetzt.

Da wir aus jedem Abschnitte einige Hauptsätze des Verf. hervorheben konnten, so versteht es sich, daß eine große Anzahl von Erörterungen über Partikeln und Verbindungen derselben zurückgeblieben sind, von denen wir Nichts haben mittheilen können, wie namentlich die beiläufig eingestreuten über lateinische Conjunctionen und Adverbia: aber glücklicherweise ist der Eifer für die feinere Untersuchung der Grammatik (stille Studien einsamer Forscher, die indeß, indem sie eine tiefere Einsicht in den Gang unseres Geistes und die nothwendige Natur alles begrifflichen Denkens vorbereiten, in Jahrhunderten mehr Einfluß auf die geistigen Zustände der Menschheit ausüben könnten, als manches laute und prahlende Getreibe des Tages) in Deutschland jetzt so verbreitet, daß auch dieses Werk in den nächsten Jahren manche umständlichere Beurtheilung finden muß, als die hier gegebene sein konnte.

Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphael Kühner, Dr. der Phil. und Conrector an den Gymnasialklassen des Lyceums zu Hannover. **I. Th. XII und 476 S. II. Th. 688 Seiten. Hannover.**

Auf die Bearbeitung einer Wissenschaft haben Verhältnisse des Lebens jederzeit einen der Aufmerksamkeit nicht unwerthen Einfluß. Die Sprachkunde geht ursprünglich von einem ganz praktischen Zwecke aus, der Erlernung der Sprachen. Man bestritt früher der Grammatik geradezu den Namen der Wissenschaft; sie sei eine Kunst, die **ars pure loquendi.** Man ließ es sich noch nicht einfallen, daß man so vieles in der Sprache mit der Nothwendigkeit theils physischer, theils logischer Gesetze entwickeln können würde. Man fragte nur nach dem Was, der Erscheinung, nicht dem Warum, den inneren Gründen; nicht nach den Gesetzen des wirklichen Lebens der Sprache, sondern nur nach Regeln des praktischen Gebrauchs. Dieser rein praktische Weg wird auch, sofern er seiner Bestimmung treu bleibt, immer in Ehren gehalten werden müssen, und niemals wird ein rein wissenschaftliches Analysiren der Sprache eine gründliche Anweisung zur Erlernung überflüssig machen können. Nicht bloß, daß in der Sprache vieles Material hingenommen und dem Gedächtniß einge-

prägt werden muß, weil es so ist: auch der besondere Character und Genius einer Sprache ist, wie alles Individuelle, nicht durch Abstractionen, sondern nur durch allmälige Aneignung und practische Uebung völlig zu ergreifen.

Seit man indeß den Sprachen, zuerst mehr durch Anwendung allgemeiner philosophischer Begriffe, dann auf dem fruchtbarern Wege historischer Beobachtung, den Puls zu fühlen und die Gesetze des Lebens zu studiren angefangen hat, seit man die Sprache, unabhängig von jeder Anwendung derselben, als ein Denkmal des Geistes, und zwar als das älteste und erste, betrachtet und ihre Geschichte an die Spitze einer innern Geschichte des Menschengeschlechts stellt: wird auch eine Trennung der Arbeiten und der Darlegung ihrer Ergebnisse immer nöthiger. Die historische Sprachkunde muß sich um erstaunend viel bekümmern, das keinen unmittelbaren practischen Nutzen für die Erlernung der Sprache hat, um Lautgesetze und Gestalt der Wurzeln und Principien der Wortbildung, die bei der practischen Erlernung in angewandter Form mit dem lexicalischen Material zugleich gewonnen werden, nur ohne Erkenntniß der Gesetze, welche diesem Material seine bestimmte Gestalt gegeben haben. Und umgekehrt muß die practische Grammatik ihren Zöglingen wieder sehr Vieles einüben, das keine Stelle in der wissenschaftlichen Sprachkunde haben kann, Regeln, d. h. Classificirungen der einzelnen Fälle zur Abkürzung der Masse der Einzelheiten für den Gebrauch, welche auf keinen Gesetzen, d. h. Principien, welche den Bau der Sprache selbst geleitet und bestimmt haben, beruhen, sondern von der zufälligen Majorität der Beispiele abstrahirt sind, indem man die Minorität in die Rubrik der Ausnahmen wirft; wie z. B. die Regeln der lateinischen Sprache über das Genus der Substantiva der dritten Declination auf is (deren Geschlecht durch ganz andere Gründe als die Endung is bestimmt wird) nur auf einer solchen Summirung einer zufälligen Majorität beruhen. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die wissenschaftliche Sprachkunde einen viel höheren Flug nehmen könnte, wenn sie, ohne Rücksicht nehmen zu dürfen auf die mannigfaltigen an sich sehr schätzbaren Vortheile des Erlernens, den Blick allein auf das Begreifen der innern Triebe und Gesetze der Sprache gerichtet, ihrem Ziele nachstreben dürfte. Auch die praktischen Lehrbücher werden gerade dann, wenn die Bahn des wissenschaftlichen Erkennens für sich durchmessen ist, am ehesten wieder die einfache Tüchtigkeit gewinnen, der ältere Bücher der Art oft weit näher standen, indem jetzt nur zu oft der Erlernende mit noch unreifen Begriffsentwickelungen geplagt

wird, wo eine ganz äußerlich gefaßte aber präcise Regel, unterstützt von einigen gut gewählten Beispielen, ihm das Sprach-Factum, auf das es ankommt, viel besser einprägen würde, ja indem nicht selten der vornehm ausgesprochene Aufschluß im Texte des Buches in einer unerreichbaren Entfernung über den in der Anmerkung gegebenen Einzelheiten, durch keine anwendenden Reflexionen damit vermittelt, und wie in die Luft gebaut steht.

Indeß wird es noch eine Zeit dauern, ehe namentlich bei den classischen Sprachen die beiden Wege der Bearbeitung sich in größern Werken scheiden werden. Die Wissenschaft, wenn auch unabhängig in ihrem innern Leben, wird durch die Mittheilung Artikel des Marktes und muß, um ihrer Verbreitung willen, Formen suchen, die dort gelten. Sprachen, welche man nicht lernt, um sie zu schreiben und die überhaupt nicht im Schulunterrichte eine solche Stelle einnehmen, machen es in der That ihren Bearbeitern viel leichter, die Darstellung dem innern Leben der Sprache anzubequemen, als die classischen. Man könnte ohne Paradoxologie sagen, daß gerade der Umstand, daß diese Sprachen von so vielen gelernt und gelehrt werden, die höhere Ausbildung ihrer Grammatik gehindert habe. Es darf also nicht befremden, wenn auch solche Bearbeiter der classischen Sprachen, deren Richtung besonders auf das innere Leben der Sprache geht, doch die Form einer Schulgrammatik wählen, um das, was über den praktischen Gebrauch hinausgeht, weniger freilich den Lernenden, als den Mitforschenden, mitzutheilen. Dies ist, vorläufig bemerkt, gerade der Fall des vorliegenden Werkes.

Der Verf. dieser Grammatik, selbst ein sehr verdienter Schulmann unsers Landes, hat es versucht, wie schon der Titel besagt, die wissenschaftliche Behandlung mit der Rücksicht auf den Schulgebrauch zu vereinigen, aber, wie die Vorrede nicht verhehlt, auch die vielen „bisweilen unbesiegbaren" Schwierigkeiten wohl erkannt, welche die Vereinigung beider Zwecke mit sich führe. Er gesteht, daß er sich durch die practische Rücksicht oft gezwungen gesehen habe, den von der Wissenschaft ihm vorgezeichneten Weg zu verlassen, wie er z. B. in der Formenlehre nicht die Homerische, sondern die Attische und gemeine Sprache zum Grunde gelegt, nicht die Verben auf μι als die älteren denen auf ω, nicht die dritte Declination der ersten und zweiten vorausgeschickt habe. Wir werden daher auch diese Inconsequenzen dem sonst mit einer sehr achtungswerthen Vereinigung wissenschaftlichen Geistes und practischer Einsicht abgefaßten Werke nicht zum Vorwurf machen können: sondern, wenn wir im Verfolge hie

und da eine andere Anordnung oder Vervollständigung empfehlen, so geschieht dies mit Rücksicht auf den Plan des Verfassers, den er am Ende des Vorworts kund gibt, dies größere Werk, das er bis jetzt nur als ein angefangenes und unvollendetes betrachten könne, durch fortgesetztes wissenschaftliches Studium immer mehr zu vervollkommnen und davon eine dem Schulgebrauch ausschließlich bestimmte Grammatik zu trennen, welche von den in der größeren Sprachlehre niedergelegten wissenschaftlichen Untersuchungen die Resultate zu geben (wir würden lieber sagen: die aus der Erkenntniß der Sprachgesetze zu gewinnenden praktischen Regeln aufzustellen) bestimmt sein wird.

Die Einleitung handelt hauptsächlich von den Dialecten und Kunstsprachen, d. h. den für besondere Gattungen der Poesie und Literatur ausgebildeten und modificirten Volksmundarten — und zwar, nach dem Urtheil des Rec., im Ganzen nach den Grundansichten, welche durch die Geschichte der Stämme und die Betrachtung der Sprachdenkmäler gleichmäßig bestätigt werden. Namentlich ist ein Hauptsatz dem Verf., wie dem Rec., zur Ueberzeugung geworden, daß der Jonisch-Attische Dialect überall, wo er consequent von dem Aeolisch-Dorischen abweicht (wie durch sein Eta für A, sein Sigma und Zeta für T und D), darin auch von der Ursprache abgeht, so weit sie durch die Sprachvergleichung gewonnen werden kann, woraus sich ergibt, daß der Gegensatz dieser beiden Mundarten der Griechischen Sprache kein ursprünglicher, in den Wurzeln der Sprache vorhandener, gewesen sein kann, sondern die Trennung des Jonischen vom Aeolischen sich erst auf dem Boden Griechenlands, unter Einfluß besonderer Neigungen des Sprachgefühls und localer Bedingungen, gebildet haben muß. Für den Zusammenhang der wissenschaftlichen Sprachkunde wäre freilich an dieser Stelle eine bestimmtere Characterisirung der Griechischen Sprache im Verhältniß zu ihren Schwestersprachen und ein umfassenderer Umriß der Geschichte der Griechischen Sprache wünschenswerth: allein man darf nicht vergessen, daß ein solcher den Verfasser selbst nur dann befriedigen kann, wenn er Ergebniß der schon vollendeten wissenschaftlichen Durcharbeitung der Sprache ist.

Den ersten Theil, der den herkömmlichen Namen Etymologie führt, theilt der Verf. in drei Abschnitte, 1. Fundamentallehre (d. h. Lehre von den Sprachlauten und Sylben), 2. Formenlehre, 3. Wortbildungslehre. Die erste nimmt 74, die zweite 339, die dritte 23 Seiten ein, der übrige Theil des ersten Bandes ist Register. Dies ist allerdings bis jetzt das gewöhnliche Verhält-

niß der Ausdehnung dieser Theile; wenn indeß erst die Sprachkunde ihre Beobachtungen nicht nach den Erscheinungen, sondern nach den Gründen derselben ordnet und darnach einer jeden ihre Stelle anweist: so wird die Lautlehre und Wortbildungslehre sich vieles von dem Material aneignen, das jetzt in der Formenlehre besprochen wird; und die Formenlehre wird, gebaut auf die vorausgegangene Lautlehre und Wortbildungslehre, alsdann sehr viel von dem bunten labyrinthischen Ansehen verlieren, das sie bis jetzt noch entstellt.

Die Fundamentallehre des Verf. geht von dem geschriebenen Alphabet aus und kommt durch die Aussprache der Buchstaben zur Kenntniß der Laute. Allerdings ist dies der Weg der Untersuchung: aber natürlich nicht der Weg der Sprache selbst, und wir würden für eine rein wissenschaftliche Behandlung der Sache vorschlagen, die nöthigen Angaben über das Alphabet als Lehnsätze aus der Schriftkunde vorauszusetzen und dann die Lautlehre selbst mit einer Uebersicht des Griechischen Lautsystems anzufangen, das freilich keine scharfe und individualisirende Characteristik erhalten kann, wenn nicht vorher die allgemeine Fähigkeit der menschlichen Organe zur Articulation, entweder in physiologischer oder historischer Weise oder durch beide beleuchtet ist. Eine bestimmtere Unterscheidung der Laute und ihrer Schriftzeichen ist auch beim Verf., wie in vielen Grammatiken, zu wünschen, so daß z. B. der Satz: „Die Vocale ε und ο sind stets kurz, η und ω lang, α, ι, υ entweder kurz oder lang," ausgedrückt werden müßte: Bei den Vocalen E und O unterscheidet die seit 400 v. Chr. gewöhnliche Griechische Schrift Länge und Kürze (ε — η, ο — ω), nicht so bei den übrigen.

Die „Kurze Geschichte des Griechischen Alphabets" läßt mehrere Berichtigungen zu, besonders weil der Verf. dabei mehr den unzuverlässigen Nachrichten der Griechischen Grammatiker gefolgt ist, als den Ergebnissen der neuern Forschungen in den Griechischen Inschriften und deren Vergleichung mit dem Phönicischen Alphabet. In diesen wird man z. B. keine Bestätigung dafür finden, daß *Z*, *H* und *Θ* erst später zu den sechszehn, angeblich Kadmeischen, Buchstaben hinzugekommen wären und *Υ* als Vocal erst hinzufügt worden sei, nachdem *F* aus dem Alphabet herausgeworfen worden war.

Bei den Vocalen finden wir auch von dem Verf. eine Classe von Diphthongen vergessen, welche den Namen der uneigentlichen wohl mehr verdienten als die Doppellaute ᾳ, ῃ, ῳ, ᾱυ, ηυ, ωυ, welche man besser ungleiche, d. h. aus ungleich langen Theilen zusammengesetzte, nennen könnte. Freilich gedenken dieser Diphthongen weder

die Griechischen Grammatiker, noch die neueren Lehrer dieser Sprache. Wenn man aber weiter vernimmt, daß jede Sylbe nur einen Vocal oder Diphthong enthalten könnte, und man alsdann im weitern Fortgange der Lehre von den Vocalen bei der Synizesis erfährt, daß durch diese zwei getrennt geschriebene Vocale in einen Laut vereinigt werden: so muß man nothwendig schließen, daß die Synizesis eine Art von Diphthongen hervorbrachte. Daß aber diese Diphthongen von den gewöhnlichen, den durch Contraction hervorgehenden, wesentlich verschieden waren, ist nach der Ueberlieferung der Homerischen Gedichte nothwendig anzunehmen, da gewiß nicht Ὀδυσεῦς und Πηλέος, ἐλόευν und ἐφόρεον in derselben grammatischen Form und unter denselben Bedingungen des Verses im Homerischen Texte gefunden werden würden, wenn die Rhapsoden nicht die Contraction von εο in ευ und die Synizese εο in der Aussprache unterschieden hätten. Es hat also hiernach auch Griechische Diphthongen gegeben, deren geschriebene Formen (nach Homerischen Beispielen) εα, εαι, εᾳ, εο, εω, εοι, εῳ, ια, ιε, ιη, ιῃ, ιο, υω waren, ähnlich wie im Gothischen ein Diphthong iu, im Althochdeutschen eo, ia, iu, ua, uo, im Angelsächsischen ea, eo, im Italienischen uo, io, im Französischen ie, oi (d. h. oa) und dgl. m. gefunden werden. Allerdings entsprechen diese Lautverbindungen nicht dem Begriff des eigentlichen Diphthongen, da nur der Uebergang der Articulation von einem breiteren Vocal zu einem dünneren dem Laute die zusammenhängende Form gibt, welche sich als ein vollkommenes Ganzes dem Ohre darstellt, von welcher Art alle gewöhnlichen Diphthongen der Griechischen Sprache sind, die bekanntlich nur mit ι oder υ schließen. Aber daneben muß den menschlichen Articulations-Organen nach eben jenen Beispielen auch das Vermögen zugeschrieben werden, einen und denselben Hauch (denn auf der Einheit des Hauchs beruht die Einheit der Sylbe), zuerst zu einem dünneren, dann zu einem volleren Vocal zu articuliren, ohne daß doch der erste eine consonantische Gestalt annimmt. Denn daß etwa, wie manche gemeint haben, die Griechen in der Synezesis Histjaia und genvon ausgesprochen hätten, ist außer andern Gründen schon deswegen unglaublich, weil diese Laute j und v überhaupt dem Griechischen Munde völlig fremd geworden waren.*) Immer

*) Vielleicht ist die Aussprache der Synizese am besten von den Neugriechen zu lernen, deren wahre Volkslieder, die man genau von den Erzeugnissen einer nachahmenden Kunstpoesie scheiden muß, indem sie den Hiatus ebenso innerhalb der

aber erscheinen diese uneigentlichen Diphthongen als eine spätere Afterbildung, die nicht so in die Wurzeln der Sprache verwachsen ist, wie die eigentlichen, sondern auf den Neigungen einzelner Volksstämme beruht. Diese spätere Bildung liegt in den Romanischen Sprachen am Tage, und wenn in den deutschen Mundarten diese Art von Diphthongen viel älter erscheint, so wird doch wohl eine noch ältere Gestalt anzunehmen sein, wo sie nicht in der Form vorhanden waren. Im Griechischen aber findet das merkwürdige Verhältniß Statt, daß diese Diphthongen, die man, mit Rücksicht auf die natürliche Scala der Vocale, absteigende nennen kann, allein dem Jonischen Dialect (den Homerischen und Attischen eingeschlossen) angehören. Und zwar gehören sie eines Theils bloß der Poesie an, insofern sie auf einer Verschmelzung ursprünglich ganz getrennter Sylben beruhen, wie sie in *Πηλέος*, *ἐφόρεον* Statt findet: insofern sie aber auf einer Umwandlung von Vocalen und Verschiebung der Länge beruhen, wie in *Πηληιάδεω*, *Θησέως* (aus *Θησῆος*), *πόλεως*, muß die Synizesis oder der uneigentliche Diphthong auch im gewöhnlichen Leben gesprochen worden sein, wie in mehreren Fällen auch der Accent anzeigt, und macht um desto mehr Anspruch darauf schon hier erwähnt zu werden, wenn den Dichtern dabei auch immer die Freiheit blieb, die Synizesis des gemeinen Lebens wieder durch eine Art von Diäresis aufzuheben.

Hierauf folgt die Eintheilung der Consonanten in ihre Classen, wobei die etwas schielenden Ausdrücke Kehllaute und Zungenlaute wohl einer nähern Erklärung bedurft hätten, und dann eine ausführlichere Erörterung über die Spiranten, nämlich den Spiritus asper und lenis, dann χ, σ und *F*. Wenn beim χ behauptet wird, daß der starre Consonant χ ursprünglich ein bloßer Spirant gewesen sei, weil im Latein und im Sanscrit ihm h entspreche (χθὲς, heri, *hyas*; *χειμών*, hiems, *himā*; *ὀχέω*, veho, *vah*; *χὴν*, *hansa*); so ist doch die Frage, ob das Griechische nicht hier gegen die beiden Schwestern, denen man jetzt so gern eine größere Alterthümlichkeit zuschreibt, Recht behalten werde, da nach den Regeln der Lautverschiebung (Grimm, Grammatik I. S. 584 ff.) dem Griechischen χ das Gothische g und Althochdeutsche k entspricht, und also kein bloßes H, sondern eine Aspirata von den K-Lauten an dieser Stelle gestanden haben muß, als die Germanischen Sprachen sich von der gemeinsamen

Worte wie an den Wortgränzen scheuen, voll der auffallendsten Synizesen sind z. B. *ποιό* einsylbig, *γιατάκια* dreisylbig, *ὡραιᾶς* zweisylbig u. dgl.

Mutter trennten. Die Verwandlung des χ in h im Latein kann erst später, als die Aspiraten größtentheils aus dieser Sprache verschwanden, eingetreten sein und ist nicht als ein Ueberrest der Sanscritischen Grundform anzusehen.

Mit Recht sind die großen Veränderungen, die mit dem σ in der Griechischen Sprache Statt gefunden haben, die häufige Verwandlung in den **Spiritus asper** am Wortanfange, und die noch häufigere Auswerfung zwischen Vocalen, schon hier angeführt, da sie zu den folgenreichsten Ereignissen für die ganze Gestalt der Sprache gehören. Aber eben deswegen wünscht man schon an dieser Stelle eine nähere Bestimmung der Sache, die auf eine vorläufige Summirung der Fälle gegründet werden müßte. Man kann die Fälle der Ausstoßung des σ wenigstens denen verständlich, die damit schon bekannt sind, etwa so in einen Ueberblick bringen: *τύπτεΣαι*, *ἐτύπτεΣο*, *τύπτηΣαι*, *τύπτοιΣο*· *μενέΣω*, *κομίΣω*, *ἐλάΣειν* (*ἐλᾶν*), *ἐρύΣουσιν*, *σώΣω* (*ΣΩΩ* futur. ex inscr. Attica); *τιθέΣαντι*, daraus *τιθέασιν*· *καλοῖΣο*· *ΜουσάΣων*· *γένεΣος*, *ἀληθέΣος*, *αἰδόΣος*, *μυΣός*, *κνέφαΣος*· *ἔΣα* (eram)· *ἀϜΣώς* (aurora)· *οὖΣας* (auris)· *νυΣὸς* (nurus), um von dem Ausfall eines radicalen σ nur einige Beispiele zu nennen. Aber ungeachtet der vielen hier angedeuteten Fälle sagt der Verf. doch zu viel, daß σ in der Regel ausgefallen sei, wenn es in der Mitte des Wortes zwischen zwei Vocalen stehen sollte, namentlich in der Flexion, wogegen schon die Futura und Aoristen auf σω und σα Einspruch thun; eben so wie es zu viel gesagt ist, daß σ vor einem Vocal am Anfang eines Wortes in der Regel in den **Spiritus asper** übergegangen sei. Im Latein ist allerdings s zwischen Vocalen bis auf wenige Beispiele, für die meist eine besondere Erklärung gegeben werden kann, in r übergegangen; aber im Griechischen scheint die Ausstoßung des σ an derselben Stelle minder consequent durchgeführt worden zu sein, am consequentesten indeß nach dem ε. Daß ein aus τ hervorgegangenes σ (wie in *γένεσις*, *γενέσιος*) diese Ausstoßung nicht duldet, und eine durchgängige Ausnahme macht, versteht sich von selbst. Auch konnte hier, da an keiner andern Stelle davon weiter im Zusammenhange die Rede ist, der Auswerfung des σ vor den liquidis gedacht werden, von denen ϱ, λ, ν gar kein σ vor sich dulden, μ aber, welches unter den liquidis am nächsten an die mutas gränzt, sich zwar mit σ verbindet, aber doch so, daß σμ in vielen bekannten Beispielen zu μ abgeschliffen wird. Die Ursprache hat dagegen, nach dem Zeugnisse anderer ihrer Töchter, alle

diese Lautverbindungen sr, sl, sn und sm auch am Anfange von Worten angewandt.

Das Digamma ist in mehreren Griechischen Grammatiken ein Proteus, der in den verschiedensten Gestalten erscheint und überall herbeigerufen wird, wo ein Hiatus an den Wortgrenzen oder innerhalb der Worte zu verhindern ist, ein wunderbares Wesen, das bald Hauch, bald Buchstabe, und nach Belieben wieder keins von beiden, alle Rollen übernehmen muß, die das System des Grammatikers ihm aufnöthigt. Und doch ist dies Digamma, wie schon sein ursprünglicher Name bezeugt, gar nichts als ein Vau, das in der Griechischen Sprache und zwar zuerst in der Jonischen Mundart sich verflüchtigte, gerade wie die Griechische Sprache auch den entsprechenden Halbvocal der Ursprache, das j, verloren hat. Daß dies Vau auch *γ* bedeutet und z. B. *Foῖνος*, vinum, *γοῖνος* gelautet habe, beruht einzig und allein darauf, daß Hesychios — wie Bentley schon gesehen hat — viele Wörter, die er mit dem Digamma bezeichnet fand, aus Mangel eines andern Platzes, beim Gamma unterbringen zu können geglaubt hat. Wie leicht dies Vau in die zunächst stehende media *β* übergehen konnte, ist von selbst klar; doch darf dieser Uebergang nicht so promiscue den Doriern und Aeolern zugeschrieben werden, sondern die Sache verhält sich so, daß die Aeoler von Lesbos in der Zeit ihrer Lyriker das *F* vor einem Vocal festhielten, vor *ϱ* aber in *β* verwandelten, die Dorier des Peloponnes aber — etwa seit der Zeit der Perserkriege — das *F* vor Vocalen am Wortanfange in *β* umbildeten. Was aber andererseits die Verwandlung des *F* in einen vocalischen Laut betrifft, so gibt der Verf. eine Bemerkung von Herrn Fr. W. Reimnitz wieder, dessen inhaltreiches Büchlein „System der griechischen Declination" er mit Recht viel zu Rathe gezogen hat, daß nämlich das Digamma nach einem Vocal sich sowohl am Wortende als in der Mitte des Worts vor einem Consonanten in der Form *υ* jederzeit erhalten hat: eine Bemerkung, mit deren Hülfe die ganze Theorie des Digamma sich sehr befriedigend ergänzen und abrunden läßt. Eine Verwirrung in den Beispielen Z. 9. 10 und den Druckfehler Z. 19 *ἐλαύσω* für *ἐλαύνω* wünschten wir am Ende des Bandes angezeigt.

Das zweite Kapitel „Wandel der Sprachlaute" faßt nach der Ansicht des Rec. zu heterogene Dinge zusammen, indem erstens von einem Wandel der Vocale in den verschiedenen Mundarten, dann von der Veränderung derselben durch Contraction, Elision u. dgl. ge-

sprochen wird. Nun ist aber der Wandel der Vocale in den Mundarten, zumal wenn man dabei vom Attischen oder gewöhnlichen Dialect ausgeht, gar nicht als eine Verwandlung, sondern nur als ein Verhältniß zu fassen und hat nichts gemein mit Veränderungen, die sich in dem historischen Gange der Sprache ereignet hatten und bei den Griechen fortwährend ereigneten. Auch wird der Verf. sein wissenschaftliches Bewußtsein schwerlich durch die Art ganz befriedigt fühlen, wie er, nach Anderer Vorgange, die dialectischen Verhältnisse angegeben hat: „α geht in ε über, ε in ο, ο in ε, α in ο, dorisch, äolisch, ionisch," und dann einzelne Beispiele, meist ohne Hinweisung auf die einzelnen Schriftsteller, wo sich die Erscheinung findet; ob z. B. ein Dorismus aus Epicharm, oder Pindar, oder der Lakonischen Mundart, ein Aeolismus aus den Lesbischen Lyrikern oder Böotien stammt, und auch ohne hinlängliche Erwägung der euphonischen Einwirkungen, unter denen der Vocal seine Gestalt veränderte. Ref. würde zuerst, was er bei dem Verf. vermißt, die allgemeinen Richtungen der Dialecte angegeben haben, z. B. daß der Jonisch-Attische in der Behandlung der Vocale immer aufwärts, von dem Grundlaute *A* nach dem *E* und *I* und von *O* nach *Y* hinstrebt, also aus ᾰ oft ε, aus ᾱ meist η macht, die Dehnung von ε in ει, ebenso die von ο in ου den gleichartigen in η und ω vorzieht, das ursprüngliche u meist in υ (ü) verwandelt hat; dagegen der Dorische Dialect die Vocale entweder auf ihrer ursprünglichen Höhe festhält, oder noch gegen das α herabsteigt. Die Erscheinungen, die bei diesen Dialecten nicht in den eben angegebenen Richtungen liegen, sind so vereinzelt, daß von ihnen besser bei den euphonischen Verhältnissen, unter denen sie sich gebildet haben, die Rede sein kann, z. B. wie neben dem gewöhnlichen ἑβδομήκοντα im (Italiotischen) Dorismus ἑβδεμήκοντα, und ebenda neben ὄντες — ἔντες vorkommen konnte.

Dann würde vor allem nöthig sein, die Ausdehnung und Allgemeinheit einer solchen dialectischen Besonderheit zu bestimmen, oder mit andern Worten die Kraft zu messen, mit der die Neigung eines Volksstamms zu gewissen Lauten sich unter verschiedenen euphonischen Verhältnissen behauptet, worin bis jetzt noch wenig geleistet ist. So vermissen wir in der bisherigen Grammatik ganz eine allgemeine Auskunft darüber, wie weit bei den Joniern und hernach im ausgebildeten Attischen Dialect die Verwandlung des langen α in η geht, worüber auch in diesem Werke § **19** und **257** zu wenig gesagt wird. Die andern Grammatiker suchen davon gewöhnlich bei der ersten Declination Rechenschaft zu geben, ob hier die Endung ᾱ oder η zu

wählen sei, aber dies ist nur ein einzelner Fall einer Erscheinung, die durch die ganze Sprache geht. Eine umfassende Untersuchung über den Gegenstand würde wohl darauf hinausführen, daß in den Fällen, in denen der Jonische und der Attische Dialect α festhält, theils Contractionen des α aus αα und αε (bei den Attikern auch aus αο und οα) Statt finden, theils Verlängerungen des α durch Ausfall eines ν vor σ, theils Dehnungen des α vor einer liquida, theils ein Einfluß angränzender Vocale und liquidae, welcher freilich im Attischen Dialect viel ausgedehnter ist als im epischen und Jonischen, aber in diesen doch auch in so weit sich findet, daß man die gemeinsame Grundlage eines euphonischen Bedürfnisses nicht verkennen kann. Und zwar ist es nicht bloß das Vorausgehen eines Vocals, eines ρ und in nicht wenigen Fällen auch eines λ, sondern auch das unmittelbare Nachfolgen eines Vocals, besonders eines O-Lautes, so wie des ρ und λ, ja mitunter auch der andern liquidae, welches ein ursprüngliches langes α verhindert hat zum η zu werden. Unter den Fällen, die dann noch übrig bleiben, ist besonders die bei den Athenern in volksmäßigem Gebrauch sehr beliebte Endung ᾱξ, gen. ᾱκος (φένᾱκες, θαλάμᾱκες, λάβρᾱκες u. dgl.) und einiges Verwandte nachzuholen.

Die Contraction theilt der Verf. in die eigentliche und uneigentliche; zu jener rechnet er Fälle wie τείχει, zu dieser τιμῶμεν, τιμῶ, τίμα, τιμᾷ, weil in diesen Fällen die beiden contrahirten Laute nicht als Theile des Diphthongs kenntlich bleiben. Indeß bezieht sich dieser Unterschied eigentlich mehr auf die Schrift als die Sprache selbst, da z. B. das ω schwerlich denselben Klang hatte, wenn es aus αω und wenn es aus οω contrahirt war, sondern im ersten Fall gewiß etwas von dem A-Laute hören ließ. Die Contractionen der verschiedenen Dialecte werden etwas in Bausch und Bogen abgehandelt, und in der That kann auch Viel davon bei den contrahirten Formen der Conjugation und Declination genauer bestimmt werden, wenn nur überhaupt erst an dieser Stelle das System der Contraction mit Rücksicht auf die Neigungen der verschiedenen Mundarten nachgewiesen ist. Man wird indeß unmöglich dahin gelangen, den contrahirten Laut als ein nothwendiges Ergebniß des Zusammentreffens zweier bestimmten Vocale zu fassen, wenn man nicht die Einwirkung von zwei verschiedenen Principien von einander trennt. Denn neben dem phonetischen Principe, wonach die Laute als organische Functionen mit einer Art physischer Nothwendigkeit zusammenwachsen, wirkt auf die Contraction sehr mannigfach das grammatische System der

Sprache ein: bald durch den höhern grammatischen Werth, der einem Laute vor dem andern gegeben wird, wie die Contractionen ἁπλᾶ, λεονταῖ, χρυσᾶ nur durch das Prävaliren der Casusendungen erklärt werden können, da sie nach rein phonetischem Princip ἁπλῶ, λεοντῆ, χρυσῆ lauten müßten; bald durch eine Art Anziehung, die eine entsprechende grammatische Form auf die zu contrahirende ausübt, wie z. B. aus ἱππότεω das Attische ἱππότου nur durch den Einfluß der zweiten Declination, und aus ἀληθέας, μείζονας, πόλεας, ἀληθεῖς, μείζους, πόλεις nur durch die Analogie des Nominativs und Accusativs geworden ist. Eben so wichtig ist dies bei der Krasis, deren Form im Attischen Dialect häufig durch das Prävaliren des Hauptworts vor dem Artikel oder der copulativen Partikel bestimmt wird, wo die andern Dialecte sie ganz nach den phonetischen Bedingungen gestalten. So verhält sich das Attische ἁ'νήρ zu ὡ'νήρ, welches Jonisch und Dorisch ist; und dasselbe Verfahren zeigt sich sehr auffallend in den Attischen Krasen κεἰς, κἶσος, χὐπηρεσία u. dgl.

Wir übergehen den übrigen Inhalt des Kapitels, welches auch von der Synizese und Elision und der Zulassung des Hiatus so wie von den Mitteln ihn zu vermeiden handelt, um dafür noch einige Lücken anzudeuten, welche die Lehre von den Vocalen in dieser wie in andern Griechischen Grammatiken auszufüllen läßt, wenn sie einer wissenschaftlichen Sprachkunde als Grundlage dienen soll.

Erstens ist zur Lehre von der Dehnung oder Verstärkung der Vocale zwar Einiges von dem Verf. bei dem Wandel der Vocale in den verschiedenen Mundarten, so wie später bei der Formenlehre, bemerkt worden: aber es ist durchaus nöthig, an dieser Stelle die verschiedenen Arten der Dehnung vollständig zu zergliedern, um hernach das Gesetzmäßige in der Anwendung derselben auf eine consequente Art nachweisen zu können. Wenn wir dabei besonders den Standpunkt des Jonisch-Attischen Dialects festhalten: so müssen wir vier verschiedene Arten von Dehnung unterscheiden, die Ref. hier angeben will, ohne jedoch auf alle Fragen, die die Classificirung der einzelnen Fälle betreffen, dabei eingehen zu können. Die erste, wobei alle Vocale aus kurzen lange werden, ohne ihre Qualität zu verändern, nur daß für α das Jonische η gesetzt wird. Diese hat für den innern Zusammenhang der Sprache am wenigsten zu bedeuten, sie tritt meistentheils um der Euphonie willen ein, oder um das Gleichgewicht der Sylben herzustellen, da wo der Sprachgeist aus gewissen architectonischen Principien eine Verstärkung einer Sylbe verlangt. Die zweite ist diejenige, wo die andern Vocale ebenso bleiben, nur daß

ε und o eine Stufe hinansteigen und zu ει und ου werden. Hierbei ist meist eine **liquida** im Spiele; es gehören dahin theils die Fälle, wo ein ausgefallenes ν vor σ oder ein σ nach einer **liquida** (wie in den Aoristen der **verba liquida**) durch Dehnung ersetzt wird, theils die Dehnung des ε und o vor **liquidis**, dem σ und Vocalen, die man meist der epischen Poesie zuschreibt, wiewohl sie nichts weniger als eine Licenz der Dichtersprache, sondern in der Volkssprache begründet (daher oft auch so fest geworden, daß die andere Form darüber sich verloren hat) und durch bestimmte Gesetze beschränkt war. Der Verf. bemerkt ein sehr wichtiges Gesetz der letztern Art (§ 21, 18. A. 2) daß nämlich das aus ε abgelautete o diese Dehnung nicht zuläßt, also aus δόμος, πόνος, στόλος nicht δοῦμος, ποῦνος, στοῦλος werden kann. Die dritte Dehnung besteht eigentlich in einer Vorschiebung des ε-Lautes, wodurch aus α—η (Dorisch ᾱ), aus ι—ει, aus υ—ευ wird, dagegen ε und o sie gar nicht zulassen; diese ist ein wichtiges Princip der Tempus- und damit zusammenhängenden Nominalbildung, welches mit dem Ablaute des Vocals ε in o auf gleicher Linie steht und dieselbe Function verrichtet. Während diese dritte Art der Dehnung in dem ursprünglichen Perfect (dem sogenannten **perfectum secundum**) allein zur Anwendung kommt, alternirt sie in der Verstärkung der Präsentia mit einer vierten Art der Dehnung, welche durch ein nachtretendes ι geschieht und aus α, ε, ι, υ — αι, ει, ῑ und ῡ (für υι) macht, und zwar nach dem Gesetze, daß jene dritte vor jeder **muta**, die vierte vor den **liquidis** und Vocalen eintritt. Von diesen Dehnungen ist wenigstens die dritte als ein uraltes Princip der Formenbildung in den indogermanischen Sprachen nachzuweisen; sie entspricht der Vorschiebung eines ă im Indischen, welche unter dem Namen Guna bekannt ist, und ist mit großem Rechte, wie dem Ref. dünkt, in der Gothischen Präsensverstärkung von i in ei (d. h. der Aussprache nach ī) und u in iu wieder erkannt worden — da ja dem Griechischen ε auch sonst in der Regel im Sanscrit a, im Gothischen i entspricht (vgl. Bopp Vergleichende Grammatik § 27). Der Verf. gedenkt natürlich dieser Dehnungen bei der Conjugation, aber würde seiner Darstellung derselben viel mehr Klarheit haben geben können, wenn er sich auf diese verschiedene Arten von Dehnung als auf bestimmte und bekannte Operationen der Griechischen Sprache hätte zurück beziehen können. Der Rec. unterscheidet übrigens noch eine fünfte Art von Dehnung, die den Vocalen α und o ein ι hinzufügt und die in der Reduplication der Intensiva μαιμάσσω, ποιφύσσω (eigentlich für πνιφύσσω nach einem Gesetz der Euphonie)

vor Muta so wie vor Liquida, als eine epische Dehnung aber nur vor Vocalen und am Schlusse einiger Partikeln gefunden wird.

Nicht minder wichtig ist es für den ganzen Zusammenhang der Griechischen Grammatik, die qualitativen Veränderungen, welche die Vocale erleiden, genau zu bestimmen und nach ihren Gründen zu scheiden. Theils ist dieser Grund ein euphonischer und liegt also in der Einwirkung anderer Laute; theils haben sie eine grammatische Bedeutung und gehen von dem Bestreben aus, die Fassung des Begriffs zu ändern. Die Veränderungen der ersten Art sind meist Wirkungen der liquidae. Man kann durch sehr viele Beispiele darthun, daß die beiden liquidae ϱ und λ (in gewissen Fällen wohl auch μ und ν) eine Kraft haben, sowohl ein folgendes als ein vorhergehendes ε in α zu verwandeln. Dahin gehören z. B. die Aoriste *ἔτραπον, ἐδάρην, ἐκλάπην, ἐστάλην* (deren Regel der Rec. durch die Wahl der Beispiele anzudeuten sucht), wo der Verf. § 157, 1. das α als einen grammatischen Umlaut ansieht, in Uebereinstimmung mit andern neuen Sprachforschern, die zum Theil auch dies α des Aorists als das ursprüngliche Sanskritische ă und das ε des Präsens als eine spätere Veränderung fassen wollen. Wären diese Ansichten richtig, so müßte das α sich auch zwischen mutis finden und z. B. ein *ἔτακον* und *ἐψάγην* nachzuweisen sein, deren Bildung von den Wurzeln *ΤΕΚ* und *ΨΕΓ* ganz jener Analogie folgen würde. Da dies nicht der Fall ist, so ist gewiß der eigentliche Grund der Veränderung nur in euphonischen Verhältnissen zu suchen, wenn auch der Geist der Sprache, welcher einen kleinen Unterschied für Imperfect und Aorist suchte, dieser euphonischen Nebenform alsdann eine grammatische Bedeutung beigelegt hat. Noch augenscheinlicher ist der Einfluß, den die andern beiden liquidae μ und ν, die letztere besonders mit folgendem T-Laut, auf ein vorhergehendes ε ausüben, um es in den dunklern Laut ο zu verwandeln. Dieser Einfluß, der sich auch in der Lateinischen und den Germanischen Sprachen nachweisen läßt, betrifft indeß in der Regel nur die schwächste Art des ε, den Bindelaut einer Wurzel oder eines Stammes mit der Flexion. Ein solcher Bindelaut ist namentlich das ε zwischen dem Verbalstamme und den Personalendungen, die ursprünglich *μι, σι, τι* u. s. w. lauteten, welches ε daher vor jedem μ und ν zum ο geworden ist (*ομαι, εσαι, εται, όμεθον, εσθον, εσθον, όμεθα, εσθε, ονται*, um statt der abgestumpften Endungen des Activs die vollständig erhaltenen des Passivs zu setzen); während das radicale ε in der Conjugation auf μι diesem euphonischen Einfluß widersteht und sich wie das α, ο, ι, und υ

immer in seiner Reinheit, zum Theil mit der Dehnung der ersten Klasse, behauptet (εμαι, εσαι, εται u. s. w.). Von dieser Widerstandsfähigkeit der radicalen Vocale und von der Wandelbarkeit des Bindelauts ε, die alsdann auch zur Abstumpfung der Endungen die Veranlassung gab, geht der ganze Unterschied der Conjugationen auf μι und ω im Griechischen aus; und wir glauben, daß der Verf., der sich § **117** mit der Wirkung des μ und ν auf das ε bekannt zeigt, seiner Darstellung der Conjugation einen noch höhern Grad von Klarheit verliehen haben würde, wenn er schon in der Lautlehre den Grund dazu gelegt hätte. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß die oben erwähnten Beispiele eines ε für ο in dem Dorischen Dialect Unteritaliens, ἔντας und ἑβδεμήκοντα, hier ebenfalls ihre Stelle finden; das ε ist auch hier das ursprüngliche und das ο die euphonische Veränderung des Bindelauts unter dem Einfluß von μ und ντ.

Von allen diesen euphonischen Einwirkungen ist der grammatische, für sich sinn- und bedeutungsvolle Ablaut genau zu unterscheiden. Wir wünschten, daß der Verf., wo er diese Erscheinung erwähnt (§ **156**), den Terminus der Grimmschen Grammatik (die darin wohl als Gesetzgeberin geachtet zu werden verdient) fest gehalten und nicht unter dem Ausdrucke „Umlautung" gar sehr verschiedene Erscheinungen befaßt hätte, wie die Dehnung in λήθω, die euphonische Veränderung in ἔτραπον und Anderes. Der Ablaut der Griechischen Sprache ist im Ganzen beschränkt auf die Verwandlung des ε in ο und streift nur bisweilen in das α hinüber, so daß auch dies zum ο wird. Er durchdringt aber auch so die ursprüngliche (starke) Conjugation der Griechischen Sprache und eine bedeutende Masse von Nominalbildungen, die es der Mühe verlohnte zusammen zu stellen und genau von den Wortbildungen zu trennen, die den Ablaut nicht zulassen. Daß dies Lautverhältniß ε zu ο dem Gothischen **i** zu **a** entspreche, auf welchem der Ablaut der deutschen Conjugation beruht, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; und ganz consequent steht der Präsensverstärkung **ei** (welches für **ii** steht) der Ablaut **ai** gegenüber, wie im Griechischen dem ει das οι, z. B. in **leiba, láif,** welches völlig dem λείπω, λέλοιπα entspricht. Die Präsensverstärkung **iu** aber, mit dem Ablaut **au** (in der **IX.** Conjug. bei Grimm), müßte im Griechischen ευ mit dem Ablaute ου lauten, indeß hat sich dies in der Conjugation nur in dem epischen ειλήλουθα erhalten, und φεύγω, πέφευγα gibt nur unvollkommen das Gothische **thliuha, thlauh,** wieder, dagegen hat die Nominalbildung den ursprünglichen Ablaut noch ganz richtig in **σπεύδω, σπουδή,** in κε-

λεύθω ἀκόλουθος bewahrt. Es ist merkwürdig, wie dieses kräftige Princip der Flexion und Derivation sich nur in occidentalischen Zweigen der Indo-Germanischen Sprachen erhalten hat, im Orient aber, so viel bis jetzt bemerkt worden, sich nirgends findet. Denn wenn ein vortrefflicher Sprachforscher (Bopp Vergleich. Gramm. § 26 ff.) versucht, den Ablaut jener Sprachen aus dem Sanscritischen Guna abzuleiten, so zeigen sich dagegen auf dem Boden der Griechischen Sprache Guna und Ablaut als ganz verschiedene Dinge, wie schon aus diesen und den obigen Andeutungen über das eine und das andere zu entnehmen ist. So vollkommen auch das Sanscritische vēda (aus vaïda entstanden), von der Wurzel vid, und das Gothische vait (ich weiß) von vit übereinzustimmen scheinen: so ist doch dies genaue Entsprechen der Vocale nur scheinbar, denn vait vereinigt wirklich, wie das Griechische *Foῖδα* Dehnung und Ablaut, während in vēda (vaïda) der Ablaut völlig verloren und nur die Dehnung übrig geblieben ist, gerade als wenn man im Griechischen von der Wurzel *Fιδ* das Perfect nicht *Foῖδα* sondern *Fεῖδα* gebildet hätte, wie es sich ja auch, neben dem ablautenden Indicativ, in den übrigen Modis unabgelautet vorfindet.

Noch eine dritte Lehre, die in diesem Fundamentaltheile eine Stelle verlangt, ist die von der Schwächung der Vocale, welche freilich zu ihrer Begründung erst eine Untersuchung über die relative Stärke der einzelnen Vocale voraussetzt. Im Griechischen würde diese gewiß ergeben (wie schon alte Grammatiker gesehen haben), daß das ε von allen Vocalen der schwächste war und daher alle andern Vocale, durch eilige Aussprache, besonders vor Vocalen, zu einem ε werden können, wodurch namentlich die Substantiva der dritten Declination auf ος purum im Genitiv im Jonischen und Attischen, zum Theil auch in den andern Dialecten, ihre Form erhalten haben. Man vergleiche, um den Uebergang der sämmtlichen Vocale α, ι, ο und υ in ε zu übersehen, κτέρεα, πόλεϊ, γένεος, ἡδέων. Der Verf. berührt diese Erscheinung § 286 ff. öfter, jedoch ohne sie im Allgemeinen zu characterisiren; auch nimmt er in γένος, γένεος einen Uebergang von ε in ο, statt des umgekehrten, an, wogegen deutliche Analogieen der Lateinischen Sprache zeugen, die nach sichern Zeugnissen aus genusis erst genoris und daraus alsdann generis gemacht hat. Im Ganzen genommen hat indeß diese Schwächung auf die Form der Lateinischen Sprache, in der das a durch e in i übergeht, einen viel tiefer greifenden Einfluß ausgeübt als in der Griechischen, die sich gerade durch große Treue und Feinheit in der Be-

wahrung der mannigfachsten vocalischen Laute, wir wagen zu sagen, vor allen ihren Schwestersprachen auszeichnet.

Der Wandel der Consonanten ist auf ähnliche Weise, wie der der Vocale, in zwei Abschnitten, erst in Beziehung auf die Mundarten, dann auf Flexion und Ableitung, behandelt. In Beziehung auf den ersten wiederholen wir die bei den Vocalen ausgesprochenen Wünsche; der zweite zeichnet sich durch Klarheit und Umsicht vor den meisten andern Behandlungen desselben Gegenstandes aus. Wir fügen nur wenige einzelne Bemerkungen bei. Bei dem Uebergange eines ursprünglichen τ in σ, welcher dem Jonischen und Attischen Dialect angehört, konnte der Einfluß eines darauf folgenden ι oder υ bemerkt werden, der in fast allen Fällen (*δίδωσι*, *τύπτουσι*, *εἴκοσι*, *φύσις*, *πλούσιος*, *θανάσιμος*, *Ποσιδήϊον*) Statt findet, und von dessen entscheidender Wirkung man sich besonders überzeugt, wenn man verwandte Formen, in denen die Vertauschung des τ mit σ nicht Statt gefunden hat, wie *δίδοται*, *φύτωρ*, *πλοῦτος* damit zusammenhält. Der Mund der Jonier ist hierbei offenbar von derselben natürlichen Neigung der Articulations-Organe geleitet worden, die in der Römischen und den Romanischen Sprachen aus ti zi und später si gemacht hat. Hiernach kann auch kein Zweifel sein, daß aus dem ursprünglichen und Dorischen *τύπτοντι* das Jonische *τύπτουσι* bloß durch Verwandlung des τ in σ und die dadurch nothwendig gewordene Ausstoßung des ν, an dessen Stelle die Dehnung der zweiten Art eintrat, geworden ist, nicht aber durch Einschiebung eines σ vermittelst einer Form *τύπτοντσι*, aus welcher der Verf. § 54, 6 *τύπτουσι* ableiten will. Jedoch erkennt der Vf. selbst S. 101 dieß *τύπτοντσι* nach Bopp's Anleitung als eine „wahrhaft monströse Form," und wird daher gern zugeben, daß die obige Regel nicht auf das Zusammentreffen von *ντσ*, sondern nur von *νσ* zu stellen war. Freilich bedarf sie dann einer näher begränzenden Bestimmung, da die Verbindung *νσ* zwar im Jonischen und Attischen Dialect, mit Ausnahme der Composita mit Präpositionen, sehr selten zugelassen wird, aber die Sprache ihr auf sehr verschiedene Weise, mit Berücksichtigung der jedesmaligen Umstände, auszuweichen weiß. Man kann in der That nachweisen, daß *ενς* im Griechischen auf sieben verschiedene Weisen verändert worden ist, in *εις*, *εσσ*, *εσ*, *ειν*, *ην*, *ενν*, *ενες*.

Das dritte Kapitel der Fundamental-Lehre dieser Grammatik handelt von den Sylben, und zwar hauptsächlich von der Quantität und den Accenten. Von beiden Lehren scheint uns nur so viel in diesen Abschnitt zu gehören, als sich aus phonetischen Principen ab-

leiten läßt; die speciellen Regeln, wenn α, ι, υ in den vorletzten Silben lang oder kurz sind, können viel besser mit der Flexions- und Wortbildungslehre verbunden werden, so daß bei der Entwickelung jeder Form auch gleich ihre Quantität angegeben wird. Wenigstens läßt sich die Quantität nicht wissenschaftlich begründen, wenn nicht die Natur der Silbe im Zusammenhange der grammatischen Entwickelung möglichst aufgeklärt ist. Auch hat der Verf. bei der Accentuation alle Regeln, die mit der Wortbildung und Flexion zusammenhängen, dem zweiten Theile aufgehoben; und es ist gewiß das Zweckmäßigste, die Rücksicht auf Accente immer gleichmäßig neben der auf die Formenlehre fortzuführen. So durfte wohl ein tief begründetes Gesetz der Griechischen Sprache gleich bei den allgemeinsten Bemerkungen über Verbum und Nomen erwähnt werden, daß nämlich das Verbum auch im Jonisch-Attischen Dialect sich die ursprüngliche (Aeolische) Accentuation bewahrt hat, wonach der Accent so weit zurückgeht, als es die allgemeinen formalen Gesetze gestatten, ohne an eine bestimmte Silbe gebunden zu sein: das Nomen aber (worunter Particip und Infinitiv mit gerechnet werden) allein einen an eine bestimmte Silbe gehefteten, fixen Accent hat, der seinem ihm durch die Wortbildung angewiesenen Sitze so treu zu bleiben sucht, als es eben wieder jene allgemeinen Gesetze gestatten. Wie sehr diese Starrheit und jene freie Beweglichkeit des Accents mit der Natur des Verbum und Nomen zusammenhängen, ließe sich leicht darthun. Einzelne Abweichungen zu erklären kann natürlich hier nicht unser Geschäft sein; zur Begründung im Allgemeinen brauchen wir nur auf Göttlings sinnvolles Werk, die Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache (1835) zu verweisen, wo S. 43. 109. im Wesen dasselbe, wenn auch in anderer Form, vorgetragen wird.

Nachdem wir den Raum, den diese Recension in Anspruch nehmen darf, ganz auf die Fundamental-Lehre verwandt haben, können wir über die andern Haupttheile nur so viel hinzufügen, daß diese mit bei weitem größerer Vollständigkeit und wissenschaftlicher Ergründung bearbeitet sind. Insbesondere ist die Syntax, auf die der Vf. offenbar am frühesten ein genaueres Studium gerichtet hat, großentheils aus den Ergebnissen eigener Lectüre und Forschung, mit Benutzung der speciellen Arbeiten der Neuern, theils über einzelne Partieen der Griechischen Syntax, theils zur philosophischen Begründung der Satzlehre überhaupt, ausgearbeitet und stellt sich neben die Werke von Matthiä und Bernhardy als ein selbständiges und

manchen eigenthümlichen Vorzug entwickelndes Werk. Diese Begünstigung der Syntax kann nicht anders als für die weitere Ausbildung des ganzen Werks zu einer wissenschaftlichen Sprachkunde die besten Hoffnungen erwecken; denn so natürlich auch für den Unterricht der Weg von der Lautlehre zur Formenlehre und von dieser zur Syntax ist, so findet doch für die zergliedernde Forschung eben so wohl der umgekehrte Weg Statt; und eine befriedigende Formenlehre, die die Formen nach ihrer ursprünglichen Bedeutung ordnet und historisch entwickelt, kann nicht ohne Kenntniß der Entwickelung des Satzes, aus welchem als dem Ersten, dem ursprünglichen geistigen Einen und Ganzen der Sprache, alle grammatischen Formen sich wie Stamm und Blätter aus dem Keim entfaltet haben, und wiederum die Lautverhältnisse in ihrem geschichtlichen Leben nicht ohne eindringende Erforschung der Flexionslehre und Wortbildung, mit Inbegriff des ganzen lexikalischen Materials der Sprache, erfaßt werden. Wir dürfen daher erwarten, daß bei erneuerter Bearbeitung dieses Werks, nach einem durchaus wissenschaftlichen und von aller Rücksicht auf das praktische Erlernen frei gemachten Plane, auch die Fundamental-Lehre in der Vollständigkeit und dem innern Zusammenhange sich darstellen werde, die das Ziel und Streben des ganzen Werkes ist.

De lingua Sabina scripsit Jacobus Henop, Dr. phil. Praefatus est Dr. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani Director. **Altona. 55 Seiten in 8.**

Diese kleine für die Sprachkunde Italiens nicht unwichtige Schrift ist, nach einer literarischen Einleitung, in folgende fünf Kapitel getheilt. I. de singularum literarum apud Sabinos ratione. II. de lingua Graeca et Sabina cognata. III. Quaeritur, quem locum inter reliquas Italiae linguas tenuerit Sabina. A. de ratione, quae linguae Tuscae et Sabinae intercessit. B. de lingua Sabina et Umbrica cognata. C. de linguae Oscae et Sabinae ratione. IV. de linguae Latinae et Sabinae ratione. V. de fontibus, quibus utendum est in hac quaestione. Accedit recensus verborum Sabinorum.

Der gelehrte Vorredner bemerkt mit vollem Rechte, daß das letzte Kapitel besser vorangestellt worden wäre; wenigstens ist, außer

einigen wenigen Nachrichten alter Schriftsteller, hauptsächlich des Varro — der das Sabinische noch recht genau kannte, wiewohl der Verf. es mit Niebuhr für eine damals bereits ausgestorbene Sprache hält — das kleine Vocabularium, welches im fünften Kapitel aufgestellt wird, die Grundlage aller Kenntnisse und Einsichten in die Sabinische Sprache. Der Verf. hat die Localnamen Sabinischer Städte, Flüsse, Berge u. s. w. in diese Liste nicht aufgenommen, und wir möchten ihn darum kaum tadeln, da es sich meist schwer nachweisen lassen wird, ob sie ursprünglich den Sabinern oder den Aboriginern, welche früher einen großen Theil des Sabinerlandes inne hatten, oder andern benachbarten Stämmen angehören. Es sind darunter mehrere, die aus lateinischen Wurzeln gebildet sind, wie Interamna (am Nar), Ficulnea, arva rosea, die Thaugefilde bei Reate, Amiternum (d. i. Amb-Aternum, um den vorbeifließenden Aternus); aber zum Theil können dies Uebersetzungen der Sabinischen Ausdrücke sein, zum Theil ist man wenigstens der echt Sabinischen Form nicht sicher. Wenn der Name von Amiternum, dem Ursitze des Sabinischen Volkes nach Cato, Sabinisch ist, so ist nicht bloß die im Lateinischen inseparable Präposition amb, sondern auch die Schwächung des a in i in der Composition den Sabinern vindicirt; indem Ambiternum zu Aternus sich verhält, wie ambigo zu ago. Ein Localname, den der Verfasser gelegentlich S. 39 berührt, ist Interocrium oder Interocreä im Thale des Velinus zwischen zwei steilen Jochen des Apenninus-Gebirges; es ist wohl sicher, daß der Name, den schwerlich erst die Römer der Stadt gegeben haben, von dem Worte ocris, s. v. w. mons confragosus, das Festus aus den ältesten Lateinischen Dichtern anführt, herkommt. Localnamen derselben Wurzel finden sich auch in Umbrien; und bekanntlich ist dasselbe Wort ὄκρις auch griechisch in der verwandten Bedeutung einer rauhen Hervorragung. Hr. Dir. Grotefend macht auf die vielen Deminutiva nach Art der Lateinischen aufmerksam, die in Sabinischen Ortsnamen vorkommen; doch könnten diese von den Aboriginern abgeleitet werden, da nach Dionys. Hal. I, 14. Trebula, Vesbula (oder Suessula), Mesula, Corsula (Carsulä), Cutilia sämmtlich Anlagen dieses Volksstammes im Reatinus ager waren. Dagegen führt Herr Henop eine Anzahl Vornamen und gentilicische Nomina als Sabinisch an, von denen wenigstens der größte Theil durch Zeugnisse gesichert wird; zu den letzteren fügt der gelehrte Vorredner noch die Vespasii aus Sueton. Vesp. 1. hinzu. Nur möchten wir uns hierbei ausbedingen, daß man die gentilicische Form auf

dem das Sabinische **AUSEL** durch eine leichte Verstellung des S-Lautes ausgegangen ist, die in der Umstellung der Liquida in **mesene Flusare** für **mense Flusare** in der Sabinischen Inschrift von Amiternum verglichen mit der Altlateinischen von Furfo (bei Muratori **Thes. p. DLXXXVII, 1.**) ihr Analogon findet. Wie nahe oder entfernt damit **ausum**, das Gold, und **ausosa**, die ältere Form für **aurora** (griechisch *ΑΥΣΩΣ*, *ΑϜΩΣ*, ἠώς, Sanskr. **ushâsa**) zusammen hängen, wagen wir für jetzt nicht zu entscheiden.

An die Vergleichung der Buchstaben knüpft der Vf. einen Versuch über die Endungen und Flexionsformen der Sabinischen Sprache: wozu indeß das Material, welches wir besitzen, kaum hinreichen möchte. Daß **Nero** im Sinne von **fortis** ein Sabinisches Wort war und dazu ein Femininum im Namen der Göttin **Nerio**, Gen. **Nerienis** (wie **Anio, Anienis**), existirte, berechtigt schwerlich zu dem Schlusse, daß diese Endungen in dieser Form völlig Sabinisch seien. Mit mehr Sicherheit läßt sich aus Plinius **II, c. 103. s. 106. § 230 In Reatino fons Neminie appellatus** in Verbindung mit den Inschriften von Amiternum **Mesene flusare poimunies . . . at . rno aunom hiretum** und von Milonia im Lande der Marsen, die freilich mehr Lateinisch als Sabinisch ist, abnehmen, daß die Endungen der ersten Declination dem Griechischen η, Gen. ης, Dat. ῃ näher gestanden als dem Lateinischen, während bei den Umbrern nur der Dativ, nicht die übrigen Casus, auf **e** ausgingen. Aus dem Gesagten erhellt schon, daß der Ref. in Uebereinstimmung mit den Erörterungen des Verf. im zweiten Kapitel sich gegenwärtig von einer weit größeren Verwandtschaft des Sabinischen mit dem Griechischen überzeugt hat, als er früher annahm; nur darüber wird die Untersuchung noch keineswegs geschlossen sein, ob diese Aehnlichkeit, wie der Verf. annimmt, auf einem nähern Zusammenhange der Sabiner mit den Griechen oder auf der allgemeinen Verwandtschaft der Indogermanischen Sprachen beruht.

Der Ref. nimmt mit Hrn. Dir. Grotefend an, daß die Sabinische Wurzel von **crepusculum** und **creperus** dem Griechischen *κνέφας* entspricht, und mit Hrn. Prof. Lassen, daß **nero** mit dem Griechischen *ἀνήρ*, wo *α* Vorschlag und das Indische **nri (nar)** Wurzel ist, in Laut und Bedeutung übereinstimmt. Darf man nach dem apokryphischen Apulejus **vefere** und **trafere** (für **vehere** und **trahere**) als Sabinisch gelten lassen, so mag das Erstere dem Griechischen *ὀχέω* entsprechen, vorausgesetzt, daß dies vor Homer *Ϝοχέω* hieß und von ἔχω (Wurzel *ΣΕΧ*) ganz zu trennen ist; aber **trafo**

geht das Griechische τροχάω gar nichts an, da Ziehen und Laufen sehr verschiedene Begriffe sind. **Vesperna** wird von Festus, **s. v. scensas**, verglichen mit Paulus **s. vv. coena** und **scensas**, nicht als Sabinisch angeführt, sondern die Meinung des Grammatikers ist nur die, daß bei den ältern Römern die Hauptmahlzeiten die Stelle der späteren **prandia** einnahmen und zur Zeit der **coena** ehemals das Abendessen, **vesperna**, statt fand. Auch wird man wegen der Uebereinstimmung des Farnesischen Codex des Festus mit den Handschriften des Paulus zugeben müssen, daß die Sabinische Form für **coena scensa** und nicht **scesna** war; und an eine Ableitung vom Griechischen κοινή kann dabei gar nicht gedacht werden. **Dirus**, welches nach Servius zu Virgils Aen. **III, 235.** bei den Sabinern und Umbrern so viel als **malus** bedeutete, hängt in der Wurzel mit δεινός zusammen. Den geraden Gegensatz dazu bildet das Sabinische **ciprum** s. v. a. **bonum**, wenn man es von **cupere** herleiten darf. Wir übergehen andere Punkte zweifelhafterer Entscheidung und wenden uns zu dem dritten Kapitel. Daß die Sabinische Sprache die Tuskische mehr äußerlich berührte, als innerlich mit ihr zusammen hing, daß dagegen zwischen dem Umbrischen und Sabinischen eine nahe Verwandtschaft bestand und auch das Oskische nicht erst durch die Eroberungen der Sabeller auf diesen Stamm übergegangen sei, sondern von Anfang an von ihrer Sprache nicht sehr verschieden gewesen sei, sind Sätze von großer Wahrscheinlichkeit, wiewohl immer die Vergleichung von Sprachen, in denen nur einzelne Punkte in ein helleres Licht gesetzt sind, viel Mißliches hat. Daß die Sabiner von Haus aus nichts Anders als eine Abtheilung der Umbrer waren, die sich von Amiternum aus auf die Aboriginer des **ager Reatinus** warf, ist überdies die Ueberlieferung des Alterthums, in welcher der Geschichtschreiber Umbriens, Zenodotos, mit Cato und Varro sich ganz gut zur Einstimmigkeit bringen läßt, wie auch in der schätzbaren Monographie von Hrn. **Dr. Kämpf: Umbricorum specimen primum**, S. **55** ff., geschehen ist. Wichtiger bleibt aber immer die Zusammenstellung der vereinzelten Ueberreste der altitalischen Idiome mit Sprachen, die in ihrem ganzen Organismus erhalten sind, daher wir in Bezug auf das Latein uns noch nicht mit dem sehr unbestimmten Urtheile begnügen möchten: **Lingua Sabina, quanquam in singulis paululum distans a Lingua Latina, universe huic linguae cognata erat.** Freilich wird eine genauere Bestimmung dadurch sehr erschwert, daß so viele Sabinische Wörter, nach bestimmten Zeugnissen, von den Römern auf-

genommen worden sind und überhaupt auf das schon gebildete und für sich bestehende Latein keine andere Sprache so stark eingewirkt hat als die Sabinische. Ohne auf weitere Erörterungen einzugehen, erlauben wir uns am Schlusse die Ansicht auszusprechen, daß das Sabinische mit dem Latein eine Indogermanische Schwestersprache des Griechischen zur gemeinsamen Grundlage hat, aber von dem Griechischen selber nicht so stark berührt worden ist, wie das letztere, welches offenbar außer der allgemeinen Familien-Verwandtschaft bereits in sehr alter Zeit noch in eine nähere Verschwisterung mit der Sprache der Hellenen getreten ist und eben dadurch mehr Bestimmtheit der Laute und mehr Bildungsfähigkeit behauptet hat, als jenen Wildlingen des innern Italiens, dem Sabinischen und Umbrischen, zuzuschreiben ist.

Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata. Scripsit Dr. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani director. Part. I. auctumno a. **1835. 22 Seiten nebst einer lithographirten Tafel.** II. vere a. **1836. 34 Seiten.** III. auct. a. **1836. 28 Seiten.** IV. vere a. **1837. 28 S.** V. auct. a. **1837. 32 Seiten. Hannover.**

Die unter dem Namen der Eugubinischen Tafeln bekannten Inschriften in umbrischer Sprache sind wohl das größte Schriftdenkmal, wodurch in einer bekannten oder wenigstens leicht zu entziffernden Schrift eine unbekannte — oder doch erst noch zu erforschende — Sprache erhalten ist, und schon darum des Schweißes der Edlen werth. Nachdem in neuerer Zeit die Untersuchung über diese Denkmäler auf solidere Basen als ihr Lanzi untergelegt hatte zurück geführt und namentlich die irrige Voraussetzung, daß sie der etruskischen Sprache angehörten, beseitigt worden war, sind schnell hintereinander mehrere bedeutende Versuche gemacht worden, dem Verständniß derselben näher zu kommen; Herr Dr. Lepsius hat in der Schrift, womit er die viel versprechende Laufbahn seiner paläographischen Studien begonnen, **de tabulis Eugubinis Part. I. Berolini 1833**, die Geltung der Buchstaben in beiden Schriftarten, in denen die Tafeln abgefaßt sind, der Etruskischen und Lateinischen,

von Neuem untersucht und namentlich zwei Arten des **r** in der ersten Schrift, die in der zweiten durch **r** und **rs** bezeichnet werden, und zwei verschiedene **s**, deren Unterschied auch die lateinische Schrift andeutet, richtig erkannt; und Herr Prof. Lassen in Bonn im Rheinischen Museum für Philologie B. I. S. 360. II. S. 141. vom Standpunkte der comparativen Sprachkunde aus über mehrere für die Entzifferung sehr wesentliche Punkte, namentlich die Lautverhältnisse und das System der Declination, ein sehr erwünschtes Licht verbreitet. Indessen ist noch immer so viel zur Erklärung dieser Inschriften zu leisten übrig, daß man sich sehr freuen muß, daß Herr Director Grotefend, von dessen Entzifferungstalent so glänzende Proben auf anderm Felde vorliegen, der umbrischen Sprache nicht bloß in umfassenderen Erörterungen, wie die im Neuen Archiv für Philologie u. Pädagog. 1829. St. 26 ff. begonnenen sind, seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, sondern sich auch in diesen, nach Art von Programmen heraus gegebenen, Abhandlungen die Entzifferung dieser Urkunden ausschließlich zur Aufgabe gemacht hat.

Die vorliegenden fünf Abhandlungen sind nach dem Plane angeordnet, daß die erste die Fundamente der ganzen Arbeit legen soll, indem sie von der Auffindung der sieben Tafeln zu Iguvium im alten Umbrien und der Anordnung derselben, so weit diese, theils nach den sich wiederholenden Formen, theils nach paläographischen Verschiedenheiten unter denselben bestimmt werden kann, handelt, und hernach die Tafeln selbst in einer für die weitere Untersuchung vortheilhaften Ordnung abgedruckt gibt, nämlich zuerst die in lateinischer Schrift abgefaßten VI u. VII bei Dempster (in der Folge **VIb. VIa. VIIa. VIIb.**, wo **a** die erste, **b** die zweite Seite bei Dempster bezeichnet), dann die in etruskischer Schrift, welche in diesem Abdrucke durch griechische Buchstaben möglichst genau ausgedrückt wird, **III, a. b.**, mit den siebenzehn lateinischen Zeilen auf **IIIb., II, I, Vb u. Va.** Die vierte, auch etruskisch geschriebene, Tafel ist, wegen ihrer nahen Beziehung zur sechsten und siebenten, zu einer Vergleichung im zweiten Hefte aufgehoben; dagegen sind in der ersten Abhandlung auch die anderen umbrischen und nahe verwandten Sprachdenkmäler hinzu gefügt.

In der zweiten Abhandlung wird die Vergleichung der vierten Tafel mit der sechsten und siebenten, die sich wie eine weitere Ausführung zu jener verhalten, auf die Art angestellt, daß die entsprechenden Stellen aus **VI** und **VII** den Zeilen von **IV** untergesetzt werden. Dadurch wird erstens die Folge der Tafeln und Seiten **IVb. a.** und

VIb. a. VIIa. vollkommen gesichert, und dann ergeben sich eine Menge von Schlüssen über synonyme oder wenigstens sinnverwandte Ausdrücke und Veränderungen von Lauten und Formen, die in der umbrischen Sprache eingetreten sind, welche für die weitere Forschung von großer Wichtigkeit sind. Wir wollen, um unsern Lesern einen Begriff von diesem Verhältniß zu geben, nur wenige Zeilen dieser vergleichenden Uebersicht hier mittheilen:

IV, b, 1. *Εστε : πεϱσκλ· μ : αFες : ανξεϱιατες : ἐνετου : 2. πεϱ-ναιες . πȣσναες :*

VI, b, 1. Este . persclo . aveis . aseriater . enetu . — — — —

IV, b, 2. *Πϱε ; Fεϱες : τϱεπλανες. 3. ΙȣFε . ΚϱαπȣFι : τϱε βȣφ : φετȣ :*

VI, b, 22. Pre . vereir . treblaneir. Juve . Garbovei . buf treif . fetu.

IV, b, 3. *αϱFια ȣστεντȣ : 4. ΦατȣFα φεϱινε : φειτου : Fεϱις : Ⱶινȣ : Ⱶεϱι : πȣνι :*

VI, b, 56. *arvio . fetu.* 57. heri . vinu . heri . poni . *fetu.* vatuo . ferine . fetu.

IV, b, 5. *ȣκϱιπεϱ : φισιȣ : τȣταπεϱ : ΙκȣFινα : φειτȣ : σεFȣμ : 6. κȣτεφ : πεσνιμȣ : αϱεπες : αϱFες*

VI, b, 55. Ocriper . Fisiu . totaper . Ijovina. — *tases.* persnimu. 56. sevom. — —

Die cursiv gedruckten Worte sind solche, für welche in der etruskischen Schrift keine entsprechenden sich finden. Hinsichtlich der zur Bezeichnung der etruskischen Buchstaben gewählten griechischen Zeichen ist zu bemerken, daß ϱ dem Zeichen Ɑ, ϱ́ dem q in der etruskischen Schrift entspricht; in dem lateinischen Alphabet ist jenes R, dies RS. d, welches im Lateinischen einem 'S oder auch S entspricht und von dem Verf. dieser Abhandlungen durch ξ ausgedrückt wird, kommt in den angeführten Stellen zufälligerweise nicht vor. Durch *F* wird das Digamma ⊐ im Etruskischen, V oder VV im Lateinischen ausgedrückt, während φ das etruskische 8, in lateinischer Schrift *F* ist. Das Zeichen Ⱶ ist gewählt, um die scharfe Aspiration, die in etruskischer Schrift einem Θ ähnlich sieht, in der lateinischen durch H gegeben wird, auszudrücken. Was aber die abweichenden Formen in beiden Schriftarten anlangt: so erklärt sich ein Theil davon durch die Mangelhaftigkeit des einen und des anderen Alphabets, wovon keins für das umbrische Idiom vollkommen paßte; besonders fehlten der etruskischen Schrift unter den Vocalen das o,

daher immer u, (V, hier durch ϑ bezeichnet) dafür gesetzt wird, unter den Consonanten die mediae, daher τρεπλανες für treblaneir, Κραπϑϝι für Garbovei geschrieben werden mußte. Aber andere Verschiedenheiten lassen sich nicht auf diese orthographische, sondern nur auf grammatische oder sprachgeschichtliche Weise erledigen. Dahin gehört die sehr häufige Abwerfung des m (περσκλϑμ — persclo), der Wechsel von r und s in den Endungen (Ϝερες vereir, ἀνξεριατες aseriater u. dgl.), womit das rs für σ in πεσνιμου, persnimu, aber auch umgekehrt ρσ für s in Τϑρσκϑμ, Tuscom zu vergleichen ist, das ei für ε oder auch ι, wie in aveis, Garbovei für αϜες, ΚραπϑϜι, wovon aber ebenfalls das Gegentheil in fetu für φειτϑ, neben φετϑ, vorkommt, u. a. m. Dem lateinischen aseriater entspricht in etruskischer Schrift ανξεριατες; doch hat man von andern Seiten es mit Recht wahrscheinlicher gefunden, daß der für ξ gehaltene und auch vom Herrn Dir. Grotefend so aufgefaßte Buchstabe des etruskischen Alphabets (ein Verticalstrich mit zwei Querstrichen) aus dem griechischen Z hervor gegangen und für eine besondere Art des s bei den Umbrern gebraucht worden sei (s. Lepsius in den Annali dell' Instit. T. VIII. p. 164.). Das n vor diesem S-Laut ist auf dieselbe Art wie in τύψας, 'Ορτησιος und dem altrömischen cosol, cesor ausgefallen. Vieles in der Orthographie dieser Tafeln ist so schwankend, daß dieselbe Schrift auf derselben Tafel die willkürlichsten Abweichungen zeigt, wie man z. B. für totar. Iiovinar. totaper. Iiovina im Etruskischen τϑτας : ΙιϑϜινας : τϑταπερ. ΙκϑϜινα : liest, und also für den Namen von Iguvium selbst die Schreibung nicht constant war. Außer diesen und ähnlichen Bemerkungen über das Lautsystem beider Schriftarten enthält das zweite Heft noch Betrachtungen über die Accente des Umbrischen, die freilich nur dadurch näher bestimmt werden könnten, wenn, wie der Verf. annimmt, ein Theil der Formeln in Saturnischen, nach dem Accent gemessenen, Versen geschrieben ist. Viel sicherer als diese Saturnischen Verse ist das System der Assonanzen und Alliterationen, auf welche der Verf. erst später, Part. IV. p. 12., aufmerksam macht. Das merkwürdigste Beispiel ist die Stelle VI, a, 60. VII, a, 49.: tursitu, tremitu, hondu, holtu, ninctu, nepitu, sonitu, savitu, preplotatu, previlatu, wo die binäre Verbindung der alliterirenden und meist auch assonirenden Worte den Verfasser hätte abhalten sollen, honduholtu als ein Verbum zu verbinden, wie er in seiner sehr conjecturalen Uebersetzung, Part. III. p. 25. IV. p. 22. incendio, terrae motu, sideratione, νιφετῷ, nimbosa grandine, to-

nitruum et fulminum saevitia, profluvio aquarum et proflatu turbinum, thut. Auch gibt das zweite Heft schon eine Reihe von Erklärungen sogenannter synonymer, d. h. in gleichem oder ähnlichem Zusammenhange vorkommender, Ausdrücke, worunter indessen Vieles ist, was wenigstens an dieser Stelle noch nicht die volle Kraft der Ueberzeugung mit sich führt.

Das dritte Heft liefert schätzbare Erörterungen über den Sinn dieser Tafeln im Allgemeinen, von dem sich gar nicht bezweifeln läßt, daß er liturgisch — im kirchlichen Sinne des Worts — war; Namen von Göttern, Opferthieren, Priesterschaften, Geschlechtern, für die oder von denen geopfert wird, treten aufs deutlichste hervor. Hr. Dir. Grotefend erläutert diese Namen und Formeln mit gelehrter Benutzung der römischen Opfergebräuche und der Nachrichten, die man aus Schriftstellern und Inschriften über umbrische Geschlechter, Landmarken, Culte und dergl. gewinnen kann. Nur wünschten wir auch hier das Einleuchtende von den zur Ausfüllung allerdings unentbehrlichen Vermuthungen bestimmter geschieden und vielleicht auch manche Vermuthung zum Vortheil einer consequenten Methode unterdrückt. Allerdings gestattet die schwankende Orthographie der Tafeln gar manche Freiheiten in der Erklärung, doch wird wenigstens fürs Erste lieber zu wenig als zu viel Gebrauch davon zu machen sein. Wenn v und f (in etruskischer Schrift *F* und *φ*) nach P. III. p. 20. mitunter verwechselt werden, was sich aber wohl nur auf wenige eigenthümliche Fälle beschränkt (deren Nachweisung wir in Part. II. vermissen): so darf man deswegen doch noch nicht annehmen, daß ein constantes v in umbrischen Namen dem römischen f entspreche, und Ref. zweifelt daher sehr, ob die diva Vesuna (I, 2, 11. und in der Inschrift von Milomo) die lateinische Feronia und der Geschlechtsname *Fϑζι*, V, b, 25., das römische Fusius oder Furius sei. Die Anfangsformel Pre vereir (*Πϱε Fεϱεϛ*), und Post vereir oder verir (*Πϑϛ Fεϱεϛ*) übersetzt der Verf. auch ante ferias und post ferias, wiewohl er selbst eine Inschrift aus dem alten Tempel des Clitumnus in Umbrien beibringt: POST VERIAS FEL H. D. L. M., wo veriae fel. von Anderen als sortes felices erklärt wird, da bei den Römern Wahrsager veratores, wie bei den Doriern *καταλαϑισταί*, hießen. Auch passen dazu die Beiworte, die in ganz entsprechenden Stellen dem Nomen verir gegeben werden, einmal *τϱεπλανεϛ*, treblaneir, dann *τεσενακεϛ*, tesenocir, endlich *FεƖuεϛ*, vehier, denn da tre oder tri für drei fest steht und tesen wohl als gleichbedeutend mit desen (VII, b, 2) für decem genommen wer-

den kann, vehier aber der Wurzel von viceni mit derselben Veränderung, die der Verf. auch Part. II. p. 19. annimmt, entspricht: so darf man wohl diese von Hrn. Prof. Lassen erkannten Zahlworte fest halten und darnach: sortes triplices, decuplas, vicenas übersetzen: obgleich Herr Director Grotefend es vorzieht, diese Epitheta von verschiedenen Arten von Wagen, treblae oder tribulae, thensae, vejae, abzuleiten. Nicht weniger mißlich scheint uns die Herleitung des umbrischen Gottes Vofion von dem Namen Fovius, den das Fabische Geschlecht nach Festus bei den Sabinern führte. Was übrigens im umbrischen Cultus am meisten als characteristisch hervor tritt, sind die Namen von Gottheiten, die als Angehörige anderer erscheinen, etwa wie der genius Jovialis der Etrusker. So erscheinen in diesen Tafeln die Tefra Jovia, Treba Jovia, Tursa Jovia, so der Serfus Martius, die Prestota Serfia und Tursa Serfia, mit denen unter den bisher bekannten Gottheiten nur die Heres oder Here Martea (Paulus Exc. des Festus S. 74. Lind.) genau verglichen werden kann. Häufiger kommen solche Namen, wie Heries (Herie) Junonis, Neriene Martis in Anführungen aus alten römischen Gebeten vor.

Mit dem vierten Hefte betritt der Verf. den Weg, der allein gerade zum Ziele führen kann (wie er auch schon von dem Ref. in seinen Etruskern und hernach, mit mehr Benutzung der neueren Hilfsmittel der Sprachvergleichung, von Hrn. Prof. Lassen eingeschlagen worden ist), durch Zusammenhalten der ähnlichen und entsprechenden Formeln die grammatischen Flexionsformen zu gewinnen, von deren Kenntniß die syntactische Anordnung der Sätze fast ganz abhängt. Für eine solche Arbeit ist ein sehr fruchtbares Material in diesen Tafeln gegeben und darin besteht — mehr als in der gehofften Ausbeute für religiöse Alterthümer — ihr Hauptwerth für eine alte Völker- und Cultur-Geschichte. Besonders lehrreich sind die Stellen, in denen eine ganze Reihe von Nomina, die wir sonst im Singularis gefunden, in den Pluralis tritt, unter denen wir, mit dem Verf., folgende auszeichnen:

VII, a, 49. Tursa Iovia (ein Göttername) futu fons pacer pase tua pople totar Iovinar, tote Iovine.

VI, a, 61 ff. Serfe Martie Prestota serfia Serfer Martier Tursa Serfia Serfer Martier (drei verschiedene Götter) fututo foner, pacrer pase vestra pople totar Iiovinar, tote Iiovine, wo es vollkommen klar ist, daß fututo der Plural von futu, wie estote von esto, ist — nur daß statt der Wurzel ES die andere FU (ΦΥ) unterliegt — und eben so fones der Plu-

ral von fons und pacrer von pacer, nach der Analogie von μεί-ζονες zu μείζων (statt *MEIZONΣ*) und acres zu acer. Ohne gerade mit dem Verf. fons für fovens zu erklären, werden wir doch den Sinn nicht sehr verfehlen können, wenn wir übersetzen: sei (seid) gnädig, friedlich mit deinem (euerem) Frieden dem Volke der ganzen Mark von Iguvium und der ganzen Mark von Iguvium. Daß pase s. v. a. pace ist, ist völlig einleuchtend nach der einsichtsvollen Bemerkung von Hrn. Prof. Lassen, daß die Umbrer ein ursprüngliches c (k) vor dem e oft in s verwandelt haben; so liest man *Σαζε* für Sancus, *πυβριζες* statt publicus, desen für decem. In pacer, welches ein von derselben Wurzel gebildetes Adjectiv sein muß, kann das folgende r, das in anderen Casus unmittelbar an das c trat, die Verwandlung in einen Sibilanten gehindert haben. Eine andere Stelle der Art ist diese:

VI, a, 59. (VII, a, 48.) nerf 'sihitu an'sihitu Jovie hostatu anhostatu.

VII, a, 13. (VII, a, 28.) nerus 'sihitir an'sihitir Jovies hostatir anhostatir.

Auch zwischen dem lateinisch und etruskisch geschriebenen Texte finden sich bisweilen dieselben grammatischen Differenzen; so entsprechen sich

IV, a, 29. *Fεσκλυ : Fετυ : ατϱυ : αλφυ : πυνι : φετυ*

VII, a, 9. vesclir. adrir. 26. alfir. poni fetu.

Man kann nicht zweifeln, daß man in diesen Stellen Dative (oder Ablative), das eine Mal im Singular, das andere Mal im Plural, vor sich hat: adrir alfir wird mit Sicherheit für atris albis genommen. Was sich aus solchen Vergleichungen mit vollkommener Sicherheit ergibt, ist die Beugung der Nomina, welche den drei ersten Declinationen im Latein entspricht, im Singular, so daß z. B. in diesen Paradigmen nichts zweifelhaft ist:

	I.		II.		III.
N.	tota	Iiovina	poplus *(populus)*	. . .	nome *(nomen)*
G.	totar	Iiovinar	popler	ocrer	nomner
D.	tote	Iiovine	pople	ocre	nomne
A.	tota(m)	Iiovina(m)	poplo(m)	ocre(m)	nome
Abl.	tota	Iiovina	poplu	ocri	nomne

Man sieht, daß der Genitiv im Umbrischen den Characterconsonanten r, wofür in lateinischer Schrift s steht, durchgängiger fest gehalten hat, als im Griechischen und Latein, und daß dagegen der vorher gehende Vocal in der zweiten Declination eben so geschwächt

worden ist, wie das o (u) in pigneris statt pignoris. Im Dativ ist e theils als schwächere Form für i eingetreten, theils aus einer Verschmelzung und Schwächung von αι und οι entstanden; welche Schwächung noch auffallender wird, wenn bei Adjectiven nach Art der lateinischen auf ius die Endung des Dativs, welche ie lauten sollte, in ei und ι contrahirt wird, z. B. *ΚραπεFι*, Grabovei für Grabovie vom Nominativ Grabovius. Der Verf. nimmt noch einen Localis an, der in der ersten Declination vollständig toteme Iiovinem, aber verkürzt tote Iiovine lauten soll; da diese Formen in der That wechseln, so hält es der Ref. für wahrscheinlicher, daß dies toteme Iiovinem ein Rest der alten volleren Dativform auf m ist, welchen die griechischen Pronomina ἐμίν, τεῖν und die Pronomina und Adjectiva im Deutschen behauptet haben. Der Ablativ findet sich selten ohne ein angehängtes per, welches nebst dem eben so gebrauchten co mit vollem Recht für eine angehängte Präposition, nach Art von nobiscum, erklärt wird, daß popluper für das Volk, verisco mit Loosen bedeutet. Dabei bleibt ein ursprüngliches s, ohne in r verwandelt zu werden, ähnlich wie im Latein das zwischen Vocalen in r übergehende s vor Consonanten festgehalten wird (mus, muris, musculus). Der Pluralis läßt sich nicht so vollständig in allen Casus nachweisen, doch fehlt wenigstens zu einem Paradigma der zweiten und dritten Declination nur wenig. Um dabei die Formen der lateinischen Tafeln fest zu halten, würden wir die Beispiele etwa so wählen:

	III.	II.
N.	fratrer, pacrer	Atiiersior
G.	fratrom	Atiersio(m)
D.	fratrus	Atiersier, Atiersir,
A.	aveis aseriater?	. . . .
Abl.	fratrusper	Atiersier . . . hostatir.

Als Ablativ ist aber auch das in den Opferformeln sich immer wiederholende βεφ, σιφ, τερεφ, *Fιτλεφ*, *Fιτλαφ*, erkannt worden, und zwar, wenn Ref. sich recht besinnt, schon von Herrn. Max. Schmidt in einer gelegentlichen Erörterung; in der That läßt sich das τρεφ βεφ φετε *Μαρτι ΚραπεFι* u. dgl. vollkommen mit der altlateinischen Ausdrucksweise: tribus bubus fac Marti, vergleichen, und wenn man eine Abstumpfung der Endsilbe annimmt, wie sie im Umbrischen so häufig ist, können jene Formen mit bubus, suibus und den Dativen auf obus und abus auf denselben Grund zurück geführt werden. Indessen hindert auch nichts, daß der Accusativ in

dieser Redensart mit dem Ablativ wechselt, und keinen anderen als diesen Casus erkennen wir in der Stelle VII, a, 42. pufe abrons facurent, welche den Worten der vierten Tafel a, 33. *πυφε αῤπυφ φακυῤεντ* entspricht, wo Hr. Dir. Grotefend Part. III. p. 18. ein Adjectiv wie aprugnus annehmen zu müssen glaubt. Aber ons ist nach Gründen der Sprachvergleichung die ursprüngliche Form des Accusativ im Plural der zweiten Declination, wie ans in der ersten, ns, welches die Griechen in *ας* verwandeln, in der dritten Declination; das äolische *οις*, das dorische *ως* und ionische *ους* sind gesetzmäßige Umgestaltungen der Grundform ons. Noch gibt der Verf. in diesem Hefte auch einige Paradigmen der Pronomina totur, erur, esur und der Adjectiva fons, pacer, peracnis, von denen ziemlich viele Formen sich mit Sicherheit entziffern lassen.

Die Erörterung des umbrischen Verbums ist auf das fünfte Heft aufgespart, in welchem der Verf., auf dem bisher gelegten Grunde weiter bauend, nun schon eine vollständige Uebersetzung einer der etruskischen Tafeln, und zwar der vierten, unternimmt. Wie seine Interlinear-Version dem Texte Wort für Wort folgt, wollen wir unsern Lesern durch eine Probe deutlich machen, wozu wir gleich die ersten Zeilen der vierten Tafel brauchen, dieselben, welche oben aus einem anderen Grunde angeführt wurden:

Versio verbalis.

Sectio I, De auguriis in lustro capiendis.

VI, b, 1. sq. *Εςτε πεῤσκλυμ αϜες ανξεῤιατες ενετυ, πεῤναιες, πυσναες.*

Isto in lustro aves auguriales indagato, priores, posteriores.

De primo sacrificio.

VI, b, 2. *Πῤε Ϝεῤες τῤεπλανες ΙυϜε ΚῤαπυϜι τῤε βυφφετυ.*

Ante ferias treblanas Jovi Grabovio tribus bubus facito:

IV, 6, 3 sq. *αῤϜια υστεντυ; ΦατυϜα φεῤινε φειτυ; Ϝεῤις Ϝινο, Ϝεῤι πυνι*

arviga immolato; fatua ferina facito: vel vino, vel pane

IV, b, 5 sq. *υκῤιπεῤ φισιυ, τυταπεῤ ΙκυϜινα φειτυ; σεϜυμ κυτεφ πεσνιμυ αῤεπες αῤϜες.*

pro monte Fisio, pro tota Iguvina facito; cum veneratione caute precator pro ardore arvigae.

Die Ausdrücke, die in dieser Uebersetzung noch dunkel gelassen werden, sind hernach im Commentare erläutert; **fatua ferina** ist schon früher **Part II. p. 24.** für **caro cruda sine sale**, nach **fatua puls** bei Varro, erklärt worden.

Wir müssen nun freilich gestehen, daß dieser Versuch einer zusammenhängenden und vollständigen Erklärung von Seiten des Sinnes noch keinesweges befriedigt, wie z. B. gleich der Anfang allzu abgerissen erscheint, da das Befragen der Augural-Vögel mit der Opferhandlung in gar keinen Zusammenhang gebracht wird: daher wir die ganze Einmischung der Auspicien noch dahin gestellt sein lassen. Hernach befremdet, daß statt der weiteren Ausführung der Vorschriften über das Stieropfer ein neues Opfer einer **arviga** geboten wird, welche der Verf. für eine **ovis februationis causa libata** hält. Nun kann aber die Wurzel von *ϑστευτϑ* nur **TEN** (das griechische *τείνειν* und lateinische **tendere**) sein, da bloß *τϑ* zur Flexion des Imperativs gehört; und da *ϑς* offenbar die Präposition **obs** ist, so heißt *ϑστευτϑ:* strecke entgegen, reiche dar. Darnach kann **arvia** wohl nur die **exta** oder Eingeweide bedeuten, welche kunstmäßig zerlegt und den Göttern dargereicht wurden, man mag nun **arvia** mit **arviga**, **aries** für verwandt halten, oder eine Composition mit der Präposition **ar** (für **ad**), die auch in **arfertu** vorkommt, darin wahrnehmen. Merkwürdig ist es, daß der lateinische Text für *αϱϜια ϑστευτϑ* jedesmal (**VI, b, 56. 58. VI, a, 1. 3. 19. 22. 44. 45. VII, a, 4. 7. 41. 53.**) **arvio fetu** hat; doch läßt sich begreifen, daß man für „bringe die **arvia** dar" auch sagen konnte „mache ein **arvium**." Der Singular *αϱφιϑ* (welches dem **arvio** für **arviom** in der lateinischen Schrift entspricht) ist auch im etruskischen Texte nicht selten zu finden. Einen Ablativ **arvio** und femininisch **arvia** an diesen Stellen anzunehmen, duldet doch die Verbindung mit *ϑστευτϑ* schwerlich. Auch gegen die Annahme, daß ein Opfer **vel pane vel vino** gemacht werden konnte, würden sich wohl gegründete Bedenken erheben. Aber auf jeden Fall ist es dem Verf. gelungen, den syntactischen Zusammenhang an den meisten Stellen zu bestimmen und eine Anzahl von Verbalformen mit Sicherheit nachzuweisen. So könnte gleich in den angeführten Zeilen die Uebersetzung von *πεϱνιμϑ* (auch **persnimu**, auch **persnihimu** geschrieben) durch **precator** befremden, aber daß **persnimu** ein Imperativ eines Passivum oder Deponens sei, kann man nicht bezweifeln, wenn man die Formen mit **mu** neben denen auf **tu** ganz in einer Reihe und in entsprechenden Zusammenstellungen findet. Offenbar verhält sich **persnimu** zu

deitu der Form nach, wie das altlateinische **praefamino** zu **dicito**. Eben so sicher ist **fututo** als Plural von **futu**. Schon aus diesen Imperativen erkennt man ein ähnliches Verhältniß der verschiedenen, theils contrahirten, theils uncontrahirten Conjugationen wie im Latein, indem neben *τȣ* nach einem Consonant *ατȣ, ετȣ, ιτȣ* angetroffen wird. Die übrigen Conjugationsformen sind nicht so klar, wie die Imperative, besonders weil abgestumpfte Endungen mit vollständigern sehr unregelmäßig wechseln; indessen lassen namentlich die Formeln, worin das früher Geschehene resumirt und das Weitere daran angeknüpft wird, mehrere sowohl singularische und pluralische Verbalflexionen erkennen. Die Formel **VII, b, 3. purei subra screhto est**, und **VI, b, 15. porsei subra screhitor sent** geben **est** und **sent** als dritte Personen des Verbum Sein im Singular und Plural; **screhitor** ist **scripti** nach der zweiten Declination im Umbrischen, und **pusei** ist wie **quasi** gebildet, indem dem lateinischen **q** des Relativ-Pronomens im Umbrischen, wie im Oskischen, ein **p** entspricht. Dem **fust, dersicust** entspricht in pluralischen Formeln **furent, dersicurent**, worin Flexionen, wie **fuerit**, welches ehemals **fusit** hieß, und **fuerint**, nicht zu verkennen sind; darnach übersetzt z. B. der Verf. **IV, a, 33.** *Πȣφε απϱȣφ φακȣϱεντ* mit Wahrscheinlichkeit: **ex quo apris fecerint.** Die zweite Person desselben Perfects oder Futurum exactum wird in einer Anzahl von rückweisenden Formeln, wie *Απι Ⱶαβινα πȣϱτιιȣς, Πȣνε κȣFȣϱτȣς* erkannt, die als Sätze nach der Art von **cum feceris** gefaßt werden müssen; auch entspricht die Endung **us** ganz dem **ust** der dritten Person. Wenn dazwischen *Πȣνε πȣπλȣμ αφεϱȣμ Ⱶεϱιες* (**IV, a, 10.**) gefunden wird, so wird dies für ein Präsens im Conjunctiv, wie **habiest** in der dritten Person, zu nehmen, und ein Satz der Art: **Quom populum . . . lustres**, voraus zu setzen sein, wiewohl der Verfasser auch hier ein Perfectum: **Postquam populo lustrando satisfeceris** übersetzt.

Diese Anführungen mögen als Proben einer Arbeit genügen, von der der Verfasser zwar selbst **Part. IV. p. 4.** eingesteht: **In iis, quae adhuc ignoro, aut dies diem docebit, aut acutiores alii alia enodabunt: alius enim alio, ut Ausonii verbis utar, plura invenire potest, nemo omnia**, durch die indeß auf jeden Fall die Entzifferung dieser wichtigen Sprachdenkmäler einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat.

Ueber die Conjugation auf $\mu\iota$ im Homerischen Dialekte von H. L. Ahrens, ph. Dr., Subconrector am Pädagogium zu Ilfeld. Nordhausen. 36 Seiten in Quart.

Eine geistvolle, tief durchgedachte Abhandlung, der wir mehr Leser wünschen, als sie bei der Vereinzelung des Gegenstandes und der strengen Schlichtheit der Form leicht erhalten wird. Der Verf. hat die Erscheinungen der Homerischen Sprache, welche der Conjugation in $\mu\iota$ angehören, mit großer Vollständigkeit gesammelt und sucht sie nun, ohne Rücksicht auf die Behandlungsweise der gewöhnlichen Grammatik, in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange aufzuzeigen, nicht dialektisch entwickelnd, sondern systematisch darstellend, wobei er sich genöthigt sieht, auch manche Begriffe mit anderen Kunstausdrücken zu bezeichnen, als bisher gebräuchlich gewesen. Man muß daher, um die Abhandlung zu verstehen, die Kraft der Abstraction besitzen, das gewußte Material aus den Formen, in denen man es empfangen, sich in das Schema des Verf. hinein zu denken, wofür man sich aber gewiß durch viele tiefere Blicke in den Organismus der Griechischen Sprache belohnt finden wird.

Der Verf. hat dabei, wie man an dem ganzen Character der Abhandlung leicht gewahr wird, die Analogieen der älteren Deutschen Dialecte, so wie orientalischer Sprachen, wohl im Bewußtsein, aber führt die Forschung selbst rein auf Griechischem Boden durch. „Die Vergleichung der anderen Dialecte," sagt er selbst, „und der verwandten Sprachen diente mir dabei oft als Leuchte, um in den dunkleren Räumen des Sprachgebäudes mich zurecht zu finden. Doch, meine ich, wenn die Kerzen im Hause erst angezündet sind, so kann man mit Fug und Recht die geborgte Leuchte auslöschen." Gewiß ist die Art, wie Jacob Grimm die Vergleichung der fremden Sprachen gleichsam nur zur erweiternden Bestätigung der auf eigenen Grund und Boden angestellten Forschungen anwendet, auch für das geschichtliche Studium des Griechischen und Latein sehr zur Nachahmung zu empfehlen.

Des Verfassers Darstellung ist so gedrängt und in sich geschlossen, daß ein sehr bedeutender Theil davon mitgetheilt werden müßte, um eine Vorstellung von seiner Idee und Methode zu geben. Wir wollen nur einige wenige Punkte ausheben, und zwar gerade solche, die wir von unserm Standpunkte einer erneuerten Ueberlegung des Verfassers empfehlen. Hr. Dr. Ahrens ist mit umfassenderen Arbeiten über die Homerische Sprache und den ursprünglichen Organismus

des Griechischen beschäftigt, und wird öfter Gelegenheit haben darauf zurück zu kommen.

Die ganze Abhandlung zerfällt, außer einigen einleitenden Andeutungen über die Theorie der gesammten Homerischen Conjugation, und Vorbemerkungen zur Conjugation ohne Flexionsvocal oder auf *μι* — in zwei Abschnitte: **I.** Von den Flexionsmitteln, und **II.** Verzeichniß der Stämme mit ihren Formen. Dazu kommt ein Excurs über einige wichtige Veränderungen der Vocale. Der erste Satz des ersten Abschnitts lautet: „Der Moduscharacter des Conjunctiv, welcher unmittelbar an den Stamm gehängt wird, ist ein veränderlicher kurzer Vocal, nämlich in **1 sg.** und **1. 3. pl. o.**, in den übrigen Personen *ε*. Im Sgl. und im **3.** Pl. des Objectiv (Activum) wird dieser Vocal in *η* und *ω* verlängert." Der Verf. beweist allerdings, daß die Verlängerung sich nur in den bemerkten Personen findet, durch eine Sammlung aller uncontrahirten Beispiele, welche von den übrigen Personen des Objectiv so wie vom Subjectiv (Medium) vorkommen; sie passen alle zu seiner Regel, außer *ἄληται* Il. *φ*, **536.**, welches er darum einer andern Conjugation zuweist, als *ἄλεται*, was zu *ἆλτο* gehöre. Beachtet man aber, daß die Formen mit der Dehnung doch die zahlreichern und bei weitem die häufigern sind und namentlich die so gewöhnliche **3.** Pl. nie auf *ουσι* ausgeht, wie sie bei Voraussetzung eines kurzen Modus-Vocals müßte: so wird man die Dehnung doch als die regelmäßige Form, die Verkürzung als die Ausnahme ansehen müssen. Alle Formen mit dem kurzen Modus-Vocal sind drei- oder mehrsilbig; die Sprache hat hier einen daktylischen oder anapästischen Fall (*ῐŏμε̆ν*, *ῐŏμε̆ν̄*), den die **3.** Ps. Pl. allein nicht gewähren konnte, zu gewinnen gesucht: so scheint die Verkürzung sich hier fest gesetzt zu haben. Der Conjunctiv ist in der That das eigenthümlichste und auch wohl das jüngste Kind der Griechischen Sprache, die noch auf Griechischem Boden organisch fortgewachsen zu sein scheint; er beruht auf einer Dehnung des euphonisch wandelbaren Bindevocals, den die Conjugation auf *μι* eigentlich gar nicht hat, und kann also auch nur auf sie übertragen worden sein; da aber hier, wie im Aor. **1.** Act., die Dehnung nicht zur Unterscheidung des Indicativs erforderlich war, so konnte die Sprache, wenn sie sonst eine Neigung dazu trieb, sich hier auch schon mit dem kurzen Vocale begnügen.

Anm. **5** sagt der Verf. bei den Conjunctivformen *φθέωμεν*, *κτέωμεν*: „Es scheint diese Schreibung aber erst einer jüngern Zeit anzugehören, da *εω* durchaus nur eine Silbe bildet, ganz wie die

analogen Contractionen des gen. decl. 1. u. s. w." Wir zweifeln, ob das Factum die darauf gegründete Vermuthung rechtfertigt. Allerdings hatte die Griechische Sprache, wie andere stammverwandte, von Haus aus nur Diphthonge, die vom volleren Laute zum dünnern absteigen; aber wie in den Dialecten der Deutschen Sprache, so haben im Jonischen daraus sich zum Theil jene unechten Diphthonge entwickelt, in denen ein dünnerer Laut sich in den volleren verliert, und der Jonische Mund hat die mannigfachste Gelegenheit wahrgenommen, diese Neigung zu befriedigen. Die gewöhnliche Grammatik nennt dies eine Synizesis, nicht erwägend, daß die diphthongische Form in Ἀτρείδεω, στέωμεν die ursprüngliche ist.

Anm. 6. „Die langen Endvocale η, ω verkürzen sich in der Contraction, z. B. σταίην, δαμείη, γνοίην aus στη, δαμη, γνω (nur zwischen ἁλοίη und ἁλῴη ist Schwanken). Der Grund kann nur in einer uralten (über die Verwandlung von α in η hinausgehenden) Ungenauigkeit der Diphthongenbildung gesucht werden, wornach die natürlichen eigentlichen Diphthongen den etymologisch richtigern, uneigentlichen vorgezogen wurden." Der Verf. nimmt demgemäß auch ἔσταν, στάντες, als Verkürzung an, und sieht in βείω, θείω eine Veränderung des langen Vocals η (aus α oder ε) in ει, er sieht in dem ι einen Ersatz für ein euphonisch eingeschobenes Jot und in dem ε, besonders in βείω, nur einen Rest alter Orthographie, wornach ε für η stand, so daß βείω auf βηjω zurück geführt wird. Diese Consequenzen, die das Vertrauen auf die Ueberlieferung der Rhapsoden in den Grundfesten erschüttern, müssen uns einigermaßen mißtrauisch machen gegen den ersten Schritt, der in der obigen Anm. liegt. Vergleicht man στάντες, βάντες, θέντες, δαμέντες, γνόντες, und ἔσταν, ἔβαν, ἔδαμεν, ἔκνον (Pindar), mit ἔστην, ἔβην, ... ἐδάμην, ἔγνων und ἔστημεν, ἔβημεν (aber βάτην neben ἐβήτην), ἔθεμεν, ἐδάμημεν, ἔγνωμεν — so sieht man unsers Bedünkens ein Bestreben, die Formen durch Dehnung zu verstärken, welches verschiedene Verbalklassen in verschiedenem Maße ergreift, von manchen Formen aber immer mit Entschiedenheit abgewiesen wird. Die scheinbare Regellosigkeit in diesen Dehnungen reducirt sich darauf, daß der vollere Vocal α mehr Neigung zur Dehnung hat als ε und daß unter den E-Lauten die radicalen viel mehr ihre ursprüngliche Beschaffenheit behaupten als die der Derivation oder Flexion angehörigen (ein Verhältniß, das man in weitester Ausdehnung in den Futuren φιλήσω, σβέσω und Nominalbildungen τίμησις, στάσις, beobachten kann): daher wir selbst die auffallende 3. ps. pl. μιάνθην

gegen die Aenderung in μιανθεν schützen möchten. Denn absolute Regeln gibt es gerade in dieser naturwüchsigen Sprache am wenigsten; Alles erscheint wie Strebungen organischer Kräfte, deren relative Stärke nur an den Erscheinungen selbst gemessen werden kann, die sie hervorbringen.

§ 6, 9. „Daß die Optative immer ατο haben, ist auch aus der ursprünglichen consonantischen Natur des Moduscharacters ι zu erklären. Man hat aber nicht anzunehmen, daß ν in α verwandelt sei, sondern es ist vielmehr α euphonisch eingeschoben und darnach ν ausgestoßen, um die Endung nicht zu schwer zu machen." Wenn ein Motiv da war, in der Lautverbindung οιντ (die einem Griechischen Munde allerdings schwierig sein mußte) ein α euphonisch einzuschieben, so kann dasselbe in Anspruch genommen werden, um die Verwandlung des ν in α zu erklären, die man doch zugeben muß, wenn man nicht für so viele Fälle den Umweg, den der Verf. einschlägt, in Anspruch nehmen will. Hätten die Griechen statt ποδ-ν einmal πόδαν und nicht geradezu ποδ-α, statt ΕΣ-ν ΕΣαν und nicht geradezu ΕΣα, d. i. ἕα, gebildet: was in aller Welt konnte sie bewegen, das sonst am Wortende so bequeme und in die schönsten euphonischen Verhältnisse tretende ν wieder abzuwerfen?

Wenn wir in diesen und einigen anderen Punkten die Geschichte der Formen von einem andern Gesichtspunkte ansehen als der Verfasser: so können wir den zweiten Abschnitt nur als ein sehr genaues und sorgfältiges Verzeichniß aller Stämme, in deren Flexion die Gesetze der Μι-Conjugation beobachtet werden, uns zu Nutze machen; nur daß wir die Stämme auf ᾰ und η (aus α), auf ε und η (aus ε), nicht so trennen können wie der Verfasser. Der Verf. weist **22** Stämme auf ᾰ im Präsens, **5** auf ε̆, **2** auf ŏ, **1** auf ῐ, **26** auf υ nach, die auf η, aus α, kommen nur in Aoristen vor, eben so die auf η aus ε, ausgenommen in ἀήμεναι (wo die Schwäche der Wurzel eine durchgängigere Dehnung veranlaßt hat, als bei τίθημι) und in δίζηαι. Αἴνημι aus Hesiod steht hier ohne Begründung, doch denkt der Verf. dabei gewiß an die Aeolische Conjugation in μι, welche die Dehnung eben so durchführte, wie die gemeine in den Aoristen des Passiv auf θην und ην. Von den Stämmen auf ω werden auch nur Aoriste, von denen auf ῡ nur ῥῡ (retten) und Aoriste, von Stämmen auf Diphthonge κει in κεῖμαι, und στευ in στεῦται namhaft gemacht. Dann folgen Stämme auf σ, ἐς (εἰμί), ἑς (εἷμαι), ἡς (ἧμαι, wo wir lieber von ἙΔ ausgegangen wären, und das Δ

bald in eine Dehnung verhüllt, bald von den T-Lauten in s verwandelt nachgewiesen hätten) und von Stämmen auf andere Consonanten **2** im Präsens, **16** in Aoristen.

Ueber **ESCIT** und verwandte Formen in den zwölf Tafel-Gesetzen.

Unter den nicht zahlreichen Stellen, in denen uns die ursprüngliche Fassung der zwölf Tafel-Gesetze mit grammatischer Genauigkeit überliefert zu sein scheint, sind mehrere, in denen die Formen des Verbum substantivum, welche die Zukunft oder bedingte Existenz ausdrücken, einige Schwierigkeit machen. Diese zu entfernen und die ächte Lesart herzustellen, ist eine Aufgabe, die bei der großen Wichtigkeit jener Ueberreste sich auch die Theilnahme juristischer Leser versprechen darf, auch wenn die Kenntniß des Inhalts dadurch um Nichts gefördert wird. Wir wollen diese mit wichtigen Fragen der Sprach-Geschichte zusammenhängende Aufgabe hier mit voller Unbefangenheit verfolgen, auch auf die Gefahr, daß das Ergebniß von einer früher geäußerten Ansicht desselben Verfassers *) abweichend ausfallen sollte.

Zu diesem Zwecke wird es nützlich sein, die Formen des Verbum esse, welche von der Wurzel ES ausgehn, in ihrer primitiven Beschaffenheit — soweit diese unsre Sprachkunde erreichen kann — zusammenzustellen: was nach dem gegenwärtigen Stande der comparativen Grammatik mit viel größerer Sicherheit geschehen kann, als früher.

Praesens indic. Esum (Griechisch ἐσμί, sanscr. ăsmi, Deutsch ursprünglich, nach J. Grimm, isum oder isam), es, est; esumus, estis, esunt. Das Hauptzeugniß für den durchgängigen Anfang mit es ist das des Varro de L. L. IX. c. 57. § 100.

Praesens conj. Esiem (Griechisch εἴην, entstanden aus *ΕΣΙΗΜ*, sanscr. sjâm verkürzt aus asjâm) esies, esiet u. s. w. Diese vollständige Form ist noch nirgends nachgewiesen, indem im Latein, wie im Sanscrit, frühzeitig das verkürzte siem gebräuchlich geworden ist, welches sich in ältern Schriftstellern und Urkunden an zahlreichen Stellen erhalten hat und noch in Varro's und Cicero's Zeit neben dem contrahirten sim üblich geblieben war.

---

*) S. Lex dei ed. FR. Blume Exc. XI. p. 164.

Imperf. indic. Esam (Griechisch mit dem Augment ἦα entstanden aus *ΗΣΑΜ*, sanscr. âsam) **esas, esat** u. s. w. Nur durch die Analogie begründet.

Imperf. conj. Essem in älterer Orthographie **esem** aus **es-sem** folgerichtig gebildet.

Futurum. Eso (Griechisch als Medium ἔσομαι), **esis, esit** u. s. w. Da die Anführung von **eso** für **ero** aus den Salier-Gesängen bei Varro de L. L. VII. c. 3. § 26 sehr zweifelhaft ist, so sind keine Reste dieses Futurums mehr vorhanden, wenn sie nicht etwa die zwölf Tafeln liefern.

Imperat. Es, esto .... esunto (wofür **sunto**) **Infin. esse** aus **es-se. Partic. Esens,** daraus **sens** in **absens** u. dgl. und noch mehr verkürzt **ens.** Aus einer geschärften Aussprache von **esens** ist vielleicht **essentia** geworden.

Außerdem gab es in früheren Zeiten ein Inchoativum des Verbum **esse,** welches aus **es** und **sco** zusammengesetzt **esco** lauten mußte, für das sehr bestimmte Zeugnisse vorliegen. Festus im Excerpt des Paulus p. 58 ed. Lind. **Escit, erit** p. 113. **Obescet oberit vel aderit;** p. 142 im Excerpt, und vollständiger p. 244 (112. Urs) in dem erhaltenen Fragment: **Superescit significat supererit. Ennius: Dum quidem unus homo Romanus toga superescit, et Acer (Accius) in Chrysippo: Quin hinc (huic, si?) superescit, Spartam atque Amyclas trado.** Daß auch Lucrez sich dieser Form bedient hat, ist bekannt (s. I, 612); bei Virgil dagegen Aen. VIII, 64. wird die Emendation Faber's **caput urbibus escit,** für **exit,** von den neuern Herausgebern mit Grund verworfen. Die Ueberlieferung der Grammatiker und die angeführten Stellen lehren, daß dies Inchoativum die Stelle eines Futurums einnahm, ähnlich wie andere ursprüngliche Inchoativa, z. B. **pasco, cresco, gnosco,** sich ganz an die Stelle der Präsentia drängten.

Die Veränderungen, welche in diesen ursprünglich sehr genau zusammenhängenden Formen Statt gefunden und scheinbar so disparate Bildungen, wie **sum** und **ero,** hervorgebracht haben, sind von einem doppelten Anlaß ausgegangen. Erstens von dem Streben, dies Verbum von der allereinfachsten Bedeutung zu verkürzen durch Wegwerfung des radicalen Vocals **E.** Durch diese Aphäresis, die auch im Sanscrit und andern Sprachen derselben Familie gefunden wird, sind die Formen **sum, sumus, sim (siem) sis** u. s. w. entstanden. Zweitens ist die Umgestaltung durch eine Consonanten-Veränderung erfolgt, die im Latein sehr weit um sich gegriffen hat,

wodurch ein einfaches S, welches sich in der Mitte eines Wortes zwischen Vocalen befindet, in ein R verwandelt worden ist. Diese Veränderung hat sich soweit erstreckt, daß in der Lateinischen Sprache beinah kein S-Laut zwischen Vocalen stehen geblieben ist, der ursprünglich ein reines S gewesen wäre; fast überall, wo sich in einem nicht zusammengesetzten Worte noch später ein S zwischen Vocalen erhalten hat, läßt sich die Entstehung desselben aus einem T-Laut, namentlich einer Verbindung wie DT, TT oder aus den Combinationen NS und RS, nachweisen; woher es auch kommt, daß in ächt Lateinischen Worten ein kurzer Vocal vor einem nicht schließenden S so sehr selten ist. Immer aber betrifft diese durch die ganze Sprache gehende Verwandlung nur das S zwischen Vocalen und läßt das S am Anfange der Worte, das mit andern Consonanten verbundene S, und in der Regel auch das auslautende S unberührt; wenigstens hängen die Veränderungen, die mit dem Letzten vorgegangen, mit jener allgemeinen Umwandlung nicht unmittelbar zusammen. Daher z. B. von **ros** zwar die Casus **roris, rore** gebildet wurden, aber **ros, roscidus** ihr S behielten, sowie neben **Veneris Venus** und **venustus** fortbestanden und neben **ceperim** sich das alte **capsim** wenigstens sehr lange erhalten konnte. So erklärt sich vollkommen, warum nur in **eram** und **ero** das ursprüngliche S durch R verdrängt wurde und dasselbe dagegen in **es, esto, essem**, sowie in **sum, sumus, sim,** unangetastet blieb. Natürlich ist es eine sehr wichtige Frage für die Geschichte der Lateinischen Sprache, in welchem Jahrhundert etwa diese bedeutende Erscheinung eingetreten ist. Die Beantwortung derselben wird nur von der scrupulosesten Behandlung der Denkmäler aus der Zeit der Römischen Könige und der ersten Republik zu erwarten sein, zu der wir hier einen Beitrag liefern, indem wir die folgenden Stellen der zwölf Tafeln nach der Folge, in der sie bei Dirksen geordnet sind, so viel wie möglich nach handschriftlichen Lesarten, zur Uebersicht zusammenstellen.

1. Nach Gellius N. A. XX, 1. **Si morbus aevitasve vitium ESTIT, qui in jus vocabit jumentum dato, si nolet arceram ne sternito. ESTIT** ist aus dem **Guelferbytanus cod.**, die alten Ausgaben haben theils **extit**, theils **esset.**

2. Nach Ulpian, Fragment des Vatican. Codex tit. 26. § 1. **Lex dei tit. 16. cap. 4. § 1. Si intestato moritur, cui suus heres nec EST, agnatus proximus familiam habeto. EST** steht in der **Lex dei**; das Vaticanische Fragment hat eine Lücke an der Stelle dieses Wortes, die auf eine minder bekannte Form deutet.

3. Nach Ulpian in der Lex dei tit. 16. cap. 4. § 2. Si agnatus NESCIT, gentiles familiam herescant. NESCIT haben die codices Pithoeanus und Vindobonensis, nec essit die Pariser Ausgabe von 1586 am Rande, nach den Angaben Blume's S. 143. Herescant habe ich nach Huschke's Vorschlag (Studien S. 156. vgl. Rhein. Museum für Jurisprudenz Bd. VI. H. 3. S. 280.) geschrieben, ohne es indeß zum Gegenstande weiterer Untersuchung zu machen.

4. Nach dem Auctor ad Herennium I, 13 und Cicero de inventione II, 50. Si furiosus EXISTIT, agnatum gentiliumque in eo pecuniaque ejus potestas esto. EXISTIT ist aus dem cod. Turicensis bei Orelli; exsistet schrieb Ernesti nach Handschriften im Auctor ad Herennium; est ist die allgemeine Lesart bei Cicero de invent. In den Tuscul. Quaest. hatten die Quellen: esse incipit, offenbar eine Erklärung, es sei nun von Cicero selbst oder von einem Abschreiber.

5. Nach Festus s. v. Nec. p. 177 ed. Lindem. (p. 12. Urs.) Ast ei custos NECESCIT. Die Lesart der einzigen Handschrift, wie der Text des Ursinus und eine vom Herrn Professor Böcking veranstaltete Collation des Codex zeigt, wiewohl die Anmerkung des Ursinus S. 8 die Lesart ESIT vorauszusetzen scheint.

6. Nach Festus s. v. Sarpiuntur p. 267. ed. Lindem. (p. 156. Urs.) Quandoque sarpta donec dempta ERUNT. Lesart des Codex.

7. Nach Macrobius Saturn. 1, 4. Si nox furtum factum SIT, si im aliquis occisit, jure caesus esto. SIT haben die ältern Ausgaben, namentlich die Aldina und Juntina; esit findet sich seit H. Stephanus, ohne daß angegeben wird, aus welcher Quelle.

8. Nach Festus s. v. Nec. p. 177 ed. Lindem. (p. 12 Urs.) Si adorat furto, quod nec manifestum ERIT Lesart der Handschrift.

9. Nach Cicero de legibus II, 24, 60. Neve aurum addito — quoi auro dentes vincti ESSENT, ast im cum illo sepelire, urereve se fraude esto. ESSENT haben die Handschriften, escunt ist zuerst von Lambin, aber nur am Rande der Ausgabe von 1584, in Vorschlag gebracht worden.

Hiezu fügen wir einige Stellen aus Cicero's in alterthümliche Sprache gehüllten Gesetzentwürfen, in denen ohne Zweifel viele Reminiscenzen an Ausdrücke der zwölf Tafeln durchklingen. —

Cicero de legibus III, 3, 9. Ast quando duellum gravius discordiaeve civium ESCUNT, oenus ne amplius sex menses, si senatus creverit, idem juris, quod duo consules teneto. ESCUNT ist Emendation von Lambin, aber so gut wie handschriftliche Lesart, da der cod. 1. Paris. durch escunto, und die Andern durch estunto (escunt o-enus) bestimmt darauf hinführen.

Die folgende Stelle: ast quando consules magisterve populi nec reliqui magistratus nec escunt etc. übergehe ich wegen der Unsicherheit des Sinnes und Zusammenhanges und bemerke dagegen, daß die gewöhnliche Form des Futurums erit in diesen Ciceronischen Gesetzen gar nicht selten ist, z. B. III, 4, 10. Ast si quid ERIT, quod extra magistratus coerari oesus sit: qui coeret, populus creato, eique jus coerandi dato; wo escit keine Spur in den Handschriften für sich hat. Ebenso führen im Folgenden die handschriftlichen Lesarten bestimmt auf: quod oesus erit.

Ueberblicken wir diese Stellen, so wird man bei einigen, namentlich n. 1. 4. 5, gleich gestehen müssen, daß die handschriftlichen Lesarten und die Analogie der Ciceronischen Stelle auf die Form escit hindrängen. Dagegen kann es scheinen, daß in einigen andern Stellen der Conjunctiv in ursprünglicher Formation esiet, esient, nach den Spuren der Handschriften und dem Zusammenhange seine Stelle finden könne. Doch muß dies schon deswegen aufgegeben werden, weil die zwölf Tafeln die Fälle, für welche sie gesetzliche Bestimmungen enthalten, sie mögen durch Conditional- oder Relativ-Sätze bezeichnet werden, immer im Indicativ ausdrücken, es sei nun das Präsens, oder Perfect, oder Futurum, oder Futurum exactum, welches hiernach in diesen Gesetzen von dem Perfectum conjunctivi bestimmt unterschieden werden muß. Z. B.: Si in jus vocat, ni it ...; si calvitur pedemve struit ...; proletario jam quoi quis (quiqui civis) volet vindex esto; rem ubi pacunt orato; ni judicatum facit aut quips endo eo in jure vindicit ...; si volet suo vivito, ni suo vivit qui emvinctum habebit .....; si plus minusve secuerunt; uti legassit super pecunia tutelave suae rei, u. dgl. Das Plusquamperfectum Conjunct. bei Plinius N. H. XXVIII, c. 2. s. 4. Qui fruges excantasset und qui malum carmen incantasset, ist natürlich nur aus der Unbekanntschaft der Abschreiber mit den Formen excantassit, incantassit, hervorgegangen. Wenn man aber ferner die Form des Futurums esit für erit in diese Fragmente einführen wollte, wie schon

mehrere ältere Kritiker gethan haben, so würde dann allerdings die handschriftliche Lesart in den Stellen n. 2 und 7 am Wenigsten Aenderung bedürfen. Dagegen müßte dann nothwendig, da die Formen esit und erit sich neben einander nicht vertragen, weil sie verschiedenen Sprachperioden angehören, die letztere Form in den Stellen n. 6 und 8 in die erste verwandelt werden. Dies hat nun schon an sich keine große Wahrscheinlichkeit und wird vollends unrathsam, wenn man die Ciceronische Nachbildung jener alten Gesetzsprache vergleicht, in der bereits neben esco das gewöhnliche Futurum ero als völlig sicher stehend bemerkt worden ist.

Um aber eine völlige Entscheidung dieser Frage-Punkte herbeizuführen, wird es zweckmäßig sein, die Frage in größter Allgemeinheit zu fassen und so zu stellen: ob überhaupt angenommen werden dürfe, daß jene bedeutende Veränderung in der Lateinischen Sprache, wodurch so viele S-Laute in R verwandelt worden sind, vor oder nach der Zeit der zwölf Tafel-Gesetzgebung eingetreten sei. Denn daß diese Umbildung im Ganzen in einer und derselben Zeit sich über die ganze Lateinische Sprache verbreitet habe, muß nach der Natur solcher Erscheinungen angenommen werden, die nicht zufällig hie und da eine Wirkung äußern, sondern, wie Naturgesetze, Alles ergreifen, was nicht durch eine besondere Kraft des Widerstandes seine Form behauptet. Nun könnte man, gestützt auf die Facta, daß der Consul Papirius vom Jahre d. St. 418 nach Cicero (ad fam. IX, 21) der Erste war, der sich nicht mehr Papisius nannte, sondern Papirius, und der Consul Appius Claudius Cäcus vom Jahre 447 der Erste, der nicht mehr Valesier und Fusier, sondern Valerier und Furier sagte (nach Pomponius in den Digesten I, 2. 2. § 26. vgl. K. L. Schneider Grammatik I, 1. S. 340), diese Veränderung in der Lateinischen Sprache in das fünfte Jahrhundert der Stadt setzen, wornach alsdann eine große Menge von Wörtern, die aus ältern Denkmälern, namentlich aus den zwölf Tafeln, angeführt werden, eine andere Gestalt erhalten müßten, als in der sie uns überliefert werden. Allein diese Eigennamen gestatten noch keinen sichern Schluß auf die übrige Sprache; ihre positive und gleichsam conventionelle Geltung entzieht sie, wie zahllose Beispiele aus allen Sprachen zeigen, bis auf einen gewissen Grad dem Strome der sich lebendig fortbildenden Sprache und verhärtet sie gegen Eindrücke, welche alle andern, noch bildsameren Bestandtheile der Sprache erleiden: so daß es gar nicht auffallen dürfte, wenn auch jene Gentilnamen dem allgemeinen Gesetze der Umbildung von S in R erst

nur, wo das S durch Aphäresis an den Anfang des Wortes trat, oder den Schluß machte, oder durch einen andern Consonant gestützt wurde — wie eben in escit — kann es sich behauptet haben. So führt uns freilich diese Betrachtung auf den Punkt zurück, auf dem schon Ursinus, Lambinus, Cujacius und andere ältere Kritiker sich befanden, welche in den oben unter n. 1. 2. 3. 5. 9 angeführten Stellen escit hergestellt oder behauptet haben (wonach auch die Stellen n. 4. 7 sich richten müssen): aber es ist doch ein Vortheil, das Ergebniß durch eine methodische Prüfung wiedergefunden zu haben, worauf jene Männer ihr gelehrter Takt geführt hatte. Uebrigens möchte ich darum nicht vorschlagen, dies escit auch den Stellen aufzudrängen, welche erit ohne eine Spur einer andern Lesart haben (n. 6. 8.), da beide Formen, wie in Cicero's Nachbildung, so auch in den zwölf Tafeln, neben einander existiren konnten, wiewohl ein Unterschied des Sprachgebrauches von esit und erit in den erhaltenen Fragmenten mir nicht ersichtlich ist.

V.

Zur Griechischen Literaturgeschichte.

Recensionen und Abhandlungen.

De originibus tragoediae Graecae. Scripsit Guilelmus Schneiderus Doct. phil. et aa. ll. m. praefatus est D. Franciscus Passow. **109 S. 8. Breslau 1817.**

De origg. comoediae Graecae disputatio Guil. Schneideri Sem. R. phil. sod. Vratisl. **26 S. 8.**

Der Hauptgedanke, den der Verf. in den ersten drei Capiteln „von den dithyrambischen, satyrischen und tragischen Chören" ausführt, ist der, daß aus den dithyrambischen Chören die Tragödie schwerlich hätte entstehen können, ohne ein Mittelglied, welches der Verf. in den satyrischen Chören sucht. Den Beweis dazu findet er in dem gänzlich Unmimischen des Dithyrambus: denn wie er sich S. 6 ausläßt, „es sei ein für allemal gesagt, daß dithyrambische Chöre von ihrer Entstehung an bis auf den Gipfel ihrer Ausbildung nie mimisch gewesen seien (non simulati), die Tragödie dagegen stets mimisch darstellend, hypokritisch. Dies ist es, was von Allen, die die Sache behandelt, Alten und Neuern vernachlässigt, vorzüglich geholfen hat, die größten Dunkelheiten in dieser Materie zuwege zu bringen u. s. w. Es ist wahrscheinlich, daß diese Worte des Verf., die S. 8 fast eben so wiederholt werden, auf einer gründlichen und genauen Forschung über das Wesen des Dithyrambus beruhen; wünschenswerth wären in einer Note einige Worte über die Hauptschwierigkeiten, z. B. jene Stelle des Aristoteles, daß die Dithyramben eben deswegen ihr Antistrophisches verloren hätten, weil sie mimetisch geworden wären. Denn obgleich hier das Mimetische vorzüglich auf die Darstellung durch besondere dithyrambische Schauspieler gehen mag (ganz falsch versteht es Rom. v. Timkowsky von einer Nachahmung des ältesten orgiastischen Dithyramb): so macht es doch der Zusammenhang der Stelle wahrscheinlich, daß besonders dem Tanze und dem Melodischen nach die Dithyramben wirklich mimisch wurden und eben deswegen, weil sie eine fortschreitende Handlung vorstellten, kein Entsprechen der Strophen zuließen. Platos Behauptung, daß der Dithyramb apangel-

25*

tisch sei, ginge dann auf die Art des poetischen Vortrags; vielleicht daß nichts desto weniger die Darstellung wiehernder Rosse, brüllender Stiere, des brausenden Meeres, die Plato selbst erwähnt, auf dithyrambische Musik, wie die der kreisenden Frau auf eine mimische Abbildung der Geburt Dionysos geht. Aehnlich tanzten die Pyrrhichisten in späterer Zeit nicht mehr Martialische, sondern Bacchische Historien. Dazu mußten die schönsten Gesänge genommen werden und Orthische Rhythmen, gerade solche, wie sie der alte feierliche Dithyramb Arions brauchte. Und auf ein mimisches Element im Dithyrambus läßt endlich wohl auch die komische Parodie des Tarentiner Strato bei Athenäus schließen. Obwohl dies alles nun keineswegs einen unmittelbaren Bezug auf den Dithyramb hat, der der Tragödie vorherging: so ist Rec. doch überzeugt, daß das Mimische eben in dem urältesten enthusiastischen Dithyramb, ja in jeder Bacchusfeier ihrer Natur nach liege, in jenem heiligen Taumel, der die Diener des Gottes besonders im Thebanischen Dienste in ihrer eigenen Einbildung in Bacchen, Satyrn, Silenen verwandelte. Am wahrscheinlichsten ist aber der Dithyramb ursprünglich Thebanisch, wie Dithyrambos selbst ein Böotischer Mannsname und Arion von Methymna ein Stammverwandter der Böotier ist.*)

Daß der Satyrische Chor auf der andern Seite je Hörner auf den Kopf gesetzt, Ziegenhäute über die Beine gezogen und die Satyrn auf diese Weise dargestellt habe, ist eine wunderliche Dichtung des Verf., die Alten wissen von nichts, als einem Bocksfell um die Lenden geworfen, gesträubtem Haar und dergleichen Dingen, wie sie die kindliche Phantasie der frühern Griechen bedurfte, um sich den Satyr vorzustellen. Ueberhaupt kann sich Rec. den satyrischen Chor kaum als Fortsetzung des dithyrambischen vorstellen; im Gegentheil ist er nicht einmal davon überzeugt, daß der satyrische Chor der frühern Zeit je Festlieder zu Ehren des Gottes gesungen habe. Tänzer und ausgelassne Spaßmacher waren diese Satyrn allerdings; ihre Scherze mögen zeitig in possirliche Fragen und Antworten gestellt worden sein, wie die Soldaten bei Römischen Triumphen ihre Spottlieder nach Art Pasquin und Marforio's in Wechselgesänge gebracht hatten. Allein unter einem Hervorgehn der Tragödie aus dem Satyrspiel hat sich Rec. nie mehr zu denken gewußt, als daß das Attische Gemüth durch dieses für jene vorbereitet und aufgeweckt worden sei; er kann

*) Vergl. Gesch. der griech. Literatur. Thl. 2. S. 29—33. und 288. 289.

daher eine Ableitung der Tragödie sowohl von dithyrambischen als satyrischen Chören zugeben, ohne die einen dieser Chöre aus den andern entstehen zu lassen. —

Das dritte Kapitel enthält überdies Einiges gegen Kanngießers Meinung von einer alten Attischen vorthespischen, und Anderer von einer Dorischen Tragödie. Gegen die Dorische Erfindung der Tragödie erinnert der Verf., daß Aristoteles selbst ihr nicht viel Glauben beizumessen scheine; als wenn dies von dem Attisch gebildeten Stagiriten zu erwarten wäre; gegen Epigenes, daß es nur Grammatiker seien, die ihn erwähnen; als wenn Grammatikern etwas dran läge, einen Sicyonischen Tragöden zu erfinden. Des Verf. Gegendemonstration ist folgende: „Satyrisch konnte Epigenes Tragödie nicht sein, weil wir von satyrischen Chören der Sicyonier nichts wissen: sie hatte also gleich von Anfang an einen traurigen Inhalt, auch mußte sie maskirt sein. Hätte nun eine solche zu Epigenes Zeit stattgefunden, so hätten die Athener sie kennen müssen und wären alsdann sicher nicht zu den rohen Vorstellungen des Thespis zurückgekehrt." Rec. muß gestehen, daß ihm weder einer dieser Sätze, noch ihre Schlußfolge einleuchte. Sicyon hatte ohne Zweifel Anfänge von Tragödien, vielleicht frühere und ausgebildetere, als Attika, eben so eigenthümlich Sicyonische, als jene original Attisch gewesen sein können. Hier war früher ein Hauptsitz der Dorischen Kunst; auf eigenthümliche Tänze deutet theils das vom Verf. angeführte Epigramm, theils der Aleter, dessen Athenäus erwähnt; endlich hatte Sicyon ohne Zweifel so gut satyrische Chöre, wie das unmittelbar angränzende und ebenfalls Dorische Phlius, die Vaterstadt des Pratinas und Aristias, Vaters und Sohns, der ausgezeichnetsten und ältesten Satyrspieler; wie wir desgleichen ein Dorisches Satyrspiel in der Deimalea finden, einem Lakonischen Tanze von Silenen und Satyrn. Endlich sind jene tragischen Chöre des Adrast, oder unter Klisthenes des Dionysos, auf jeden Fall auch dann zu beachten, wenn man zugibt, daß sie tragische Chöre nur bei Herodot, nicht in Sicyon geheißen. Mehr findet sich indeß für eine alte Dorische Komödie. Jene Deikelisten Sparta's, freie Männer und Frauen wie es scheint, die, was eben im Leben Lächerliches vorging, in kunstloser Rede mimisch vortrugen, ganz wie es in Syrakus vor Sophrons Zeit geschehen zu sein scheint, an deren Statt Sparta's Colonie Tarent seine Phlyaken, die Rhinthon benutzte, Theben seine Ethelonten hatte, waren für Sicyon die Phallophoren, deren Eigenthümlichkeit für ihr Alterthum Bürge ist. Sie traten *ohne Maske* auf, über der [illegible] ein Pro-

polion von mancherlei Blumen und duftenden Kräutern (vielleicht dem Sicyonischen Kranze Jaccha ähnlich, den Athenäus anderswo erwähnt), gekleidet in persische Launaken. So erschienen sie chorweis und verspotteten auseinanderlaufend mit unjungfräulicher Muse, was ihnen in den Weg kam, unter ihnen der Phallophor, gerade ausschreitend und mit Ruß beschmiert. Dieses Spiel ist es ohne Zweifel, worauf das Epigramm S. 26 geht, weder Satyrische Spiele, wie Hermann, noch die eigentliche Komödie, wie unser Verf. meint.*) Dem ganz ähnlich waren die Spottreden der Aegineten und Epidaurier beim Fest der Damia und Auresia, Cerealischer Göttinnen; wie überhaupt in die Komödie viel Cerealisches eingegangen zu sein scheint, wofür die Eleusinischen γεφυρισμοί, das ἐξ ἁμάξης λέγειν, die alte Jambe und selbst die halb Cerealische Natur der Phallika Rec. zu sprechen scheinen. Die Stellen von phallicis privatis (origg. com. S. 14, 15.) möchten wohl eine genauere Prüfung erfordern, als der Verf. ihnen angedeihen läßt, indem die eine nur auf Phallen als Amulete geht, Aristoteles Worte gar nichts hierher Gehöriges sagen und die Art, wie Dicäopolis seine Lenäen für sich begeht, eben recht spaßhaft und absonderlich sein soll.

Nach Aristoteles schrieben sich die Megarer die Erfindung der Komödie zu; der Verf., indem er den Namen der Komödie, wiewohl aus ungenügenden Gründen von κώμη herleitet, scheint ihnen beizustimmen, ja die Athener selbst, indem sie sie von Staatswegen früher nie als öffentliches Spiel anerkannten; wornach es nicht unmöglich scheint, daß das Spiel sich aus Megara selbst nach Attika hinüber verbreitet habe. Susarion heißt bald ein Megarer bald ein Ikarier; Rec. hält Ikaria, was Stuart ohne Grund in dem am Hymettus gelegenen Kareia sucht, jenen in den Anfängen des Dramas vielbedeutenden Ort, wo der erste Bacchusdienst eingeführt, der erste Bock geopfert, der erste Tragöde und Komöde aufgetreten sein sollen, für ein Grenzdorf von Megaris und Attika; wenigstens gehört es der Aegeischen Phyle an, die sich von Megaris bis zu den Grenzmarken des Aeantischen Stammes gegen Brauron und Rhamnus hin erstreckte, wie sich aus einzelnen geographischen Angaben der Demen leicht nachweisen ließe. Hier war Kollyttos, Aeschines tragische Bühne; Kollyttos stieß unmittelbar mit Melite zusammen (Hier ist Kollyttos und da Melite auf den Grenzsäulen bei Strabo), wo ein großes Gebäude

*) Vergl. Dorier, Bd. 2. S. 335—341. 2te Auflage.

zum Einüben der Tragöden bestimmt war; vielleicht daß dergleichen Oertlichkeiten noch Spuren von alten bacchischen Festlichkeiten enthielten. — Sehr leicht ist der Streit zu entscheiden, ob ein Bock als Preis, oder einer der beim Feste geschlachtet wurde, dem Spiele den Namen gegeben habe; aller Wahrscheinlichkeit nach forderte die alte Sitte, die Siegespreise den Göttern zu weihen, die dem Spiele vorstanden, auch hier, daß der erkämpfte Bock sogleich dem Bacchus geschlachtet würde.

Die fünf übrigen Capitel handeln von Thespis, Phrynichus, Pratinas, Chörilus, Carcinus, Aeschylus. Daß jenes Fragment bei Clemens Alex., welches auf eine grammatisch-scurrilische Art die 24 Simonideischen Buchstaben in 4 Worte zwängt, von Thespis sei, wird der Verf. schwerlich irgend Jemanden überreden; auch der Greis, der bei Aristophanes jene alten Weisen tanzt, mit denen Thespis wettgekämpft, gibt keinen Schluß auf das Dasein Thespischer Stücke zu Aristophanes Zeit; daß Phrynichus Stücke nicht mehr die rohen Versuche einer Tragödie gewesen seien, wie sie Kanngießer nach seiner Art darzustellen pflegt, scheint der Verf. richtig zu bemerken; gegen die tragischen Wagen war auch die wichtige Stelle des Pollux zu benutzen, der ein tischähnliches Gerüst Eleos erwähnt, von welchem schon vor Thespis Zeit ein Einzelner mit dem Chore gesprochen habe. Hier ist gewissermaßen ein stehendes Theater, hier auch ein Schauspieler vor Thespis gegeben, obgleich die vorthespische Dramenanordnung gänzlich außer Pollux Gesichtskreise wie außer unserm liegt. — Was der Verf. von Chörilus sagt, gesteht Rec. nicht zu verstehen. „Choerilus, sagt er, videtur non solum in tragicam Musam minxisse, sed etiam in epicam.“ Dies an und für sich, auch weniger petulant ausgedrückt, ist von einem Dichter jener Zeit undenkbar. „Denn, fährt unser Verf. fort, Hermeas zu Pl. Phädrus stellt Chörilus und Kallimachus dem Homer und Pindar gegenüber, als Dichter, die ohne den Wahnsinn der Musen gedichtet haben.“ Kann aber über diese Stelle ein andrer Zweifel stattfinden, als etwa der, ob sie auf den Jasseer Chörilus, Alexanders Begleiter, oder auf den Samischen Epiker gehe, der dem Homer in einigen Stellen fast eben so entgegengesetzt wird und seine Perser schwerlich im Drange der Begeisterung gedichtet hatte? Rec. hält für wahrscheinlich, daß dieser Samier im Anfange des Peloponnesischen Krieges mit den übrigen Samiern aus Samos verjagt und von Lysander zurückgeführt wurde; zu Herodot floh er indeß schwerlich, der damals in Thurii war; die Nachricht, daß der Dichter der Perser des Histori-

kers geliebter Knabe gewesen sei (die man allenfalls auf eine frühere Anwesenheit Herodots zu Samos ziehen könnte) ist wohl nur schlechte Witzelei eines Literators. Auf Suidas Artikel wäre dann nicht viel zu geben, und Chörilus rückte fast in Antimachus Zeitalter hinab. Auf diesen Epiker nun geht unzweifelhaft die andre Stelle aus Proklus, „daß dem Chörilus, der damals in Ansehn stand, Plato den Antimachus vorgezogen." Sollten aber Hr. Sch. blos diese zwei Stellen aus den Commentatoren Platos, deren eine selbst Näke's Umsicht entgangen zu sein scheint, bekannt, alle anderen aber unbekannt gewesen sein? „Daraus erhellt, fährt er nun fort, daß dieser Chörilus ein schlechter Dichter gewesen sei." Könnte es schlechte Dichter in jenen Zeiten der jungen Tragödie gegeben haben, so würde es in der That hieraus nicht im mindesten folgen: der Athener Chörilus wird im Gegentheile noch von Alexis dem Komiker als Haupt der Tragödie behandelt; eben derselbe war nach einem Verse eines unbekannten Dichters „König unter den Satyrn;" auf der andern Seite hatte er in seiner Alope, die Pausanias anführt, jener Alope, die ihr eigner Vater Cercyon, der fürchterliche Klopffechter, erschlug, zur Einleitung in die höchst tragische Geschichte, die Genealogieen Cercyons und Triptolems auseinandergesetzt. Man sieht, daß Chörilus wie Aeschylus bald Satyrn, bald Heroen vorführte; gewiß ein höchst merkwürdiger Dichter, der eine gediegenere Behandlung verdiente.

Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das Satyrspiel; von Fr. G. Welcker. Frankfurt am Main. 1826. S. 346.

Diese Schrift hat, abgesehen von dem polemischen Theil, den wir hier möglichst beseitigen werden, einen doppelten Inhalt, indem sie theils die Hauptidee der frühern, an die sie sich anschließt, die trilogische Composition der Dramen des Aeschylos, noch weiter begründet, theils durch genauere Bestimmung des Begriffs des Satyrspiels eine wesentliche Ergänzung jenes Werkes liefert. Wir wollen über beides Einiges mittheilen.

Der Beweis, daß die Zusammenfügung dreier Dramen zu einem Ganzen die bei Aeschylos herrschende Kunstform gewesen, beruht natürlich beim Mangel deutlicher und bestimmter Zeugnisse über den Gegenstand immer auf einer Art Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Eine Trilogie haben wir übrig, aus der wir die Gesetze dieser Composition ungefähr abnehmen können; nun fragt es sich, ob die andern Stücke, welche vereinzelt auf uns gekommen sind, und die, deren Inhalt sich bloß nach dem Titel und einigen Fragmenten errathen läßt, sich ohne Zwang zu ähnlich beschaffenen trilogischen Ganzen zusammenreihen lassen. Dies muß natürlich versucht und erprobt werden, und kaum wird der Versuch ohne eine gewisse Kühnheit angestellt werden können. So müssen wir wohl überall verfahren, wo die verloren gegangene Kunde von Gesetzen, die einst einen Stoff regelten, von dem uns nur Reste geblieben sind, erneuert werden soll. Gelingt der Versuch im Ganzen, so ist dies selbst dann ein starker Beweis, wenn einige Fälle dabei vorkommen, in denen eine allzu freie Vermuthung Lücken ergänzt hat, ein um so stärkerer Beweis natürlich, je mehr Fälle auf der andern Seite da sind, wo unter der Voraussetzung der Regel die zerstreuten Theile sich wie von selbst zu schönen Ganzen ordnen. Am entscheidendsten sind in der vorliegenden Sache diejenigen Fälle, wo vorhandene Tragödien erst durch die Annahme einer solchen innern Verbindung in ihrer ganzen Anlage und in der Ausführung einzelner Theile richtig gefaßt und verstanden werden können. Ein Fall von der Art scheint besonders bei den Persern einzutreten, bei denen Ref. daher etwas länger verweilen will. Was für ein wunderliches Stück sind doch diese Perser, wenn wir es für sich allein betrachten. Man hat ihm den Namen einer Tragödie abgesprochen, und von diesem Standpunkte nicht ganz mit Unrecht. Ein Chor von Persischen Greisen drückt Besorgnisse über das Schicksal des nach Griechenland abgezogenen Heeres aus; die Königsmutter Atossa theilt ihm einen ominösen Traum mit, er räth ihr, dem Schatten des Dareios zu opfern. Aber gleich kommt ein Bote herein, erzählt das ganze Unglück des Heeres und macht jene Ahnungen und Träume zur Wirklichkeit. Jetzt beschließt Atossa von Neuem, das Todtenopfer darzubringen, und der Chor ruft in feierlichem Gesange den Schatten des weiland großen und weisen Herrschers herauf. Dareios erscheint, erfährt das Geschehene und prophezeiht dann noch weiteres Verderben. Dann kommt der flüchtige Xerxes in kläglichem Aufzuge und führt mit dem Chor einen langen Klagegesang auf. — Was kann nun als Mittelpunkt und Hauptinhalt eines so angelegten Stückes gelten? Daß die Perser geschlagen sind? Dies erfahren wir aber gleich im ersten Theil des Gedichts durch den Boten, und alles Uebrige, also der größere Theil des Dramas, würde sich, nach dieser Ansicht, ohne ein neues Inter-

esse zu gewähren, in unnützer Breite fortschleppen. Aber es ist für jeden aufmerksamen Leser klar, daß das Hauptgewicht auf der Rede des Dareios liegt, dessen Erscheinung gleich von Anfang an motivirt und vorbereitet wird; nur um höchst Bedeutendes und Merkwürdiges zu sagen, durfte ein solcher Schatten aus der Unterwelt herauf beschworen werden. Indessen haben gerade diese Rede, von der doch das Verständniß des Ganzen abhängt, manche Neuere durchaus nicht verstehen wollen. Blomfield z. B. macht Aeschylos große Vorwürfe darüber, daß er Dareios zuerst sich nach dem Geschehenen erkundigen lasse, als wisse er nichts, und dann das noch Kommende verkündigen, als wisse er Alles. Wie groß dieser Vorwitz ist, lehrt folgende Erwägung. Es gab in Griechenland Orakel, die man dem Bakis und Musäos zuschrieb, daß der Herrscher des Orients den Hellespont überbrücken und einen großen Zug nach Hellas unternehmen würde, daß ein fremdes Volk das Heiligthum von Delphi plündern und dann untergehen werde, daß die Meder in einer großen Schlacht am Thermodon und Asopos unterliegen würden, Herod. **VII, 6. IX, 42. 43.** Wie diese Orakel entstanden waren, geht uns hier wenig an, meist betrafen sie ältere, mythische Begebenheiten, wie den Zug der Encheleer (Herod. **IX, 42.** Eurip. Bacch. g. Ende) und den Amazonenkrieg (vergl. Herodot **IX, 43** mit Plutarch Demosth. **19**), und waren durch kleine Veränderungen zeitgemäß umgebildet worden. Genug, man hatte solche Orakel und glaubte sie durch die die großen Zeitbegebenheiten erfüllt. Nun wissen wir ferner, daß diese Orakel, durch die Peisistratiden und Onomakritos an Xerres gekommen, nicht ohne Einwirkung auf den Zug geblieben und z. B. auch dem Mardonios bekannt geworden waren (Herodot **VII, 6. IX, 42**). Aeschylos konnte ohne Unwahrscheinlichkeit annehmen, daß sie auch schon dem Dareios bekannt gewesen. Aber obschon sie nach Aeschylos Gedanken wohl den stolzen Geist des großen Königs gedrückt haben mochten, so wußte Dareios doch noch nicht, daß sie so bald eintreffen würden, sintemal ein Orakel kein chronologisches Datum zu enthalten pflegt. Jetzt aber, wo er im Allgemeinen die Kunde von dem Zuge und der Niederlage seines Sohnes vernommen, da trifft seinen Geist plötzlich die Gewißheit, daß die Orakel nun bereits, schneller als er erwartet, durch Xerres eigenen Uebermuth erfüllt worden sind (V. **725** ff.); er beschreibt nunmehr selbst den Zug mit größerer Ausführlichkeit als er ihm erzählt wurde, und davon ausgehend, daß Göttersprüche nicht theilweise, sondern ganz in Erfüllung gehen (*συμβαίνει γὰρ οὐ τὰ μὲν, τὰ δ' οὔ*), verkündet er auch nun alles

nus gegeben. Die Satyrn, deren Bild sich offenbar aus der muthwilligen und ungebundenen Stimmung der ländlichen Dionysien entwickelte, sind weder gute noch böse, sondern bloß rohe, unnütze, gemüthlos lustige und meist zwecklos bemühte Gesellen. Mit dieser von der Phantasie erschaffenen Satyrwelt bringt das Satyr-Drama Personen der heroischen Mythologie in Berührung, deren Thaten und Schicksale geeignet waren, den Satyr-Character im Allgemeinen oder nach einer besondern Seite hin ins Licht zu setzen und hervorzuheben. Es erhellt daraus, daß keinesweges alle Heroen und diese nicht in allen Lagen geschickt sind, mit diesen Satyrn, die, so viel wir wissen, immer den Chor bildeten, zusammengestellt zu werden, sondern besonders gewisse Classen, die der Verf. im achten Kapitel sehr schön classificirt. Unholde und Barbaren, wie der Kyklop oder Busiris, ließen ihre Feigheit, schöne Heroen oder Heroinnen, die sich zufällig in die Schaar dieser Dämonen verirrten, ihre Ueppigkeit, Schlauköpfe, wie Autolykos, ihre gegen Recht und Unrecht gleichgiltige Nichtswürdigkeit hervortreten, der rechte Held des Satyrdrama aber war der mächtige und joviale Esser und Zecher Herakles. Immer aber müssen diese Helden in ländlicher Umgebung, in einsam wilder Natur gedacht werden, Satyrn in Lagern oder Palästen ist ein Ungedanke. Da diese Ansicht aus der Vergleichung der erhaltenen Titel und Fragmente mit dem noch vorhandenen Stücke des Euripides deutlich hervorgeht: so kann es Ref. nicht anders als billigen, daß der Verf. manches Stück, bei welchem diese Merkmale und Kriterien nicht eintreffen und für dessen satyrischen Character keine sichern Beweise da sind, zu dieser Klasse zu rechnen ansteht. Namentlich behauptet er mit Recht, daß ein gewisser derber Naturton, eine kräftige und kecke Bezeichnung des Natürlichen, eine kühne Naivetät in Bildern, die von Thieren und andern Gegenständen des gemeinen Lebens hergenommen sind, bei Aeschylos tragische Würde und tragisches Pathos nicht aufhebt; ja eben dieser Naturton ist Aeschylos Character, und die Erhebung des Gemüths, in der er dichtete und gelesen werden muß, vermochte auch manches scheinbar Unedle zu adeln, weil es aus ihr nicht leicht möglich ist in das Lächerliche zu fallen; dagegen eine vorsätzlich angenommene steife Feierlichkeit, wie etwa in der Französischen Tragödie, immer nur durch eine dünne Scheidewand von dem Lächerlichen getrennt ist. Ueber manches einzelne Drama bleibt natürlich der Zweifel ungelöst; wie denn z. B. Ref. noch nicht davon zurückgebracht ist, die Karyatiden des Pratinas mit so vielen Andern für ein Satyrdrama gelten zu lassen. Denn da das Fest von Karyä der

Arkadischen Artemis mit Dionysos gemeinsam war, da Pratinas diese Karyatiden mit Dymänen oder Dysmänen (vergl. auch Philargyrius zu Virgils G. II., 487) zusammenstellt, die entschieden Bacchen waren, da in einem Kunstwerke des Praxiteles Thyaden und Karyatiden zusammen gebildet waren: so kann man sich hier wohl einmal einen aus Karyatischen Mädchen und Satyrn gemischten Chor denken, wie ja auch die Mänaden auf dem Parnaß nach Aristoteles bei Macrobius Satyrn zu sehen und ihre Stimmen zu hören glaubten. Mit den Torotiden ist es freilich eine andere Sache, so viel Ref. sieht. Noch ist es Ref. unklar, warum der Verf. einen gewissen innern Zusammenhang des Drama Satyrikon mit der Trilogie bei Aeschylos nicht wahrscheinlicher findet als es nach einigen Stellen seiner Schrift scheint. Lykurgos in der neu bekannt gewordenen Stelle über diese Trilogie scheint doch Herrn Wecker selbst Name des Satyrspiels, und wenn im Proteus die Fabel dargestellt war, wie Menelaos nach langem Umherirren von diesem weissagenden Dämon erfuhr, daß er zur Rache seines Bruders zu spät kommen werde (vergl. Odyssee 4, 546): so konnte hieraus doch wohl ein angemessener heiterer Schluß der Oresteia entstehen. Den Prometheus Pyrkaeus mit den Persern in Verbindung zu bringen, ist freilich schwieriger.

Sacra natalitia Friderici VI. .... indicit Gr. Guil. Nitzsch Phil. D. Eloqu. et Philol. P. P. O. Praemissa indagandae per Homeri Odysseam interpolationis praeparatio. P. I. 1828. 59 Seiten in 4. Kiel.

Wir können dieser Abhandlung als einer academischen Gelegenheitsschrift hier schwerlich so viel Raum vergönnen, als die Wichtigkeit des Gegenstandes eben so wie die Genauigkeit der Behandlung in Anspruch nimmt. Gewiß ist diese Genauigkeit, auch wenn sie hin und wieder in Scrupulosität ausarten sollte, gerade hier sehr wohl angebracht, wo es eines Gegengewichtes bedarf gegen die einnehmende und glänzende, aber freilich mitunter etwas leichtfertige Darstellung, mit der Wolf die Sprünge seiner Argumentation und die gewaltsame Benutzung seiner Zeugnisse umkleidete und verdeckte. Freilich waren es, wenn wir uns aufrichtig darüber verständigen wollen, nicht diese einzelnen Zeugnisse, auf denen Wolfs Ansicht und Lehre beruhte; es

war ganz etwas Anderes und tiefer Liegendes, die gesammte Grundansicht der Wolfischen Zeit von der Entstehung poetischer Kunstwerke und von dem Gange, den der menschliche Geist einschlagen muß, um zu solchen zu gelangen, welche sich in Wolf wie in einem Brennpunkte vereinigte und mit Scharfsinn und Witz vereinigt den Homer in einem ganz neuen Lichte erblicken ließ. Uns nun, den Epigonen jener alten Homerischen Streiter, erscheint diese ganze ästhetische Ansicht roh, äußerlich, atomistisch; eine andere, die organische Entwickelung, hat im Stillen den Platz erobert; und es ist nun sehr natürlich, daß, nachdem die innere Kraft und Wirksamkeit jener Lehre verschwunden ist, man auch mit halbem Schrecken gewahr wird, wie schwach die äußeren Bollwerke gewesen. Gewiß ist dies nicht, wie ein ehrwürdiger Veteran unserer Studien kürzlich gesagt hat, ein bloßer Rückschritt unseres an Reactionen reichen Zeitalters (est vero nostro saeculo proprium et placet retro cedere), auch werden wir uns schwerlich, bei der Bildung einer neuen Ansicht, der zahlreichen Vortheile und Einsichten berauben, welche die Wolfische Untersuchung uns, wenn auch im Allgemeinen unhaltbar, doch im Einzelnen vielfach gewährt hat. — Was Solons und der Peisistratiden gefeierte Verdienste um Homer anbelangt: so sieht der Verf. in ihren Unternehmungen weit mehr eine politische Tendenz als eine rein poetische oder ästhetische. In der That wird bald Solons bald Peisistratos Antheil an dem Ruhme der Homerischen Lieder mit dem Streit der Athener und Megarer über Salamis, der bekanntlich auch mit Homerischen oder angeblich Homerischen Versen ausgefochten wurde, in Verbindung gebracht, und wie Homer überhaupt den Athenern gefallen mußte, so mußte sich gewiß auch der Adelstolz des Nestoriden Peisistratos durch Ilias und Odyssee geschmeichelt fühlen. (Ref. will hier noch darauf aufmerksam machen, daß in der Behandlung der Sage von dem Salaminischen Aias im Homer sich eine merkwürdige Hinneigung zur Attischen Auffassungsweise zeigt. Zu Pindars Zeit wurden Aias und Telamon allgemein zu den Aeakiden gezählt und von Aegina abgeleitet. Dagegen ist im Homer, so viel sich Ref. erinnert, keine Spur, daß Aias mit Achill von einem Stamme sei; nur dieser heißt der Aeakide, Aias nie. Muß man hierin nicht die Einwirkung einer Sage wahrnehmen, welche Aias von jenem Stamme der Aeakiden ganz abzusondern und seiner ursprünglichen Herkunft nach den Salaminiern und Athenern zu vindiciren suchte, einer Sage, wie sie der Attische Pherekydes bei Apollod. III., 12, 6 hat? Daraus erklärt sich dann auch die Verbindung des Aias mit Menestheus bei Homer, von welcher der Verf.

S. 41 spricht. Da hätten wir denn wirklich einen Homeros ἀττικίζων.) Hiernach sieht der Verf. in jenen Erzählungen nur die Nachricht, daß die Peisistratiden dafür Sorge trugen, daß der ganze Homer mit allen jenen den Athenern besonders wohlgefallenden Stücken an den Panathenäen vorgetragen wurde: denn daß jetzt zuerst die Rhapsoden auf den Einfall gekommen wären, sich unter einander fortzusetzen und an einander zu schließen, wäre doch im höchsten Grade seltsam.

De cyclo epico poetisque cyclicis. Commentatio philologica ab ill. phil. ordine in Ac. Bor. Rhenana praemio ornata. Scripsit Dr. Fr. Wüllner. 1825. 96 S. in 8. Münster.

Die Meinung des Verf. über das, was der Kyklos war, finden wir am Deutlichsten in folgenden Worten ausgedrückt: Antiquior Graecia copiam satis magnam epicorum carminum habuit, quae in suo ordine disposita totam fabularem historiam serie continua et naturali complecterentur. Hanc dispositionem illis temporibus admodum difficilem revera factam esse nec probabile nec verisimile videtur. Qui autem carmina illa eorumque argumenta cognita habebat, sane non potuit, quin secundum naturalem fabularum seriem cogitaret ea disposita cyclumque animo suo informaret. Initio igitur cyclus nonnisi mente conceptus exstitit; deinde vero, Grammaticorum aetate, indices eorum carminum, quae cyclum constituebant, sunt confecti. Indicem talem Proclus fecit etc. Also hunderte von epischen Sängern singen, einer vom andern ganz unabhängig, was sich ihnen darbietet, die mannigfachsten Sagen der Griechischen Landschaften; hernach findet sich, daß alle oder viele dieser Gedichte bloß durch die Beschaffenheit des mythologischen Stoffs (welchen Kenner der Mythologie schwerlich sich von Anfang an in solchem Zusammenhange vorstellen) ein Ganzes bilden, so daß es nur einer Aufzählung der Titel in der rechten Folge bedarf, um einen *Κύκλος* daraus zu bilden. Dagegen lehrt indeß schon die Vergleichung der Excerpte des Proclus mit den Fragmenten derselben Gedichte, daß diejenigen, welche den Kyklos zu einer fortlaufenden Erzählung mythischer Begebenheiten gemacht haben, wirklich mehr daran thun mußten. In jenen Excerpten schließen sich nämlich die Kypria, Ilias, Aethiopis, kleine Ilias, Ilions Zerstörung, die Rückfahrten, die Odyssee und Te-

legonie so aneinander, daß das eine Gedicht gerade da den Faden aufnimmt, wo ihn das andere fallen gelassen, so daß z. B. am Ende der Aethiopis der Streit um Achilleus Waffen entsteht, der in dem Beginn der kleinen Ilias gerichtlich entschieden wird, am Ende der „Zerstörung Ilions" Athena auf die Achäer böse wird und am Anfange der Nostoi sie ihren Zorn entgelten läßt. Hingen nun aber wirklich ursprünglich diese Gedichte so genau aneinander? Schwerlich. Denn auch in der Aethiopis war nach den Schol. zu Pind. Isthm. 3, 58 das Urtheil über die Waffen des Achill und der Selbstmord des Aias enthalten, und wenn die kleine Ilias bloß den Faden der Aethiopis fortführte, konnte sie kaum den bekannten Anfang haben: *Ἴλιον ἀείδω καὶ Δαρδανίην ἐύπωλον*. Auf der andern Seite ging die kleine Ilias weit über die ihr bei Proklus gesteckte Grenze hinaus; man sieht aus Aristot. Poet. 23 und andern Angaben, daß sie auch die Zerstörung inbegriffen, die bei Proklus nach Arktinos erzählt wird, während die kleine Ilias von Lesches war. Diese unleugbaren Facta, die sich durch ihren Zusammenhang sichern, zeigen, daß diese Gedichte sich in ihrer ursprünglichen Gestalt keineswegs eben so wie in Proklus Auszuge aneinander schlossen. Nur eins bleibt sicher: die Kypria, die Aethiopis, die Rückfahrten und die Telegonie, und ursprünglich wohl auch die kleine Ilias, lehnten sich unmittelbar von beiden Seiten an Ilias und Odyssee an und waren bestimmt, sich daran anzulehnen. Denn daß diese irgendwie in die Homerischen Gesänge hinübergriffen oder zwischen sich und diesen eine Lücke ließen, widerlegt Alles, was wir von ihnen wissen. Die Kyprien schlossen damit, daß Zeus sich vornahm, durch Achill's Trennung von den Griechen den Troern eine Erleichterung zu schaffen; ihr Schluß war selbst schon ein Anfang zur Ilias. Daraus folgt aber auch, daß, als die kleinasiatischen Homeriden, um den Ausdruck zu brauchen, diese schönen Gedichte schufen, die Ilias, und als der Trözenier Agias (vergl. Paus. I, 2, 1) und der Kyrenäer Eugammon die Nostoi und die Telegonie dichteten, die Odyssee ziemlich in dem Umfange und der Gestalt dastanden, wie wir sie jetzt haben: eine Folgerung, die man kaum auf irgend eine Weise umgehen kann. Die Aethiopis, die den Amazonenkampf enthielt, wurde daher auch von den Rhapsoden unmittelbar an die Ilias angesungen, wie die Schol. zu Il. 24, 804 beweisen: *ὣς οἵγ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος ἦλθε δ' Ἀμαζών, Ἄρηος θυγάτηρ μεγαλήτορος ἀνδροφόνοιο.* Dies Anschließen an die Homerischen Gesänge bildet nun den ursprünglichen Kyklos; seine Erweiterung aber kann durchaus nicht aus dem Triebe der Sänger sich unter einander fortzusetzen oder aus zufälligem

zusammenpassen, sondern muß aus der Thätigkeit vielleicht schon alter Rhapsoden, besonders aber späterer Grammatiker abgeleitet werden: welche freilich nie ein rechtes in sich wohl organisirtes Ganze hervorbringen konnte. Daß auf diese Weise am Ende der Kyklos zu einer Liedermasse ausgedehnt wurde, die von der Vermählung Himmels und der Erden bis auf Odysseus Tod hinabging, wozu natürlich die verschiedensten Poeten Stücke beisteuern mußten, darauf deutet auch Proklus Ausdruck hin: *ὁ ἐπικὸς κύκλος ἐκ διαφόρων ποιητῶν συμπληρούμενος.* Aus diesen Angaben, welche natürlich nur die nothdürftigsten Fäden der Untersuchung enthalten, geht hervor, daß der Ref. der von Hrn. Wüllner aufgestellten Ansicht nur eine sehr bedingte Zustimmung geben kann.

De Historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate meletemata. Scripsit Greg. Guil. Nitzsch, antiqu. liter. in Acad. Kiliensi Professor. Fasciculus prior. **170 Seiten in 4. Hannover.**

Kaum läßt uns irgend etwas Einzelnes den Gang unserer neuern deutschen Bildung so deutlich erkennen, als die Aufnahme, welche Fr. A. Wolfs Gedanken über die Entstehung der Homerischen Gedichte zuerst und bis auf den heutigen Tag gefunden haben. Man weiß, mit welchem Eifer besonders die jüngern Zeitgenossen von Wolf sie auffaßten, wie diese Gedanken von Manchen bis zu einem Grade ausgedehnt wurden, der Wolf selbst höchst bedenklich machte. Man hielt die Entstehung jener großen Ganzen für begreiflicher, wenn man sie in Stücke theilte, deren einzelne Abfassung der rudis antiquitas, die kluge Zusammenkittung aber einem schon raffinirteren Zeitalter zugeschrieben wurde; man ging so weit, die Bestandtheile von Ilias und Odyssee gleichsam wie Atome in einem wilden Chaos mannigfacher Poesieen umherschwimmen zu lassen, bis ein ordnender Geist sich ihrer bemächtigt und sie so schön verbunden habe. Seit der Zeit hat unsere Auffassungsweise der Kunst wie der Geschichte des menschlichen Geistes, wir dürfen wohl sagen, ähnliche Fortschritte gemacht, wie die philosophische Betrachtung der Natur. Man begreift, daß, was wahrhaft als ein Ganzes in sich zusammenhängt, nur von einem innern Lebenskeime, welcher das Ganze schon dynamisch in sich trägt, ausgehen kann; und man erkennt zugleich, nicht durch Anlegung

des Richtscheits einer einseitigen Theorie, sondern durch ein lebendiges Eindringen in jene ältesten Kunstwerke der Griechenwelt, in ihnen einen organischen Zusammenhang, der alle Theile wie Glieder eines Körpers beherrscht. Solche Ansichten sind wohl Vielen gemein; obgleich nur Wenige sie sich zu einem klaren Bewußtsein gebracht und sie vernehmlich ausgesprochen haben. Unter denen, welche in Schriftwerken den Ansichten Wolfs entgegen getreten sind, zeichnet sich der Verf. des vorliegenden Werks eben so durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch die prüfende Umsicht und Sorgfalt seiner Untersuchungen aus, welche, zuerst von der Wolfschen Hypothese ausgehend und sich an sie anschließend, ihn immer mehr zu entgegengesetzten Ansichten und allmälig zu dem Resultate geführt haben, daß die beiden Homerischen Epopöen jede als ein Ganzes von einem Dichter schriftlich verfaßt worden seien und ihre Gestalt später nur durch Interpolation, nicht durch eine gänzliche Umarbeitung, verändert hätten. Wenn der Ref. nun nach dem Gesagten nicht anstehen kann, eine zeitgemäße Tendenz in diesen Untersuchungen zu erkennen: so wird es vielleicht befremden, daß er es doch für seine Pflicht hält, mehreren Hauptsätzen des Verfassers zu widersprechen: aber gerade die Kritik eines solchen Werkes, welches so weit auf einer der früheren entgegen gesetzten Bahn fortschreitet, muß noch sorgfältiger im Abdingen des Unerwiesenen, als bereitwillig im Anerkennen des Geleisteten sein, zumal wenn die Aussicht vorhanden, daß man sich von vielen Seiten dem Unternehmen anschließen und wohl Mancher die Sache schon für entschieden ansehen werde.

Nicht um einen Auszug des vorliegenden Werkes zu geben, sondern nur um gleichsam die Untersuchung bei ihren Spitzen fassen zu können, drängen wir den Zusammenhang des Ganzen in diese Worte zusammen: Die Schrift, sagt Herr Prof. Nitzsch, habe einen doppelten Zweck und Nutzen, indem sie erstens bestimmt sei, den in Raum oder Zeit Entfernten, was wir denken, zu überliefern; zweitens aber auch für uns selbst zum Festhalten des Gedachten und zum Erneuern der Erinnerung daran diene, uns gleichsam zu einem andern Gedächtnisse werde: wozu dann noch als ein dritter Gebrauch, der die andern beiden gewissermaßen vereinigt, das Niederschreiben zum Zwecke des Vorlesens trete. Nun möge immerhin das Schreiben für die Entfernten und Spätern in Griechenland ziemlich spät aufgekommen sein: so dürfe und müsse doch der Gebrauch der Schrift für das Ausarbeiten, die **commentatio**, als viel älter gesetzt werden; und ebenso schließe auch das Uebertragen und Einüben der Poesieen durch mündliches Vor-

sagen, das διδάσκειν der Griechen, den Gebrauch der Schrift nicht aus, sondern fordere ihn vielmehr. Aus einem Mißverständnisse dieses Lehrens de scripto seien auch die Erzählungen von Homer und Tyrtäos als Lehrern im Lesen und Schreiben hervorgegangen. Der alte Dichter Archilochos erwähne schon den Gebrauch der Skytala, des Briefstabes, und bald hernach seien Leseschulen in ganz Griechenland zu finden. Aber auch für den Zweck, Etwas für ferne Zeiten festzuhalten, sei die Schrift früher gebraucht worden als man in neuern Zeiten angenommen, namentlich für die Aufzeichnung von Gesetzen. Daß Gesetze durch Gesang der Jugend eingeübt worden seien, sei eine unzuverlässige Ueberlieferung einiger Schriftsteller; Clemens von Alexandria, welcher angibt, Terpander habe die Lakedämonischen Gesetze in Musik gesetzt, verwechsle die musischen Nomen, altherkömmliche Gesangsweisen, mit den politischen, und wenn Strabon den Thaletas einen Nomothetischen Mann nennt, gehe dies auch nur auf die Anordnung musikalischer Weisen. Da die Lykurgischen Verfassungsgesetze, ῥῆτραι, Vertragsurkunden zwischen Volk und Obrigkeit gewesen, sei es auch vorauszusetzen, daß man ihnen durch Schrift Festigkeit zu geben gesucht habe; und der Lykurgische Ausspruch: νόμοις μὴ χρῆσθαι ἐγγράφοις, zeuge nicht für das Gegentheil, indem er sich nur auf die Gesetze, welche von den Gerichten angewandt wurden, beziehe, da das Richten nach ungeschriebenem Rechte immer als ein unterscheidendes Merkmal der Spartanischen Rechtspflege angeführt werde. So werde nun auch Strabos Angabe: „die Lokrische Gesetzgebung des Zaleukos sei die erste geschriebene gewesen," näher bestimmt und bedingt durch die speciellere desselben Schriftstellers: Zaleukos habe zuerst eine Menge genauer Strafbestimmungen aufgezeichnet, während diese früher dem Ermessen der Richter überlassen gewesen seien. Auch am Material des Schreibens habe es jenen Zeiten nicht gefehlt; die Felle, διφθέραι, das noch später in Persien gewöhnliche Schreibmaterial, habe den weitläufigsten Aufzeichnungen Raum gegeben; eben so hölzerne Tafeln, welche auch unter dem Namen der Skytalen begriffen worden seien. Aber auch den Papyrushandel dürfe man in Zeiten lange vor Amasis hinaufsetzen, in welchen die Griechen durch die Phönicier diese Aegyptische Waare erhalten konnten. Indessen sei allerdings die größere Verbreitung des Papyrus in Amasis Zeit die Veranlassung geworden, daß man von nun an die früher nur von Einzelnen gebrauchte Schrift für das größere Publikum in Anwendung gebracht habe, und das damit zusammenfallende Zeitalter des Peisistratos sei: non scriptorum librorum, sed vulgo lectorum

sed editorum, divulgatorum, in bibliothecas congestorum prima aetas. Während man früher nur Verse für den Vortrag niedergeschrieben habe: erhebe sich jetzt die Prosa und reiße sich auch in den Gegenständen gleich von Anfange sehr von dem mythischen Inhalte der Poesie los. Damals seien aber die Homerischen Gedichte schon in vielen Städten Griechenlands verbreitet gewesen, namentlich in denen, wo Sagen von der Anwesenheit des Dichters selbst vorkommen, wie in Samos, Chios, Smyrna, Jos und Kolophon. — Immer denke man bei Homer in früherer Zeit nur an Ilias und Odyssee, wenn auch das Verhältniß des Dichters zu diesen beiden Gedichten verschieden gewesen zu sein scheine. Denn die Ilias sei von Homer aus einem früheren Gedichte „de sola Jovis βουλῇ“ in die große Epopöe von Achilles Zorn und Beruhigung umgebildet, die Odyssee dagegen vielleicht von demselben Dichter, aber freier von früheren Vorbildern, gedichtet worden. In den kyklischen Gedichten sei großentheils das Bestreben wahrzunehmen, die Ilias in dem Zusammenhange des Plans nachzubilden; allein der Nacheifer dieser Dichter beweise durchaus nichts für eine secta Homerica, welche eben so wenig, wie eine Böotische secta Hesiodi, etwa aus dem Vorkommen angeblicher Gräber des Homer und Hesiod an verschiedenen Orten gefolgert werden könne. Ein Geschlecht von Chios habe, weil viele Rhapsoden der Homerischen Gedichte daraus hervorgegangen, die zugleich Hymnen zur Kithar gesungen hätten, den Namen der Homeriden und gewisse Vorrechte erhalten. Da aber Kynäthos, welcher Olymp. 69, kurz vor dem Perserkriege lebte, zu diesen Homeriden gerechnet werde: so sei nicht daran zu denken, daß diese die Homerischen Gedichte erst ausgebildet hätten (wobei auch vom Ursprunge und der Art des Vortrags der Homerischen Hymnen gehandelt wird). So wenig zu leugnen sei, daß die Homerischen Gedichte manche Interpolationen erfahren haben: so ungerecht sei es doch, gerade diese Homeriden, von denen die treueste Ueberlieferung derselben erwartet wurde, ohne nähern Beweis als willkührliche Umbildner der Homerischen Gedichte anzusehen. Dagegen sei mit Recht aus der Art, wie die Kykliker sich in ihren Epopöen rings umher an Ilias und Odyssee anschließen, gefolgert worden, daß diese beiden Gedichte damals schon ungefähr in ihrem jetzigen Umfange bestanden hätten. Zugleich beweise die bedeutende Abweichung dieser Kykliker von Homer in der Auffassung der Troischen Mythen, daß, wenn die Ilias bedeutende Veränderungen erfahren, dies lange vor den Kyklikern und der Olympiaden-Aera geschehen sein müsse. Wenn man dies Alles zusammen-

fasse und bedenke, wie eifrig Homer lange vor Peisistratos in Argos gehört, wie er in der Zeit der Peisistratiden schon von dem Rheginer Theagenes commentirt wurde: so könne man unmöglich dem Peisistratos die erste Anordnung der Homerischen Gedichte zuschreiben: sondern müsse das Verdienst dieses Tyrannen darauf beschränken, daß er nach Vereinigung verschiedener Exemplare, welche natürlich manche bedeutende Discrepanz darboten, einen zusammenhängenden Text dieser Gedichte abschreiben ließ, von dem dann wieder Abschriften verbreitet wurden und nach welchem, der Anordnung des Peisistratos oder Hipparchos zufolge, die Rhapsoden an den Panathenäen die Homerischen Gesänge richtig und vollständig vortragen mußten.

Nachdem wir auf diese Weise die Gedankenreihe, welche uns das Ganze zusammenzuhalten scheint, wiederzugeben gesucht haben — wobei freilich manche schöne Auseinandersetzung, welche das gedrängt geschriebene Buch enthält, kaum durch ein Wort angedeutet werden konnte —: wollen wir versuchen, einige Bedenken gegen diese Sätze in derselben Ordnung, in welcher sie hier aufgestellt sind, vorzutragen.

Zuerst können wir es nicht anders als schön finden, daß der Verf. die Forschung über den Punct, ob Homer geschrieben habe, mit Auseinandersetzungen über den Zweck der Schrift im Allgemeinen beginnt: nur wünschten wir, der Verf. hätte hier seinen Standpunct noch höher genommen und die Bedeutung der Schrift für das Leben des Menschengeschlechts noch schärfer aufgefaßt. Die Schrift, die wir nun freilich mit eben solcher Geläufigkeit und demselben Vergessen ihrer Schwierigkeit handhaben wie die Sprache, ist denn doch eigentlich, und ganz besonders in ihren Anfängen, eine höchst unvollkommenes und durch zahlreiche Schwierigkeiten gehemmtes Mittel, den lebendigen Laut, der damit verglichen als eine Sprache des Geistes zum Geiste erscheint, einigermaßen auszudrücken. Dies arme Surrogat anzuwenden kann besonders ein so hörlustiges und feinhöriges Volk, als die Griechen waren, zuerst nur die äußerste Noth, der dringendste Zweck bewogen haben, also das Streben, Einzelnes, wie Namen, Zahlen, als ein Unwandelbares den fernen Enkeln zu überliefern. Der Gebrauch für die Meditation ist dagegen, wie uns däucht, durchaus ein Zweites, Nachfolgendes, wozu schon eine große Leichtigkeit und Geläufigkeit im Hinwerfen und Auffassen der Schrift gehört, zu deren Erwerbung wieder das Vorhandensein einer Masse von fremder Schrift nöthig ist; wo diese nicht Statt findet, ist doch gewiß das empfindungsvolle Aussprechen des Worts, zumal wenn dies durch den poetischen Rhythmus getragen wird, und das Wiederholen in nicht zu entlegenen Zeit-

räumen, eine weit näher liegende Weise des Einprägens, als das Nachlesen des Geschriebenen. Daß das menschliche Gedächtniß die dazu nöthige Stärke erreichen könne, ist ja durch Beispiele von viel weniger begabten Völkern, als die Griechen waren, hinlänglich bekannt; und gewiß hat Platon im Phädros Recht zu behaupten, daß es eben die Schrift war, welche durch Mangel an Uebung im Erinnern (μνήμης ἀμελετησίᾳ) Schwächung des Gedächtnisses herbeiführte.

Wie wenig aber Niederschreiben im Alterthum als ein nothwendiges Stück der Meditation gegolten, zeigt genugsam die Geschichte der Beredtsamkeit (**pleraeque enim scribuntur orationes habitae jam, non ut habeantur**); und doch kam es gewiß manchem Redner des Alterthums, wie wir von Perikles wissen, sehr darauf an, daß ihm auch im Einzelnen kein unangemessenes Wort entschlüpfe. Eben so wie von der Melete möchten wir nun auch von der Didaskalie in ihrem Verhältnisse zur Schrift urtheilen. Wir mögen einräumen, was keinem Zweifel unterliegt, daß in spätern literarischen Zeiten die Lehrer von Chören häufig die einzuübenden Gesänge geschrieben vor sich hatten: aber können doch den durch die gesammte ältere Poesie der Griechen verbreiteten Gebrauch des Einübens der Gesänge durch persönliche und mündliche Ueberlieferung des Dichters an die zum Darsteller derselben bestimmten Personen uns nur dann recht erklären, wenn wir eine Zeit annehmen, in welcher die Mittheilung durch Schrift mühsam und ungewöhnlich war. Obgleich Pindar ohne Zweifel durch die Umstände häufig gezwungen war, seine Lieder bloß geschrieben zu übersenden: so ergriff er es doch mit augenscheinlicher Befriedigung, wenn er einen musenkundigen Mann als „den echten Boten, als eine Skytala der Musen (einen Briefstab, ohne welchen der Brief unlesbar ist), als einen süßen Mischkessel der herrlichen Gesänge" mitsenden und den darstellenden Chor durch ein persönliches Mittelglied ganz nach seinem Wunsche einüben konnte (Ol. VI, 91 welche Stelle der Verf. S. 13 nicht ganz recht zu benutzen scheint). Daraus, daß Archilochos um Olymp. 25 einen Herold eine Skytala nannte, möchte allerdings mit den alten Grammatikern geschlossen werden dürfen, daß der Spartanische Gebrauch des mit dem ledernen Riemen umwundenen Stabes — auf welchen einige Worte queer über die Windungen des Riemens so geschrieben waren, daß man sie nur, wenn der Riemen auf einem völlig gleichen Stabe aufgerollt war, lesen konnte — schon in Archilochos Zeit Statt gefunden habe. Dabei wollen wir aber gleich bemerken, daß uns eine andere Bedeutung der Skytala als einer Schrifttafel in einer Lederkapsel durch ein

ἄλλοι δὲ bei den Scholien zu Pind. Ol. VI, 156 zu wenig begründet scheint; diese ἄλλοι scheinen dem Ref. bloß einer Etymologie zu Gefallen (σκυτάλη von σκύτινον ἀγγεῖον) das Ganze erdacht zu haben. Jene Erzählungen von alten Sängern als γραμμάτων διδασκάλοις bedeuten natürlich für sich nichts, und die erste einigermaßen sichere Nachricht von Leseschulen fällt in das Zeitalter der Sieben Weisen.

Wir kommen auf das interessante und von dem Verf. mit Recht ausführlich behandelte Kapitel von den Gesetzen, aber müssen auch hier erklären, daß wir, auch nach den scharfsinnigen Erörterungen des Verf., an den Zaleukischen als den ersten geschriebenen festhalten. Ῥήτρα, dem Worte nach ein Spruch, hieß in Sparta dasselbe wie lex, ein Gesetz, auch eine Bill. Der Begriff eines Vertrags wird, so viel wir wissen, gerade nicht dabei hervorgehoben, öfter aber der des göttlichen Befehls, denn daß die Lykurgischen Rhetren als Orakel des Delphischen Gottes angesehen wurden, darf doch gegen Tyrtäos Zeugniß (Φοίβου ἀκούσαντες Πυθωνόθεν οἴκαδ' ἔνεικαν Μαντείας τε θεοῦ καὶ τελέεντ' ἔπεα u. s. w.) nicht geläugnet werden. Dem sei nun aber wie ihm wolle, so ist nicht abzusehen, warum wir uns die Constitution Sparta's geschrieben und auch schon als eine papierne Charte dem Volke gegeben denken sollen, zumal einem Volke, das noch viel später großentheils des Lesens unkundig war. Wie wir die Spartaner kennen, wissen wir ja auch, daß die Gerusie, die Volksversammlung mit ihren bestimmten Formen politischer Thätigkeit nur einmal im Gang zu sein brauchten, um Jahrhunderte in demselben Gleise zu bleiben; hätte man bei Dingen, die sich spätestens alle Monate wiederholten, über den richtigen Hergang zweifelhaft sein können: so waren ja die Geronten, die Väter der Stadt, in deren Herzen alles alte Recht tiefer geschrieben war als auf Holz oder Leder, zur Belehrung des Volkes bereit. Wenn eine einzelne Formel, wie die von Plutarch überlieferte Rhetra: „Baue dem Zeus Hellanios und der Athena Hellania ein Heiligthum, theile die Stämme und die Obä" u. s. w. aufgezeichnet wurde: so geschah es nur um eine ehrfürchtige Verehrung gegen diesen Befehl des Gottes auszudrücken (denn dieser spricht hier deutlich zum Gesetzgeber); eine frühe Aufzeichnung ist allerdings hier wegen der prosaischen Fassung der Stelle wahrscheinlich, indem der Versuch sie metrisch anzuordnen (Hermes XXV, 1. S. 130) mit einem andern Zeugnisse des Plutarch im Streit liegt und in der Ausführung zu kühn ist. Aber können wir dies eine Aufzeichnung der Lykurgischen Gesetzgebung nennen? Daß

die Disciplin der Jugend und des Alters, die in Sparta so sehr die Hauptsache des gesammten Staatslebens war, sich ungeschrieben durch die strenge öffentliche Zucht und Sitte erhielt, darüber ist der Verf. mit uns und Andern einverstanden. Ebenso ist es sicher, daß das Criminalrecht und Privatrecht, nach welchem die Richter Recht sprachen, ungeschrieben oder vielmehr nichts anders als die Ueberzeugung der Richter selbst war. Daß aber der alte Grundsatz Sparta's, der mehr ein Symbolum der Verfassung überhaupt als ein Gesetz genannt werden kann: νόμοις μὴ χρῆσθαι ἐγγράφοις, vorzugsweise auf diese letzten Theile des Rechts gehe, ist eine durchaus willkürliche Annahme des Verfassers; bei νόμοι dachte wohl kein Grieche, besonders kein Spartaner, ausschließlich oder auch nur zuerst an Criminal- und Privatrecht. Als aber hernach die sich mehr verbreitende Schrift auch für diese Zwecke angewandt wurde, war es am natürlichsten, nicht daß der Hergang der Regierung und Volkserziehung, sondern daß Strafbestimmungen und vielleicht einige Anfänge von Privatrecht aufgezeichnet wurden, überhaupt Dinge, die bei seltenerem Vorkommen leichter aus der Erinnerung kommen konnten und doch mit völliger Gleichmäßigkeit behandelt werden sollten. Damit stimmt Strabon vollkommen, welcher von den Lokrern in Italien angibt, daß man es für sicher halte, daß sie zuerst geschriebene Gesetze (νόμους ἐγγράπτους) hatten, und eine Seite weiter sagt, daß in den von Zaleukos entworfenen Gesetzen dieser Lokrer zuerst bestimmte Strafbestimmungen vorkamen: woraus man doch nur höchstens so viel schließen darf, daß in dieser ersten schriftlichen Gesetzgebung die Strafansätze einen wichtigen Abschnitt bildeten, nicht aber, daß es abgesehen von diesen Strafbestimmungen schon früher geschriebene Gesetze gegeben habe. Auch in der etwas später eintretenden Drakontischen Gesetzgebung, welche ebenfalls schriftlich aufgezeichnet wurde, nahm das Strafrecht den Hauptplatz ein; und erst Solons Legislation scheint mit einer Aufzeichnung der gesammten Verfassung, wie des jus sacrum und privatum, verbunden gewesen zu sein, wozu das Mißtrauen der Volkspartei gegen die Obrigkeiten besonders hindrängte. — Aber wir haben hier noch eine Frage bei Seite gelassen, welche der Verf. mit Recht mit der eben erörterten in Verbindung bringt, die Frage, ob den Ueberlieferungen zu trauen, welche von einer poetisch-musicalischen Ueberlieferung der Gesetze, namentlich in Dorischen Staaten, reden. Der Ref. gesteht aufrichtig, keinen Grund zu sehen, warum das Zeugniß des Clemens, welcher an der Stelle so viel, freilich nicht immer gehörig aufgefaßte Gelehrsamkeit zusammenträgt, zu verwerfen

sei, vorausgesetzt, daß man es nicht zu wörtlich und äußerlich nehme. Unter dem μελοποιεῖν der Lakedämonischen Gesetze, was dem Terpander zugeschrieben wird, denken wir uns das Verfassen kurzer singbarer Lieder, in welchen der Hergang der Volksversammlung und der Rathsitzungen, dann das Leben in Gymnasien, bei Mahlen und sonst nach den Grundsätzen Spartanischer Disciplin, eben so der Gang des kriegerischen Lebens und manches Andere in einem nachdrücklichen und spruchartigen Vortrage dargestellt war. Der Ton dieser Lieder möchte mit der politischen Elegie und der gnomischen Poesie der Griechen große Verwandtschaft gehabt haben; nur denken wir uns Alles darin noch enger an die einzelnen Institute des politischen und geselligen Lebens angeknüpft, als es bei Kallinos, Tyrtäos und Theognis der Fall ist. Setzen wir voraus, daß Alles in diesen Liedern in strenger Beziehung auf die besondern Verhältnisse und Localitäten Sparta's stand: so wäre auch damit erklärt, warum sich so viel weniger von diesen Terpandrischen Liedern als von Tyrtäos Elegieen erhalten hat. Auch Plutarchs Angabe im Agis, daß Terpander und Thaletas mit Lykurgos Gesetzen übereinstimmend gesungen hätten, wären wir geneigt, etwas strenger zu nehmen als es Herr Nitzsch S. 41 thut; und entschieden behaupten wir, daß Thaletas bei Strabon ein μελοποιὸς ἀνὴρ καὶ νομοθετικὸς nicht deswegen heißt, weil er die Musik auf eine bestimmte Weise angeordnet (Nitzsch S. 46), sondern weil seine Poesie und Musik einen ethischen und politischen Inhalt hatte und zur Beschwichtigung innerer Unruhen und Beförderung der Gesetzlichkeit wirkte. Kurz, wir halten auch jetzt noch den Begriff einer politischen und die **disciplina morum**, den Hauptheil jener alten Gesetzgebungen, unterstützenden Poesie (verwandt mit der religiösen Poesie der καθαρταί) bei den Doriern fest.

Wie wir angefangen haben, dem Verf. gleichsam jeden Fuß breit Landes streitig zu machen und die von Fr. A. Wolf so weit vorgeschobenen Truppenmassen nur gerade so weit zurückzuziehen als uns der Verf. nöthigt: so wollen wir auch bei der Untersuchung über die alten Schreibmaterialien verfahren. Wir geben Steinpfeiler, Erztafeln, Bleiplatten, angeweißte Holztafeln, auch Thonscherben als den Stoff zu, auf welchen in Griechenland zeitig, wohl manches Jahrhundert vor Solon, geschrieben werden konnte. Aber aller dieser Stoff hat etwas Beschränkendes in seiner Art und scheint im Ganzen sich wenig zu literarischem Gebrauche zu eignen. Weit mehr, gestehen wir, scheinen dazu die διφθέραι zu passen, welche schon in dieser Periode das spätere Pergament, aber gewiß in einer viel unvollkommneren

Art, vorbereiten. Dagegen scheint dem Ref. der Gebrauch dieser Diphtheren in Griechenland immer sehr beschränkt und im Ganzen wenig bekannt gewesen zu sein, wovon doch das Gegentheil zu erwarten wäre, wenn die Homerischen Rhapsoden überall ihre ledernen Bücher mit herumgeführt hätten. Herodot gibt nur von den Joniern an, daß sie die Buchstaben Φοινικήϊα und die Bücher διφθέρας nannten, weil sie sich in Ermangelung des Papyrus früher solcher bedient hätten. Und daß z. B. den Spartanern beschriebene Diphtheren etwas sehr Ungewohntes waren, lassen uns selbst jene seltsamen Traditionen abnehmen, die der Verf. zuerst auf eine so überaus sinnreiche Weise aufgelöst hat. Wir meinen die Erzählungen von den Häuten des Epimenides, Pherekydes und Anthes, welche mit Buchstaben beschrieben in Sparta bewahrt wurden, und welche gewiß nichts anders als Diphtheren waren, in der Spartanischen Volkssage aber lächerlicher Weise für die Häute jener Männer selbst gehalten wurden (s. Nitzsch S. 161). Wir sehen übrigens daraus, daß man sich der Diphtheren noch nach Olymp. 50, in der Zeit der beginnenden Prosa, in Griechenland bediente; da nun nach Herodot dies ἐν σπάνι βίβλων, in Ermangelung des Papyrus, geschah, so muß dies damals noch fast ganz gefehlt haben; und wir sehen keinen Grund, warum wir den Papyrus-Handel über die Zeit eines festen Handelsverkehrs zwischen Griechenland und Aegypten, also über die des Amasis, hinaufschieben sollten.

Wenn wir bis hieher defensiv verfahren sind und die Argumente des Verf. für einen ausgedehnten Gebrauch der Schreibkunst nach Kräften abgewehrt haben: so dürfen wir uns nun wohl erlauben, hier in die Offensive überzugehen und selbst einige Gründe für die Kargheit und Beschränktheit aller schriftlichen Aufzeichnungen vor dem Zeitalter der Sieben Weisen und für eine von der Schrift unabhängige Entstehung der Homerischen Gedichte aufzustellen. Der Ref. hat schon anderwärts (Dorier I. S. 130) seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß einzelne Aufzeichnungen von Namen und Formeln (wie der des Olympischen Gottesfriedens) bis zur ersten Olympiade des Koröbos, ja bis zu der des Iphitos (884 v. Chr.) hinaufsteigen möchten; er glaubt mit Aristoteles und Eratosthenes Monumente, wie den Diskos des Iphitos und die Anagraphe der Lakedämonischen Könige, für echt halten zu müssen. Aber wie wortkarg diese Listen gewesen, dafür ist dem Ref. das ein Hauptbeweis, daß, während in der Folge der Spartanischen Könige bei den alten Schriftstellern nur geringe Abweichungen vorkommen, Lykurg dagegen

fast in jedem älteren Zeugnisse einem andern Könige parallel gesetzt wird. Da wir nun nicht gemeint sind, den Lykurg überhaupt der Historie zu entreißen, sondern vielmehr glauben, daß er wirklich einmal als Prodikos oder Vormund eines Spartanischen Königs die Verfassung geordnet (nur daß auf ihn als einen gefeierten Namen das Alterthum nach seiner Art alles Gleichartige concentrirt hat): so folgt, daß in jenen Anagraphen nur gerade die Namen der Könige und nichts weiter standen, weil Lykurgs Zeitalter sonst eben so übereinstimmend angegeben werden müßte, wie das eines Soos und Labotas. In welchen Griechischen Städten und von welcher Zeit an annalistische Aufzeichnungen, ὧροι genannt, etwa den **annales maximi** der Römer vergleichbar, existirt haben mögen, ist eine schwierige Untersuchung; so viel lehrt aber nach der Ueberzeugung des Ref. die ganze Gestalt der Griechischen Geschichte, daß vor dem Zeitalter der Sieben Weisen nur sehr wenig von solchen Annalen vorhanden war. Auch die Münzen, deren der Verf. einmal zur Unterstützung seiner Ansichten gedenkt, liefern Beweise für den Satz, daß die Schrift sich erst langsam ihren Weg gebahnt habe und lange mit einer großen Sparsamkeit angewandt worden sei. Man erkennt jetzt ziemlich allgemein an, daß Aegina die älteste Münzstätte in Griechenland gewesen und Pheidon, um Olympias 8, die ersten Silberstücke hier habe schlagen lassen. Nun sind die ältesten von Aegina und andern Prägeorten stammenden, in unsern Museen erhaltenen Münzen, die wir doch nicht gerade bis zu Pheidon selbst hinaufschieben dürfen, sämmtlich schriftlos, und es gehen mit den Münzen in Form und Gepräge erst mancherlei andere Verbesserungen vor, ehe allmälig die Schrift eintritt. Und wie sparsam zuerst, ein Koppa auf den Korinthischen, ein *Θ* auf Thebanischen, ein *K* auf andern Böotischen, ein *Φ* auf Phliasischen, *ΕΦ* auf Ephesischen, *ΑΘ* auf Athenischen, *ΣΥ* auf Sybaritischen, *ΣΙ* auf Siritischen Münzen (um Olymp. 50) u. s. w. Auch in der ganzen Art, wie die Schrift angebracht und ausgeführt ist, erkennt man ein illiterates Zeitalter, welches Buchstaben nicht, wie wir thun, leicht in Menge hinwirft, sondern einzeln wie kleine Bilder mühsam zu Stande bringt. Dasselbe gilt von andern Monumenten der alten Schrift; man sieht deutlich an den ältesten der erhaltenen Inschriften, wie die Schrift, von der Phönicischen ausgehend, Jahrhunderte lang ohne Gewandtheit und mit großem Schwanken in den Formen der Buchstaben geübt wird, bis endlich ein mehr literates Zeitalter ihr ein allgemeines und dem Hellenischen Kunstsinn entsprechendes festes Gepräge gibt. Spricht nicht endlich auch die ganze Ein-

richtung des öffentlichen Lebens für die späte Gewöhnung der Griechen an Schriftgebrauch, nicht bloß wenn man Griechenland mit der neuen Zeit, sondern auch wenn man es mit dem spätern Rom zusammenhält — das viele Ausrufen durch den Herold, wo Anschläge gebraucht werden konnten; die Wahlen der Magistrate durch Bohnen; das Abstimmen der Richter durch weiße und schwarze Steine oder durch lange und kurze Striche auf den Wachstäfelchen, u. dgl. m.? Und würde sich wohl für eine Kunst, die das gesellige und geistige Leben in allen seinen Zweigen durchdrungen hätte, wie bei uns die Schreibekunst thut, so lange ein Name habe halten können, wie *Φοινικήια*, Phönicische Zeichen, womit doch die Jonier noch in Herodots Zeit die Buchstaben benannten und ein Zeugniß ihres fremden Ursprungs ablegten, den man gewiß eher in dem Handelsverkehr der Jonier mit Phönicien als in der so räthselhaften Kadmos-Sage zu suchen hat.

Aber sollte es nicht am Ende auch möglich sein, aus Homer selbst, aus der Gestalt seines Textes heraus, die Frage zu beantworten, ob unser Text durch eine fortlaufende Reihe von Abschriften von einem schriftlichen Urterte des alten Sängers herstamme, oder zwischen der ursprünglichen Abfassung und dem Niederschreiben eine lange Zeit bloß mündlicher Ueberlieferung verflossen sei? Uns bedünkt, daß hier eine größere Evidenz zu erreichen sei, als durch jene äußeren Zeugnisse; wobei sich von selbst versteht, daß hier kein Anspruch darauf, eine solche zu gewähren, gemacht wird. Aber hat uns nicht schon die Geschichte des Digamma's unvermerkt zu dem Resultate hingeführt, daß die Homerischen Gesänge viel später aufgeschrieben, als gedichtet worden sind? Homer sprach — wie ausgemacht scheint — diese Lippen-Aspirata in vielen Fällen so gut wie andere Buchstaben, und würde sie also, wenn er schrieb, eben so wie andere geschrieben haben; auch noch ein Böotischer Rhapsod, der natürlich vor Leuten, welche *Fαναξ* und nicht *ἄναξ* sprachen, nicht absichtlich *ἄναξ* singen konnte, bloß um den Vers durch einen Hiatus zu verunstalten, würde eine speciell für Böoter aufgeschriebene Ilias auch in der Schrift digammirt haben (was natürlich auf Hesiod und Pindar keine Anwendung leidet). Daß nun aber der schriftliche Text der Homerischen Gesänge nirgends ein Digamma aufwies, kann sich wenigstens der Ref. nicht anders erklären, als daß die Aufzeichnung desselben unter den Hiatusliebenden Joniern und in einem Zeitraume anfing, wo bei diesem Volksstamme wenigstens das Digamma schon ganz aus dem Munde des Volks verschwunden war. Ein ähnliches Verhältniß möchte sich bei genauer Betrachtung auch noch in andern Punkten zwischen Laut

und Schrift bei den Homerischen Gesängen herausstellen. So darf es z. B. als ein Grundgesetz der Homerischen Sprache gelten, daß nur die Liquidä und σ eine Gemination zum Zwecke der Verlängerung der vorigen Sylbe dulden; es liegt in der Natur der Mutä, daß sie sich dazu nicht hergeben. In den wenigen Fällen aber, wo Mutä verdoppelt werden, bei ἔδδεισεν, ὀππότε und ὅττι, ist offenbar die Verdoppelung nur ein Surrogat, um eine ganz andere Verstärkung des Lautes auszudrücken, die bei dem ersten Worte schon von Andern in einem früher vorhandenen Digamma nachgewiesen worden ist, bei den andern aber erst dann klar werden kann, wenn durch Sprachvergleichung nachgewiesen wird, daß in diesem π und τ ein rauherer Doppellaut (**QV** im Latein, **HW** im Gothischen), steckt, von welchem in der Homerischen Sprache noch so viel übrig gewesen sein muß, um Position zu bewirken. Wenn man hier auf der einen Seite die Treue der Rhapsoden bewundern muß, welche die Verse in ihrer ursprünglichen Gestalt und Fügung erhielten, während die einzelnen Laute darin sich änderten: so muß man zugleich, bedünkt uns, anerkennen, daß die ersten Niederschreiber dieser Gesänge eine Sprache, so gut es eben gehen wollte, in Schrift darzustellen suchten, welche im Munde der Rhapsoden nicht mehr in ihrer primitiven Gestalt vorhanden war. Ein Umstand, woraus vielleicht auch das Schwankende in der Homerischen Orthographie, namentlich in Betreff der Anwendung von Contraction oder Synizese, hergeleitet werden kann.

Und nun dürfen wir vielleicht auch noch den letzten Schritt wagen und unsere Argumentation mit der Behauptung schließen, daß selbst die Homerische Sprache, wie sie ist, für ein illiterates Zeitalter zeugt. Wir können es nur eine Behauptung nennen, für welche allein eine eindringende Erörterung des allgemeinen und nothwendigen Einflusses der Schrift auf die Sprache den Beweis liefern könnte; aber die Ueberzeugung des Ref. ist es, daß diese Weichheit, metrische Fügsamkeit, ja man kann sagen Flüssigkeit der Sprache, wie sie das altgriechische Epos, namentlich in den Zerdehnungen der contrahirten Vocale, darlegt, bei einem die poetische Thätigkeit, wie unser Verf. meint, begleitenden Schriftgebrauche nicht hätte bestehen können. Was im Munde des Menschen leicht in einander übergleitet und durch zarte Nüancen des Tons verbunden wird, erscheint in der Schrift als schroff von einander abgesondert, und der mannigfache Wechsel der Formen, welcher dort durch das Einfügen des Worts in den Rhythmus von selbst entsteht und nur als die natürliche Flexibilität der Grundform erscheint, muß das Auge als eine baare Willkühr frappiren.

Wir müssen hier es mit der bloßen Andeutung dieses Gedankens bewenden lassen und — da wir schon nahe daran sind alle billigen Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten — die Besprechung einiger andern Puncte, wie des ursprünglichen Plans der Ilias, der alten Sängerschulen, des Verhältnisses der Kykliker zu Homer, bis zur Anzeige eines **fasciculus secundus** dieser so gedankenreichen und anregenden Untersuchungen verschieben.

Disputatio literaria inauguralis de Aeschyli Choephoris, deque Electra cum Sophoclis tum Euripidis, quam — pro gradu Doctoratus — in Academia Lugduno-Batava — publico ac solenni examini submittit Io. Vinc. Westrik Berbicensis. **Leyden. 1826. 236 S. in 8.**

Diese Schrift erörtert ein Thema, das neuerlich öfter, am anziehendsten von A. W. von Schlegel, behandelt worden ist, allerdings mit eigenthümlichen Nachdenken, aber doch mit zu viel Breite und einer Umständlichkeit, die nur, wenn neue tiefer eindringende Untersuchungen oder besonders lichtvolle Blicke in das Wesen der alten Tragödie den Leser belohnten und anregten — was hier eben nicht der Fall ist — die Leser für sich gewinnen könnte. Zwar unterscheidet sich der Verfasser von seinen nächsten Vorgängern auf eine zur Aufmerksamkeit anspornende Weise dadurch, daß er gleich in der Einleitung und dann an vielen Stellen der einzelnen Auseinandersetzungen die Vertheidigung des Euripides übernimmt, aber es scheint uns nicht, daß es ihm gelungen sei, diese besonders glücklich durchzuführen. Wir geben gleich zu, daß Euripides in einem Zeitalter, welches aus der religiösen und poetischen Weltanschauung des Aeschyleischen herausgetreten war, welches vor allen an rhetorischen Künsten Gefallen fand und in dem der Geschmack an philosophischen Discussionen sich immer mehr verbreitete, auch die Tragödie dem gemäß umbilden mußte; und wir erkennen es bewundernd an, mit welchem Geschicke Euripides diese Umwandlung nach den Forderungen des neuen Zeitgeistes ausführte, wie er überall die Tragödie von dem Boden des Religiösen und Mythischen auf den des Natürlichen und Allgemein-Menschlichen zu versetzen wußte, wie vortrefflich er zu rühren, wie sinnreich er zu disputiren ver-

stand. Aber wir können in dem Allen doch nur den Verfall der Tragödie erblicken, den wir noch vollständiger überschauen würden, wenn erst die Bruchstücke der Tragiker zwischen Euripides und Alexanders Zeit gesammelt und die Geschichte dieser spätern Tragödie, in der das Rhetorische immer mehr vorherrschend wurde, entwickelt vor uns läge. Der Verf. dieser Schrift beurtheilt aber den Dichter viel zu wenig aus den Gesetzen seiner eigenen Dichtungsgattung und nach dem, was dieser Gedeihen oder Vernichtung bringen mußte. Wenn z. B. Euripides in vielen seiner Tragödien die positiven Vorstellungen von den Göttern auf alle Weise zu erschüttern sucht: so genügt wahrlich nicht die Entgegnung des Verfs., er sei vielmehr zu loben, daß er thörichte Einbildungen als thöricht dargestellt habe (**nihil enim est ineptius quam inepta admirari, nihil turpius quam suspicere turpia, p. 5**), da ja bekanntlich Euripides, indem er irgend einen Gott oder Heros gegen allgemein angenommene Sätze der Volksreligion sprechen läßt, dadurch oft auf die seltsamste Weise den Boden untergräbt, auf welchem die Fabel des Stückes selbst beruht und die disparatesten Dinge, eine verständige Kritik des mythischen Glaubens und die Ausbildung einer mythischen Dichtung zur Tragödie, so zusammenbringt, daß die eine die andere nothwendig in ihren Wirkungen zerstören muß.*)

Außer der Einleitung besteht das vorliegende Buch aus vier Kapiteln, wovon das erste **de trium fabularum argumento**, das zweite **de trium fabularum universa compositione**, das dritte **de personarum moribus**, das vierte **de trium fabularum partibus quibusdam, de poetico ornatu, de digressionibus deque locis insignioribus** handelt.

Im ersten Kapitel ist die mythologische Grundlage der drei Tragödien und wie sie die einzelnen Tragiker verschieden modificirt haben, im Ganzen richtig vorgetragen, jedoch ganz ohne feinere Untersuchungen über schwierigere Puncte. Als Beispiel führen wir den oft besprochenen *Φανοτεὺς ὁ Φωκεὺς* in Sophokles Electra an, welcher dort nach dem Vorgeben des verstellten Orestes der Klytämnestra die Asche ihres Sohnes zusendet und als ein mächtiger Bundesgenoß der Klytämnestra dargestellt wird. V. 45. 660. Hier schwankt der Verf. zwischen der Meinung Erfurdt's, daß dieser Phanoteus einerlei sei mit dem Strophios, welcher in dem spätern Gespräch mit der Electra V. 1100 als der genannt wird, welcher ihr die Reste ihres Bruders

---

*) Vergl. Gesch. der Griech. Liter. Th. 2. S. 143. 144.

übersende, und der Hermannischen, daß Phanoteus, als ein in Phokis gewöhnlicher Name (was gar nicht belegt werden kann), hier irgend einen Phokeischen Gastfreund der Klytämnestra bezeichne. (S. 72 u. 109.) Die Sache verhält sich aber so. Phanoteus ist der ἥρως ἐπώνυμος der Phokeischen Stadt Phanoteus oder Panopeus, und wie diese Stadt mit Krissa, in dessen Gebiet Delphi lag, nach zahlreichen Traditionen in Streit lag, so wurden auch Phanoteus und Krisos als feindselige Brüder dargestellt. Während nun Krisos Sohn Strophios und Enkel Pylades immer als Freunde des Agamemnonischen Hauses und der hinterlassenen Kinder erscheinen, ist es ganz angemessen, daß Klytämnestra nebst Aegisth sich ihre Bundesgenossen (δορυξένους) bei dem feindlichen Geschlecht des Phanoteus suchen, der freilich selbst in der Zeit, in welcher die Electra spielt, schon als ein sehr greiser Held gedacht werden muß. Und so finden wir eine ausnehmend feine Anwendung mythologischer Gelehrsamkeit darin, daß die Fremdlinge, welche Orestes Asche bringen, sich der Klytämnestra als von Phanoteus, der Electra aber als von Strophios gesandt ankündigen, indem sie gerade dann auf die wohlwollendste Aufnahme rechnen können. Auch in andern Stücken des Sophokles läßt sich nachweisen, wie dieser Dichter, obgleich er viel weniger mythischen Stoff in seine Tragödien hineinarbeitet als Aeschylos, doch in einzelnen Zügen sich als einen tiefen Kenner der verwickelten Sagenkreise seines Volkes bewährt.

Was alsdann die Auffassung der Grundideen in den drei Tragödien betrifft: so wird zwar bei Aeschylos auf die religiöse Würde und Majestät seiner Dichtungen aufmerksam gemacht und dagegen mit Recht bemerkt, daß eine feinere Entwickelung individueller Charactere hier noch ganz fehle. Aber wir vermissen hierbei, worauf es hauptsächlich ankommt, die Ausführung, daß eigentlich nur Aeschylos den Mythus der Orestea in seinem Zusammenhange und seinen Grundideen auffasse und uns die That des Orestes als eine zwar schreckliche aber nothwendige vor Augen bringe. Um dies völlig zu begreifen, hätte freilich auch dem Verf. etwas mehr von der alten Pflicht der Blutrache, wie sie von den heroischen Zeiten her mit gewissen Beschränkungen auch noch in der Zeit der Tragiker bestand, gegenwärtig sein müssen; er würde dann auch den Delphischen Apollon, welcher dem Amt der Blutrache wie dem Rechte der Mordsühne vorsteht, nicht als eine bloße Personification des fervor juvenilis in Orestes Seele aufgefaßt haben, wie er S. 93 thut.

Ueber Sophokles Electra macht der Verf. manche gute Bemer-

kung und hebt es sehr richtig hervor, daß überall die Aufmerksamkeit des Zuhörers fast ganz für die Entwickelung des Characters und Gemüthes der Electra in Anspruch genommen werde, dagegen Orestes, obwohl die Hauptperson der Handlung, nur mit den allgemeinsten Umrissen mehr angedeutet als gezeichnet werde. Nur sucht der Verf. den Grund davon mit Unrecht darin, daß die Aufgabe, die Orestes zu erfüllen gehabt habe, für das menschliche Gefühl zu empörend gewesen wäre, als daß eine solche Person in den Vordergrund hätte treten können, denn genau genommen ist die Sophokleische Electra, zumal für ein Weib, kein milderer Character. Aber dem Orestes ist durch die mythische Erzählung seine Bahn vollständig vorgezeichnet, und sein ganzes Wesen geht in dem Vollbringen seines Berufes auf; Electra dagegen, deren Thun nicht dieser äußern Nothwendigkeit unterliegt, gibt eben dadurch dem zarteren Individualisiren und Characterisiren, dem ἠθοποιεῖν, und dem sorgfältigeren Ausmalen, dem ποικίλλειν, mehr Raum, welches auch die Alten schon sehr wohl als den Hauptvorzug des Sophokles erkannten. Aber man sieht zugleich, wie Sophokles doch gewissermaßen aus dem Mittelpuncte der Tragödie heraustrat und, indem das Wesentlichste und Erste bereits vor ihm mit voller Macht des Geistes dargestellt war, sich dem Protagonisten Aeschylos gleichsam selbst als Deuteragonisten beiordnete.

Bei Euripides findet nun der Verf. Vieles preiswürdig und schöner als bei den Vorgängern, was wir entweder geradezu tadeln, oder doch nur dadurch, daß er schon betretenen Wegen ausweichen und dem Geiste seines Zeitalters huldigen mußte, entschuldigen können. So rühmt Hr. Dr. Westrick sehr, daß Euripides dadurch, daß Electra in so unwürdige und niedrige Lage versetzt und Orest als ein verstoßener und verfolgter Sohn selbst bis zum Hungerleiden gebracht sei, die Motive der schrecklichen Mordthat vermehrte — und doch wird die That dadurch um nichts nothwendiger als bei Aeschylos, sondern verliert nur ihren großen und reinen Character; — er rühmt es ferner als Zeichen natürlicher und menschlicher Empfindung, daß Orestes vor der That zaghaft zurückbebe und in seiner zaudernden Unentschlossenheit selbst auf den Zweifel gerathe, ob ihn nicht unter der Truggestalt Apollons ein böser Dämon, ein ἀλάστωρ, zum Mord der Mutter treibe, — weil nämlich damals eine weichere Humanität an die Stelle einer strengen Gesinnung und einer tiefen Scheu vor heiligen und unabweisbaren Pflichten getreten war, ohne welche (wir mögen über die zum Grunde liegenden Ansichten urtheilen wie wir wollen) doch der ganze Mythus seine Bedeutung und Würde verliert —; auch

meint er, daß Euripides das Entsetzen Erregende der That dadurch mildre, daß dem Schicksal am Ende die Schuld des Ganzen beigemessen und dadurch von den Personen abgewälzt wird — nach einer Ansicht des Schicksals, welche wenigstens nicht die des Aeschylos ist, dem das Schicksal mit der göttlichen Weltordnung und der Antheil eines jeden Individuums daran mit dessen ganzem Wesen und Character zusammenfällt. So führt uns Alles zu dem Schlusse, daß, wenn der Verf. seine eigenen Bemerkungen über Euripides weiter verfolgt hätte, er wohl selbst hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß, wenn dieser Dichter auch durch die glänzendsten Eigenschaften, besonders dem modernen Geschmacke vor allen andern zusagt, doch vom Standpuncte der antiken Welt aus jede seiner Neuerungen als ein Zeichen des innern Verfalls der tragischen Poesie erscheinen muß und Aristophanes und Aristoteles Urtheil über Euripides mit Recht von unsern Landsleuten gegen die Ansichten der französischen Kunstrichter wieder zu Ehren gebracht worden ist.*)

Quaestionum Aristophanearum Specimen I. von Herrn Professor Dr. Ulrich. Hamburg.

Diese Abhandlung, welche als ein Programm des Johanneums in Hamburg 1832 erschienen ist und ohne die von Herrn Director Kraft angefügten Schulnachrichten 41 S. in 4. beträgt, ist es ohne Zweifel werth, daß das philologische Publikum eine genauere Kenntniß von ihr nehme: um so mehr, da der Titel eine Fortsetzung dieser eben so sorgfältigen wie eigenthümlichen Forschungen verheißt. Denn welchen raschen Anlauf auch unser Zeitalter zu einem historischen Verständniß des Aristophanes genommen hat: so möchten wir doch bis jetzt uns noch in der Vorhalle befinden und ein noch sorgfältigeres Erwägen aller zur äußeren und inneren Geschichte Athens gehörigen Data zusammen genommen mit Aristophanes Hindeutungen wird nöthig sein, ehe der Standpunct überall klar heraustreten kann, von welchem Aristophanes geniale Zerrbilder des Attischen Staatslebens sich zugleich als Darstellungen von innerer Wahrheit, als ernste dringende Mahnungen an seine Mitbürger ergeben. Die vor-

*) Vergl. Gesch. der Griech. Liter. Th. 2. S. 169. 170.

liegende Abhandlung beantwortet eine Vorfrage über Aristophanes Ritter. Das steht über die Zeit dieser Komödie fest, daß sie Olymp. 88, 4 unter dem Archon Stratokles, am Feste der Lenäen, gegen den zwanzigsten Gamelion (oder v. Chr. Geb. 424 gegen den zehnten Februar) aufgeführt ist, als die Athener im vorigen Sommer die Spartiaten auf Sphakteria in ihre Gewalt bekommen und die Unternehmung gegen Korinth und Methana ausgeführt hatten. Da dies nun aber nach der natürlichen Rechnung des Thukydides das siebente Jahr des Peloponnesischen Krieges ist, welcher im Frühling 431 (am Ende von Olymp. 87, 1) begann: wie kommt es, daß Aristophanes doch in den Rittern V. 793 vom achten Jahre der Kriegsnoth spricht? Um dies zu beantworten, beginnt der Verf. eine genaue und für die Bearbeiter der Chronologie des Thukydides und anderer Historiker wichtige Untersuchung über die Jahresrechnung derselben. Thukydides, bemerkt er zuerst, datirt den Beginn des Krieges eigentlich nicht von dem Ueberfalle Plataä's, welcher noch im Frieden geschah (zwei Monate vor Ablauf von Olymp. 87, 1), sondern von dem achtzig Tage später erfolgten Einfalle des Peloponnesier-Heeres in Attika (im Anfange von Ol. 87, 2), wie seine ganze Erzählung beweist; und die Worte II, 1, Ἄρχεται δὲ ὁ πόλεμος ἐνθένδε, beziehen sich daher auch nicht speciell auf die zuerst folgende Begebenheit, sondern auf die ganze weitere Entwickelung. Nun rechnet aber Thukydides, obgleich er hie und da Monatsnamen und Magistrate einzelner Staaten erwähnt, doch durchaus nicht nach irgend einem bürgerlichen Kalender, sondern, was für einen Griechen bei den verschiedenen Einrichtungen zahlloser einzelner Staaten viel rathsamer war, nach dem natürlichen Jahre und sucht dieser Rechnung dabei so viel Schärfe zu geben, als sie bei dem Zwecke allgemeiner Verständlichkeit für Jedermann erlangen konnte. Es ist nämlich kaum zu zweifeln, daß Thukydides θέρος und χειμών, die er als Jahreshälften bezeichnet, durch die Zeit der beiden Nachtgleichen geschieden habe, obgleich er den Tag derselben präcis zu bestimmen schwerlich die Mittel hatte und auch die Ausdrücke selbst nicht braucht, sondern dafür nur solche wie ἔαρ ἀρχόμενον, μετόπωρον, φθινόπωρον, welche aber durch die Kalender (παραπήγματα) der Astronomen Euktemon und Meton schon vor Thukydides historischer Arbeit eine präcisere Bedeutung erhalten hatten, als in der ältern Volks- und Dichter-Sprache, worin z. B. der Beginn des Frühjahrs oft mit dem ersten Wiedererwachen der Natur, geraume Zeit vor der Nachtgleiche, zusammentrifft. So kommt es, daß, obwohl Thukydides die Zeiten ganz durch jedem geläufige und

bekannte Jahresvorgänge bestimmt, seine Angaben doch, neben der sinnlichen Anschaulichkeit, so viel Schärfe haben, daß sich die wichtigern Ereignisse alle nach Monaten des Julianischen Jahres mit großer Sicherheit berechnen lassen. Damit nun aber Thukydides den Vortheil gewinne, alle Kriegsbegebenheiten nach solchen natürlichen, aus Sommern und Wintern bestehenden Jahren ordnen und den Schluß des Winters mit dem Schluß des Kriegsjahrs identificiren zu können, nimmt er, wie vorher schon erwähnt wurde, zur Erzählung der Begebenheiten des ersten Sommers jenen Ueberfall Platää's mit hinzu, wodurch das erste θέρος in Thukydides Sinn vollständiger ausgefüllt wird und die Jahre der Kriegsdauer immerfort als mit den natürlichen zusammenfallend angesehen werden konnten. Wodurch nach des Verfs. Ansicht auch die Verwirrung, welche bei Thukyd. V, 20 Statt findet, indem nach dieser Stelle der Friede des Nikias, 89, 3 am 24. Elapheb. oder 421 am 11. April Julianischer Rechnung, ziemlich zehn ganze Jahre nach dem Beginne des Krieges eingetreten sein soll, zwar nicht gerechtfertigt aber erklärt wird, dadurch nämlich, daß Thukydides den Ueberfall Platää's (87, 1 Munychion) verwechselt habe mit dem achtzig Tage späteren Einfall des Archidamos (87, 2 Hekatombäon). — Hier müssen wir, zum erstenmal des Verfs. Deduction unterbrechend, gegen ihn bemerken, daß doch die Worte des Thukydides an der angeführten Stelle: ἡ ἐςβολὴ ἡ ἐς τὴν Ἀττικὴν, nicht nothwendig von dem achtzig Tage nach dem Ueberfall Platää's eintretenden Einmarsch des Archidamos in das innere Attika (II, 19) verstanden werden müssen, sondern eben so gut, ja besser, auf den Beginn der Belagerung des Attischen Grenzcastells Oenoe durch die Peloponnesier (II, 18) gedeutet werden können. Hier könnte nun aber wohl der zögernde Archidamos über einen Monat gelegen haben, so daß die erste Ueberschreitung der Grenze Attika's in den Skirophorion oder schon in den Thargelion fiele und, was an den zehn Jahren von dieser Invasion bis zum Nikiëischen Frieden fehlt, sich auf weniger als zwei Monate reduciren ließe. Aber auch dies ist freilich für die wenigen Tage (ὀλίγαι ἡμέραι παρενεγκοῦσαι, Thuk. V, 20), die an den zehn Jahren fehlen sollen, noch zu viel. Wir suchen daher einen zweiten Grund dieser Irrung noch darin, daß Archidamos Einfall in das innere Attika von den Neuern 87, 2 in den Hekatombäon oder Julius, gesetzt wird, während der Ausdruck, den Thukydides zur calendarischen Bestimmung desselben braucht, τοῦ σίτου ἀκμάζοντος, während das Korn eben reif wurde, einen halben Monat oder noch weiter zurückweist. Wenigstens glaubt der Ref. aus der Belagerungsgeschichte

Plataä's (Thuk. II, 71 .. 78) ausrechnen zu können, daß dort der Termin *ἀκμάζοντος τοῦ σίτου* (II, 79) über hundert Tage vor dem Aufgang des Arktur (II, 78), welcher damals gegen den 20. Sept. Jul. Cal. traf, fallen muß, also die Reife des Korns in Attika in den Monat vor dem Solstitium (ungefähr in den Skirophorion) gesetzt werden muß. Wir wissen auch, daß in Böotien die Ernte schon nach dem Aufgange der Pleiaden, im Thargelion, anfing: und wiewohl sie in Attika später war, kann der Unterschied doch wohl nicht über einen Monat betragen haben. Hiernach würden sich die Data so stellen: 1) Ueberfall Plataä's, Ol. 87, 1 im J. 431 *ἅμα τῷ ἦρι ἀρχομένῳ*, einige Tage nach dem Frühlings-Aequinoctium (damals den 26. März nach Julian. Calender), im letzten Theile des Mondenmonats (Thuk. II, 4) welcher am 7. April nach Jul. Cal. endete. 2) Vorrücken der Peloponnesier gegen Oenoe, etwa einen Monat später, gegen Anfang Mai. 3) Einmarsch in das innere Attika, achtzig Tage nach dem ersten Datum, etwa funfzig nach dem zweiten, kurz vor dem Sommersolstiz (27. Junius), nach der Mitte des Skirophorion. Und in hinlänglicher Uebereinstimmung damit der Frieden des Nikias Ol. 89, 3, *ἅμα ἦρι*, am 24. Elaphebolion, der nach dem Metonischen Calender dem 11. April 421 entspricht, also zehn Jahre nach dem Ueberschreiten der Attischen Grenze, mit der Differenz von etwa zwanzig Tagen. Bei dieser Fixirung der Data bleibt nur noch der Umstand zu erklären oder zu beseitigen, daß Thukydides den Atheniscchen Archonten Pythodoros nach dem Ueberfalle Plataä's nur noch zwei Monate sein Amt führen läßt (*ἔτι δύο μῆνας ἄρχοντος*), während doch drei volle Monate zwischen dem gegebenen Datum (Anfang April) und dem 5. Julius 431 verliefen, mit welchem das Attische Jahr des erwähnten Archonten schloß. Da dieser Umstand aber uns um so weniger in jener Berechnung stören darf, je bestimmter Thukydides die Rechnung nach den Magistraten einzelner Staaten bei der Ausmessung der Dauer des Kriegs als verwirrend abweist: so müssen wir wohl annehmen, daß die Attischen Archonten in damaliger Zeit schon einen Monat vor Ablauf des vollen Jahres durch Nachfolger ersetzt wurden; oder wir würden genöthigt sein, die Zahl Zwei bei Thukydides für verdorben zu erklären, wie auch wahrscheinlich aus denselben Gründen Herr Prof. C. G. Krüger zu Clinton S. 64 für *δύο δ'* d. i. *τέσσαρας* (was dem Ref. nach der andern Seite übertrieben scheint) zu lesen vorgeschlagen hat. — Wir haben uns bei diesem Gegenstande, freilich einem Cardinalpuncte für die Chronologie der ganzen Zeit, vielleicht zu lange aufgehalten und be-

richten jetzt in aller Kürze, daß der Verf. dieselbe natürliche Jahresrechnung auch bei Herodot und Xenophon als durchgängig nachweist, wie sie denn auch bei Schriftstellern, welche für ganz Griechenland schrieben und daher die bürgerlichen Zeitrechnungen der einzelnen Staaten nicht brauchen konnten, sich ganz natürlich festsetzen mußte. Auch haben die Athener selbst die Kriegsjahre auf solche Weise von Frühjahr zu Frühjahr, ohne Rücksicht auf ihre Archonten, gezählt, wonach Aristophanes in seinen Acharnern (Ol. 88, 3 an den Lenäen, d. i. 425 im Anfang des Jahrs) zweimal das sechste Kriegsjahr als das laufende erwähnt.

Ehe nun aber der Verf. zur Lösung der damit streitenden Stelle in den Rittern übergeht, schiebt er, scheinbar ausweichend, aber dabei sein Ziel wohl im Auge behaltend, eine Auseinandersetzung ein über Aristophanes Ansichten von dem nach Perikles Plan unternommenen ersten Peloponnesischen Kriege (dem sogenannten Ἀρχιδάμειος πόλεμος), welche uns in hohem Grade treffend scheint. Die großartige Stellung, in welche Perikles Athen gebracht hatte, indem dieser Staat mit gleicher Kühnheit und Rücksichtslosigkeit alle Insel- und Küsten-Staaten des Archipelagus unter seiner Botmäßigkeit hielt und sich selbst vom festen Lande isolirend seinen eigenen Boden den Peloponnesiern preisgab, war ganz dem Interesse der Bevölkerung von Attika angemessen, welche vom Seewesen, von Industrie und Handel lebte und zugleich auf mannigfache Weise von den Tributen der Bundesgenossen zehrte, aber sie war natürlich auf der andern Seite der Ruin der Grundeigenthümer Attikas, zu denen die seit früheren Zeiten angesehenen Familien größtentheils gehörten; es war nach Englischen Ausdrücken ein Krieg für den **money-** und gegen den **land-interest**. Aristophanes aber steht ganz auf Seiten des letztern Theils der Attischen Bevölkerung, welche dem Ideal von körperlicher und geistiger Tüchtigkeit, liberaler Ausbildung, ernster und gemäßigter Gesinnung, welches er überall erhebt, ungleich näher stand, als die vorher bezeichnete Volksmasse; überdies erscheint ihm das den Athenern jetzt versagte Landleben als die beste Kräftigung des Geistes und Leibes und er nimmt jede Gelegenheit wahr, es mit allen den naiven und lebensfrischen Reizen auszuschmücken, welche der Geist der Komödie hervorzuheben gestattete. Auf diese Weise arbeiteten die meisten seiner während des Archidamischen Krieges aufgeführten Stücke der Politik des Nikias und gleichgesinnter Staatsmänner in die Hände, von den erhaltenen die Acharner, die Ritter und der seinem Ziele schon so nahe stehende Friede (während die Wespen mit den Wolken nur eine

mittelbare Beziehung darauf haben), von den verlornen, dem Inhalte der Bruchstücke nach, die Kauffahrteischiffe (*Ὁλκάδες*) und die Landleute (*Γεωργοί*), von welchen Stücken der Verf. geneigt ist das letztere in dasselbe Jahr wie die Ritter zu setzen.

Indem nun der Verf. dies als ein durchgängiges Bestreben des Aristophanes nachweist, erscheint es ihm und gewiß auch seinen Lesern sehr natürlich, daß sich dem Dichter die Länge des Krieges, welcher von Seiten der Peloponnesier durch fast alljährlich wiederholte Verwüstungen Attika's geführt wurde, während die Bevölkerung Attika's in der Stadt zusammengedrängt sich in allen Mauerlöchern einnisten mußte, fast übermäßig ausdehnte und in dieser Stimmung Aristophanes in der am Anfange angeführten Stelle der Ritter übertreibend das achte für das siebente Jahr setzen konnte, zumal da doch vorauszusetzen war, daß, bei der Vereitelung aller Friedenspläne durch Kleon, auch das bevorstehende Kriegsjahr auf gleiche Weise hingehen würde.

Wir pflichten vollkommen diesem Resultate der Abhandlung bei, welche übrigens sehr kunstreich aus episodischen Erörterungen zusammengeflochten ist, von denen wir nur wenige berühren konnten. Wir wollen hier nur noch einen, neuerlich viel besprochenen, Punkt erwähnen, hinsichtlich dessen wir dem Verf. einmal widersprechen und einmal beistimmen müssen. Die Didaskalie zu den Rittern (*ἐδιδάχθη δι' αὐτοῦ τοῦ Ἀριστοφάνους· πρῶτος ἐνίκα*) in Verbindung mit der der früheren Acharner (*ἐδιδάχθη διὰ Καλλιστράτου· καὶ πρῶτος ἦν*) und mit andern ähnlichen fassen Manche so auf, daß damit gesagt sein solle, in den Rittern sei Aristophanes zuerst als Schauspieler aufgetreten, in den Acharnern dagegen sei Kallistratos der Hauptacteur gewesen; und der Verf. meint ebenfalls (S. 3. Nr. 4) in den Worten *δι' αὐτοῦ* eine bestimmte Beziehung auf Aristophanes als Schauspieler zu erkennen, die doch gar nicht in diesen Worten ausgedrückt ist. Der Ref. möchte vielmehr als Grundsatz aufstellen: Wie die Leistungen der dramatischen Dichter ursprünglich ganz und gar von dem Geschäfte der Choraufsteller und Einüber (*χοροδιδάσκαλοι*) ausgingen: so fragte auch jetzo der Attische Staat nicht und konnte eigentlich auch nicht fragen, welcher Dichter in seinem Studirzimmer eine bestimmte Tragödie oder Komödie ausgearbeitet habe, sondern nur, wer sie dem Chor und den Schauspielern eingeübt und das Stück auf die Bühne gebracht habe. Nur der Didaskale wurde gekrönt und nur von ihm war überhaupt officiell die Rede. — Daraus folgt aber nach unserer Meinung nicht, was der neue gelehrte Bearbeiter der **Vita Aristophanis** daraus geschlossen hat, daß das Publicum nun auch diesen

Didaskal für den wirklichen Dichter gehalten habe und daß, wenn z. B. in den Acharnern der Dichter von sich und seinem Aufenthalt in Aegina spricht, dies nicht von Aristophanes, sondern von dem Didaskal Kallistratos gelte. Der alte Schriftsteller über Aegina, Theagenes, wußte, wohl aus guter Quelle, daß Aristophanes Kleruch in Aegina gewesen (Schol. in Plat. Apol. p. 331. Bekk.); und es wäre ja auch ein durchaus unnöthiges Versteckenspielen gewesen, wenn Aristophanes in Komödien, welche er selbst dichtete — was gewiß auch sehr bald in Athen verlautete — aber durch seine Jugend und andere Umstände auf die Bühne zu bringen verhindert wurde, persönliche Anspielungen, die nur auf den Didaskalen bezogen einen Sinn hatten, hineinzubringen sich bemüht hätte. Hierin also sind wir völlig derselben Meinung wie der Verfasser (S. 24).*)

De emendatione Theogoniae Hesiodeae libri tres. Scripsit Guil. Jul. Car. Muetzell, Philos. Doctor. 1833. XX. u. 524 Seiten. Leipzig.

Vorliegendes Werk gehört einer Richtung der philologischen Critik an, welche man die historische nennen kann. Man will zuerst wissen, wie die Gestalt, in welcher der zu behandelnde Schriftsteller vor uns liegt, allmälig geworden ist, welche Schicksale der Text bestanden hat, in welchen Schulen und nach welchen Grundsätzen er bearbeitet worden ist, ehe man beginnt, das Gewebe von Jahrhunderten, in welches mit guten und vernünftigen Gedanken auch immer viel Irrthum und Einseitigkeit verwebt ist, wieder aufzuziehen und, indem man denselben Weg rückwärts verfolgt, der ursprünglichen Gestalt so nah als möglich stehen zu bleiben. Nun glauben wir zwar nicht, daß dieses Verfahren das einzige ist, welches in der Critik zur Wahrheit führt, da die Absonderung des Fremdartigen und Herstellung des Ursprünglichen eben so gut von innen heraus, durch Erkenntniß des ursprünglichen Zusammenhangs und der natürlichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Products, als von außen herein, durch Entfernung der Zuthaten von Jahrhunderten, bewirkt werden kann: aber auf jeden Fall muß dieser Weg, wo es nämlich an Mitteln dazu nicht gebricht, auch eingeschlagen werden, und die größte Evidenz wird nur

*) Vergl. Gesch. der Griech. Liter. Th. 2. S. 214.

in den Fällen erreicht werden können, wo beide Richtungen der Critik sich begegnen und in einem Punkte zusammentreffen.

Es ist bisher, wenigstens in der classischen Philologie, kein Buch erschienen, in welchem die erstere Art der Critik mit solcher Genauigkeit, Sorgfalt und Ausführlichkeit gehandhabt worden wäre, als das vorliegende Werk von Herrn Doctor Mützell. Ein starker Octavband, macht es keinen andern Anspruch, als eine Vorbereitung und Grundlage zur Verbesserung der Theogonie, eines Gedichtes von **1022** Zeilen, zu bilden. Wir müssen gestehen, daß uns für diesen Zweck der Umfang doch unverhältnißmäßig erscheint und daß nach unserer Ansicht eine andere Anordnung des Stoffes die Benutzung sehr erleichtert hätte. Wenigstens hätte nicht bloß der zukünftige Herausgeber, sondern auch der Leser des Hesiod es ungleich bequemer gehabt, wenn, etwa nach einer kurzen Characterisirung der Herausgeber, Handschriften, alten Grammatiker in Prolegomenen, ein Text der Theogonie nach einer bestimmten Handschrift gegeben worden wäre und Alles, was aus den Quellen und Hülfsmitteln über die Gestalt des Textes in verschiedenen Zeiten ermittelt werden kann, gleich in Anmerkungen unter demselben aufgeführt worden wäre. Indeß, jeder Schriftsteller ist seines Werkes Herr, und der Plan, den unser Verf. vorgezogen, hat auch wieder seine Gründe. Diesem Plane zufolge werden nach einer Präfation, welche die Hauptergebnisse der Untersuchung zusammenfaßt, im ersten Buche die Ausgaben der Theogonie aufgezählt und beurtheilt, von der Aldina an, welcher der Ruhm der **princeps** noch nicht entrissen worden ist, bis auf die neueste Göttling'sche Ausgabe. Aus diesem unläugbaren Factum folgert der Verf. eben so richtig, daß zwischen der Zeit der alten und echten Critik, welche es mit viel stärkeren Discrepanzen im Text der Theogonie zu thun hatte, und der Entstehungszeit unserer Handschriften ein Zeitraum dazwischen liegt, in welchem die Theogonie wenig tractirt und abgeschrieben worden ist, so daß die spätere, neue Verbreitung des Gedichts ganz von einer zufällig erhaltenen aber nichts weniger als vorzüglichen Handschrift ausging. Der Verf. sucht durch annähernde Schlüsse wahrscheinlich zu machen, daß die Gestalt, in welcher die Handschriften die Theogonie darbieten, sich im neunten Jahrhundert in Byzanz gebildet habe, die Quelle derselben aber ein Exemplar war, welches aus der Alexandrinischen Schule nach August stammte. Im dritten Buche, dem wichtigsten und interessantesten des Werks, handelt der Verf. vom Gebrauche und Werthe der Grammatiker und der übrigen Schriftsteller, welche die Theogonie anführen, für die

Emendation derselben. Unter den Grammatikern der besten Zeit haben Zenodot, jedoch nur nach geringen Spuren, Aristophanes, nach zweifelhaftem Schlusse aus einer Anführung, besonders aber Aristarch, auch (wie es scheint) Seleukos der Alexandriner mit der Critik, Andere mehr mit der Erklärung der Theogonie sich beschäftigt. Daß die Byzantinischen Grammatiker sich schon vor Demetrios Triklinios (im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) mit der Hesiodischen Critik abgegeben, ist anzunehmen, wenn auch keine bestimmtere Nachrichten davon vorhanden sind; dagegen die Vermuthung, daß die polemischen und apologetischen Bestrebungen der Christen und ihrer heidnischen Gegner auf die Gestalt der Theogonie Einfluß gehabt, doch irgend einen factischen Halt haben müßte, um glaublich befunden zu werden. Des Joannes Diaconus Hesiodische Allegorien setzt der Verf., doch ohne völlig entscheidende Argumente, in das zehnte oder elfte Jahrhundert. Die Scholien, welche wir zur Theogonie noch haben, fließen zwar aus zwei Handschriften, aber wie der Verf. zeigt, aus einer Quelle, die nur von verschiedenen Compilatoren verschieden benutzt worden ist. Der Haupttheil aber des dritten Buches, und einer der werthvollsten des ganzen vorliegenden Werks, welches damit geschlossen wird, ist eine Zusammenstellung der Anführungen und Andeutungen, die sich in Beziehung auf die Theogonie bei den alten Schriftstellern finden. Sie beginnt mit dem Namen der Theogonie selbst, der als alte Ueberlieferung gesichert wird, und geht dann auf die Anordnung in einem Buche, welche ebenfalls bei den Alten schon vorkommt, und die allgemeinen Zeugnisse über den Character des Gedichts über, welcher zwar kein critisches Ergebniß, aber einen interessanten Beitrag zur Characterisirung der verschiedenen Schulen der epischen Poesie nach den Ansichten der Alten selbst liefern. Es erhellt namentlich, daß nicht bloß das genealogische Aneinanderfügen und das catalogenartige Aufzählen, sondern auch das Herbeiziehen localer Mythen und Culte in die epische Darstellung (Schol. Il. **24, 614**) zum *Ἡσιόδειος χαρακτὴρ* gerechnet wurde. Hierauf folgt ein Kapitel, überschrieben: **De Musis carmen**, in welchem die Behauptung durchgeführt wird, daß die ersten **115** Verse der jetzigen Theogonie den Gelehrten des Alterthums als besonderes Gedicht bekannt waren. Da die Beurtheilung dieses Stückes ein Angelpunkt der Hesiodischen Critik und für die Ansichten vom alten Epos überhaupt von Wichtigkeit ist, wollen wir hierbei stehen bleiben und von den Argumenten des Verf. etwas ausführlicher Rechenschaft geben, als es uns bei dem Ganzen des Buches hier gestattet ist.

Zuerst stellt der Verf. die Behauptung auf, daß in Epikurs Zeitalter die Theogonie mit V. 116 anfing, indem er sich dafür auf Sext. Empiricus adv. physicos II, 18 (p. 383, ed. Col. p. 636 ed. Fabr.) beruft. In dieser Stelle lesen wir indeß nichts, als daß der junge Epikur die Grammatik verlassen und sich zur Philosophie gewandt haben soll, weil ein Grammatiker ihm bei der Auslegung der Stelle *ἤτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ'* auf die Frage: woher nun aber das Chaos, keine Antwort zu geben wußte. Auch Kyrillos adv. Julian. II. p: 53 B. spricht in so allgemeinen Ausdrücken von der Musenbegeisterung, von der getrieben Hesiod die Geschlechter der Götter besinge, daß wir es nicht recht fassen können, welchen Nutzen wir nach dem Verf. aus diesem Zeugnisse ziehen sollen. Themistios aber, der Or. XXX, 1, p. 348 sagt: Hesiod habe seine Poesie *εἰς ἡρώων τε καὶ Μουσῶν ἐπαίνους* getheilt und unter Letzterm den Landbau begriffen, will damit nur den Gegensatz zwischen kriegerischer Tüchtigkeit und den friedlichen Künsten, die bei den Alten großentheils *μουσικὴ* hießen, bezeichnen, worauf der ganze Zusammenhang führt. Von nicht viel größerem Belange scheint uns die Stelle des Lucian, wo der Musentanz im Anfange der Theogonie *ἐν ἀρχῇ τῶν ἐπῶν* gesetzt wird; wenigstens könnte daraus nur geschlossen werden, daß man die Theogonie unter den Hesiodischen Liedern zuerst stellte, nicht aber daß man das erwähnte Stück als ein Proömium nicht der Theogonie, sondern des gesammten Hesiod angesehen habe. Weit wichtiger ist das berühmte Zeugniß des Chrysippos bei Galenus de Hippocratis et Platonis dogm. III., 8. p. 349 ff., wo erst die in der Hesiodischen Theogonie erhaltene Erzählung von der Entstehung der Athena aus der *Μῆτις*, die Zeus in sich aufgenommen, angegeben wird, dann aber aus einem andern d a r a u f f o l g e n d e n t h e o g o n i s c h e n G e d i c h t e (*ἐν ταῖς θεογονίαις, ἐν ἑτέροις, ἐν τοῖς μετὰ ταῦτα* sind die hierher gehörenden Ausdrücke) die Entstehung der Athena als motivirt durch einen Streit des Zeus und der Hera angeführt und auch das darauf bezügliche Bruchstück mitgetheilt wird. Hieraus ist allerdings so viel klar, daß es im Alterthum eine Sammlung Hesiodischer Poesieen gab, wo auf unsere Theogonie noch andere theogonische Stücke folgten (wofür auch Lobeck Aglaoph. p. 567 einige Zeugnisse beigebracht hat, die freilich einzeln genommen großen Bedenken Raum geben); aber für die Frage über die Bestimmung jenes Proömion hat dies doch noch keine unmittelbare Bedeutung. Dagegen wird es nützlich sein, hier gleich einige andere vom Verf. später beigebrachte Zeugnisse anzureihen. Plutarch T. II. p. 743, c.

Fr. erzählt, daß eine Gesellschaft nach der Libation und dem Päan für die Musen und den Apollon zur Lyra aus Hesiod die Geschichte der Geburt der Musen (*ἐκ τῶν Ἡσιόδου τὰ περὶ τὴν τῶν Μουσῶν γένεσιν*) gesungen habe. Darunter kann kaum etwas Anderes gemeint sein als das Stück der Theogonie V. **36** bis etwa **67**, worin die V. **56**—**60** die Geburt selbst betreffen; und es ist dann erstens bemerkenswerth, daß dies Stück als ein besonderes Lied gesungen wurde, und dann, daß Plutarch es so allgemein *ἐκ τῶν Ἡσιόδου* citirt. Daß aber die Geburt der Musen selbst in diesem Hymnus ausführlicher dargestellt worden sei, als wir sie jetzt haben, würde Ref. nicht mit dem Verf. daraus zu schließen wagen, da auch schon in dem erhaltenen Stücke hinlänglich die Rede davon ist. Auch kann das Scholion zu V. **64** *φησὶ γὰρ ὡς ἔστιν ἐν Ἑλικῶνι καὶ Χαρίτων ἱερὸν καὶ Ἱμέρου καὶ Μουσῶν* zu keiner Aenderung in der Stellung dieser Verse berechtigen, denn da Hesiod von einem Helikonischen Heiligthum dieser Gottheiten an der Stelle gar nicht sprechen kann: so kann nur gefragt werden, ob das Scholion verdorben oder ein thörichter Schluß aus den Worten des Dichters sei. Ganz in den Vordergrund aber verdient das Zeugniß des Grammatiker Aristophanes gestellt zu werden, welches der Verf. zu V. **68** aus den Scholien hervorzieht. Aristophanes nämlich machte hier darauf aufmerksam, daß die Musen hier auf den Olymp hinaufzögen; denn vorher sei von ihrem Tanze am Orte die Rede gewesen (*ἐπεσημήνατο ταῦτα ὁ Ἀριστοφάνης. νῦν περὶ τῆς ἀνόδου ταῦτά φησι τῆς εἰς τὸν Ὄλυμπον. ὁ πρότερος γὰρ ἦν λόγος αὐτῷ περὶ αὐτῆς ἐν τόπῳ αὐτῶν χορείας*). Die letzten Worte scheinen von spätern Scholiographen auf eine Art zusammengezogen zu sein, daß man Aristophanes eigene Worte schwerlich wieder herstellen kann: aber das ist doch klar, daß nach Aristophanes Verständniß der Stelle die Musen von einem andern Orte, an dem sie getanzt hatten, nach dem Olymp hinaufzogen und zurückkehrten. Dieser Zusammenhang ist aber in unserm Proömion, wie es vorliegt, nicht vorhanden, wenigstens so verdunkelt, daß man eine andere Gestalt desselben annehmen muß, um erst recht zu verstehen, was Aristophanes meint.

Und dies ist die Stelle, an welcher wir die oben angedeutete Ueberzeugung noch unumwundener aussprechen müssen, daß nämlich, so schätzenswerth eine von allem Fremdartigen rein gehaltene diplomatische Untersuchung über irgend einen Text auch sein mag, doch ein wirklich wissenschaftliches Resultat, eine wahre Erkenntniß der eigentlichen und ursprünglichen Beschaffenheit desselben nur durch das Zusam-

menwirken derselben mit der innern Critik, welche aus dem Texte selbst seine Geschichte entwickelt, erreicht werden kann. Was aber dies Stück der Hesiodischen Poesie anlangt, so scheinen uns jene spärlichen Bruchstückchen älterer Critik selbst wieder erst im Zusammenhange einer in Sinn und Sprache des Proömion eingehenden Critik ihre Bedeutung zu erhalten. Um seine Meinung deutlicher zu machen, kann der Ref. nicht anders als den Inhalt dieses Proömion V. 1 bis 115 zwar nur summarisch, aber doch mit möglichst genauer Bezeichnung der Gedankenverknüpfung, vorlegen: wobei er gleich die Stellen, wo diese Verknüpfung fehlt und eine Flicknath, um so das Wolfische sutura zu übersetzen, sichtbar wird, durch ein Zeichen der Absonderung hervorheben will.

„Laßt uns den Gesang von den Helikonischen Musen beginnen, die den Helikon inne haben und dort um die Quellen und den Zeus-Altar tanzen. Nach einem Bade in diesen Quellen und einem Chortanz auf der Berghöhe wandelten sie in dunkle Luft gehüllt und sangen Zeus, Hera und das übrige Geschlecht der Götter. Sie haben den Hesiod den schönen Gesang gelehrt, den sie als trägen Hirten am Helikon fanden, und ihm göttliche Stimme gegeben, um der Götter Geschlecht zu singen, sie selbst aber immer zuerst und hinterher[1]). Aber wozu erzähle ich von diesen ländlichen Scenen[2]) | Auf laßt uns von den Musen beginnen, welche Zeus durch ihren Gesang erfreuen. Sein Haus lacht, wenn die Stimme der Göttinnen sich verbreitet. Sie singen zuerst die von Erd' und Himmel stammenden und wieder von diesen entsprossenen Götter, dann besonders Zeus, mit dem sie beginnen und aufhören, dann Menschen und Giganten. So erfreuen sie Zeus Sinn, sie die Töchter des Zeus, welche Mnemosyne in Pierien geboren. Neun Nächte war Zeus bei ihr; nach Jahresumlauf gebar sie die neun Töchter, die Gesangliebenden, wenig unter dem höchsten Gipfel des Olympos, wo sie ihre Chöre und Häuser haben, neben Himeros und Chariten. Bei den Göttermahlen[3]) aber singen sie mit lieblicher Stimme den Ruhm aller Unsterblichen. | Sie gingen damals[4])

---

[1]) *πρῶτόν τε καὶ ὕστερον* nach den Handschriften, wofür Wolf *ὕστατον* wollte.

[2]) Ländliche Einfalt, harmloses Hirtenleben scheint in dem sprichwörtlichen: *ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην* zu liegen.

[3]) Daß *ἐν θαλίῃς* zum Folgenden gehört, scheint mir sicher, aber der Fehler in dem Verse noch auf keine sichere Weise gebessert. Die ganze Stelle scheint durch eine spätere Ueberarbeitung gelitten zu haben.

[4]) *αἳ τότ' ἴσαν.* **Quando vero! Ubi primum natae erant. F. A. W.** Aber sie waren ja auf dem Olymp selbst geboren. Und wenn sie eben geboren schon als Sängerinnen auftraten, mußte dies Wunder ganz anders hervorgehoben werden. Die Frage fordert also noch eine andere Lösung.

zum Olymp, der schönen Stimme im Gesange sich erfreuend, zu ihrem Vater zurück, der als Sieger des Kronos durch Blitz und Donner auf dem Olymp herrscht und den Unsterblichen ihre Ehren vertheilt hat. | Dieses also sangen die Musen, die neun Töchter des großen Zeus (hier folgen ihre Namen): unter allen aber ist Kalliope die angesehenste; sie geht mit den Königen. Wem unter den Königen die Musen günstig sind, dem geben sie sanft überredende Worte zur Schlichtung der Rechtstreite und eine milde göttergleiche Würde in der Versammlung des Volkes. Von den Musen stammen die Sänger, von Zeus die Könige; selig, wen jene lieben, denn selbst wenn einer im Herzen von einem frischen Leide tief bewegt ist, vergißt er es schnell, sobald der Diener der Musen die Thaten der Helden und die seligen Götter singt. | Seid mir gegrüßt, Kinder des Zeus, gebt mir lieblichen Gesang und verkündet die Geschlechter der Götter der Reihe nach.

Wenn hier schon bei einem flüchtigen Ueberblicke klar ist, daß dies Proömion durch Wiederholungen auf eine unerträgliche Weise überladen ist und an den bezeichneten Stellen der Zusammenhang abreißt: so muß nun die Frage so gestellt werden, durch welche Annahme diese Erscheinung am einfachsten erklärt werden kann. Und wenn uns, um der Kürze willen, gestattet wird, die bereits getrennten Stücke so zu bezeichnen, daß mit V. **1.** *Μουσάων Ἑλικωνιάδων* **A**, mit V. **36.** *Τύνη Μουσάων* **B**, mit V. **68.** *αἳ τότ' ἴσαν* **C**, mit V. **74.** *Ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι* **D**, mit V. **104.** *Χαίρετε* **E** beginnt: so kann Ref. seine Meinung sehr einfach so ausdrücken, daß **A. C. E.** das ursprüngliche Proömion der Theogonie bilde, **B** ein in den Böotischen Sängerschulen als Eingang beliebiger Gesänge gebräuchlicher Musen-Hymnus, **D** aber ein Schlußgesang der Theogonie oder auch — nach Belieben der Sänger — jedes andern Hesiodischen Epos war, der in einer grammatischen Bearbeitung der Theogonie hier seine Stelle erhalten hat. Einige wenige Bemerkungen werden genügen, die Uebereinstimmung dieser Stücke mit der ihnen angewiesenen Bestimmung hervorzuheben.

Was erstlich das eigentliche Proömion der Theogonie oder **A C E** betrifft: so ist darin der dem Böotischen Sänger sehr natürliche Gedanke ausgeführt, daß die Musen, welche ganz Griechenland als die Olympischen verehrte, auch den Böotischen Helikon inne haben, hier sich baden und tanzen und nach einem solchen Besuche des Helikon in einer benachbarten Thalschlucht dem Hirten Hesiodos erschienen seien und ihn zum Sänger geweiht hätten. Sie selber aber seien dann zum Olympos zu ihrem Vater Zeus gegangen. Dann begrüßt

der Sänger sie als Kinder des Zeus und bittet sie, alles das zu verkündigen, was die Theogonie enthält. Dieser Theil stellt sich fast ganz als eine Erzählung dar (wobei die Aoriste V. 7. 8. die vorausliegenden Momente, die Imperfecte V. 10. 68 ff. die Handlungen, wobei die Vorstellung verweilt, bezeichnen, der Aorist *ἐδίδαξαν* (V. 22) aber und die folgenden das Hauptfactum angeben, auf das sich der Sänger hier beruft): als eine Erzählung, durch welche das Verhältniß des Böotischen Musenberges mit seinen Sängergeschlechtern zu dem Urheiligthum auf dem Olymp sehr sinnreich bezeichnet wird.

Das zweite Stück, B, ist ein für sich bestehender Hymnus, der die Musen als Olympische Sängerinnen, die Zeus im benachbarten Pierien gezeugt, feiert und auf die Theogonie keine specielle Beziehung hat. Denn die darin vorkommende Angabe der Gegenstände, welche die Musen besingen, zuerst nämlich Gesänge auf alle Götter, Titanische und Olympische, dann eine specielle Verherrlichung des Zeus, endlich Heroogonieen und Gigantomachieen, geht auf den gesammten epischen Stoff, den das Böotische Sängergeschlecht ausbildete, wie auch im Vorigen, V. 38, auf die mantischen Lieder dieser Schule hingedeutet wurde. Dieser Hymnus war daher vor allen geeignet, nicht bloß ein einzelnes episches Lied, sondern — wie die größeren Homeridischen Hymnen — den ganzen Wettkampf Böotischer Aöden bei irgend einer Festfeier zu eröffnen. Die Einheit dieses Stücks wird — abgesehen davon, daß kein Grund vorhanden, es in kleinere zu zerschneiden — dadurch sehr wahrscheinlich, daß eine Idee durch das Ganze geht: die Musen, des Zeus liebe Töchter, die ihn vor allen Göttern preisen und seine Festmahle durch Gesang erheitern.

Aber wie Zeus (V. 48), so wurden auch die Musen (V. 34) nicht bloß zuerst, sondern auch nachher besungen; und wie der Sänger vorher die Musen bittet zu verkündigen und zu singen, was er doch eigentlich selbst singen will: so konnte er auch hinterher seine Rede als Musengesang darstellen. Lieder eines solchen Inhalts muß es gegeben haben, und ein solches haben wir, nach der vorgetragenen Hypothese, in dem mit *Ταῦτ᾽ ἄρα Μοῦσαι ἄειδον* beginnenden Stücke, welche Worte an ihrer jetzigen Stelle gar nichts Rechtes zu bedeuten haben, indem von dem Inhalte der Musengesänge im Vorigen gar nicht die Rede gewesen ist. Für einen Schlußgesang der bezeichneten Art war aber gewiß Nichts passender, als daß der Sänger sich an die unter der horchenden Menge hervorragenden Fürsten wendete, ihnen zeigte, wie sehr auch sie der Musen bedürften, und ihnen — ein Hauptbestreben der Böotischen Dichter — Ehrfurcht

vor den Gottheiten des Gesanges und ihren Dienern ans Herz legte. Alles dies ist sehr schön und geistvoll in dem mit D bezeichneten Stücke ausgeführt.

Nach dieser Nachweisung der innern Wahrscheinlichkeit dürfen wir uns auch nun die oben angeführten Andeutungen aus dem Alterthum zu Nutze machen, unter denen die Plutarchische Stelle die Annahme eines besondern Musen-Hymnus sehr begünstigt, Aristophanes aber die Behauptung, daß der Zug der Musen nach dem Olymp sich an ihren Aufenthalt auf den Helikon angeschlossen habe, auf sehr erwünschte Weise bestätigt und es wahrscheinlich macht, daß die früheren Alexandrinischen Literatoren noch eine Gestalt der Theogonie vor sich hatten, in der der Zusammenhang des Tanzes der Musen auf dem Helikon und ihrer Rückkehr nach dem Olymp klarer war, als in der heutigen Form derselben.

Aber viel eindringlicher als jedes äußere Zeugniß spricht für die obige Hypothese, wie dem Ref. dünkt, der Umstand, daß sie zugleich die Erklärung in sich enthält, wie die Stücke, die nun im Proömion zusammenstehen, von ihrer ursprünglichen Stelle entrückt in den Zusammenhang gekommen sind, in welchem wir sie jetzt finden. Denn was erstens den Schlußgesang anbetrifft: so konnte dieser am Schlusse unserer Theogonie deswegen nicht stehen bleiben, weil diese überhaupt in ihrer jetzigen Gestalt nicht eigentlich schließt. Nachdem nämlich die Geschlechter der Götter mit V. 963 abgeschlossen sind, wo nun ehemals jener Schlußhymnus eingetreten sein kann, fordert in der jetzigen Theogonie der Dichter die Musen von Neuem auf, ihm in Gesang zu verkündigen, welche Göttinnen mit sterblichen Männern vermählt göttergleiche Kinder geboren hätten; und es folgt eine, wenn auch ziemlich kurze, doch hinreichende Aufzählung dieser Göttinnen und der von ihnen geliebten Männer. Dies Stück war offenbar eingeschoben, um den Uebergang zu dem viel längeren und bedeutenderen Gedichte zu machen, in welchem die Verbindungen sterblicher Frauen mit Göttern besungen wurden, das unter dem Namen Eöen oder auch *Κατάλογοι γυναικῶν* (über deren Unterschied zu handeln hier zu weitläuftig wäre) hinlänglich bekannt ist. Wir lesen daher auch noch am Ende der Theogonie die Verse, mit denen dies letztere Gedicht unmittelbar eingeleitet wurde: *Νῦν δὲ γυναικῶν* (d. i. der sterblichen Frauen) *φῦλον ἀείσατε.* Indessen konnte doch auch schon das vorhergehende Stück unter *τὰ ἔπη τὰ ἐς τὰς γυναῖκας* begriffen werden; wenigstens citirt daraus Pausanias den seltenen Mythus von Phaethon, dem Sohne der Eos oder Hemera, im We-

sentlichen so, wie er in eben diesem Stücke der Theogonie gelesen wird (nur daß bei Pausanias einige Worte ausgefallen zu sein scheinen, welche die Aphrodite betrafen. Ueber diesen ganzen Gegenstand finden wir die Ansichten des Verfs. mit den geäußerten übereinstimmend, jedoch mit einigen nicht unwesentlichen Verschiedenheiten. Hr. Mützell nimmt nämlich drei ursprünglich für sich bestehende genealogische Gedichte Hesiods an: das erste von den Verbindungen der Göttinnen mit Sterblichen (aber dies nur aus funfzig Versen bestehende Stück, wie wir es am Ende der Theogonie haben, ist sichtlich nur hinzugefügt, um einen Zusammenhang mit dem Folgenden zu gewinnen und die Lücke zwischen der Theogonie und den Eöen auszufüllen, und es läßt sich doch auch durch kein deutliches Beispiel nachweisen, daß das Alterthum ein vollständigeres Gedicht über diesen Gegenstand gehabt, woraus jene funfzig Verse ein Excerpt seien); das zweite von der Liebe der Götter zu sterblichen Frauen, welches Pausanias *τὰ εἰς γυναῖκας ᾀδόμενα* nenne und welches nun zunächst auf die Theogonie gefolgt sei; das dritte ein großes Gedicht, welches die edelsten Geschlechter Griechenlands umfaßt und ihren mythischen Stammbaum dargelegt habe, so aber, daß alle diese Geschlechter von sterblichen Frauen und Göttern abgeleitet wurden. Dies seien die großen Eöen gewesen, auch Katalogos genannt.

Hier sehen wir nicht recht, warum der Verf. die Eöen nicht lieber auf den Stoff beschränkt, den alle mit *ἢ οἵη* beginnenden Fragmente, welche noch erhalten sind (es sind fünf, so viel der Ref. weiß, und sie betreffen die Koronis, Antiope, Mekionike, Alkmene und Kyrene) übereinstimmend darlegen, nämlich die Geschichte sterblicher Frauen, die von Göttern geliebt wurden: woran sich freilich auch die Erzählung der Thaten ihrer Söhne, wie bei der Alkmene des Herakles, anknüpfte, aber so, daß darin die Mütter eine große Rolle spielten, die man namentlich aus dem Stücke der Eöen, welches dem Hesiodischen Schilde vorausgeschickt ist, und einigen andern auf Alkmene und Herakles bezüglichen Fragmenten sehr anschaulich machen kann. Der Ref. würde daher nicht etwa ein kleineres Epos, welches sich wohl auch erhalten hätte, sondern die großen und wahrscheinlich durch eben diesen großen Umfang untergegangenen Eöen an den Schluß unserer heutigen Theogonie anknüpfen, bei welcher Anknüpfung die bekannte Einrichtung jenes Epos keine Schwierigkeit macht, indem an jene Worte: *νῦν δὲ γυναικῶν φῦλον ἀείσατε* — sich sehr bequem einige Verse anschließen konnten, welche einen allgemeinen Preis der Frauen der Vorwelt enthielten, zu denen selbst die Götter von Liebe

bezwungen niederstiegen, worauf dann das immer wiederkehrende οἵη — ἢ οἵη — ἢ οἵη am Anfange der einzelnen Gesänge sich zurück bezog.

Um nun aber zu unserm Thema, dem Proömion der Theogonie, zurückzukehren: so ist klar, daß in einem Corpus der Hesiodischen Poesie, in dem die Eöen gleich an die Theogonie angeknüpft waren (und aus einem solchen muß unsere Recension der Theogonie abstammen, nicht aber aus der anders angelegten Sammlung, wo sich an unsere Theogonie noch mehrere theogonische Lieder anknüpften), jener Schlußhymnus seine Stelle verlassen und, wenn man ihn in Zusammenhang bringen wollte, in das Proömion hineingezwängt werden mußte. Und nun wollte man auch jenen allgemeinen Musen-Hymnus nicht abgesondert für sich stehen lassen, sondern vereinigte Alles, was sich auf Lob und Preis der Musen bezog, so gut es eben gehen wollte, in diesem Theile der Theogonie.*)

Wir wollen das Urtheil über die Probabilität dieser Entstehungs-Geschichte des Proömion Andern und namentlich dem Verf. des vorliegenden Buches selbst überlassen und uns dabei nur vor jeder Verwechselung dieser Ansicht mit der bekannten Theorie der Interpolation und Verschmelzung verschiedener Recensionen im Hesiod verwahren, in deren Beurtheilung der Ref. dem Verfasser vollkommen beistimmt. Ueber die neuliche Anwendung dieser Theorie auf den Hesiodischen Schild wird der Ref. anderswo zu reden die Gelegenheit suchen; hier nur einige Worte zum Schlusse über den Erfolg dieses Verfahrens im Proömion der Theogonie. Diese Interpolations-Theorie verlangt von uns, drei Dinge anzunehmen, von denen das erste möglich, obwohl unbewiesen, das zweite im hohen Grade unwahrscheinlich, das dritte geradezu widersinnig ist, nämlich daß erstens verschiedene Dichter die Theogonie durch Zufügungen und Aenderungen dem jedesmaligen Zwecke und ihrer Laune gemäß umgearbeitet hätten, zweitens alle oder viele solche Formen niedergeschrieben und in Handschriften aufbewahrt sein sollen und endlich drittens, daß gewisse Abschreiber sich die thörichte und undankbare Mühe gemacht hätten, diese verschiedenen Bearbeitungen so mit einander zu verschmelzen, daß sie die besondern Verse und Stücke einer jeden zu einem Gesammttext zusammentrugen, woraus denn namentlich die Gestalt unsers Proömion entstanden sein soll. Nach diesen

*) Vergl. Gesch. der Griech. Liter. Thl. 1. S. 164 u. d. flg.

Voraussetzungen werden nun aus dem Proömion der Theogonie sieben verschiedene gemacht (man könnte, da dies zerstückelnde Verfahren gar keine Grenze in sich hat, eben so gut vierzehn machen), aber seltsamer Weise nicht etwa so, daß das Unzusammenhängende der Gedanken dabei vermieden und entfernt wird, sondern so, daß weit mehr davon hereinkommt, als darin war, und auch der wirkliche Zusammenhang, den der Kritiker nämlich zu durchdenken versäumt hat, zerstört wird. So wird in dem ersten dieser angeblichen Proömien V. 1 unmittelbar mit 22—52 verbunden, d. h. es wird Hesiods Dichterweihe erzählt, ohne die schöne Motivirung durch den Besuch der Olympischen Musen auf dem Helikon und ihren nächtlichen Zug. Im zweiten wird an V. 4 sogleich V. 11 angeknüpft, so daß die Musen um die Helikonische Quelle und den Altar des Zeus tanzend die Götter besingen, was gegen die Sitten jener früheren Zeit ist, wo noch nicht dieselben Personen zugleich zu singen und zu tanzen pflegen, wie beim spätern Chor. Im dritten Proömion wird *ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον* V. 75 angeknüpft an die Aufzählung der Götter, die die Musen im Gesange preisen (V. 11—21), ohne daß man durch diese Aufzählung erfährt, was die Musen zum Preise dieser Götter gesungen hätten. Im vierten wird *αἵ τότ' ἴσαν* V. 68 unmittelbar hinter die Erzählung von der Geburt der Musen V. 53—64 gestellt, so daß die eben erst auf dem Olymp gebornen Musen nach dem Olympos wandeln und dabei die Erde von dem mächtigen Gesange und zugleich von dem Tactschritte der wandelnden Füße (der Kinderfüßchen?) erschallen lassen. Und so in allen übrigen, so daß wohl deutlich genug ist, daß, wenn wir diese sieben Proömien hätten, wir sie allesammt benutzen müßten, um einen vernünftigen und eines alten epischen Sängers würdigen Zusammenhang herzustellen, nicht aber, daß es der neuen Philologie, wie Manche geglaubt haben, gelungen wäre, hier die Lieder sieben weiser Meister im Gesange zu entdecken, aus denen spätere Abschreiber durch ein rohes Aneinanderflicken unser — bei aller Ueberladenheit immer noch ungleich besseres — Proömion zusammengestellt hätten.

De Lycurgi oratoris vita et rebus gestis dissertatio. Scripsit ad summos in Philosophia honores rite impetrandos D. A. F. Nissen. **Kiel. 1833. 100 S. in 8.**

Nachdem die eine Rede, welche uns von dem Redner Lykurg, einem der wackersten Männer des Attischen Alterthums, übrig ist, in neueren Zeiten fast unverhältnißmäßig oft bearbeitet worden ist, wendet sich das philologische Interesse mit Vorliebe den übrigen Bruchstücken und Nachrichten zu, die von Lykurg und über ihn sich jetzt noch auffinden lassen. Als Versuch einer Lebensbeschreibung des Lykurg ist, nach einer kürzern Abhandlung von Herrn Director Blume in einem Programm des Potsdamer Gymnasiums, zuerst diese umfassendere Schrift erschienen, deren Verf. auch unser gelehrter Mitbürger, aber erst nach der Zeit geworden ist, da er schon diese Schrift abgefaßt hatte. Und man wird ihm schwerlich das Zeugniß versagen können, daß seine Schrift mit gründlicher Kenntniß und besonnener Ueberlegung verfaßt sei, wenn sie auch weniger unabhängige Wege der Forschung einschlägt, als die der Vorgänger, welche einzelne Puncte aus dem Leben Lykurgs bearbeitet haben, mit einer nicht immer gleich fruchtbringenden Kritik begleitet.

Die Schrift zerfällt, nach einem Prooemium, welches von den Quellen zur Biographie des Lykurg handelt, in sechs Abschnitte (deren Abtheilung indeß nur in dem am Schlusse hinzugefügten Argumentum bemerkt ist). 1. Lykurgs Abkunft und chronologische Bestimmungen seines Lebens. 2. Lykurgs Charakter. 3. Seine politischen Unternehmungen und Finanzverwaltung. 4. Lykurg als Redner. 5. Seine Volksbeschlüsse und Gesetze. 6. Seine letzten Schicksale.

Ueber das Geschlecht der Butaden, aus welchem Lykurg entsprossen war, wollen wir hier kurz sein. Seit der Ref. in seiner Schrift de sacris et aede Minervae Poliadis, auf welche der Vrf. besonders Rücksicht nimmt, die genauere Untersuchung über den Stammbaum dieses Geschlechts angeregt hat, hat Böckh im Corp. Inscr. Graec. T. I. p. 441 meist zum Theil aus neuen Hilfsmitteln, ihm für die spätern Zeiten, wo die Butaden mit den Lykomeden in Verbindung treten, bedeutende Erweiterungen verschafft. Auch Hr. Dr. Boßler hat in seiner nützlichen und schätzbaren Schrift de gentibus et familiis Atticae sacerdotalibus (Darmst. 1833), deren Fortsetzung und Vollendung wir sehr wünschen, den Butadischen

Stammbaum mit selbstständiger Forschung auf eine befriedigende Weise angeordnet. Den Zweifel des Verfs., ob die Priesterin der Pallas Polias ohne Mann leben mußte, löst die Stelle Plutarch Numa 9, aus welcher bestimmt hervorgeht, daß sie weder Jungfrau noch verheirathet, sondern eine Wittwe sein mußte; und ebenso erledigt sich die Schwierigkeit, die Hr. Dr. Nissen darin findet, daß Lykurgs Großvater auf Befehl der Dreißigmänner umgebracht und doch in den öffentlichen Begräbnissen des Kerameikos bestattet sei, dadurch, daß bekanntlich die Beisetzung der Aschen-Urne in bestimmte Monumente oft weit später erfolgte, als die Verbrennung des Leichnams und Sammlung der Ueberreste, also auch diesem älteren Lykurg die Ehre einer öffentlichen Bestattung recht wohl nach der Befreiung Athens durch die von Phyle erwiesen worden sein kann.

Wir gehen gleich zu einer Hauptfrage über, welche nicht bloß für Lykurgs Lebensgeschichte, sondern für die gesammte Kenntniß Athens in Philipps und Alexanders Zeit von Wichtigkeit ist: in welche Zeit nämlich eigentlich Lykurgs Finanzverwaltung trifft. Der Verf. erörtert erst sorgfältig, was indeß kaum noch der Erörterung bedurfte, daß die drei Pentaeteriden, welche Lykurg, nach sichern Quellen den Finanzen Athens vorstand, mit den zwölf Jahren, welche Diodor dafür angibt, völlig einerlei sind, indem die Pentaeteride, nach Griechischem Sprachgebrauch, überhaupt einen vierjährigen Zeitraum, und zwar, wie Böckh gezeigt, für die Athenische Verwaltung die vier Jahre von einem großen Panathenaischen Feste bis zum andern, bezeichnete. (Vgl. Schömann in der Hallischen A. L. Z. 1826. Thl. III. S. 556). Eben so gewiß ist es, daß Lykurg von diesen zwölf Jahren nur vier das Amt eines *ταμίας ἐπὶ διοικήσεως* in eignem Namen verwaltete, die übrige Zeit aber das Volk veranlaßte, Freunde von ihm zu Schatzmeistern der Verwaltung zu wählen, welche ihm die eigentliche Oberaufsicht über die Geschäfte überließen. Wiewohl das nicht so geschehen sein kann, daß das Volk ihm anheim gestellt hätte, wen er von seinen Freunden wollte vorzuschieben, wie der Verf. S. 11 annimmt; vielmehr forderte die Verfassung durchaus, daß ein bestimmter *ταμίας* ernannt würde. Was nun aber die Zeit anlangt, in welche diese zwölf Jahre fallen, so stimmt der Verf. ganz für die Bestimmung von Böckh, nach der sie entweder von Olymp. 109, 3 bis 112, 3, oder von 110, 3 bis 113, 3 zu rechnen sind. Er bemerkt ganz richtig, daß bis gegen Olymp. 109, 3 Athens Finanzen, nach Demosthenes Klagen, zu sehr in Unordnung erscheinen, als daß man darin schon die wohlthätigen Wirkungen der trefflichen Verwaltung des Lykurg er-

kennen könnte. Auch vertrage sich die Gesandtschaft nach dem Peloponnes, welche Lykurg in Verbindung mit Demosthenes und Andern Olymp. 109, 2 übernahm, nicht mit seinem Amte als Schatzmeister der Verwaltung, welches der Natur der Sache und bestimmten Zeugnissen nach seine beständige Anwesenheit zu Athen verlangte.

Von den beiden Annahmen aber, zwischen denen Böckh der ferneren Untersuchung noch die Wahl läßt, glaubt der Verf. sich für die, nach welcher Lykurgs Verwaltung von 109, 3 bis 112, 3 dauerte, entscheiden und die andere mit Bestimmtheit verwerfen zu müssen. Seine Gründe sind, daß Lykurg vor Ablauf der spätern Epoche (Olymp. 112, 3) schon gestorben sein müsse, indem von ihm keine Rede erwähnt werde, welche nach bestimmten chronologischen Daten später als Olymp. 113, 3 falle, und insbesondere Lykurg in der Geschichte des Harpalos, in welche fast alle damaligen Redner Athens, und nicht zu ihrer Ehre, mit Ausnahme des Hyperides, verflochten waren, gar nicht genannt, sondern vielmehr im Leben des Hyperides bei Plutarch bestimmt als damals bereits unter den Todten erwähnt werde (p. 848 f. ed. Francof. p. 270 ed. Hutten.). Der erste Punkt kann indeß, bei der geringen Anzahl der chronologisch bestimmten Reden des Lykurg, keine bedeutende Probabilität dafür ergeben, daß Lykurg bald nach der letzten, deren Zeit wir kennen, gestorben sei. Und aus dem zweiten Datum läßt sich immer nur folgern, daß Lykurg vor der Anklage der Harpalischen Redner (Olymp. 113, 4 am Ende des Jahrs) gestorben sei; und man braucht deswegen das Argument gar nicht aufzugeben, welches Böckh aus dem dritten Pseudo-Demosthenischen Briefe gezogen hat, dessen Verfasser davon ausgeht, daß Demosthenes in seinem Exil, in das er wegen des Harpalischen Prozesses am Anfang von Ol. 114, 1 (d. h. um die Mitte von 324 v. Chr.) ging, sich durch ein Schreiben an den Staat Athen der Söhne des Lykurgos angenommen habe, die die Athener nach dem Tode ihres Vaters, von dessen Gegnern aufgewiegelt, ins Gefängniß geworfen hatten. Vergl. auch die X Oratt. Vitae bei Plutarch p. 254 Hutten. Vielmehr scheint diese Einkerkerung der Söhne des Lykurg gleichzeitig mit dem Harpalischen Processe geschehen zu sein, so daß Demosthenes, der während dieses schlimmen Handels für sein eigenes Haupt zu sorgen hatte, nicht eher als im Exil Zeit fand, sich für die Nachgelassenen seines Freundes und Genossen in der Verwaltung Athens zu verwenden. Auf keinen Fall liegt in jenen Angaben ein Gegenbeweis gegen die Annahme, daß Lykurgos das Amt ἐπὶ διοικήσεως bis 113, 3 verwaltet und zum Beweise seiner strengen Recht-

lichkeit, theils in einer öffentlichen Verhandlung im Metroon und Buleuterion, theils durch eine zu Jedermans Prüfung aufgestellte, auf Stein verzeichnete Uebersicht seiner Verwaltung (*ἀναγραφὴ πάντων ὧν διῴκησεν*), dem Volke eine freiwillige und außerordentliche Rechenschaft abgelegt habe (von welcher *ἀναγραφὴ* wir aller Wahrscheinlichkeit nach ein von Böckh glücklich erkanntes Stück übrig haben, Corp. inscr. n. 157).

Wenn nun ferner der Verf. für seine Meinung anführt, daß von Olymp. 109, 3 an die Macht der Athener einen deutlichen Aufschwung nehme, quum jam non luderent in bello contra Philippum gerendo, sed acerrimum studium ponere coepissent, so weiß der Ref. dies damit nicht zu vereinigen, daß von Ol. 108, 2 am Ende bis in die Mitte von 110, 1 völliger Friede zwischen Philipp und den Athenern herrschte und eine energische Thätigkeit für den Krieg in Athen erst am Ende von 110, 2 begann, da Philippos Elateia besetzte. Noch weniger aber spricht das letzte Argument: quod Philochorus (fragm. 76. Siebelis) navalis et armamentarii aedificationem, quam Lycurgus perpetravit, dilatam esse narravit anno 339 a. C. n. s. Ol. 110, 2, für des Verfs. Meinung, sondern vielmehr entschieden dagegen. Um dies zu zeigen, wird es nöthig sein, die S. 46 ff. ausführlicher entwickelte Ansicht des Verfs. über diese Bauten des Lykurgos im Zusammenhange zu prüfen. Hier nimmt nämlich Hr. Dr. Nissen an, daß die *νεώσοικοι* oder Docks im Peiräeus (eigentlich große Gebäude, in denen die sämmtlichen Schiffe gegen Wind und Wetter bedeckt und geschützt standen), nachdem die dreißig Tyrannen sie auf den Abbruch verkauft hatten, von Eubulos dem Anaphlystier neu gebaut und von Lykurg hergestellt und so vergrößert worden seien, daß 400 Trieren darin Platz hatten; von dem damit verbundenen See-Arsenal (*σκευοθήκη* oder *ὁπλοθήκη*) aber Philon den Grund gelegt, Eubulos es alsdann erweitert und Lykurgos es nach Olymp. 110, 2 vollendet und mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet habe. Hierbei bedürfen mehrere Puncte der Berichtigung. Sicher ist, nach der Hauptstelle des Aeschines gegen Ktesiphon §. 25, daß in dem letzten Decennium vor der Schlacht von Chäronea die Vorsteher des Theorikon oder der öffentlichen Geldvertheilungen für die Feste, wegen des Vertrauens, welches das Volk dem Eubulos von Anaphlystos schenkte, fast die ganze Verwaltung in die Hände bekommen hatten und namentlich auch die Aufsicht über die Werfte führten und das See-Arsenal bauten (*σκευοθήκην ᾠκοδόμουν*). Aeschines benutzt diesen Umstand an jener Stelle,

um die Verantwortlichkeit zu steigern, die auf Demosthenes als einen der Vorsteher des Theorikon in der Zeit, da Ktesiphon ihn zu kränzen vorschlug (Ol. **110, 3**), geruht habe, und es erhellt aus diesem Zusammenhange aufs klarste, daß Ol. **110, 3** die Vorsteher des Theorikon, und nicht Lykurgos, den Bau des Arsenals beaufsichtigten. Daß Eubulos aber in derselben Amtsführung auch die Docks des Peiräeus angelegt habe, wird nach der Zusammenstellung des Deinarch gegen Demosth. §. **96** wenigstens sehr wahrscheinlich, wo der Redner in Bezug auf Demosthenes fragt: „welche Trieren sind wohl auf seine Veranlassung gebaut worden, wie unter Eubulos, oder welche Schiffshäuser sind unter seiner Verwaltung entstanden?" Daß aber Eubulos das eine oder das andere Werk vollendet habe, wird nirgends angegeben und verträgt sich auch gar nicht mit dem bestimmten Zeugniß des erhaltenen Volksbeschlusses zu Ehren des Lykurg, dessen betreffende Stelle so zu schreiben und zu interpungiren ist: *ἡμίεργα παραλαβὼν τούς τε νεωσοίκους καὶ τὴν σκευοθήκην καὶ τὸ θέατρον τὸ Διονυσιακὸν ἐξειργάσατο καὶ ἐπετέλεσε, καὶ τό τε στάδιον τὸ Παναθηναϊκὸν καὶ τὸ γυμνάσιον τὸ Λύκειον κατεσκεύασε,* wie der Ref., in Bezug auf die Aeußerungen des Verfs. S. **50. 52**, von Neuem zu erinnern veranlaßt wird. Der Ref. versetzt dabei das *καὶ*, das vor *τὸ Λύκειον* steht, vor *τό τε στάδιον*, gewiß die leichteste Aenderung, da *τὸ κατὰ Λύκειον*, wie von Andern neuerdings vorgeschlagen ist, sich mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht wohl vertragen möchte. Was aber den Philon anlangt, den der Verf. als ersten Gründer der *σκευοθήκη* nennt, so wissen wir vielmehr durch Cicero, daß Philon nach Vollendung dieses Werks dem Volke ausführliche Rechenschaft darüber ablegte, und in Vitruv's Zeit existirte noch eine Schrift des Philon über diesen Bau; auch heißt dies viel bewunderte Bauwerk bei den Alten öfter das Arsenal des Philon. Wir kennen aber diesen Philon, aus eben dieser Vorrede des Vitruv zum siebenten Buch, auch als den Vollender des Eleusinischen Weihetempels in der Zeit des Phalareer Demetrios (nach Ol. **115, 4**), wonach sein Zeitalter nicht vor Alexander zu setzen ist und durch ein erwünschtes Zusammentreffen aller Umstände außer Zweifel gesetzt wird, daß Philon eben der Architect gewesen ist, dem Lykurg als Schatzmeister der Verwaltung jenen wichtigen Bau aufgetragen hat.

Der Ref. erwartete, daß Hr. Dr. Nissen bei dieser Frage auch den Holländischen Gelehrten, J. Bake, erwähnen würde, der in einer ausführlichen Recension in der **Bibliotheca critica nova Vol. V.**

p. 456 sqq. die Ergebnisse von Böckh's Untersuchungen über Lykurgos Verwaltung bestritten und die Meinung zu begründen gesucht hat, daß Lykurg als Schatzmeister der Verwaltung oder, was einerlei damit sei, Aufseher des Theorikon's zwölf Jahre, aber nicht hinter einander, sondern unterbrochen, den Finanzen Athens vorgestanden habe und die Abrechnung im Corp. Inscr. n. 157 nur zum Theil von ihm, zum Theil aber von Andern herrühre. Wir übergehen dabei die Bemerkungen, welche die oben erwähnte Rechenschaft des Lykurg vor seinem Tode betreffen, in der Bake nur darum Vieles unbegreiflich findet, weil er sie für eine regelmäßige εὐθύνη nimmt, was sie nicht sein konnte und sollte (vgl. Meier Attischer Proceß S. 223). und eben so die folgenden Einwendungen in Bezug auf das δερματικὸν (die Einnahme von den Häuten der Opferthiere), die bei einer sorgfältigen Erwägung der Probabilität ganz anders ausgefallen wären, und wollen hier nur nach dem Grunde fragen, um dessentwillen Bake den Schatzmeister der Verwaltung mit dem Aufseher des Theorikon identificirt. Dieser Grund liegt fast allein in der Stelle des Aeschines, aus der indessen nur dies erhellt, daß von Eubulos an bis Olymp. 110, 2 eine über ihre eigentlichen Grenzen weit ausgedehnte Gewalt der Theorikon-Vorsteher bestanden habe. Als Aeschines die Rede hielt (Olymp. 112, 3), war diese weitere Ausdehnung auf jeden Fall schon lange vorüber und Aeschines muß sie den Athenern erst in Erinnerung bringen, um daraus ein Argument gegen Demosthenes entnehmen zu können. Es erhellt daher aus der Stelle des Aeschines gerade das Gegentheil von dem, was Hr. Prof. Bake daraus erweisen wollte, nämlich die Unmöglichkeit, daß noch um Olymp. 112 der Schatzmeister der Verwaltung und die Vorsteher des Theorikon (deren Mehrzahl nach Aeschines und Pollux VIII, 99 nicht zu leugnen ist) dieselben Behörden gewesen sein könnten. Wenn aber Plutarch von Demades in Beziehung auf Olymp. 112, 2 sagt, daß er damals die Einkünfte des Staats unter sich gehabt habe, so läßt sich das doch auf keine Weise mit Lykurgs zwölfjähriger Verwaltung vereinigen, außer so, daß man es als hyperbolische Bezeichnung des Theoriken-Amts nimmt, welches auch damals noch den Ueberschuß aus der Verwaltungscasse erhalten haben muß, da kein neuer Schatz daraus gegründet wurde. Auch stimmt dies ganz gut mit der dort erzählten Geschichte, wo Demades die Athener von einer Unternehmung gegen Alexander dadurch abbringt, daß er ihnen bemerklich macht, wie in diesem Falle das Geld, das sie an den bevorstehenden Choen vertrinken sollten, auf die Ausrüstung der Flotte verwandt

werden müsse. Denn daß Lykurgs Verwaltung ein ununterbrochenes Ganzes bildete und also Ol. 112, 2 im Gange gewesen sein muß — von welchem Datum man auch ausgehe — läßt sich doch nach den Worten der Vitae X Oratt. „Er war Schatzmeister drei Pentaeteriden hindurch, zuerst in eigner Person, dann unter fremden Namen, und war mit der Verwaltung beschäftigt ohne Unterlaß, des Sommers und Winters" kaum bezweifeln.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer vorzüglichen Schrift, die noch zu einigen weitern Bemerkungen über diesen wichtigen Punct der Athenischen Geschichte Veranlassung geben kann:

***Lycurgi** deperditarum orationum **fragmenta** collegit, disposuit, illustravit Frider. Gustav. **Kiesslingius**, Ph. D. Aa. Ll. M. superiorum ordinum in gymnasio Cizensi praeceptor. Praecedit vita Lycurgi, quae Plutarcho tribuitur.* **XVI und 128 S. in 8. Halle.**

Da Nachrichten über die einzelnen Reden zu erörtern an dieser Stelle unsere Absicht nicht sein kann, wollen wir das Thema festhalten, das wir bei der Schrift des Hrn. Dr. Nissen aufgenommen haben, und den Abschnitt, welcher: IX. *Ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται.* X. *Περὶ διοικήσεως* überschrieben ist, S. 69—90, mit besonderer Rücksicht auf die Zeit der Lykurgischen Verwaltung prüfen. Die erstere unter diesen beiden Reden wird von Hrn. Kießling für einerlei gehalten mit einer Rede *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν*, welche Suidas erwähnt und die durch Deinarchos Rede: *Κατὰ Λυκούργου εὐθῦναι*, veranlaßt worden zu sein scheint; jedoch scheint der Ausdruck: *ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται* mehr auf eine allgemeine Rechenschaft über die Maximen der ganzen Verwaltung, wie sie Lykurg freiwillig vor seinem Ende gab, als auf eine für eine einzelne Amtsführung abgelegte *εὐθύνη* zu gehen. Auch beruht die Rede *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν* nur auf einer von Hrn. Pinzger vorgeschlagenen Interpunction bei Suidas, wo *ἀπολογία πρὸς τὸν αὐτὸν* und *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν* durch ein Kolon getrennt werden soll, schwerlich richtig, da *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν* sich recht gut mit *ἀπολογία* verbindet (eine Vertheidigungsrede wegen der Euthyne), aber für sich nicht eine Rede bei der Rechenschaftsleistung (*ἐν εὐθύναις*) heißen kann. Nachdem der Verf. hierauf die Fragmente dieser Rede angeführt, die außer dem oben berühr-

ten δερματικὸν meist das Bau- und Schiffswesen der Athener, namentlich die νεώρια καὶ νεώσοικοι, betreffen, sucht er die Veranlassung der andern Rede περὶ διοικήσεως nachzuweisen, die nach ihm nicht in den Vorwürfen des Menesächmos, die dieser feindselige Staatsmann und Financier dem Lykurg noch kurz vor seinem Tode machte, gelegen haben kann, weil Lykurg, der kein Talent zu improvisiren hatte, damals schwerlich eine ordentliche Rede gehalten haben könne. Dies Argument würde, wenn es schlagend wäre, allerdings auch die obige Annahme über den ἀπολογισμὸς des Lykurg treffen: aber was dem Lykurg an leichtem Fluß unvorbereiteter Rede abging, ersetzte, bei diesem Gegenstande, reichlich seine Geschäftskunde, die kein Athener in dem Grade besessen haben kann. Dabei geht der Verf. auf die Frage über die drei Pentaeteriden der Lykurgischen Verwaltung ein, und indem er, mit Böckh, gegen Hrn. Pinzger, annimmt, daß Lykurg erst nach Ablauf dieser ganzen Zeit gestorben sei, bestreitet er doch die Ansetzung derselben von Olymp. **109, 3** oder **110, 3** bis **112, 3** oder **113, 3**. Wir übergehen dabei solche Bemerkungen, welche in dieser Anzeige bereits aus andern Schriften angeführt und erledigt sind und heben nur einiges dem Verfasser Eigenthümliche hervor. Die Zeit des Baues des See-Arsenals will Hr. Dr. Kießling nicht als ein Argument für die Zeitbestimmung seines Amts ἐπὶ διοικήσεως gelten lassen, weil es vielmehr wahrscheinlich sei, daß jene Bauten dem Lykurg, unter dem Namen eines ἐπιστάτης δημοσίων ἔργων, aufgetragen worden seien, als er die erste Pentaeteride hindurch Athens Finanzen zur Zufriedenheit des Volks verwaltet hatte. Allein der erhaltene Volksbeschluß und der Verf. der X Oratt. Vitae sprechen von keinem besondern Amte, wodurch Lykurg den öffentlichen Bauten vorgesetzt wurde, und aus Hyperides Stelle bei Apsines in den Aldinischen Rhetoren I. p. 708 (welche Stelle der Verf. S. 71 auch erwähnt): οὗτος ἐβίω μὲν σωφρόνως, ταχθεὶς δὲ ἐπὶ τῇ διοικήσει τῶν χρημάτων εὗρε πόρους, ᾠκοδόμησε δὲ τὸ θέατρον, τὸ ᾠδεῖον, νεώρια, τριήρεις, ἐποιήσατο λιμένας, erhellt, daß alle diese Unternehmungen zu Lykurgs Amt ἐπὶ διοικήσεως gehörten, und es geht daraus wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die διοίκησις mit der Aufsicht über die Bauten zugleich in seine Hände kam, also nicht vor Ol. **110, 2**. Das Argument, welches der Verf. aus Plutarchs schon oben berührter Angabe über Demades: ὅτε τὰς προσόδους εἶχεν ὑφ' ἑαυτῷ τῆς πόλεως entnimmt, zerstört er selbst durch den weitern Gang seiner Argumentation. Wenn nämlich jene Stelle den Demades wirklich als ταμίας ἐπὶ διοικήσεως bezeichnen soll, so müßte er dies

von Ol. **111, 3** an gewesen sein, denn jene Stelle bezieht sich auf **112, 2**, und eine Pentaeteris scheint wenigstens damals die regelmäßige Zeit dieses Amts gewesen zu sein. Nun war es aber nicht Demades, sondern Menesächmos, der auf Lykurgos unmittelbar folgte, wie der Verfasser selbst, nach Böckh's Vorgange, aus Dionysios **T. V. p. 660. R.** erweist. Diesem würde also die Zeit von Ol. **110, 3** an zuzutheilen sein. Folglich fiele Lykurgs Verwaltung ganz in die Zeit vor der Schlacht von Chäronea, wo doch wahrhaftig Demosthenes Schilderungen dem Zustande Athens unter Lykurgs Verwaltung nach dem Bilde, das uns davon überliefert wird, auf eine solche Weise widersprechen, daß eins mit dem andern nicht bestehen kann. Wenn also der Verf. bescheiden zum Schlusse sagt, er habe dies nur ausgeführt, **ut posse impugnari conjecturam illam ostenderet pro virium modulo**, so würde ihn eine nur um ein Weniges stringentere Beweisführung gerade dahin geführt haben, **non posse impugnari conjecturam illam.** Ungefähr dieselbe Folgerung macht, wie der Ref. sieht, auch Herr Prof. Westermann in der Zeitschr. f. Alterth. **1834**, Nro. **14**. Dagegen hat neuerlich ein anderer jüngerer Schriftsteller Lhardy **De Demade, oratore Atheniensi p. 31** ff. alles Ernstes behauptet, daß Demades von Olymp. **110, 3** bis **113, 3** *ταμιας ἐπὶ διοικήσεως* gewesen sei, in welchem Falle Lykurg seine Verwaltung sogar schon **106, 3** angefangen haben müßte, das heißt, gerade in derselben Zeit, wo Eubulos als Theoriken-Vorsteher ziemlich die ganze *διοίκησις* an sich gerissen hatte.

Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem Graece versos a Philone Byblio edidit Latinaque versione donavit F. Wagenfeld. **1837. 205 S. in 8. Bremen.**

Wir dürfen das gelehrte Publicum im Allgemeinen mit der bisherigen Geschichte des neuen Sanchuniathon bekannt voraus setzen. Denn bei der großen Merkwürdigkeit des Fundes, der zu den allerwichtigsten unsers Jahrhunderts gerechnet werden mußte, wenn er sich als echt bewährte, haben sowohl gelehrte Zeitschriften, als auch namentlich die politischen Zeitungen, die Lage der Sache von den ersten dunkeln Gerüchten über den portugiesischen Codex bis zu den dringend-

sten Aufforderungen an den Herausgeber, sich vor dem Publicum zu rechtfertigen, bereits zur allgemeinen Kunde gebracht. Die Summe aller bisherigen Verhandlungen über die Sache läßt sich auf die beiden Hauptpunkte zurück führen, daß einerseits der Vorläufer des Werkes selbst, den Herr Fr. Wagenfeld im vorigen Jahre unter dem Titel: „Sanchuniathon's Urgeschichte der Phönicier, in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift" durch die Hahn'sche Hofbuchhandlung zu Hannover erscheinen ließ, in seinem Inhalte sich so schön an das bisher von den Phöniciern Bekannte anschmiegte und dabei doch auch wieder ein so originelles Gepräge, eine solche Frische und Naivetät der Auffassung und Darstellung zeigte, daß viele Gelehrte von verschiedenen Fächern kaum an eine Erfindung glauben konnten; andererseits aber sehr bald eine solche Menge von Umständen zusammen kamen, um die Falschheit aller Angaben des Hrn. Wagenfeld über die Herkunft und Schicksale der Handschrift ins Licht zu setzen, daß die Vertheidiger der Echtheit sich nur noch mit der Annahme helfen konnten: Der Herausgeber habe Gründe, die wahre Geschichte der Handschrift in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen. Diese bedenklichen Umstände sind am vollständigsten erörtert in einer kleinen Schrift, welche ebenfalls in der Hahn'schen Hofbuchhandlung im vorigen Jahre erschienen ist: „Die Sanchuniathonische Streitfrage nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend."

Gegenwärtig ist es nicht mehr nöthig, auf irgend eine Beweisführung dieser Art einzugehen, da die Handschrift selbst in reinlichem Abdrucke vor uns liegt und daraus allein sich die Frage über die Echtheit vollkommen entscheiden lassen muß.

Wir wollen unsere vorläufige Prüfung, mit der wir durchaus keiner umständlicheren Untersuchung den Weg vertreten wollen, auf drei leichte Proben beschränken, an denen die Echtheit des Originals sich erweisen muß: 1) wie stimmt der vollständige Sanchuniathon, oder vielmehr Philo von Byblus, mit dem bisher bekannten Excerpte aus dem ersten Buche des Philo bei Eusebius überein? 2) wie stimmt der griechische Ausdruck des Wagenfeld'schen Philo mit der Sprache, wie man sie etwa von dem Hellenisirten Byblier des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erwarten kann? 3) wie stimmt die neue Publication zu den Angaben, die Hr. Wagenfeld früher über den Codex mitgetheilt hat?

Die Uebereinstimmung des neuen Philo mit dem bei Eusebius ist in der That so groß, als man sie nur wünschen könnte, vielleicht in manchen äußeren und zufälligen Dingen nur zu groß. Alle ausgezogenen Stellen aus dem ersten Buche des Philo bei Eusebius (an

deren Echtheit bekanntlich mehrere Gelehrte gezweifelt haben und noch zweifeln) finden sich hier wörtlich wieder, nur daß an den Stellen, wo Eusebius eine Auslassung ausdrücklich bemerkt, sich jedesmal ein Satz eingeschoben findet. Auch die Form des Ausdrucks ist dabei ganz dieselbe geblieben und gerade wie bei Eusebius aus directer und obliquer Rede gemischt, wiewohl man erwarten sollte, Alles in directer Weise vorgetragen zu finden. Eusebius sagt nämlich, **Praepar. Evang. I. p. 23., ed. Rob. Steph.**, am Ende des Philonischen Proömion so: *Ταῦτα κατὰ προοίμιον ὁ Φίλων διαστειλάμενος ἑξῆς ἀπάρχεται τῆς τοῦ Σαγχουνιάθωνος ἑρμηνείας, ὡδέπως τὴν Φοινικικὴν ἐκτιθέμενος θεολογίαν,* und fährt unmittelbar fort: *Τὴν τῶν ὅλων ἀρχὴν ὑποτίθεται ἀέρα ζοφώδη καὶ πνευματώδη ἢ πνοὴν ἀέρος ζοφώδους καὶ χάος θολερὸν ἐρεβῶδες· ταῦτα δὲ εἶναι ἄπειρα καὶ διὰ πολὺν αἰῶνα μὴ ἔχειν πέρας. Ὅτε δὲ, φησὶν, ἠράσθη τὸ πνεῦμα τῶν ἰδίων ἀρχῶν, καὶ ἐγένετο σύγκρασις, ἡ πλοκὴ ἐκείνη ἐκλήθη πόθος.* Hier verlangt doch wohl Construction und Zusammenhang, *ὑποτίθεται* auf den Philo als Subject zu beziehen und die ersten beiden Sätze also für eine Inhaltsangabe in indirecter Rede zu nehmen, zumal da das *φησὶν* nach *ὅτε δὲ* eine deutliche Anzeige enthält, daß erst jetzt die directe Rede des Schriftstellers beginne. Nach dem Wagenfeld'schen Drucke sollen wir aber glauben, daß Philo selbst, gerade so wie Eusebius, geschrieben habe: *Τὴν τῶν ὅλων ἀρχὴν ὑποτίθεται* u. s. w., indem nämlich Hr. Wagenfeld annimmt, daß das Subject, der *ὑποτιθέμενος*, Sanchuniathon, sei, was nach den angeführten Worten ganz unstatthaft ist. Auch leuchtet, wenn man den Zusammenhang erwägt, der Grund ein, warum Eusebius die ersten Sätze in obliquer Rede referirt und dann erst in directe Ausdrucksweise übergeht, er will nämlich, nach dem Zweck und Plan dieser ganzen Erörterung, besonders die Sätze der Phönicischen Theologie hervor heben, aus denen die atheistische Richtung derselben deutlich hervorgeht. — Noch in einem andern Punkte finden wir bei äußerer Uebereinstimmung eine wesentliche Discrepanz zwischen dem Philo beim Eusebius und dem neu herausgegebenen. In diesem neuen Drucke wird nämlich dem ganzen Werke des Sanchuniathon unter dem Titel *Φίλωνος προοίμιον* eine Vorrede vorgesetzt; Eusebius dagegen behandelt dasselbe Stück nur als Proömion des ersten Buches (*κατὰ τὸ προοίμιον τοῦ πρώτου συγγράμματος*). Diese Abweichung könnte gleichgiltig scheinen, wenn sie nicht mit einem andern weit größeren Widerspruche zusammenhinge. Bei Eusebius ist nämlich in diesem Proömion bloß von den Quellen der

Götterlehre die Rede, eben weil diese allein im ersten Buche abgehandelt wurde, und der Taautes oder Thoyt wird nur als Gewährsmann für die Urwesen und die Schöpfungsgeschichte (*τὰ ἐξ ἀρχῆς, ἀφ' οὗ τὰ πάντα συνέστη*) angeführt. Hr. Wagenfeld dagegen bringt die Anführung des Taautes in einen solchen Zusammenhang, daß er ganz gegen Philo's oder wenigstens Eusebius Meinung als Quelle der ganzen Phönicischen Geschichte dasteht, indem er den biblischen Historiker ungefähr so sagen läßt: „Die Geschichte der Vergangenheit zu kennen ist sehr nützlich. Deßwegen gab Adonilibnas, König von Byblos, dem Sanchuniathon den Auftrag, die alten Schriften darüber zu durchforschen. Er aber forschte mit großer Mühe den Schriften des Taautes nach, indem er wußte, daß er der Erfinder der Schreibkunst gewesen." Aber wie kann denn der Erfinder der Schreibkunst, der nach Philo ein Zeitgenoß von Uranos und Kronos und dabei ein sterbliches Wesen war, wie alle diese sogenannten Götter, als Hauptgewährsmann für die Phönicische Geschichte aufgeführt werden? Diese inneren Discrepanzen, die wir wohl als Mißverständnisse des Herausgebers qualificiren dürfen, sind indeß für die Echtheit des Werks kaum so gefährlich, als die genaue Uebereinstimmung in der ganzen Gestalt des Textes. Der Text des Philo ist bei Hrn. Wagenfeld (abgesehen von einer Umstellung und einigen kleinen Aenderungen, zu denen der Zusammenhang nöthigen konnte) ganz derselbe wie bei Eusebius, ohne alle Varianten, wie man sie doch bei einer so dunkeln und von barbarischen Worten angefüllten Schrift erwarten sollte, ja offenbare Fehler der Ausgaben des Eusebius und besonders des Abdruckes, den J. C. Orelli unter dem Titel: **Sanchoniathonis Berytii quae feruntur fragmenta, Lips. 1826**, von den Excerpten aus Philo veranstaltet hat, sind auf den neuen Text übergegangen. Wir führen Einiges davon an. S. **2** ist: *Καὶ ἀπὸ τοῦδε ὥσπερ κρηπῖδα βαλλόμενος*, bei Rob. Stephanus, Orelli und eben so bei Wgf. als Anfang eines neuen Satzes bezeichnet; aber *καὶ . . . . βαλλόμενος* ist an das vorige *εἰδὼς* zu knüpfen und auf das Subject „Sanchuniathon" zu beziehen. Ebenda steht bei Wgf.: *ὃν Αἰγύπτιοι μὲν ἐκάλεσαν Θωὺθ, Ἀλεξανδρεῖς δὲ Θώθ*, und dagegen von demselben Gotte S. **16**.: *ὃν Αἰγύπτιοι μὲν Θωάθ, Ἀλεξανδρεῖς δὲ Θωὺθ*, beides genau nach dem gewöhnlichen Texte des Eusebius, und doch kann Philo sich nicht selbst auf diese Weise widersprochen haben. S. **24** erzählt der neue Philo, wie bei Eusebius, daß Kronos (Ilos) zur Versöhnung seines Vaters Uranos seinen einzigen Sohn *ὁλοκαρποῖ*. Aber die Sache verlangt *ὁλοκαυτοῖ*, da er ihn als

Opferthier verbrannte, wie die Phönicier und Karthager noch später thaten; ὁλοκαρποῦν bedeutet aber nur ein Opfer an Früchten darbringen. Philo identificirte in seinem Werke über die Juden, wovon wir einige Stellen bei Eusebius Praep. Evang. I. p. 26 haben, dies Opfer mit dem des Abraham und beschrieb es ganz wie ein Thieropfer. S. 16, Z. 3. nennt der Philo des Hrn. Wgf. zwei Jünglinge νεανίδας δύο, wie auch bei Eusebius in der Ausgabe von Stephanus und bei Orelli für νεανίας steht. Dies ist hinterher als Druckfehler bemerkt worden. Ein anderer Druckfehler, welcher der Orelli'schen Ausgabe eigenthümlich ist, S. 40 εἴραστει für εἴργασται, findet sich gerade eben so bei Wgf. S. 28, Z. 12. Dieser ist nicht unter den Erratis aufgeführt worden. Solche Umstände, so geringfügig sie sind, ergeben doch mit vollkommner Evidenz, daß wenigstens das erste Buch des Wagenfeld'schen Philo nicht aus einem alten Manuscripte, sondern aus dem Eusebius, und zwar gerade aus den daraus ausgezogenen Sanchuniathonis fragmenta ed. J. C. Orellius, abgeschrieben ist.

Die zweite βάσανος, die wir anwenden wollten, wird dadurch etwas schwieriger gemacht, daß der Stil des Eusebischen Philo selbst von einem reinen und classischen Griechisch sehr verschieden ist und viele seltsame und abenteuerliche Ausdrücke enthält. Man könnte es daher auch für möglich halten, daß Philo, wie er bei Hrn. Wagenfeld gleich im ersten Satze thut: ἑαυτοὺς ὑπὲρ τοῦ κοινοῦ καθιερευσάντων παραδείγματα (Beispiele von solchen, die sich für den Staat aufopferten), gesagt habe, so wenig der Ausdruck auch sonst Griechisch klingt. Aber gewiß schrieb Philo nicht, wie S. 6, Z. 5 gelesen wird, διαφθαρόντες für διαφθείραντες, und daß dies hinterher unter den Erratis bemerkt wird, kann doch nur so erklärt werden, daß der Herausg. selbst den Sprachfehler gewahr geworden ist. Eben so sind bei allem Bemühen des Herausg., sich an den Sprachgebrauch der späteren Historiker getreu anzuschließen, manche Fehler im Gebrauch der Tempora untergelaufen. So ist das Futurum unrichtig in dem Satze S. 32, Z. 7. 8 τῆς δ' ὀργῆς παύσοιντο ἂν οἱ ἡμῶν θεοὶ (sollte heißen οἱ θεοὶ ἡμῶν oder ἡμῶν οἱ θεοί), εἰ τοὺς ταύρους καθαιρήσειν διδοῖτέ μοι statt παύσαιντο und καθελεῖν, das Perfect S. 52, Z. 7, v. u.: οἱ γὰρ ἄλλοι ἐκ τῶν αὐτοχθόνων γεγαμήκασι γυναῖκας in der Erzählung für ἔγημαν, der Aorist S. 54, Z. 1, v. u.: ὅτε παῖς ἔτι ὢν διατριβὴν ἔτυχον ποιησάμενος, für ποιούμενος. Auch im Gebrauche der Partikeln ist manche Unrichtigkeit zu bemerken, wenn wir auch auf Kleinigkeiten kein Gewicht legen,

die — wie die vielen Accentfehler — bei der Abschrift des Codex hineingebracht worden sein könnten.

Außerdem wollten wir noch die früheren Angaben des Herausg. über die angebliche Handschrift aus Portugal mit dem jetzt erschienenen Texte vergleichen. Nach einem Briefe von Hrn. Wagenfeld, welchen Hr. Dr. Grotefend in der angeführten Schrift S. 9 hat abdrucken lassen, besteht die Handschrift aus 127 großen Quartseiten, welche theils 25, theils 35 Reihen (sic) enthalten, also nach einem mittleren Anschlage aus 3810 Zeilen. Nun enthält das Facsimile, welches dem Auszuge beigegeben war, 10 Zeilen, welche im jetzt herausgegebenen Texte 15 Zeilen anfüllen. Hiernach müßte der Codex in diesem Drucke ungefähr 5715 Zeilen betragen. Nun besteht aber das vorliegende Buch nur aus 205 Seiten, von denen bloß 102 Seiten Griechischen Text geben, da dem Griechischen eine lateinische Uebersetzung gegenübergestellt ist. Die Seiten halten, wenn sie voll sind, 28 Zeilen. Folglich haben wir, statt der verheißenen 5715 Zeilen, nur 2856, kaum die Hälfte, bekommen. Oder enthält etwa der Codex des Hrn. Wagenfeld auch die lateinische Uebersetzung?

Wir wollen nun nicht weiter auf andere Beweise der Unechtheit eingehen, die sich etwa aus dem Inhalte und der Anlage des Werkes (namentlich wenn man sie mit den Angaben des Porphyrius bei Eusebius vergleicht) ermitteln lassen würden. Wir fürchten, für manche kritische Leser schon zu umständlich und weitläuftig in der Beweisführung einer Sache gewesen zu sein, die für jeden des Griechischen kundigen Leser nach der Lectüre weniger Seiten klar sein wird. Ein viel angenehmeres Geschäft ist, nach Beseitigung dieser Frage, das Buch als eine schriftstellerische Leistung des Hrn. Wagenfeld zu nehmen und allein nach diesem Maßstabe zu beurtheilen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird kein unbefangener Leser dem Verf. eine gewisse Bewunderung versagen können. Seine Schreibart im Griechischen ist, abgesehen von manchen grammatischen Fehlern der bezeichneten Art, leicht, fließend, in Einem Stile und Character durchgeführt. Ebenso ist in der ganzen Art der Geschichtschreibung, welche der Verf. dem Philo geliehen, ein Zusammenhang, eine Haltung, die auf den ersten Anblick sehr für das Werk einnimmt. Die chronikenartige Grundlage wird durch die eingestreuten Wundermährchen und novellenartigen Geschichtchen angenehm belebt; man kann sich vorstellen, daß ein phönicischer Historiker wirklich so geschrieben hätte. Nur erlauben wir uns dabei zu bemerken, daß Hr. Wagenfeld immer mehr den alten Sanchuniathon, den er in das sechste Jahrhundert v. Chr.

setzt, als den Eusebischen Philo, im Auge gehabt hat und in seiner phönicischen Historiographie den bekannten und vollkommen klaren Character des letzteren, der den alten Sanchuniathon benutzt haben kann, aber ihn dann gewiß vielfach verändert und umgedeutet hat, nicht mit hinlänglicher Consequenz durchführt. Dieser Philo verfährt nämlich in seiner Kosmogonie ganz atomistisch und in der Theogonie im Geiste des Alexandrinischen Mythen-Pragmatismus, alles Wunderbare, Dämonische in eine gewöhnliche Geschichte von Erfindungen, ersten Culturanfängen, kühnen Unternehmungen einer rohen Urzeit umdeutend; er ist von Haus aus ein entschiedener Atheist, der die Elemente und den menschlichen Verstand an die Stelle der Götter setzt und wird eben deßwegen von Eusebius als Zeuge gegen die heidnischen Religionen zu Hülfe gerufen. Nun faßt zwar der Herausg. auch den phönicischen Gott Melikarthos in diesem pragmatisirenden Geiste auf, aber läßt dabei doch, um das Wunderbare zu erhöhen, den Glauben an wirkliche Götter auf eine ganz unphilonische Weise durchschimmern, wie wenn Melikarthos in einer wohlerfundenen Erzählung zu den Gipfeln des Libanon in Ersiphonien (d. h. etwa dem Montblanc), wo die Götter wohnen, gelangt und sie dort anbetet. Ebenso dichtet Hr. Wagenfeld, daß Kronos, als die Menschen böse würden, in den Himmel aufgestiegen sei und die Erde den Giganten, den Enakim und andern Unholden überlassen habe; aber nach Philo ist Kronos, der Gründer und Beherrscher von Byblos, ein ganz menschliches Wesen, wie auch sein Vater Uranos nicht etwa der Himmel selbst ist, sondern nur nach ihm, wegen seiner Schönheit, das Element über uns, *τὸ ὑπὲρ ἡμᾶς στοιχεῖον*, Himmel genannt worden ist. Wenn wir uns aber dadurch nicht stören lassen, ist die Geschichte von Melikarthos trefflich ersonnen. Man weiß, wie allgemein die eingestreuten Bruchstücke phönicischer Poesie gefallen und das Urtheil bestochen haben. Ebenso viel Geist und Phantasie zeigt sich in der Geschichte von Amorius und seinem Sohne Sidim, von der Belagerung der Stadt Berytos durch die Byblier, die sich um das angebliche Sprichwort *ὅτι οἱ Βηρύτιοι κόπρον νομίζουσι χρυσόν*, dreht, von dem Spiele der Tyrier mit *σπυραθία* und *βόλβιτος* auf der Insel des Rhachios und den Schwänken der phönicischen Studenten in dem Paideuterion bei Sidon, in welche der Verf. geradezu eine Novelle aus Bocaccio eingemischt hat. Man weiß oft nicht, was bewundernswürdiger sei, der Geist alter, griechisch-orientalischer Historiographie, den der Verf. in vielen Erzählungen so wohl zu treffen gewußt hat, oder die heitere Laune, die in den Dichtungen des erfindungsreichen

Verf. herrscht und die grade am meisten geeignet war, einen blendenden Schein der Echtheit über das Ganze zu verbreiten. Ἴσκεν ψεύδεα πολλὰ λέγων ἐτύμοισιν ὁμοῖα!

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, der Verf. des neuen Sanchuniathon möge die schönen Naturgaben und gelehrten Kenntnisse, von denen er einen so glänzenden Beweis abgelegt hat, von nun an im Dienste der Wissenschaft zu einer für Andere nützlicheren und für ihn selbst ehrenvolleren Thätigkeit anwenden.

Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo. Scripsit ***Theodorus Bergk****, philosophiae Dr. scholae Latinae Halensis collaborator.* **XXXII. u. 440 Seiten in 8. Leipzig.**

Dies durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Buch gehört seinem Hauptinhalte nach einer Gattung von Forschungen an, die in unserer Zeit von verschiedenen Seiten und mit verschiedenem Glücke, bald in mehr ästhetischer bald in streng philologischer Weise, mit mehr oder weniger Apparat von Gelehrsamkeit und mehr oder weniger natürlichem Sinne für den Character der alten Poesie, unternommen werden. Sie gehen auf eine Herstellung der alten Attischen Komödie aus ihren Resten und Trümmern aus und wollen neben den erhaltenen Komödien des Aristophanes, die freilich auch noch für das rechte Verständniß und die wahre Würdigung eine große Aufgabe sind, auch die Werke seiner zahlreichen Zeitgenossen und Nebenbuhler auf der komischen Bühne in ein solches Licht stellen, daß bei möglichst vielen die Zeitbeziehungen, die Intentionen, die Grundgedanken und damit zugleich der Geist und die Richtung ihrer Urheber sich aufschließen.

Wir können nicht bergen, welchen Schwierigkeiten und Bedenken dies Unternehmen unterliegt. Eine alte Komödie auch nur in den allerallgemeinsten Umrissen herzustellen, ist nur unter weit seltnern Conjuncturen, bei dem glücklichen Zusammentreffen von weit mehr gegebenen Puncten möglich, als bei einer Tragödie. Wie vieles ergibt bei einer Tragödie schon der Titel, der auf einen in der Regel bekannten Mythus hinweist, was bei den Comödien aus dem bloßen Namen des Stückes unmöglich errathen werden kann. Stellen wir uns vor, daß wir von Aristophanes Wespen oder Fröschen nur die

Titel und ein paar Verse, die um sprachlicher Eigenheiten oder antiquarischer Details willen herausgegriffen wären, besäßen, wer würde wohl nachweisen können, daß der Dichter es in jenem Stücke mit der Athenischen Richter-Manie, in diesem mit Aeschylos und Euripides zu thun habe? Hier kann man oft am meisten fehl schießen, wenn man recht entschieden meint das Ziel zu treffen, wie wenn Einer etwa behauptet, die Pelarger des Aristophanes müßten Pelasger und keine Störche sein, weil sich über die Störche keine Komödie machen lasse. Was Aristophanes die ἰδέαι und ἐπίνοιαι seiner Komödien nennt, ist eine viel zu geniale Conception einer fessellosen Laune, als daß man so muthwillige und flüchtige Geschöpfe mit dem schwerfälligen Apparate einiger literarischen und historischen Notizen und eines nüchternen Räsonnements darüber einfangen könnte.

Zu diesen Betrachtungen gibt, wie wir nicht leugnen können, auch das vorliegende Werk mitunter Gelegenheit, indem auch Hr. Dr. Bergk die Intention des Dichters oft auf zu unmittelbare Weise in gerader Linie aus Namen und einzelnen Aeußerungen nachzuweisen sucht, ohne die kecken Sprünge der erfindungsreichen Laune des Komikers dabei hinlänglich zu berechnen, oder vielmehr ihre Unberechenbarkeit in Betracht zu ziehen. Jedoch begnügt sich der Verf. doch auch meist damit, daß er den Gegenstand, die Seite des Attischen Lebens, worauf die Komödie sich bezieht, nachzuweisen sucht, und wenn er dabei nicht immer gerade das Ziel getroffen haben sollte, so müssen wir uns doch des Anlasses freuen, der eine Anzahl trefflicher Erörterungen über Attische Geschichte und Alterthümer, verbunden mit literarischen, sprachlichen und metrischen Bemerkungen, voll eigenthümlicher Gelehrsamkeit, hervorgerufen hat. Die Gelehrsamkeit des Verf. ist allezeit echt aus den Quellen geschöpft, ein voller Strom von Erinnerungen und Sammlungen aus eigener fleißiger und angespannter Lectüre der Athenischen Schriftsteller, und wenn der Verf. es sich dabei oft bequemer machen und sich auf neuere Werke beziehen konnte, in denen der Gegenstand bereits in allen wesentlichen Puncten erledigt war, so ist sein Fehler wenigstens nicht von der Art, daß er viele Andere zur Nachahmung verführen wird.

Von den zwei Büchern, aus denen diese Commentationen bestehen, ist das erste ganz dem Kratinos, dem gewaltigen, mächtig begeisterten Vorgänger des Aristophanes, das zweite in verschiedenen Kapiteln verschiedenen Dichtern der alten Comödie gewidmet. Wir wollen nicht lange bei den allgemeinen Voraussetzungen des Verf. über die Zwecke der alten Komödie verweilen, die sich an solchen

Ausdrücken leicht erkennen lassen: **sic cum ludicris miscuit seria, ut et vulgus haberet qui delectaretur, et qui plus ingenio valerent, ipsam veritatem, quae ex omnibus fabularum partibus perluceret, mente et cogitatione comprehenderent:** aber müssen doch bemerken, wie schwer sich die Realität der alten Komödie mit diesen Erwartungen in Einklang bringen lasse. Wie die alte Komödie als Theil des Komos beim Volke schon die ausgelassenste Stimmung und eine allgemein verbreitete trunkene Lustigkeit voraussetzte: so war es ihre Aufgabe, ihr Gesetz, den niederen sinnlichen Neigungen freien Zügel schießen zu lassen und allen Vorstellungen der Art sich mit Behagen hinzugeben. Die muthwilligen, frechen, alle von den Athenern sonst in Ehren gehaltenen Begriffe von Sitte und Anstand verletzenden Darstellungen der Art in bloße Einkleidungen ernster Moral aufzulösen, möchte ein hartes Stück Arbeit sein, das so leicht Niemand durchführen wird und gegen das der einfache natürliche Sinn sich am Heftigsten sträuben wird. Darin müssen wir dem neuen geistvollen Uebersetzer des Aristophanes vollkommen beipflichten und können seiner Opposition mit der geschraubten, sublimen und verkünstelten Manier, die in der Erklärung des Aristophanes einzureißen anfing, nur den besten Erfolg wünschen. Nur dies bedingen wir aus, daß wie jeder echte Spaß einen tiefer liegenden Ernst, jeder wirklich treffende Spott gegen das Häßliche eine Vorstellung vom Schönen zur Basis haben muß: so auch in Aristophanes muthwilligsten Erfindungen durch den komischen Rausch immer die Züge eines sittlich ernsten, patriotischen Gemüths hindurch leuchten, das dem sinnlichen Behagen und der tollen Lust des Festes sich hingebend doch seinen übermüthigen Spott nur an dem ausläßt, was es wirklich des Spottes werth achtete. Nie hat Aristophanes, so weit wir seinen Intentionen folgen können, mit Bewußtsein sein ernsthaft abgelegtes Versprechen gebrochen *μὴ κωμῳδήσειν τὰ δίκαια.*

Um aber auf Kratinos zurück zu kommen, so behandelt der Verf. zuerst das Stück *Ἀρχίλοχοι.* Er nimmt gewiß mit vollem Rechte an, daß dieser Name den Chor bezeichnete — dies muß man nach der Analogie, die Aristophanes gewährt, als Regel bei den pluralischen Titeln von Komödien voraussetzen — und bemerkt, daß Archilochos Name typisch geworden war für einen schmähsüchtigen, giftigen Tadler. Er weist gewiß mit Recht die Vorstellung zurück, daß Archilochos selbst in Kratinos Stück verspottet worden sei, und sucht als Absicht des Dichters nachzuweisen, **ut vivida Archilochi poetae imago ante oculos poneretur, sub qua specie ipse, (Cratinus)**

quid sentiret, libere profiteretur. Doch läßt sich die ganze Beziehung auf den Dichter Archilochos bei dem pluralischen Gebrauche nicht recht fest halten, da man nicht begreift, wie der Dichter er selbst bleiben und doch durch eine Mehrheit dargestellt werden konnte; der Chor muß also wohl schmähsüchtige Satiriker ganz im Allgemeinen dargestellt haben: aber worauf sich deren Tadelsucht bezog, bleibt im Dunkeln. Das bedeutendste Fragment, aus dem der Verf. mit Recht auf die Zeit bald nach Kimons Tode schließt, gibt darüber keine Auskunft. Ein anderes Fragment enthält eine deutliche Nachbildung eines Archilochischen Gedichts (*Ἐρασμονίδη Βάθιππε*); der Verf. nimmt mit Wahrscheinlichkeit an, daß dieser Ton an mehreren Stellen angeschlagen worden sei, und eignet die bekannten Verse *Μητίοχος μὲν γὰρ στρατηγεῖ* u. s. w., die Plutarch ohne Namen des Dichters und des Stücks anführt, den Archilochoi des Kratinos zu — da sie entschieden dem Archilochos nachgebildet sind. Die verschiedenen Geschäfte, die darin diesem Metiochos, einem der Genossen der Perikleischen Staatsverwaltung, beigelegt werden, erläutert der Verf. sehr gelehrt; nur wird in Betreff der Teichopöen und Hodopöen Einiges zu berichtigen sein. Die Theoriken-Vorsteher unter Eubulos hatten nicht die Geschäfte der Apodekten, Hodopöen rc. als besondere Nebenämter, die zufällig in ihrer Person zusammenfielen, sondern verwalteten qua Theoriken-Vorsteher damals alle diese Dinge; und Lykurg und Demosthenes hatten mit dem Mauerbaue in ganz verschiedenen Functionen zu thun, jener vom Volke zum Oberaufseher der Rüstungen zum Kriege (wahrscheinlich Ol. 111, 1) ernannt, dieser als einer der von den Phylen (am Ende von Ol. 110, 2) erwählten zehn Teichopöen. In den nachgeahmten Versen des Archilochos ändert der Verf. sehr kühn: *Λεωφίλῳ δὲ πάντ' ἀνῷκται*; kann das überlieferte *πάντα κεῖτει* nicht stehen bleiben, so würde *πάντ' ἀνεῖται* weit näher liegen, was auch, wenn der Ref. nicht irrt, bereits in Vorschlag gebracht worden ist.

Im zweiten Capitel werden die *Βουκόλοι* und *Δηλιάδες* behandelt. Ueber jene ist die wichtigste, aber freilich zugleich sehr räthselhafte Notiz die Glosse des Hesych: *Πυρπερέγχει Κρατῖνος ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν, περὶ τοῦ ἄρχοντος ἔστιν οὗ ἠτήρει.* Hr. Dr. B. verbessert sinnreich *Πῦρ πυρὶ ἔγχει*, und alsdann *παρὰ τοῦ ἄρχοντος παρ' οὗ ᾐτήκει*, und erklärt: Kratinos habe früher vom Archonten keinen Chor bekommen und nun in den Bukoloi, wo er einen bekommen, ihn mit dithyrambischem Ungestüm in die Orchestra stürzen und den

Archon mit den Worten angreifen lassen: „Gieße Feuer in's Feuer," d. h. vertreibe Schmähung mit Schmähung. Die Conjectur πῦρ πυρί, statt des von Casaubonus vorgeschlagenen πῦρ πῦρ, scheint sehr glücklich; aber gegen die Auslegung haben wir einige Bedenken. Der Grammatiker, der uns die Sache überliefert, motivirt offenbar den ganz ungewöhnlichen Umstand, daß diese Komödie mit einem Dithyramb anfing, dadurch, daß der Dichter vom Archonten keinen Chor dafür erhalten hatte. Dies hinderte nämlich nicht, daß ein freiwilliger Choreg dafür auftrat (wie in alten Zeiten nach Aristot. Poet. 15); dieser gab aber nur die Kosten für einen kyklischen oder dithyrambischen Chor her, der offenbar viel wohlfeiler als ein komischer war (wie man aus Lysias ἀπολ. δωροδ. § 2 abnehmen kann). Ferner kann „gieße Feuer in's Feuer" wohl nicht heißen **contumeliam contumelia propelles**, sondern es muß heißen, wie auch die Alten die sprichwörtliche Redensart auslegen „das Schlimme schlimmer machen": es muß das Gegentheil von Wasser ins Feuer gießen sein (s. auch Pindar Nem. 1, 24). Der Archont muß also wohl durch seine Chorverweigerung ein Uebel noch ärger gemacht, etwa Kratinos Satire, die er unterdrücken wollte, recht gegen sich entflammt haben. Darnach möchte Hesychius Glosse mit geringeren Veränderungen so zu schreiben sein: *Πῦρ πυρὶ ἔγχει· Κρατῖνος ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν· περὶ τοῦ ἄρχοντός ἐστιν, ὃν ᾐτήκει* (de archonte dictum est, a quo chorum petierat). Freilich bleibt auch so die Glosse des Hesych nur ein magerer Abriß einer ausführlichern Erörterung, der vielen Fragen und Zweifeln Raum gibt.

Gewiß hat der Verf. vollkommnes Recht darin, zu behaupten, daß mit dieser Beschwerde auch der Vorwurf zusammenhing, den Kratin in demselben Stücke (nach Athen. XIV. S. 638 f.) dem Archon machte, daß er dem Sophokles den Chor verweigert und ihn dem Sohne des Kleomachos gegeben, der nicht werth sei, einen Chor für das weinerlich üppige Weiberfest der Adonien mit Gesängen auszustatten. Herr Dr. Bergk schreibt in dieser Stelle mit Recht *τῷ Κλεομάχου*, da in dem gleich folgenden Fragment aus den Horen des Kratin *ὁ Κλεομάχου* die handschriftliche Lesart ist: aber ob er eben so richtig diesen Sohn des Kleomachos für einerlei mit Gnesippos hält und die von Casaubonus vor *Σκώπτει δὲ αὐτὸν* angenommene Lücke wieder verwirft, ist dem Zweifel mehr unterworfen. Ohne eine Lücke ist die ganze Erörterung des Athenäos unbegreiflich; er hat des Gnesippos bloß als eines Dichters scherzhafter Liedchen gedacht und

nichts davon gesagt, daß er Sohn des Kleomachos gewesen, und nun soll man von selbst errathen, daß der Sohn des Kleomachos, der hernach als tragischer Dichter aufgeführt wird, einerlei mit dem Gnesippos sei. Wenn aber die Lücke stattfindet, so kann hier ein ganz anderer Name gestanden haben, und wir dürfen uns wenigstens die Vermuthung erlauben, daß der erotische Dichter Kleomenes, der in dem ersten Fragment mit Gnesipp verbunden wird, hier näher als Tragiker bezeichnet worden sei, da *Κλεομένης ὁ Κλεομάχου* der Attischen Weise der Namengebung sehr gut entspricht.

Im dritten Kapitel wird eine etwas künstliche Hypothese über Kratinos entlaufene Frauen (*Δραπέτιδες*) aufgestellt. Der Verf. geht davon aus, daß in diesem Stücke Kratinos viel zu schaffen hatte mit dem damals berühmten und einflußreichen Orakelpriester Lampon und dieser Lampon bei der Colonie nach Thurii (*Θουριόμαντις*) eine bedeutende Rolle spielte. Nun seien viele Athener, denen es in der Heimath schlecht ging, dahin geflohen, diese habe Kratin als flüchtige Weiber dargestellt, weil in Thurii eine Sybaritische Weichlichkeit geherrscht habe. Gegen diese Combination möchten sich mehrere Bedenken aufstellen lassen, insbesondere dies, daß *δραπέτης*, das einen Ausreißer bedeutet, der seinem Herrn oder seinem Dienste entläuft, doch schwerlich diese nach Thurii zusammenströmende Volksmasse bezeichnen kann. Wir wissen in der That von diesem Chore der Drapatiden nichts, als daß ihn Jemand anredete. „Wes Landes Kinder kann ich euch, ihr Mädchen, mit Recht nennen," und das genügt nicht, um eine bestimmte Vorstellung zu begründen. Dabei gibt aber der gelehrte Verf. sehr gründliche Erörterungen über die Colonie von Thurii in Verbindung mit dem Samischen Kriege, deren Ergebnisse sich in folgende Zahlen fassen lassen. Ol. 83, 3 erste Colonie nach Thurii; Ol. 84, 1 zweite, nach Vertreibung der Sybariten. Thukydides, Milesias Sohn, Theilnehmer der Colonie Ol. 83, 3: derselbe durch den Ostrakismus vertrieben Ol. 84, 1. Erster Samischer Krieg, wobei Sophokles Strateg war Ol. 84, 4; zweiter Kriegszug, wobei der aus dem Exil zurückgerufene Thukydides, 85, 1. Die Unterscheidung der beiden Colonien ist wohl begründet und auch von andern Seiten in neuester Zeit vorgeschlagen und gebilligt worden; die andern Bestimmungen schlagen in eine bekannte und vielfach hin und her gezogene Streitfrage ein, die wir hier nicht wieder aufnehmen können. Wir begnügen uns zu bemerken, daß der Verf. willkürlich *τὸν πρὸς Ἀναίαν (Ἀναίους) πόλεμον* für denjenigen Zug nimmt, wodurch die Demokratie in Samos eingesetzt wurde; viel natürlicher heißt so

der Krieg gegen die Samischen Oligarchen, welche zu Anäa, einer Samischen Niederlassung auf dem Festlande, von wo sie mit den Persern sich in Verbindung gesetzt, den Ausgangspunkt ihrer Operationen gegen den Demos von Samos und die Athener hatten. Es war ganz fein von den Athenern, wenn man diesen Krieg nicht als einen Kampf mit Samos gelten ließ — die Samier waren ja als demokratisches Volk gute Freunde der Athener — sondern ihn den Krieg gegen die von Anäa nannte, als einen bekannten Sitz vertriebener und mit den Persern verschworner Oligarchen.

Von dem Inhalte der folgenden Kapitel werden wir uns mit kürzeren Angaben begnügen. Das vierte Kapitel handelt von den Eumeniden, Euniden, Thressä und Empipramenoi des Kratin. Von den Eumeniden, müssen wir gestehen, bleibt doch immer die Existenz sehr zweifelhaft; und insbesondere ist es hart, das Fragment *Τέκτονες εὐπαλάμων ὕμνων*, das so schön auf die amtlichen Hymnensänger Athens, die Euniden, paßt, ihnen entreißen zu sollen. Die nicht lange nach Ol. 84, 1 aufgeführten *Θρᾷτται* werden schön auf die Thrakische Religion der Bendis und überhaupt auf die in Athen einreißende Manie fremder Culte bezogen; die Erörterungen des Verf. sind ein trefflicher Beitrag zur Religions- und Culturgeschichte Athens, wenn auch Einzelnes darin sich nicht halten lassen wird, wie die Meinung, daß der Dialog von Platons Republik Ol. 83, 4 gehalten zu denken sei. Sehr schön ist der Aufschluß, den der Verf. über die *Ἐμπιπράμενοι* oder *Ἰδαῖοι* gibt; es waren Weichlinge im Dienste der großen Mutter, die sich alle Haare am Leibe absengten und dabei selbst in Brand geriethen. Man kann sich den tollen Spaß nach Aristophanes Thesmophoriazusen ziemlich vorstellen, die jenem Stücke des Kratinos theilweise nachgebildet waren.

Das fünfte Kapitel behandelt die Kleobulinen und die *Μαλθακοί*. Die Beziehung des erstern Stücks auf die Rhodische Räthseldichterin Kleobuline ist im Ganzen, so wie bei einigen einzelnen Fragmenten, klar; nur würden wir sie nicht so auffassen, wie der Verf. S. 116: Cratinus . . . videtur Cleobulinam una cum sociis mulieribus in scenam induxisse, sondern auch die Kleobulinen, wie die Archilochos, als Gattungsname erklären, als eine allgemeine Bezeichnung von Frauen, die darauf erpicht waren, Räthsel aufzugeben und zu lösen. Doch war dies schwerlich die verspottete Narrheit selbst, sondern nur eine Veranlassung, um sie hervorzuziehen.

Das sechste Kapitel betrifft die Gesetze, die Ulysses und die Panoptä.

Siebentes Kapitel. Die Plutoi, Pytine, Trophonios.

In dem ersten Stücke wollen sich die Schilderungen des goldenen Zeitalters und der Lakedämonischen Lebensweise noch nicht recht zu einem Bilde vereinigen. Das zweite ist unter allen Stücken des Kratinos das bekannteste, ein glänzender Beweis der genialen und liebenswürdigen Laune des greisen Dichters. Im Trophonios wurde nach dem Verf. diese den Athenern fremde Böotische Superstition verhöhnt: sicher ist, daß der Cultus dieses chthonischen Gottes und der mit ihm verbundenen Horkyna-Hekate darin sehr ausführlich dargestellt wurde. Der Hekate gehören die *τρῖγλαι* an (die Beziehung des Namens auf die Dreizahl hat kürzlich Raoul-Rochette im **Journal des Savans 1836. p. 78** treffend hervorgehoben), die der Held des Stückes ihrer Heiligkeit wegen nicht mehr zu essen wagt.

Achtes Kapitel. Ueber die Cheironen. Man muß sich unter diesem Stücke etwas besonders Schönes und Großes vorstellen, da Kratin selbst versicherte zwei Jahre daran gearbeitet zu haben, aber man muß auch um desto mehr beklagen, daß der Plan des Drama in eine solche Dunkelheit gehüllt ist. Der Chor der Cheironen pries die alte gute Zeit; von Perikles war Viel als einem mächtigen Tyrannen Athens die Rede: der Gesetzgeber Solon trat auf — durch eine Todtencitation, wie der Verf. annimmt —: aber das genügt noch lange nicht, um von der gewiß sehr grandiosen Composition des Stückes sich den hinlänglichen Begriff zu machen. So viel ist aber klar, daß diese Cheironen, von der mythischen Wurzel losgerissen, mitten in die Gegenwart des Dichters hineingezogen waren und also eben so allgemein und begriffsartig zu nehmen sind als die Archilochoi, Kleobulinä, Panoptä u. s. w. Bei den Odysseis war es anders, diese waren, so viel man sieht, wirklich die Genossen des Odysseus.

Das zweite Buch enthält in gedrängter Zusammenstellung sehr viel neue eigenthümliche Forschungen, indem der Verf. bei jedem Komiker nur die Punkte herausgreift, die er in ein neues Licht stellen zu können glaubt. So behandelt er in Kap. 1) den Krates, 2) Pherekrates, 3) Hermipp und Teleklides, 4) Eupolis, 5) Phrynichos und Archipp, 6) Platon, 7) Theopomp, 8) Ameipsias, Metagenes, Nikophon, Aristonymos, Philyllios, Diokles, Sannyrion, Epilykos. Der eigenthümlichste Geist unter diesen Dichtern, der am meisten aus der Bahn der andern heraustrat, war unstreitig Krates; der Verf. führt von ihm das Bild weiter aus, das Herr Dir. Meineke in den Hauptzügen treffend entworfen hatte. Bei Eupolis suchte der Ref. nach einer umständlichern Entwickelung über die Anlage der *Δῆμοι*, die noch keineswegs

durch die neueren Arbeiten in ein befriedigendes Licht gesetzt ist; aber Herr Dr. Bergk begnügt sich hier mit einigen Bemerkungen über einzelne Punkte. Gewiß war Myronides in diesem Stücke nicht selbst aus der Unterwelt heraufgeführt, sondern holte vielmehr, als der letzte vom Stamme der alten Staatsmänner und Feldherrn, seine Vorgänger und Zeitgenossen aus dem Hades; sonst konnte er dem Perikles nicht auf die Art, wie es aus Plutarch bekannt ist, über die Entartung und Schwäche der jüngern Generation Auskunft geben.

Index praelectionum . . . in universitate Friderica Wilhelmia Rhenana per menses aestivos anni MDCCCXXXVIII . . . . habendarum. — Bonnae, XII. u. 17 Seiten in 4.

Ueber die ersten zehn Bücher der Ilias. Gelesen in der Academie der Wissenschaften von Karl Lachmann. Berlin 1838. 23 Seiten in 4.

Die Anzeige dieser beiden kleinen Schriften, und darunter eines Lections-Catalogs, bedarf keiner von persönlichen Umständen hergenommenen Entschuldigung, wie z. B., daß der Lections-Catalog der Bonner Universität vom Sommer 1838 zu den letzten Arbeiten des trefflichen Näke gehört, in der er den Tod seines Collegen Heinrich mit der ihm eigenen einfachen Herzlichkeit und Wärme der Sprache beklagt, wohl nicht ahnend, wie bald ihm selbst bestimmt sei *ἐπιδπεῖν αἴσιμον ἦμαρ*. Vielmehr liegt eine genügende Rechtfertigung in dem Inhalte der beiden kleinen Schriften, der für die Homerische Frage, um den Ausdruck zu brauchen, deren Entwickelung unsere Anzeigen immer zu verfolgen gesucht haben, ein eigenthümliches Interesse hat, theils an sich, theils durch das merkwürdige Zusammentreffen zwei scharfsinniger Philologen in ziemlich denselben Ergebnissen der Untersuchung über die ersten Bücher der Ilias. Selbst wenn diese Resultate noch dem Zweifel unterliegen und sogar von einem andern Standpunkte aus verworfen werden sollten: muß man aus diesem Zusammentreffen doch schließen, daß die Beschaffenheit dieser Bücher und ein kritisches Raisonnement darüber mit einer gewissen Nothwendigkeit zu diesen Schlüssen geführt hat.

Wir wollen diese Ergebnisse zuerst möglichst übersichtlich in einer tabellarischen Form ohne alle Begründung vorlegen und dann über das Verfahren, welches dabei zum Grunde liegt, einige Bemerkungen hinzufügen.

Nach Herrn Prof. Lachmann sind die ersten zehn Bücher der Ilias aus folgenden einzelnen Liedern entstanden:

Erstes, Il. I, 1—347, mit zwei Fortsetzungen, a) 430—492, b) 348—429 und 493—611.

Zweites, II, 1 — III, 14, mit bedeutenden Interpolationen, II, 53—86, 278—332 und anderen.

Der Katalog ein besonderes Lied von willkürlicher Stelle.

Drittes, III, 15—461, mit Interpolation alles dessen, was die Helena und den Priamos angeht.

Viertes, IV, 1—421.

Fünftes, IV, 422 — VI, 1 oder 4.

Sechstes, VI, 2 oder 5 — VII, 312. Hinter diesem ein Stück VII, 313 — VIII, 252, eingeschoben, um das Folgende vorzubereiten statt des echten Anfangs, im „elendesten Nachahmerstil."

Siebentes, VIII, 253—484.

Achtes, VIII, 485—714, im Tone der spätern Nachdichtung.

Neuntes, X, 1—579.

Näke hat seine Untersuchungen nur auf die ersten beiden Bücher erstreckt, oder wenigstens nicht mehr davon bekannt gemacht.

Ein Lied, die μῆνις, Il. I, 1—348, 430—492.

Zweites, die Rache, τιμή, τίμησις, 349—429, 493—611, mit fehlendem Anfange.

Drittes, II, 1—483, διάπειρα, mit einigen interpolirten Versen.

Um diese Liederabtheilung einigermaßen prüfend oder mit andern Vorstellungen vergleichen zu können, wird man wohl zuerst nach dem Verhältniß fragen müssen, in welchem die Lieder von Anfang an zu einander gestanden haben sollen. Hr. Prof. Lachmann wird zwar vielleicht die Voranstellung dieser Frage nicht billigen, weil er eben nur die Abschnitte auffinden und, wie er selbst sagt, die Manieren der epischen Poesie lernen wolle. Indeß zweifeln wir einerseits, ob ein in der höhern Kritik so vielfach versuchter Philologe sich wirklich von jeder positiven Vorstellung frei halten könne, und dann würden wir dem Verf. auch diese Unbefangenheit nicht einmal zum Verdienste anrechnen. Beobachtung des Disparaten in der bisherigen Gestalt und die Bildung einer Gestalt im Geiste, in welcher das Disparate ver-

schwindet, müssen in der Kritik immer Hand in Hand gehen; und kann hier die Bildung einer solchen Gestalt stehen bleiben bei der Annahme einzelner Lieder, ohne über deren Verhältniß zu einander etwas fest zu setzen? Auch kann man Hrn. Prof. Lachmann's Ansicht ziemlich errathen. Die hinteren Stücke des ersten Buches werden direct als Fortsetzungen des vordern bezeichnet, und wenn das zweite Lied auch nicht so genannt wird, so nimmt doch der Verf. Beziehungen desselben auf das erste Buch an, aber so schwache, „daß der Inhalt desselben dem Dichter nicht sehr lebendig vorzuschweben scheint." Wir werden wohl der Meinung des Verf. am nächsten kommen, wenn wir voraussetzen, daß diese Art von Fortsetzung überall angenommen wird, wo nicht eine andere Vorstellung angezeigt wird. Ausdrücklicher äußert sich Näke über das Stück des ersten Buchs, das bei ihm das zweite Lied, bei Hrn. Prof. Lachmann eine Fortsetzung des ersten heißt, indem er von diesem Gedichte sagt: Quod qui fecit, . . . ante oculos *Μῆνιν* habens, Ultionem attexturus . . . . ab Ira tantum in eo recessit, quod ipso non curat narratum in Ira reditum Ulyssis, deinde quod . . . non curat de Junone et Minerva in Ira tradita.

Hierbei wollen wir zunächst stehen bleiben. Die Sache ist die, daß während Achills Wortwechsel mit Agamemnon Athena vom Olymp herabkommt, um Achilles Zorn zu dämpfen, und nach erreichter Absicht nach dem Olymp und zu den andern Göttern zurückkehrt; Achill aber läßt sich hierauf die Briseis ohne Widerstand entreißen und setzt sich ans Ufer, seine Mutter viel anrufend, bis sie aus dem Meeresgrunde zu ihm kommt und seine Klagen anhört: worauf sie ihm erwiedert, daß Zeus gestern mit allen Göttern nach dem Okeanos zum Mahle der Aethiopen gegangen sei, aber am zwölften Tage wieder nach dem Olymp kommen werde; dann werde sie ihm ihr Anliegen offenbaren und die Rache ihres Sohnes von ihm verlangen. Hier haben sich schon alte Grammatiker daran gestoßen und es ist dasselbe ein Hauptpunkt für unsere Kritiker, daß, wenn alle Götter gestern vom Olymp nach dem Okeanos gegangen, Athena nicht heute vom Olymp nach der Ebene von Troja herab kommen könne. Indessen nehmen doch dieselben an, daß der Fortsetzer, der das Gespräch der Thetis mit Achill gedichtet, das erste Stück vor sich gehabt und den Widerspruch nur nicht gemerkt oder nicht beachtet habe. Dadurch ist aber die Frage nicht beantwortet, sondern ihre Beantwortung nur hinausgeschoben, wie die alten Griechen, im Zeitalter der epischen Dichtung selbst, sich diese Schwierigkeit gelöst haben; und die For-

schung muß sich von Rechts wegen zunächst darauf wenden, wie der alte Sänger, den wir vorläufig den Fortsetzer nennen wollen (an dessen Stelle man aber leicht auch einen unabhängigen Sänger setzen kann), diesen Widerspruch rechtfertigen konnte. Denn mit dem bloßen **non curare** ist doch zu wenig gesagt.

Dürfen wir nun diesem Fortsetzer unsere Sprache zur Vertheidigung leihen, so würde er erstens fragen, wo er gesagt habe, daß Thetis dem Achill an demselben Tage noch erschienen sei, da er gar nicht angegeben habe, wie lange das *πολλὰ δὲ μητρὶ φίλῃ ἠρήσατο* gedauert habe. Ferner würde er leugnen, daß „alle Götter" (*θεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕποντο*) alle ohne Ausnahme seien, da jedenfalls Thetis und Nereus (**318**) nicht mitgegangen sind und er sich deswegen die ganze übrige Welt nicht ohne Götter gedacht habe, was ja, consequent verfolgt, zu den schrecklichsten Folgerungen für einen alten Griechen geführt haben würde. Auch seien zwar die Titanen von Zeus in den Tartaros gestoßen, aber doch sehr viele über der Erde geblieben, und die sieben Helden von Theben nicht überall, wo sie die sieben genannt werden, wirklich in der Siebenzahl vorhanden gewesen. Die Hauptsache aber wird wohl die sein, daß verschiedene Erfindungen, die der Dichter an verschiedenen Stelleu braucht, nicht haarscharf an einander gepaßt werden dürfen, wenn der Dichter nicht selbst sie in einer Vorstellung verbindet. Sonst möchte leicht, bei strenger Consequenzenziehung und mit einiger Dialectik, das ganze Gerüst der Ilias und jedes ähnlichen Epos, besonders in seinen auf die Götter bezüglichen Theilen, über den Haufen zu werfen sein.

Beide Kritiker stimmen ferner darin überein, daß sie an die Worte *ἡ δ' ἀέκουσ' ἅμα τοῖσι γυνὴ κίεν*, V. **348** nicht *Αὐτὰρ Ἀχιλλεὺς*, sondern *Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς* aus V. **430** anknüpfen: was der alte Sänger darum so leicht gemacht hat, weil er, wie uns bedünkt, Achilles und Odysseus verschiedenes Beginnen durch gleichen Anfang der beiden Erzählungen in Sprachform und Rhythmus recht deutlich trennen und als gleichzeitige Ereignisse gegenüberstellen wollte. Dem Ref. scheint die doppelte Erzählung, die der Dichter hier fortführt, der Vorstellung der Entzweiung, die im Achäischen Heere eingetreten war, ganz angemessen zu sein und die eigenthümliche Complication durch die eigenthümliche Situation gerechtfertigt zu werden. Das Ankommen des Odysseus in dem ziemlich entfernten Chryse tritt übrigens besser erst dort ein, wo sich inzwischen schon mehr in Troas ereignet hat, als die Sühnung des Heers und die Abholung der Briseis von Achill, und wo die Abfahrt dem Hörer nicht mehr in der frischesten

Erinnerung ist. Die Worte V. 491 οὔτε ποτ' εἰς ἀγορὴν πωλέσκετο . . . οὔτε ποτ' ἐς πόλεμον, an denen man auch Anstoß genommen hat, auf Achills Vorhaben im Allgemeinen zu beziehen, scheint uns ebenso wenig Schwierigkeit zu machen, als die δυωδεκάτη ἠὼς ἐκ τοῖο V. 493 von da zu zählen, wo die zwölf Tage eben anfangen.

Dagegen erscheint dem Ref. ein Punct für die Beurtheilung des ersten Buchs sehr wichtig, den er in beiden Abhandlungen vergebens gesucht hat, das Verhältniß von Il. I, 508—510 zu XV, 598. Dort nämlich bittet Thetis nichts, als daß Zeus ihrem Sohne Ehre gewähre und so lange den Troern Sieg geben möge, bis sie den Achill ehren (was eigentlich schon durch die Gesandtschaft Il. IX. geschieht). Hier sagt der Dichter, daß Zeus gestrebt habe, dem Hector Ruhm zu verleihen, damit er Feuer in die Schiffe der Achäer würfe und der Thetis vermessene Bitte ganz erfüllte (Θέτιδος δ' ἐξαίσιον ἀρὴν πᾶσαν ἐπικρήνειεν). Dies kann doch in der That nur so viel heißen, daß Thetis in ihren Bitten so weit gegangen sei, den Brand der Achäischen Schiffe zu verlangen; und Zeus läßt nun auch wirklich ein Schiff in Brand setzen, damit Alles erfüllt werde, was er ihr zugesagt hat.

Ueber das zweite Buch finden wir einige treffende, wenigstens unserer Ueberzeugung ganz zusagende Bemerkungen in beiden Abhandlungen. Näke hebt hervor, daß die Hauptsache des Buches die διάπειρα, die Versuchung des Heeres durch Agamemnon, sei. Lachmann sagt S. 8: „Die Darstellung hat etwas besonders Alterthümliches, indem das Innerliche, die Gedanken und Absichten, verschwiegen werden und der Erfolg plötzlich hervortritt. Zeus will den Achäern schaden, darum heißt er sie zum Kampfe rüsten: er spricht aber nicht aus, wie ihnen der Kampf solle verderblich werden. Agamemnon thut nicht nach dem Befehle des Gottes, sondern er klagt und reizt sie zur Flucht: daß er auf ihren Muth rechnend das Gegentheil erwartet, wird kaum angedeutet." Vollkommen wahr; nur möchte ich das Verschweigen der Intentionen nicht gerade als alterthümliches Colorit der Darstellung ansehen; es liegt eine eigene scheinbar treuherzige Schalkhaftigkeit darin. Agamemnon ist Gegenstand eines Betrugs, den ihm Zeus spielt, einer ἀπάτη Διός; ohne diesen Betrug zu ahnen, will er selbst betrügen; er fängt mit übermäßiger Schlauigkeit an, das Volk der Achäer zur Abfahrt anzuspornen, während er einen Ausbruch ihrer Kriegslust erwartet; aber aus seinem Scherz wird Ernst; sie wären auf und davon gegangen und Ilion wäre gegen das Schicksal

unerobert geblieben, wenn nicht Odysseus, der Agamemnons Absicht aus dem Rathe der Fürsten kannte, sie zurück gehalten hätte. So bildet diese Scene, in der Betrügerei und Betrogenwerden sich labyrinthisch durchkreuzen, eine der heitersten Darstellungen der Homerischen Gedichte, zu der das Nichtverrathen der Intentionen und die scheinbare Ernsthaftigkeit des Tons wesentlich gehören; sie kann auch nur für diese Stelle gedichtet sein, denn wenn auch, wie der Verf. sagt, die Beziehungen auf das erste Buch schwach sind, so macht doch der ganze Gesang seine Wirkung nur unter der Beleuchtung, die der vorher gegangene Entschluß des Zeus, die Achäer zu verderben, darüber verbreitet.

Die *βουλὴ γερόντων*, V. **53—86**, ist gewiß keine vorzügliche Partie des Buchs; aber sehr zu zweifeln ist, ob die Erzählung ohne Beziehung auf einen Rath der Fürsten, welchem Agamemnon seine Absicht eröffnet hat, bestehen kann, und ob sich nach der ganzen Einrichtung der Erzählung mehr Bedeutung in die Verhandlungen jenes Rathes legen ließ, als vom Dichter geschehen ist. Doch scheint uns auf jeden Fall hier viel mehr Grund zum Anstoß zu sein, als bei V. **278—332**, welche der Verf. „nicht ohne den Beifall feinerer Leser" verworfen zu haben hofft.

Von größerer Wichtigkeit für die Oeconomie der Ilias im Ganzen ist das von Hrn. Professor Lachmann S. **20** berührte Verhältniß von **Il. II, 110** ff. und **IX, 17** ff., wo Agamemnon in der trübsten Stimmung mit denselben Worten den Fürsten der Achäer wirklich zur Flucht räth, mit denen er in der obigen Stelle, kurze Zeit vorher, das Heer in Versuchung geführt hatte. Daß beides nicht in einem Plane gelegen haben kann, ist wohl klar, so wenig auch ein äußerer in die Augen fallender Widerspruch stattfindet; aber sicher ist, daß alle Wirkung von **IX, 17** zu Grunde geht, wenn man an **Il, 110** dabei denkt. — Hr. Prof. Lachmann, der gegen Buch **IX** sehr eingenommen ist, basirt hauptsächlich darauf sein verwerfendes Urtheil darüber. Stellt man indeß die Frage so, ob es wahrscheinlicher sei, daß die angegebenen Verse zuerst in ernsthafter Meinung oder als bloßes Vorgeben in der Ilias vorgekommen seien, so wird das Erstere sich wohl viel eher fassen und begreifen lassen. Aus Buch **IX** konnte der heitere, treuherzig-muthwillige Geist eines Homeriden den Stoff zu **II** schöpfen; aber wenn Buch **II** vorhanden war, konnte jene Stelle selbst von einem so unverständigen Dichter, als der Verf. hier annimmt, kaum noch hinzu gedichtet werden.

Die Helena und den Priamos im dritten Buche möchten wir

uns nicht nehmen lassen, am wenigsten die schöne Teichoskopie. Daß Priamos herbeigerufen wird, ὄφρ' ὅρκια τάμνῃ αὐτός (nämlich im Gegensatze der übermüthigen Söhne), und doch hernach Agamemnon den Priester des Bundesopfers macht, ist nach dem Verfasser ein Widerspruch; aber ὅρκια πιστὰ τάμνειν ist bei Homer schon im metaphorischen Sinne üblich: einen Bund schließen. Wenn es z. B. **Il. XIX, 191** heißt: ὅρκια πιστὰ τάμωνεν, ist doch darum nicht die Meinung, daß Beide Opferthiere schlachten; es ist genug, daß es für Beide geschieht.

Das Stück von **Il. VII, 313 — VIII, 252**, verdient wohl den Vorwurf eines gewissen Gedränges und Durcheinanders von Begebenheiten, aber ob dies so planlos ist, wie der Verf. glaubt, erscheint von anderem Standpunkte aus sehr zweifelhaft. Es ist klar, daß erst von **Il. VIII, 5** Zeus Ernst macht, seinen Rathschluß zu erfüllen, und daß die Erbauung der Feste ohne Opfer an die Götter, **VII, 450**, an diesen Ort gestellt ist, um die Achäer in größere Schuld fallen zu lassen. Die Partieen, in denen die Troer im Vortheil sind, haben in der Ilias im Ganzen weniger Masse und Harmonie, als ἀριστεῖαι der griechischen Helden, da der Sänger unverkennbar, da wo dem Plane nach die Troer siegen sollen, theils durch sein Nationalgefühl, theils durch Sagen von Achäischen Heldenthaten, denen er gern ihren Platz verschaffen will, in der Durchführung aufgehalten wird. Einige Verwirrung, können wir nicht umhin zu bemerken, bringt auch erst der Verfasser hinein, z. B. wenn er sagt, „die Achäer werden fast in Ilios eingesperrt wie Lämmer, **Θ, 130**; Hector zündet ihnen fast die Schiffe an, **Θ, 217**." Nicht die Achäer, sondern natürlich die Troer wären fast nach Ilios zurück gedrängt und eingesperrt worden, wie der ganze Zusammenhang lehrt, wenn Zeus nicht noch zur rechten Zeit seinen Blitz dazwischen gesandt hätte.

Wir wollen aber lieber, statt im Einzelnen zu dingen und zu mäkeln, unsere Meinung über die ganze Frage, wenn auch eben nur als Meinung, aussprechen. Die Thatsache, welche die beiden oben genannten Gelehrten zu der Ansicht von einzelnen Liedern gebracht oder darin bestärkt hat, ist in der That vorhanden; man vermißt wirklich in dieser vordern Partie der Ilias (an der Wolf freilich am Wenigsten Anstoß nahm) an vielen Stellen gegenseitige Beziehungen der einzelnen Theile auf einander, da wo sie dem vergleichenden und reflectirenden Verstande gleich einfallen; erst gegen die Mitte der Ilias, wo Alles sich enger zusammen schließt und ein deutlicher Causalnexus und zugleich eine fast dramatische Spannung die Ereignisse zusammen-

hält, tritt auch ein deutlicheres Bewußtsein der Einheit ein. Aber ist nicht eben diese lockere Zusammenfügung, die sich in das Einzelne versenkende Phantasie und der Mangel einer darüber schwebenden Reflection, echt episch und für jene Epoche des menschlichen Geistes characteristisch, die überhaupt das Allgemeine fast nur im Besondern hatte? Eine Stärke der Reflexion, die mit der Versenkung in die einzelne Anschauung immer auch das Bewußtsein des Verhältnisses zu andern Theilen vereinigt, ist bei den Griechen gewiß erst viel später erwachsen: aber sie war auch nicht von nöthen, um eine Reihe theils vorbereitender, theils beruhigender Handlungen und Gemälde um den Mittelpunkt einer großen Haupthandlung zu gruppiren.

Aber wir geben Hrn. Professor Lachmann und den Philologen derselben Ansicht in Beziehung auf den vordern Theil der Ilias noch mehr zu. Daß dieser Theil des Gedichts weit über sein Verhältniß gewachsen ist, kann Niemandem leicht entgehen. Der Rathschluß des Zeus fordert zu seiner Erfüllung Niederlagen der Achäer; diese Niederlagen treten um so mehr als Werk des Zeus hervor, wenn die Achäer erst siegen und dabei eine überwiegende Heldenkraft entwickeln; auch wächst durch diese Hemmungen die Spannung, mit der man der Erfüllung von Zeus Rathschluß entgegen sieht; aber daß diese Wechselfälle des Schlachtenschicksals sich bis über die Mitte hinziehen, daß Hera erst **XV, 49** ff. in Zeus Absichten eingeweiht wird, und zwar sie von den Göttern zuerst (denn **VIII, 475. 476** ist schon deswegen unecht), geht über alles Ebenmaß hinaus. Die ursprüngliche Entwickelung dieses Rathschlusses wird rascher und straffer dem Ziele entgegen gegangen sein, mit bestimmterer Anzeige des Ziels, ohne die heitern Scenen des zweiten Buchs und so manchen andern Auswuchs. Buch **X**, die Doloneia, ist nach klarer und glaubwürdiger Ueberlielieferung ursprünglich ein abgesondertes Werk gewesen, aber, wohl zu bemerken, für diese bestimmte Stelle gedichtet, um die sonst schon fertige Ilias zu erweitern, daher man sie ganz heraus schneiden kann, ohne daß Narben von dem Schnitte zurück bleiben; eben so verhalten sich der Achäische Schiffscatalog und der noch spätere (erst nach dem Kyprien gedichtete) Troische: wie viel kann nun auf dieselbe Weise hinein gedichtet sein, als die Ilias noch so zu sagen flüssiger und in ihrer Form noch weniger consolidirt war.*)

Diese Vorstellungsweise vermag sich von den in den obigen Ab-

---

*) Vergl. Gesch. der Griech. Liter. Th. 1. S. 81—93.

handlungen vorgetragenen Unterscheidungen und Athetesen anzueignen, was sie eben nach andern Gründen als haltbar erkannt, und wird, wie uns bedünkt, leichter dahin kommen, die Gestalt der ganzen Ilias zu begreifen und die einzelnen Incohärenzen zu erklären, als die Annahme von einzelnen Liedern, von denen immer eins das andere fortsetzen sollte.

Was für eine Art Drama waren „die Heloten?"

In Herodians Schriften fand sich, wie Eustathios zum zweiten Gesange der Ilias S. 297 der Röm. Ausgabe angibt, daß die Heloten auf Tänaron ein Satyrspiel waren, *ὅτι Εἵλωτες οἱ ἐπὶ Ταινάρῳ Σάτυροι.* Das ist offenbar das Stück, aus welchem Herodianos *περὶ μονήρους λέξεως* S. 10 Z. 34 in W. Dindorfs **Grammatici Graeci** das Fragment: *τεμενοποτιδᾶ ποντίῳ* (wahrscheinlich *τέμενος Ποτίδα ποντίω*) und S. 26 Z. 29 ein anderes schwer verständliches anführt, in welchem das seltne Wort *αἰσχοῦν* vorkam. Der Verfasser beider Fragmente wird, wie Bloch auch in der zweiten Stelle glücklich herausgelesen hat, *ὁ τοὺς Εἵλωτας* (*πεποιηκώς*) genannt. Daß es aber die Heloten auf Tänaron sind, nimmt man schon aus der Erwähnung des heiligen Bezirks des Meerherrschers Poseidon ab.

Nun steht in den Scholien zu Aristophanes Rittern v. 1225, wo der Demos zu Kleon sagt: *ὦ μιαρὲ, κλέπτων δή με ταῦτ' ἐξηπάτας; ἐγὼ δέ τυ ἐστεφάνιξα κἀδωρησάμαν*, der Dichter ahme in der Dorisch geschriebenen Stelle die Heloten nach, wenn sie den Poseidon kränzen, *μιμεῖται δὲ τοὺς Εἵλωτας, ὅταν στεφανῶσι τὸν Ποσειδῶνα* (wie für *τοὺς ἥλωτας* zu schreiben ist). Schwerlich wird hier Jemand einen Vers aus jenen auf Tänaron spielenden, sich um den Cultus des Poseidon bewegenden Drama verkennen: besonders da die Erklärung „der Demos spreche Dorisch, um auf Kleons *δωροδοκία* anzuspielen," doch gar zu frostig und gezwungen heraus kommt. Dann erhellt zugleich, daß das Stück älter ist als Ol. 88, 4.

Derselbe Dichter, *ὁ τοὺς Εἵλωτας ποιήσας*, wird von Athenäos B. IX, S. 400, c. in einer Untersuchung über Dialect mit den unattischen Schriftstellern Epicharm und Herodot zusammengestellt. Aber ein bedeutenderes Fragment ist das, welches derselbe Athenäos **XIV, 638** mittheilt und welches jetzt so geschrieben wird:

Τὰ Στησιχόρου τε καὶ Ἀλκμᾶνος Σιμωνίδου τε
Ἀρχαῖον ἀειδέν· ὁ δὲ Γνήσιππος ἔστ᾽ ἀκούειν,
Ὃς νυκτερίν᾽ εὗρε μυχοῖς ἀείσματ᾽ ἐκκαλεῖσθαι
Γυναῖκας ἔχοντας ἰαμβύκην τε καὶ τρίγωνον.[1])

In dieser Klage, daß die alte edle Lyrik verstumme und die Buhlerliedchen des Gnesippos, dessen auch die alten Komiker Chionides und Kratinos gedenken, überall ertönen, befremdet der undorische Dialect, da etwa nur das durch Conjectur hineingebrachte *ἀειδὲν* dem Dorismus angehört; es scheint indeß, daß, wenn in diesem Drama auch sonst der Dorische Dialect herrschte, in diesen Archilochischen Asynarteten, der den weichlichen zerfließenden Rhythmen angemessenere Jonische stattfinden mußte.

Räthselhaft wird nun aber die ganze Sache besonders dadurch, daß Athenäos, der auch an dieser Stelle den Dichter bloß durch *ὁ τοὺς Εἵλωτας πεποιηκώς* bezeichnet, IV, 138 den Eupolis als Verfasser eines Stücks „Heloten" nennt, aus dem er die Stelle anführt: *καὶ γένηται τοῖσδε σάμερον κοπίς.* Auch hier ist der Dialect Dorisch und die Kopis, ein lakonisches Mahl, deutet wieder, wie der Name des Stückes, auf das Local des Drama, so daß es schwer wird zu glauben, daß diese Heloten von denen auf Tänaron verschieden gewesen seien. Die auf Tänaron aber waren nach Herodian ein Satyrspiel. Freilich hat auch dies seine Schwierigkeiten. Die Heloten können nichts Anderes als der Chor des Stücks gewesen sein. Waren sie nun etwa selbst als Satyre costümirt, wozu Sparta's Leibeigene durch ihre Possentänze (*μόθων*) und ländliche Dionysien geeignet waren? Waren vielleicht Heloten mit Satyrn im Chore vermischt, etwa wie Karyatiden mit Satyrn zusammen den Chor eines Satyrdramas gebildet zu haben scheinen? Aber, wenn es ein Satyrdrama war, welcher mythologische Gegenstand vertrug einen Chor von Heloten? Oder sollte man ein Satyrdrama annehmen, welches in der geschichtlichen Zeit spielt? Das *ἄγος Ταινάριον* würde doch wohl sehr wenig zum Gegenstande einer solchen Darstellung passen. Und wenn es ein Satyrdrama war: wie kann der Komiker Eupolis als Verfasser desselben genannt werden, da ein Hinübergreifen des Komikers in das Reich der tragischen Muse, welcher das Satyrspiel gehört, besonders in diesen Zeiten etwas ganz Unerhörtes ist?

---

[1]) Diese Construction ist freilich der von Kleine, **Fragm. Stesich. p. 10**, gemachten weit vorzuziehen; unangenehm ist nur, daß dabei das sehr passende *μοιχοῖς* durch *μυχοῖς* verdrängt werden mußte.

Ich gestehe, daß ich diese und andere Fragen mir viel leichter vorlegen als lösen kann, und da doch die nähere Bestimmung dieses seltsamen Dramas nicht unwichtig scheint, darf ich vielleicht hoffen, einen der Gelehrten, welche die Geschichte des griechischen Theaters genauer erforscht haben, hierdurch zur Mittheilung entscheidender Data oder Combinationen zu veranlassen.

Ueber den Zusammenhang des Kommos in Aeschylos Choephoren v. 304 bis 471.

Den Antrieb zu dieser Mittheilung hat mir ein Programm von Hrn. Dr. Ahrens in Ilefeld gegeben, für welches ich zugleich durch meine Bemerkungen eine größere Aufmerksamkeit gewinnen möchte, als solchen Schulschriften von Seiten des gelehrten Publikums gewöhnlich zu Theil wird. Es ist zu Ostern 1832 erschienen und handelt de causis quibusdam Aeschyli nondum satis emendati[1]). Theils ist in diesem Programme eine Emendation mitgetheilt, welche zu einleuchtend ist, um irgend einer Rechtfertigung zu bedürfen, nämlich v. 418 *νόμοις ἰηλεμιστρίας*, wo man bisher *νόμοισι πολεμιστρίας* las, durch welche Verbesserung, wie mir scheint, das Haupthinderniß entfernt wird, welches so lange dem Eindringen in den Zusammenhang des ganzen Kommos und einer geordneten Interpretation entgegenstand. Theils versucht auch Hr. Dr. Ahrens, den dramatischen Zusammenhang, den er in diesem Kommos wahrgenommen, darzulegen und eine neue Anordnung der Strophen, welche er zu diesem Zwecke für nöthig hält, geltend zu machen: worin ich zwar dem Verf. des Programms nicht nachfolgen kann, aber bei der Eigenthümlichkeit und dem Scharfsinn, womit jene Ansicht durchgeführt ist, doppelten Antrieb fand, meine eigenen Gedanken über den Gegenstand von Neuem zu prüfen und zu einem festen Resultate durchzubilden. Gewiß ist es für die Wiederauffindung der Compositionsgesetze, welche in den Griechischen Tragödien liegen, von der größten Wichtigkeit, daß besonders die umfassenden Gesangmassen, welche Aeschylos hat, seine

---

[1]) Die einzelnen Capitel, welche diese causas entwickeln, haben die Ueberschriften: C. 1. Meliorum librorum lectio in nonnullis locis restituitur. C. 2. Duo Aeschyli cantica sententiarum ordinis ratione habita emendantur. (Choeph. v. 417 sqq. Suppl. v. 625 sqq). C. 3. Aeschyleum in oratione et metris usum accuratius observatum emendationes suppeditare.

Stasima und Kommoi, analysirt und gewisse Grundsätze daraus entwickelt werden, welche dann auch bei der kritischen Behandlung der schwierigeren, und bei der Lichtung und Klärung derer, welche durch die Zeit ganz verworren und verwildert sind, von heilsamem Einflusse sein werden. Ohne Zweifel wird man bei solchem Bestreben oft, wo man jetzt nur regellose Laute der Empfindung, buntgemischte Ausbrüche von Affecten sieht, einen sehr wohl angelegten, zu einem nothwendigen Abschlusse hinausgeführten Gang von Vorstellungen und Gefühlen entdecken. Wenn auch bei der sehr verschiedenen Art, wie diese Gesänge in das Ganze der Tragödien eingreifen, ihre Anlage ungleich verschiedener sein muß, als in Pindar's Epinikien: so wird doch die Entwickelung der Pindarischen Kunst, welche man nun als fast vollendet ansehen kann, dabei zum Muster dienen können, und es wird unsern Lesern lieb sein zu hören, daß Dissen auch an dieser kleinen Untersuchung freundschaftlich Theil genommen, an mehreren Puncten auf das Rechte hingewiesen und dem Resultat im Ganzen seine Beistimmung gegeben hat. Ehe ich dieses Vorwort schließe, darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß mir nun auch Hermanns **Septem aperta operta apud Aeschylum** im vierten Bande seiner **Opuscula** bekannt geworden sind, aus welchen erhellt, daß Hermann ebenfalls jene vortreffliche Emendation *νόμοις ἰηλεμιστρίας* gemacht hat. Aber wie seltsam! Während diejenige Auslegung der Stelle, worin diese Worte vorkommen, welche die beschriebenen heftigen Handbewegungen auf die an Agamemnon verübte Mordthat der Klytämnestra bezieht, bisher nur an der Lesart *πολεμιστρίας* einen Halt hatte, indem sonst in der ganzen Stelle nur von der Leichenklage die Rede ist, bleibt Herrmann auch nach der Hinwegschaffung dieses Anhalts bei der Erklärung von den **feroces ictus Clytaemnestrae** und beraubt sich dadurch, aufrichtig gesprochen, aller Frucht, die von der Emendation für das Verständniß des ganzen Kommos zu ziehen war. So wird auch den Kritikern, wie den Dichtern nach Plato, Manches *θείᾳ μοίρᾳ*, ohne das höhere Bewußtsein der Gründe und des Wesens der Dinge, zu Theil.

Um zuerst einen Blick auf das Ganze der Tragödie zu werfen: so zerfallen die Choephoren oder die Tragödie von Orestes Rache, den Prolog abgerechnet, in vier Abtheilungen oder *ἐπεισόδια*, welche durch die Parodos des Chors: *Ἰαλτὸς ἐκ δόμων ἔβην* v. **22.**, und durch die drei Stasima: *Πολλὰ μὲν γᾶ τρέφει* v. **578.** *Νῦν παραι-*

τουμένῃ v. 772. Ἔμολε μὲν Δίκα v. 923, begränzt werden. In jedem dieser vier Abschnitte finden wir, nach dem Gesetze der alten Tragödie, eine andere Gruppe von handelnden Personen; jede bildet einen wesentlichen Fortschritt in dem Gange der Handlung. Die erste Abtheilung begreift die Todtenspende und Klage an Agamemnons Grabe, womit auf eine sehr innige Weise der Plan der Rache verbunden wird; die zweite die vom Chor unterstützte Ausführung der listigen Anschläge des Orest, die dritte die Ermordung der beiden Schuldigen, die vierte Orestes Rechtfertigung und die Erscheinung der Erinnyen. Daß der erste Act sich ganz um das Grab des Agamemnon bewegt und die Todtenspende die Haupthandlung desselben ist, erhellt auch daraus, daß nach dem Kommos, dessen Erklärung wir unternommen haben, Orestes erst die Frage aufwirft, wie denn Klytämnestra darauf gekommen sei, diese Choen zu senden, wobei er durch den unglückweissagenden Traum, der die Veranlassung dazu gegeben, das erste glückliche Vorzeichen für sein Unternehmen erhält. Man muß daher Alles, was in diesem Act am Grabe Agamemnons geschieht, in einem Zusammenhange fassen, welcher durch die unerwartete Ankunft des Orestes unterbrochen, aber alsdann mit höherem Pathos wieder aufgenommen wird. Der Chor hatte gleich in der Parodos ausgesprochen, daß das Bemühen der Klytämnestra, durch diese Choen den Mord zu sühnen, ein vergebliches sein werde, und alsdann in dem darauf folgenden Dialog durch seinen Rath die Elektra bewogen, diese Choen im entgegengesetzten Sinne, als in welchem sie gesandt worden, für die Sache der Feinde der beiden Herrscher darzubringen. Während des Ausgießens der Choen fordert Elektra den Chor auf, eine Todtenklage, einen Päan des Todten, anzustimmen: worauf das kurze Lied gesungen wird, welches weder eine Stasimon noch ein Kommos, sondern ein wenig entwickelter Wehe- und Hilferuf des Chors ist,[1]) den ich eben deswegen auch nicht in Antistrophen zwängen, sondern etwa so anordnen und einrichten möchte:

Ἵετε δάκρυ καναχὲς ὀλόμενον ὀλομένῳ δεσπότᾳ
Πρὸς ἔρυμα τόδε κακῶν, κεδνῶν τ' ἀπότροπον,
Ἄγος ἀπεύχετον, κεχυμένων χοᾶν.
Κλύε δέ μοι, κλύε, σέβας ὦ δέσποτ', ἐξ ἀμαυρᾶς φρενός.
Ὀτοτοτοτοτοτοῖ· ἰώ·

---

[1]) Es ist, in anderm Sinne, darauf anzuwenden, was von dem Melidarion in den Trachinierinnen v. 216. Ἀείρομ' οὐδ' ἀπώσομαι die Scholien sagen: οὐκ ἔστι στάσιμον, ἀλλ' ὑπὸ τῆς ἡδονῆς ὀρχοῦνται.

Τίς δορυσθενὴς ἀνὴρ
'Αναλυτὴρ δόμων, Σκυθικά τ' ἐν χεροῖν παλίντονα
'Εν ἔργῳ βέλη 'πιπάλλων Ἄρης
Σχέδιά τ' αὐτόκωπα νωμῶν βέλη;

Die Choephoren fordern in diesem Liede sich auf, während der Weihegüsse ihre Thränen auf das Grab fließen zu lassen, welches „ein Bollwerk für das Unheil, eine Abwehr gegen das Heil, eine hinwegzubeschwörende Sühnschuld" genannt wird. Sie flehen den todten Herrscher an, sie mit dem nachtumschatteten Sinne zu vernehmen. Die folgenden Verse kann ich nur als einen Ruf nach Rache verstehen; der Chor verlangt zum Umsturz des Tyrannenhauses einen speergewaltigen Mann, einen sowohl aus der Ferne mit dem nach beiden Seiten biegsamen Skythischen Bogen, als auch in der Nähe mit dem Schwerdte kämpfenden Kriegsgott. Obgleich nun dieser Ruf für die Zuschauer, welche von der Nähe des Orestes und Pylades wußten, doppelt sinnvoll war: so erscheint er doch wunderbar abgebrochen und das kurze Lied im Verhältniß zu dem, was Elektra gefordert, höchst unvollständig, und man wird zu der Annahme genöthigt, daß die weitere Ausführung der Todtenklage hier dadurch abgeschnitten werde, daß Elektra bei der Grabspende sehr bald die Locke des Orestes erblickt und den Chor darauf aufmerksam macht. Hierauf folgt sehr bald Orestes Erscheinung, die Erkennungsscene zwischen den Geschwistern und Orestes Erklärung über seine Sendung durch den Pythischen Apollon; dann beginnt sogleich der große von den Geschwistern und dem Chor gemeinschaftlich ausgeführte Threnos, der hiernach als die weitere Fortsetzung der Choenhandlung zu fassen ist, die in einem so entgegengesetzten Sinne ausgeführt wird, als in dem sie unternommen worden war. Durch die einem Todten gespendeten Choen wird nach altem Glauben der in der Unterwelt gefangene Geist gleichsam lebendig; er nähert sich der Oberwelt und tritt in Verkehr mit seinen Angehörigen: daher nun jetzt, nachdem die Choen auf das Grab ausgegossen sind, Agamemnon mit größerer Lebhaftigkeit angerufen, beschworen und als Helfer bei dem Werke der Rache an's Licht emporgerufen wird. So knüpft sich also Alles an die von der Klytämnestra gesandten Choen an; sie sind die eigentliche, sichtlich hervortretende Handlung dieses ersten Acts der Tragödie. Während aber diese Handlung der Todtenehre vollbracht wird, schreitet zugleich die Haupthandlung des ganzen Dramas, die Rache, vorwärts, und dieser Kommos enthält selbst ein bedeutendes Moment dieses Fortschritts, indem Orestes daraus zur Rachethat ungleich entschlossener hervorgeht, als wir ihn vorher

fanden. Denn wenn er auch vorher schon die Rache für seine Pflicht erklärte, hauptsächlich um des Pythischen Orakels willen: so war doch noch kein volles Vertrauen auf glückliche Vollbringung in ihm; nach dem Kommos aber sagt Elektra mit Grund zu ihm, daß er in seinem Gemüthe zur That fest geworden sei (*ἐπειδὴ δρᾶν κατώρθωσαι φρενί* v. 505). Darin wird überhaupt ein Unterschied zwischen den die Acte der alten Tragödie trennenden *στασίμοις* und den in dieselben eingewebten *κομμοῖς* bestehen, daß jene dazu da sind, die Handlung in einen erhebenden Gedanken, eine Empfindung aufzulösen und der Seele dadurch mitten in dem bewegten Fortschritte die nöthige Sammlung zu gewähren, diese aber, mehr dramatisch, selbst in die Bewegung eingreifen, einen Entschluß, eine Handlung hervorrufen, verzögern, zur Reife bringen, überhaupt ein wesentliches Moment in der dramatischen Entwickelung bilden. Eine gewisse Aehnlichkeit, welche Manches zu erläutern dienen kann, mit unserm Kommos hat der Grabgesang der Perser bei Aeschylos, welcher anfängt *Ἠ ῥ' ἀΐει μου μακαρίτας* v. 625. Auch dieser ist kein Stasimon, sondern steht mitten in dem zweiten Akte der Perser, welcher die durch die Erscheinung des Boten unterbrochene Handlung der Choen enthält; der Chor begleitet diese von der Atossa dargebrachten Choen mit einem *ὕμνος ἀνακλητήριος*, einem Beschwörungsliede, durch welches Dareios persönlich und sichtbar hervorgerufen wird (während der Kommos der Choephoren nur den dämonischen Beistand des mächtigen Schatten gewinnen will); dies ist aber dort ebenfalls ein sehr wesentlicher Fortschritt der Tragödie, indem um die Verkündigungen des heraufgestiegenen Dareios sich der ganze trilogische Zusammenhang dieser Tragödie dreht, welchen Zusammenhang eine eindringende Betrachtung auch der Perser für sich allein nicht mehr verkennen kann.[1])

Nach diesen einleitenden Bemerkungen will ich zunächst den ganzen Kommos herschreiben, so abgetheilt und verbessert, wie es mir Sinn und Zusammenhang zu fordern scheinen, wobei freilich einige Stellen, was die bestimmten Worte betrifft, noch sehr zweifelhaft gelassen werden müssen:

Anapästen des Chors.

Ἀλλ' ὦ μεγάλαι Μοῖραι, Διόθεν τῇδε τελευτᾶν, ᾗ τὸ δίκαιον μεταβαίνει·

---

[1]) Ich drücke mich deswegen auf diese Weise aus, weil Hermann in den **Opuscul. T. IV. p. 255** sagt: **Neque enim opus esse arbitror, quae de horum argumentorum cohaerentia prolata sunt refutare.**

'Αντὶ μὲν ἐχθρᾶς γλώσσης ἐχθρὰ γλῶσσα τελείσθω, τοὐφειλόμενον πράσσουσα Δίκη μέγ' ἀϋτεῖ·
'Αντὶ δὲ πληγῆς φονίας φονίαν πληγὴν τινέτω, δράσαντι παθεῖν τριγέρων μῦθος τάδε φωνεῖ.

Orestes.

στρ. α'. Ὦ πάτερ αἰνόπατερ, τί σοι φάμενος ἢ τί ῥέξας
Τύχοιμ' ἂν ἕκαθεν οὐρίσας, ἔνθα σ' ἔχουσιν εὐναί;
Σκότῳ φάος ἰσόμοιρον; χάριτες δ' ὁμοίως
Κέκληται γόος εὐκλεὴς προσθοδόμοις 'Ατρείδαις;

Chor.

στρ. β'. Τέκνον, φρόνημα τοῦ θανόντος οὐ δαμάζει
Πυρὸς μαλερὰ γνάθος, φαίνει δ' ὕστερον ὀργάς.
'Οτοτύζεται δ' ὁ θνήσκων,
'Αναφαίνεται δ' ὁ βλάπτων.
Πατέρων τε καὶ τεκόντων
Γόος ἔνδικον ματεύει ῥοπὰν [1]) ἀμφιλαφὴς ταραχθείς.

Elektra.

ἀντ. α'. Κλῦθί νυν, ὦ πάτερ, ἐν μέρει πολυδάκρυτα πένθη.
Δίπαις τοί σ' ἐπιτύμβιος Θρῆνος ἀναστενάζει.
Τάφος δ' ἱκέτας, δέδεκται φυγάδας θ' ὁμοίως.
Τί τῶνδ' εὖ; τί δ' ἄτερ κακῶν; οὐκ ἀτρίακτος ἄτα;

Anapästen des Chors.

'Αλλ' ἔτ' ἂν ἐκ τῶνδε θεὸς χρῄζων Θείη κελάδους εὐφθογγοτέρους.
'Αντὶ δὲ Θρήνων ἐπιτυμβιδίων Παίων μελάθροις ἐν βασιλείοις νεοκρᾶτα φίλον κομίσειεν.

Orestes.

στρ. γ'. Εἰ γὰρ ὑπ' 'Ιλίῳ πρός τινος Λυκίων, πάτερ,
Δορίτμητος κατηναρίσθης·
Λιπὼν ἂν εὔκλειαν ἐν δόμοισι
Τέκνων τ' ἐν κελεύθοις ἐπίστρεπτον αἰῶ, [2])
Πολύχωστον ἂν εἶχες τάφον διαποντίου γᾶς
Δώμασιν εὐφόρητον —

Chor.

ἀντ. β'. Φίλος φίλοισι τοῖς ἐκεῖ καλῶς θανοῦσι,
Κατὰ χθονὸς ἐμπρέπων σεμνότιμος ἀνάκτωρ,

---

[1]) ἔνδικος ματεύει τὸ πᾶν die Handschrift, ῥοπὰν hat Lachmann gefunden.

[2]) κτίσσας am Ende dieses Verses habe ich mit Ahrens p. 16 als Glossem getilgt. *Αἰῶ* ist ebenda als Aeschyleische Form nachgewiesen.

Πρόπολός τε τῶν μεγίστων
Χθονίων ἐκεῖ τυράννων.
Βασιλεὺς γὰρ ἦς, ὄφρ' ἔζης,
Μόριμον λάχος πιπλάντων χεροῖν πεισιβρότῳ τε βάκτρῳ.

Elektra.

ἀντ. γ' Μηδ' ὑπὸ Τρωΐας τείχεσι φθίμενος, πάτερ,
Μετ' ἄλλων δουρικμῆτι λαῷ
Παρὰ Σκαμάνδρου πόρον τεθάφθαι·[1])
Πάρος δ' οἱ κτανόντες νιν οὕτως δαμῆναι,
Θανατηφόρον αἶσαν πρόσω τινὰ πυνθάνεσθαι
Τῶνδε πόνων ἄπειρον!

Anapästen des Chors.

Ταῦτα μὲν, ὦ παῖ, κρείσσονα χρυσοῦ, μεγάλης δὲ τύχης καὶ ὑπερβορέου μείζονα φωνεῖς.
Ἀλλὰ διπλῆς γὰρ τῆσδε μαράγνης δοῦπος ἱκνεῖται· τῶν μὲν ἀρωγοὶ κατὰ γῆς ἤδη·
Τῶν δὲ κρατούντων χέρες οὐχ ὅσιαι στυγερῶν τούτων· παισὶ δὲ μᾶλλον γεγένηνται·[2])

Elektra.

στρ. δ'. Τοῦθ' ὃ[3]) διαμπερὲς οὖς ἵκεθ' ἅπερ τε βέλος,
Ζεῦ, Ζεῦ κάτωθεν ἀμπέμπων
Ὑστερόποινον ἄταν βροτῶν τλήμονι καὶ πανούργῳ
Χειρὶ, τοκεῦσι δόμοις[4]) τελειοῦσθαι.[5])

Chor.

στρ. ε'. Ἐφυμνῆσαι γένοιτό μοι
Πευκήεντ' ὀλολυγμὸν ἀνδρὸς
Θεινομένου γυναικὸς τ' ὀλλυμένας· τί γὰρ κεύθω φρενὸς
οὖρον[6]) ἔμπας;

---

[1]) τεθάφθαι habe ich für τέθαψαι nach Ahrens geschrieben und halte eben so die Construction für einen Nominativ. cum Infinitiv., den Inf. πυνθάνεσθαι aber für abhängig von οὕτως δαμῆναι.

[2]) γεγένηνται habe ich für γεγένηται geschrieben. Die Erklärung unten.

[3]) Τοῦθ' ὃ habe ich für τοῦτο in den Text gesetzt.

[4]) ΔΟΜΟΙΣ habe ich für ΔΟΜΩιΣ — in den Handschriften geschrieben. Τοκεῖς δόμοι für Elternhaus bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

[5]) Die Aenderung τελειοῦσθαι für τελεῖται wird bloß durch das Metrum der Antistrophe, nach der angenommenen Lesart, gerechtfertigt; sonst wäre τελεῖσθαι zu schreiben.

[6]) ΟΥΡΟΝ habe ich für ΘΕΙΟΝ geschrieben und nach ἔμπας interpungirt.

Ποτᾶται, πάροιθεν δὲ πρώρας
Δριμὺς ἄηται καρδίας θυμὸς, ἔγκοτον στύγος.

Orestes.

ἀντ. δ΄. Καὶ πότ' ἂν ἀμφιθαλὴς Ζεὺς ἐπὶ χεῖρα βάλοι,
Φεῦ, φεῦ, κάρανα δαΐξας;
Πιστὰ γένοιτο χώρα· δίκανδ' ἐξ ἀδίκων ἀπαιτῶ.
Κλῦτε δὲ, τὰ χθονίων τε τιμᾶτε.[1])

Anapästen des Chors.

'Αλλὰ νόμος μὲν φονίας σταγόνας χυμένας ἐς πέδον ἄλλο προςαιτεῖν αἷμα. βοᾷ γὰρ λοιγὸν 'Ερινὺς
Παρὰ τῶν προτέρων φθιμένων ἄτην ἑτέραν ἐπάγουσαν ἐπ' ἄτῃ.

Elektra.

στρ. ϛ΄. Ποῖ ποῖ δὴ, νερτέρων τυραννίδες;
Ἴδετε πολυκρατεῖς 'Αραὶ τῶν φθιτῶν.
Ἴδεσθ' 'Ατρειδᾶν τὰ λοίπ' ἀμηχάνως
Ἔχοντα καὶ δωμάτων ἄτιμα πᾶ τις τράποιτ' ἂν, ὦ Ζεῦ;

Chor.

ἀντ. ε΄. Πέπαλται δ' αὖτέ μοι φίλον
Κέαρ, τόνδε κλύουσαν οἶκτον.
Καὶ τότε μὲν δύςελπις, σπλάγχνα δέ μου κελαινοῦται πρὸς ἔπος κλυούσῃ.
Ὅταν δ' αὖτ' ἐπαλκῆ σ' ὁρῶμεν,[2])
Θάρσει ἀπεστάτησ' ἄχος πρὸς τὸ φαίνεσθαι καλῶς.

Orestes.

ἀντ. ϛ΄. Τί δ' ἂν τλάντες[3]) *τύχοιμεν; ἢ τά περ*
Πάθομεν ἄχεα πρός γε τῶν τεκομένων
Πάρεστι σαίνειν; Τὰ δ' οὔτι θέλγεται·
Λύκος γὰρ ὥστ' ὠμόφρων ἄσαντος ἐκ ματρός ἐστι θυμός.

Chor.[4]) Jamben.

Ἔκοψα κομμὸν Ἄριον, ἔν τε Κισσίας
Νόμοις ἰηλεμιστρίας[5])

---

[1]) *TETIMATE* ist ein Vorschlag für das von den Handschriften gegebene *TETIMENAI*.

[2]) Die Handschriften haben hier und im Folgenden *ἐπαλκὲς θραρέα πέστασεν ἄχος* oder ähnlich. Was hier daraus gemacht ist, ist dem Sinne nach wohl richtig den Worten nach zweifelhaft. Zweifelhaft ist auch das *φαίνεσθαι*.

[3]) *ΤΛΑΝΤΕΣ* habe ich für das *ΠΑΝΤΕΣ* der Handschriften geschrieben und die Interpunction im Folgenden geändert.

[4]) Hier steht sonst Elektra.

[5]) *Ἔκοψα* mit dem **Cod. Medic.** — *ἔν τε* nach Hermann. — *Ἄριον* und *ἰηλεμιστρίας* mit Hermann und Ahrens.

'Απρικτόπληκτα πολυπλάνητά[1]) τ' ἦν ἰδεῖν
'Επασσυτεροτριβῆ τὰ χερὸς ὀρέγματα
"Ανωθεν ἀνέκαθεν. κτύπῳ δ' ἐπεῤῥόθει[2])
Κροτητὸν ἀμὸν καὶ πανάθλιον κάρα.

Elektra.[3])

στρ. ζ'. 'Ιὼ, δαΐα πάντολμε μῆτερ,
Δαΐαις ἐν ἐκφοραῖς
"Ανευ πολιτᾶν ἄνακτ', ἄνευ δὲ πενθημάτων
"Ετλης ἀνοίμωκτον ἄνδρα θάψαι.

Orestes.

στρ. η'. Τὸ πᾶν ἀτίμως ἔλεξας, οἴμοι.
Πατρὸς δ' ἀτίμωσιν ἆρα τίσει
"Εκατι μὲν δαιμόνων,
"Εκατι δ' ἀμᾶν χερῶν.
"Επειτ' ἐγὼ νοσφίσας ὀλοίμαν.

Chor.[4])

ἀντ. η'. 'Εμασχαλίσθη δ' ἔθ', ὡς τόδ' εἰδῇς·
"Επρασσε δ' ἅπερ νιν, ὧδε θάπτει,
Μόρον κτίσαι[5]) μωμένα
"Αφερτον αἰῶνι σῷ.
Κλύεις πατρῴους δύας ἀτίμους.

Elektra, Jamben.

Λέγεις πατρῷον μόρον. ἐγὼ δ' ἀπεστάτουν
"Ατιμος οὐδὲν ἀξία.
Μυχοῖ[6]) δ' ἄφερκτος, πολοσίνου κυνὸς δίκαν,
'Ετοιμότερα γέλωτος ἀνέφερον λίβη,
Χαίρουσα πολύδακρυν γόον κεκρυμμένα.
Τοιαῦτ' ἀκούων ἐν φρεσὶν σαῖσιν[7]) γράφου

[1]) ἀπρικτόπληκτα πολυπλάνητα nach Lachmann. ἀπριγδόπληκτα bei Hermann halte ich nicht für richtig gebildet.

[2]) ἐπεῤῥόθει mit Heath für ἐπιῤῥοθεῖ.

[3]) Hier wird gewöhnlich keine Trennung der Personen gemacht.

[4]) Wie eben, steht hier sonst für den Chor Elektra, deren Namen hernach vor λέγεις fehlt.

[5]) κτίσαι habe ich mit Stanley für das κτεῖναι der Handschriften gesetzt, ohne es für richtig zu halten.

[6]) μυχοῖ habe ich für μυχοῦ geschrieben, welches gerade den umgekehrten Sinn geben würde.

[7]) σαῖσιν hat Seidler eingefügt, da die Handschriften dem Trimeter einen Fuß fehlen lassen.

Chor.[1])

ἀντ. ζ'. Δι' ὤτων δὲ συντέτραινε μῦθον
Ἡσύχῳ φρενῶν βάσει.
Τὰ μὲν γὰρ οὕτως ἔχει· τὰ δ' αὐτὸς ὄργα[2]) μαθεῖν.
Πρέπει δ' ἀκάμπτῳ μένει καθήκειν.

Orestes.

στρ. θ'. Σέ τοι λέγω, ξυγγενοῦ, πάτερ, φίλοις·

Elektra.

Ἐγὼ δ' ἐπιφθέγγομαι κεκλαυμένα.

Chor.

Στάσις δὲ πάγκοινος ὅδ' ἐπιῤῥοθεῖ,
Ἄκουσον ἐς φάος μολὼν,
Ξὺν δὲ γενοῦ πρὸς ἐχθρούς.

Orestes.

ἀντ. θ'. Ἄρης Ἄρει ξυμβάλοι, Δίκα Δίκᾳ.

Elektra.

Ἰὼ θεοὶ, κραίνετ' ἐνδίκως δίκας.

Chor.

Τρόμος μ' ὑφέρπει κλύουσαν εὐγμάτων.
Τὸ μόρσιμον μένει πάλαι
Εὐχομένοις δ' ἂν ἔλθοι.

Orestes und Elektra.[3])

στρ. ι'. Ὦ πόνος ἐγγενὴς καὶ παράμουσος ἄτης αἱματόεσσα πλαγά.
Ἰὼ δύστον' ἄφερτα κήδη· ἰὼ δυςκατάπαυστον ἄλγος.

Chor.

ἀντ. ι'. Δώμασιν ἔμμοτον τῶνδ', ἑκὰς, οὐδ' ἀπ' ἄλλων ἔκτοθεν,
ἀλλ' ἀπ' αὐτῶν·
Διώκειν ἔριν αἱματηράν. θεῶν τῶν κατὰ γᾶς ὅδ' ὕμνος.

Anapästen des Chors.

Ἀλλὰ κλύοντες, Μάκαρες χθόνιοι, τῆςδε κατευχῆς πέμπετ' ἀρωγὴν παισὶν προφρόνως ἐπὶ νίκην.

Zunächst ist die metrische Anordnung dieses Kommos zu erwägen, welche nicht ohne Einfluß auf die Erklärung bleiben kann. Denn da nicht die Gesammtheit dieser zehn Strophen und Antistrophen durch wechselseitiges Herübergreifen zu einem Ganzen verflochten erscheint, sondern sich gewisse Ruhepunkte finden, wodurch verschiedene

---

[1]) Auch hier fehlt gewöhnlich die Ueberschrift.
[2]) ὄργα mit Pauw für ὀργᾷ.
[3]) Sonst wird der ganze noch übrige Theil des Kommos dem Chor gegeben.

Systeme gebildet werden, so wird anzunehmen sein, daß innerhalb des Kommos Veränderungen in der Stellung der Personen gegen einander, in der Gruppirung der Geschwister und Choephoren eintraten, welche zugleich den Gang der Gedanken und Empfindungen bestimmen mußten. Nun zerfällt das Ganze in fünf Systeme, welche an Ausdehnung durchgängig abnehmen. Sie sind hinsichtlich der Stellung der Strophen und Antistrophen und deren Vertheilung an die Personen ganz symmetrisch angeordnet, denn die Unregelmäßigkeit, welche im dritten Systeme stören könnte, verschwindet dadurch, daß man die beiden iambischen Parthieen, wovon jede aus fünf Trimetern mit einem eingeschobenen Dimeter besteht, als ungleichartig von den eigentlich melischen Stücken absondert.

System I.

Anap. α'. β'. α'. Anap. γ'. β'. γ'. Anap.
Chor. Orest. Chor. Elektra. Chor. Orest. Chor. Elektra. Chor.

System II.

δ'. ε'. δ'. Anap. ς'. ε'. ς'.
Elektra. Chor. Orest. Chor. Elektra. Chor. Orest.

System III.

Jamben. ζ'. η'. η'. Jamben. ζ'.
Chor. Elektra. Orest. Chor. Elektra. Chor.

System IV.

ϑ' ϑ'.
Orest. Elektra. Chor. Orest. Elektra. Chor.

System V.

ι'. ι'.
Orest. Elektra. Choros.
Anapästen des Chors.

Diesen fünf metrischen Systemen entsprechen die Abtheilungen, welche sich aus dem Inhalte ergeben.

Erste Abtheilung: Der eigentliche Threnos oder die Klage am Grabe, durch welche das jammervolle Schicksal des Agamemnonischen Hauses zum Bewußtsein gebracht und alles Fol-

gende motivirt wird. Die beiden Kinder des Agamemnon stehen einander gegenüber, ihre Gesänge entsprechen sich antistrophisch. Wahrscheinlich haben sie ihren Platz rechts und links vom Grabe, in der Orchestra. So um das Grab herumstehend sieht man sie auf einer Atheniſchen Vase bei Clarke Travels P. II. Sect. III, pl. 1. Orestes, der männliche Erbe des Todten, ist gleichsam der Hauptleidtragende; er beginnt daher den Klagegesang.

Eine bloße Einleitung des ganzen Kommos bilden die Anapästen, bei denen sich der Chor wahrscheinlich dem Grabe näherte. Sie fordern von den Mören gerechte Vergeltung der blutigen That.

Orestes fragt, unentschlossen, zweifelnd, durch welches Wort, durch welche That er vom Vater aus dem Grabe Gunst und Beistand erhalten könne. Ob auch die Welt des Lichtes mit der Nacht der Unterwelt zusammenhange, die Leichenklage dem Hingegangenen noch als ein Werk der Liebe und Huld gelte?

Der Chor versichert ihn des Fortbestehens des Verstorbenen, insonderheit seines Rachegefühls auch nach den Flammen des Rogus. Die Leichenklage mit heftigem Schlagen beider Hände erhoben, führe eine gerechte Katastrophe, ἔνδικον ῥοπάν, herbei.

Elektra erhebt von der andern Seite des Tumulus ihre Klage. Sie hebt besonders die Hilflosigkeit und Rathlosigkeit der Geschwister hervor.

Der Chor, in Anapästen: Der Gott könne nach seinem Willen noch einmal fröhlichere Lieder herbeiführen; Apollon Päon dem Agamemnonischen Hause nach der Leichenklage den Trank, womit die Trauer geschlossen und das Leben neu begrüßt wird (νεοκρᾶτα), gewähren.

Orestes wendet seine Gedanken bestimmter zu dem Begrabenen. Wieviel besser, wenn du im Heldenkampfe gefallen unter einem hohen Tumulus überseeischen Landes lägest, der dem Hause nicht eine Last des Jammers wäre (δώμασιν εὐφόρητον)!

Der Chor verfolgt die Vorstellung des ehrenvoll erschlagenen Agamemnon: er denkt ihn sich als einen auch in der Unterwelt unter seinen treuen Kampfgenossen noch immer herrschenden, als König waltenden Heerführer.

Elektra wünscht, weiblicher gesinnt, daß Agamemnon auch nicht in Troja mit den andern Heerschaaren begraben liegen möge. Eher sollten die Mörder so gebändigt worden sein, daß man in der Ferne in sorgloser Ruhe ihr Todesgeschick vernommen hätte!

Der Chor, in Anapästen, weist diese zu schönen Träume ab. Aber schon dringe die Todtenklage der Geschwister in die Tiefe

und Helfer steigen für die Kinder hervor, indem diese allein die Todtenklage mit reinen, religiösen Händen vollführen könnten, was den Herrschern (welche eigentlich die Choen gesandt hatten) nicht möglich sei.

Hiermit Abschluß des eigentlichen Threnos. Orestes und Elektra erscheinen dabei von Leid und Jammer tief ergriffen; zuerst ihre Rath- und Hilflosigkeit, dann die Vorstellung des in der Heimath erschlagenen Agamemnon und alles Jammervolle und Drückende, was sich daran anknüpft, beschäftigt ihre Gemüther. Der Chor nimmt an der Klage keinen thätigen Antheil, daher nur von einer διπλῆ μαράγνη, einen doppelten Planctus, die Rede ist; er fordert indeß die Geschwister zu dieser Ehre des Todten auf und erhebt ihr Gemüth zur Aussicht in eine bessere Zukunft. Dadurch aber, daß der Chor durch diese Todtenfeier den Rachegeist des Agamemnon schon aus der Unterwelt heraufgezogen sieht, bahnt er den Uebergang zu dem zweiten Theile des Kommos.

Zweite Abtheilung. Der Ruf der Rache. Die beiden Kinder scheinen dieselbe Stellung zu behaupten; nur beginnt jetzt nicht Orestes, sondern Elektra, in deren Gemüthe ein noch glühenderes Verlangen nach Rache für den Vater ist.

Elektra betet, daß das Wort, welches ihr Ohr wie ein Geschoß getroffen habe: Hilfe aus der Unterwelt, Zeus, der Sender der Ate aus der Tiefe, an dem Elternhause in Erfüllung gehen lassen möge.

Der Chor wünscht offen und geradezu bei Aegisths und Klytämnestras Erwürgung (wie bei dem Fällen eines Opferthiers) den Ololygmos anstimmen zu dürfen. Er mache kein Hehl aus der Richtung seiner Empfindungen; die Fahrt seines Schiffes lenke der tief eingewurzelte bittre Haß.

Orest, der noch immer nicht zu eigner That entschlossen scheint, fragt: wann der oben und unten waltende Zeus (dies scheint ἀμφιθαλὴς hier zu bezeichnen) die Frevler treffen möge. Dann werde das Land Frieden haben. Er verlange Buße von den Ungerechten, Ehre für die Todten.

Chor: Für Mord gehöre Mord nach altem Recht.

Elektra: Sie weiß nicht, wohin die Nächte der Unterwelt das Schicksal lenken wollen und fordert die Arä der Todten, die aus Agamemnons Sterbeflüchen emporsteigenden Rachegeister, auf, den verstoßenen Rest des Atridengeschlechts aus seinem Jammer zu retten.

Chor: Er schwanke hin und her, im Innern zertheilt und zerrissen, voll von Jammer und Besorgniß, wenn er Elektra's Klagen

höre; wenn er aber auf den kraftvollen heldenmüthigen Orestes schaue, hege er Vertrauen und gute Hoffnung.

Orest, noch immer überlegend, ob es vielleicht einen Ausweg geben könne, fragt, ob man die von der Mutter über die Kinder verhängte Noth durch Unterwürfigkeit zu mildern hoffen könne. Aber das Gemüth der Mutter sei keiner Milderung fähig.

Man bemerke wohl, wie die Weisheit des Dichters mit den Gedanken und Motiven haushält und jedes für seinen Platz aufspart. Von dem durch Orestes selbst zu vollführenden Morde ist noch nicht die Rede, wiewohl er Allen im Sinn liegt; beide Kinder fragen nur immer, wie der aus der Tiefe heraufbeschworene Rachegeist die Frevler treffen möge. Mit mehr Absicht und Bewußtsein weiß indeß der Chor die Gedanken immer mehr auf die Nothwendigkeit der zu vollführenden Mordthat zu lenken. Doch ist auch Orestes nahe daran, die Unmöglichkeit eines andern Auswegs zu erkennen.

Dritte Abtheilung: Hier tritt offenbar ein großer Wendepunkt ein. Wir finden nicht mehr wie früher Anapästen eingestreut. Dafür singt der Chor, etwa auf eine dem Recitativ ähnliche Weise, Jamben, welche nur durch die vielen Auflösungen und einen eingemischten Dimeter sich von den Versen des Dialogs unterscheiden. Auch diese Jamben sind antistrophisch angeordnet; aber bei den Jamben sowohl wie in dem ganzen dritten System entspricht nicht mehr der Chor sich selbst und Orestes der Elektra, sondern die Geschwister sind mit dem Chor in antistrophischem Verhältniß. Wenigstens wüßte ich mit Rücksicht auf den Sinn kein anderes antistrophisches Verhältniß durchzuführen als eben dieses. Es muß also nun eine wesentliche Veränderung in der Gruppirung der Personen stattgefunden haben; ich glaube, daß Abtheilungen des Chors oder einzelne Choreuten jetzt eine solche Stellung angenommen haben, daß sie der Elektra und dem Orest gegenüber stehen. Die Stellung scheint so gewählt worden zu sein, daß Orestes von beiden Seiten gleichsam bedrängt und bestürmt erschien. Genaueres vorzeichnen zu wollen, möchte ich nicht wagen, obgleich man sich mit einiger Phantasie die Gruppirung wohl ausmalen kann. Die erwähnten Jamben aber — ein Versmaß, welches sich ganz besonders zu einer mit Zorn und Grimm vorgetragenen Erzählung eignet — haben die Absicht, Orestes noch nicht ganz entschiedenes Gemüth durch die Erzählung von Begebenheiten, welche bis dahin in dem Verlaufe der Trilogie noch nicht berührt worden waren, aufzureizen und zur grimmigen That zu stacheln. Von Agamemnons Ermordung im Bade wird Orestes als

unterrichtet angenommen, wie es die Zuhörer sind, auf welche bei der Wahl dessen, was gesagt und was verschwiegen werden soll, natürlich auch Rücksicht zu nehmen war. Daß aber Agamemnon nicht die gehörige Todtenehre erhalten, hatte die Rede der Klytämnestra im Agamemnon v. 1534 (οὐχ ὑπὸ κλαυθμῶν τῶν ἐξ οἴκων; leider ist die Stelle lückenhaft) nur angedeutet; jetzt erst erfahren wir den genaueren Vorgang. Wer aus den Alten weiß, wie eine schmähliche Bestattung ihnen ein größeres Unheil schien, als ein jammervoller Tod, wird auch begreifen, wie weise Aeschylos diese Erzählung von der Bestattung bis hierher aufgespart, wo es darauf ankommt, Orestes Zorn gegen Klytämnestra aufs Höchste zu steigern und die Blutrache ihm als doppelte Pflicht erscheinen zu lassen. Auch wird Orestes dadurch unmittelbar zum Entschlusse gedrängt, und die ganze dritte Abtheilung des Kommos ist nichts Anderes als: Orestes entschiedener Entschluß, das Werk der Rache zu vollführen.

Doch ist vor der Betrachtung des Einzelnen noch die Beantwortung der Frage nöthig, mit der man bis sich jetzt wenig beschäftigt hat: in welchem Verhältnisse wir uns überhaupt den Chor der Choephoren zu dem Herrscherhause des Agamemnon denken sollen. Daß es Sklavinnen, δμωαὶ γυναῖκες, sind, ist bekannt; dabei denkt man aber in heroischer Zeit zunächst an Kriegsgefangene; in den Häusern der Eroberer Troja's, besonders des Agamemnon, an gefangene, als Beute vertheilte Troerinnen. Die Troischen Sclavinnen der Atriden waren durch das Epos, auch wohl schon durch die Tragödie, so bekannt, daß Aeschylos seine Zuhörer kaum darüber zu belehren nöthig hatte, daß er sich unter diesen dienstbaren Frauen Troerinnen denke; und gewiß deuteten einige Details ihrer Trauertracht, ihrer φάρη μελάγχιμα, auf orientalische Nationalität. Daß sie von einer ἀνάγκα ἀμφίπτολις reden, wodurch sie in die Knechtschaft gekommen (v. 73) deute ich auch auf die Umringung und Erstürmung Trojas; und vorzüglich schön mußte sich im Munde von Trojanerinnen der letzte Gesang des Choephoren-Chors ausnehmen:

Ἔμολε μὲν δίκα Πριαμίδαις χρόνῳ, βαρύδικος ποινά.
Ἔμολε δ᾽ ἐς δόμον τὸν Ἀγαμέμνονος u. s. w.

Dieser Trojanische Chor nun schildert, in der ersten iambischen Partie, wie er mit der leidenschaftlichen und ungemäßigten Trauer, womit der Orient seine Könige zu ehren pflegte, den Planctus an Agamemnons Grabe ausgeführt habe. — Klytämnestra nämlich hatte die Tochter und die dem Hause verwandten Frauen, welche auch in Athen nach Solonischem Rechte die heilige Pflicht der Todten-

klage hatten, davon zurückgehalten. Iphigenia, die geopferte Tochter, sprach sie mit bitterm Hohne, werde dem Ermordeten in der Unterwelt zuerst entgegenkommen und ihn dort begrüßen. Dagegen hatte die gefangenen Frauen, die Agamemnon als Beute mitgebracht, Niemand gehindert, ihrem Herrn und der zugleich gemordeten Mitsklavin Kassandra die traurige Pflicht zu leisten. An diesen Planctus, an die heftige Trauer, welche damals sie, die fremden barbarischen Frauen, an den Tag gelegt, erinnern sie jetzt, wo alle alten Schmerzen wieder aufleben: wie wenig aber diese Trauer eine des Argivischen Herrschers würdige Todtenklage war, das konnte nicht von dem Chor der Sklavinnen, sondern nur von den Kindern des Agamemnon gehörig ausgesprochen werden.

Daher nun Elektra den Gedankengang aufnimmt und mit gesteigertem Affect in lyrischen Maßen ausführt: wie die feindselige Mutter den erschlagenen Mann ohne Trauerbezeugung der Familie und der Mitbürger unter Begleitung fremder Frauen von feindlichem Stamme habe hinaustragen lassen.

Orestes wird davon sogleich heftig ergriffen und versichert, daß diese Entehrung des Vaters die Mutter kraft der Götterhilfe und seiner eigenen Hände büßen solle; dann möge ihn, den Thäter, immerhin der Tod treffen.

Der Chor fügt hinzu, wie Klytämnestra die Leiche auch noch durch Verstümmelung, durch das μασχαλίζειν, ἀκρωτηριάζειν, geschändet habe. Dies μασχαλίζειν, wodurch man den Fluch von dem Thäter abwenden, die That ἀφοσιοῦσθαι, wollte, fand am natürlichsten nach dem Hinaustragen der Leiche, der ἐκφορὰ, und vor der eigentlichen Bestattung statt, die auch in Griechenland mit der glebae iniectio begann; daher auch davon nur der Chor der Choephoren Zeuge sein konnte. So wie hier, folgt auch bei Apollonios Rhod. IV, 480 das Begraben auf die Verstümmelung des ermordeten Absyrtos; während Sophokles, Electra v. 445, anzunehmen scheint, daß Agamemnons Leichnam gleich nach der That im Badegemache, vor der funeris elatio, verstümmelt worden sei.

Elektra erzählt in einer iambischen Partie, welche der Form und dem Inhalte nach der vorerwähnten genau entspricht, wie sie bei dieser Bestattung auf schimpfliche Weise ausgeschlossen, im Innern der Gynäkonitis (μυχοί) eingesperrt, einem gefährlichen Hunde gleich behandelt worden sei, aber dessenungeachtet, während man ihr die Trauer versagt, doch nur an thränenvollem Aechzen ihre Freude gehabt habe.

Der Chor fordert den Orestes auf, dies wohl in sich aufzunehmen. So stehe es damit; das Andere — was das Schicksal noch verborgen habe — solle er selbst kennen zu lernen streben und mit unbeugsamen Sinne durchdringen.

Vierte Abtheilung: Orest im Verein mit Elektra und dem Chor ruft den Vater zum Streitgenossen in dem Kampfe mit den Mördern herauf; der Mord solle nun mit dem Morde zusammentreffen. Der Chor ahnet, inneren Schauders voll, Gewährung des Wunsches. — Hierbei entspricht, zum ersten Mal in diesem Kommos, jede Stimme sich selbst; wahrscheinlich bewegen sich die Geschwister mit leidenschaftlicher Gebehrde um das Grab. Der Chor aber singt, wie aus den Worten στάσις πάγκοινος hervorgeht, mit allen Stimmen, was bisher in diesem Kommos noch nicht der Fall gewesen zu sein scheint. Um so größer war der dadurch hervorgebrachte Eindruck: und um so bestimmter wurde der Inhalt dieser Abtheilung als das Ziel des Ganzen bezeichnet.

Fünfte Abtheilung: Während die Geschwister die schreckliche Pflicht, die auf ihnen liegt, und das Jammervolle ihres Schicksals beklagen, erkennt der Chor darin die nothwendige Natur der dem Hause durch sich selbst geschlagenen, immer weiter fressenden Eiterwunde, daß der Streit durch Blut verfolgt werden müsse. — Auch hier ist die Stellung der Personen eigenthümlich, indem die Geschwister zusammen dem Chor entsprechen, wenn sie nicht vielleicht in dieser letzten Abtheilung sich dem Chor angeschlossen und ihre Stimmen mit denen des Chors vereinigt haben.

In den Anapästen, welche den Kommos abschließen, wird der Hauptgedanke, auf den das Ganze hinzielt, wiederholt: die Unterirdischen möchten dem Orestes im Kampfe mit den Mördern beistehen.

Es ist kaum nöthig, noch einen Blick rückwärts zu werfen, um gewahr zu werden, wie genau, bei aller leidenschaftlichen Bewegung, der Fortschritt und wie zweckmäßig die Gliederung dieses Gedichtes ist, wie namentlich immer der vorhergehende Theil den folgenden motivirt und durch die natürlichsten Uebergänge herbeiführt. Die Klage um das eigene und des Vaters Geschick (1) begründet den Ruf um Rache, der so lange mit Unentschlossenheit gepaart ist (2), bis Orestes durch die Erzählung ihm noch unbekannter Frevel gegen seinen Vater aufgereizt (3) den erhabenen Schatten entschieden zur Theilnahme an dem Kampfe mit den Mördern aufruft (4): worauf, um dem erschütterten Gemüthe die rechte Stimmung wieder zu geben, nur noch nöthig war, daß der beschlossene Mord als nothwendiges Schicksal des

Hauses gefaßt und anerkannt wurde (5). Dadurch erhält auch dieser Kommos für sich einen poetisch befriedigenden Schluß; denn nachdem in den vorhergehenden Abtheilungen die Entwickelung dramatisch fortgeschritten und der Entschluß des Mordes zur Reife gediehen war, wird nun dieser Entschluß selbst als Frucht des alten Schicksals des Hauses, als ein Zeichen des Waltens der unterirdischen Götter in dem Atriden-Geschlechte aufgefaßt und dadurch an die Stelle leidenschaftlicher Aufregung eine erhabenere Betrachtung der Dinge gesetzt. — Während hiernach Umstellungen von Strophen oder größeren Partheien unnütz und dem Zusammenhange des Ganzen sogar nachtheilig erscheinen müssen: werden dagegen die Aenderungen, welche wir in der Vertheilung der Gesänge unter die Personen vorzunehmen durch den Gedankengang bewogen wurden, wohl auch noch durch die schöne Durchführung der Charaktere bestätigt, welche wir dadurch offenbar gewinnen. Orestes, auf dessen Händen die That liegt, erscheint mit Recht schwankend, überlegend; obwohl er den Threnos begonnen, tritt er nachher mehr zurück, erscheint mehr von Außen in Bewegung gesetzt und afficirt, bis er am Anfange des vierten Theils zum festen Entschlusse gelangt und alsbald auch den Vorrang, den er vorher aufgegeben, sich von Neuem vindicirt. Elektra, deren tiefes Gemüth Aeschylos schon in den Hauptzügen dem Sophokles vorgezeichnet hat, sie die tägliche Wahrnehmerin und Dulderin aller der Trübsal und Unwürdigkeit, von welcher Orestes mehr nur den Ruf vernommen, erscheint in ihren Klagen heftiger, ungestümer und auf weibliche Weise noch mehr von Haß und Bitterkeit durchdrungen. Der Chor, wiewohl nur durch das Recht des Krieges dem Atridenhause unterthan, doch voll von Anhänglichkeit an den mächtigen und edlen Kriegsfürsten und sein verwaistes Geschlecht, überschaut die Schicksale des Hauses mit mehr Fassung und Besonnenheit als die Geschwister und lenkt daher, während die Andern mehr dem Sturm ihrer Gefühle folgen, mit entschiedener Absicht den Gang der Gedanken und Entschlüsse zu dem Ziele, welches sie zuletzt erreichen.

Scholien zu den im Rheinischen Museum Jahrg. IV. H. III. S. 393 ff. von Herrn Dr. Dübner herausgegebnen Versen des Tzetzes über die verschiedenen Dichtungsgattungen.

Es ist zwar eine geringe Freude, sich zum Commentator eines so albernen und unwissenden Schriftstellers zu machen als Joannes Tzetzes ist; indeß muß ein Alterthumsforscher wohl öfter einen großen Schutthaufen durchwühlen, um einige kleine Bruchstücke zu finden, die für die Wiederherstellung des Baues der antiken Welt brauchbar scheinen. Diese Hoffnung wird uns auch bei der Analyse der neulich zum erstenmal herausgegebnen Verse des Tzetzes nicht im Stiche lassen, indem diese neben vielen oberflächlichen und verkehrten Angaben doch auch einige schätzbare Winke aus ältern Literatoren enthalten, namentlich für die Oekonomie und Technik der alten Tragödie, worüber wir für unser philologisches Bedürfniß viel zu wenig Notizen aus dem Alterthum haben. Ich werde in den folgenden Bemerkungen mir erlauben, Erklärung, Kritik des Textes und Beurtheilung der Angaben des Tzetzes zu verbinden, aber dabei nur auf Sinn und Zusammenhang des Ganzen mein Augenmerk richten und manche Fehler des Textes nicht berühren, zu deren sichrer Verbesserung eine genauere Kenntniß der sehr disharmonisch zusammengesetzten Ausdrucksweise des Tzetzes, so wie der Freiheiten seines Versbau's, gehört. Der Vers, in dem diese literarischen Erörterungen, so wie der schon früher herausgegebene Anhang zu den Chiliaden, geschrieben sind, ist der bekannte Byzantinische Senar, dessen sich nicht die damalige Volkspoesie, sondern die Gelehrten (wenn man sie so nennen darf) der Zeit bedienten, in welchen η und ω immer lang, ε und ο kurz, α, ι und υ aber nach Belieben lang und kurz sind, wenn sie nicht durch Position lang werden, und in der Regel der Vers nur zwölf Silben haben darf, wobei indeß einige Unregelmäßigkeiten mit unterlaufen, die vielleicht noch eine nähere Bestimmung zulassen.

Tzetzes theilt zuerst die ganze Poesie in acht Gattungen, welche er in den Versen 7 bis 11 zusammenfaßt und alsdann einzeln beschreibt. Es sind Lyrik, Komödie, Tragödie, Drama Satyrikon, Monodie, Dithyramb, Jambos und *ποιητικὸν πᾶν ἀνώνυμον γένος*, mit welchem Ausdrucke sonderbarer Weise das Epos bezeichnet wird. Daß diese Eintheilung nicht etwa von gelehrten Literatoren des Alexandrinischen Zeitalters herstamme, bedarf keines Beweises; sie übergeht wichtige Gattungen mit Stillschweigen, wie die Elegie und das

Epigramm, und rechnet dagegen die Monodie, welche dem Drama angehört, als eine besondere Gattung. Was von der Lyrik im Allgemeinen gesagt wird, V. 15—17, und sich auch in den Prolegomenen des Isaak Tzetzes zum Lykophron findet, sollte vom Dithyramb gesagt sein; sowohl die fünfzig Choreuten als die Stellung im Kreise und der Siegespreis der Ochsen gehen nur den kyklischen Chor der Dithyrambopöen an, wofür es nicht nöthig ist, die bekannten Belege von Neuem anzuführen. Den Namen der Komödie leitet Tzetzes, wie schlechte Etymologen öfter thun, zugleich von drei Worten ab, nämlich von κῶμα, κώμη und κῶμος, und macht daraus eine Geschichte, wie arme Leute in Attika, die von den Vornehmen unterdrückt worden wären, ihre Beschwerden in der Zeit des Schlafes, κῶμα, in den Landorten, κῶμαι, ausgerufen hätten und daraus auf Befehl des Rathes eine Lustbarkeit zur Erheiterung der Trinkgelage, κῶμοι, gemacht worden wäre. Doch ist auch diese schlechte Erfindung, die offenbar keinen andern Zweck und Grund hat, als drei Etymologieen mit einander auszusöhnen, von Thomas Magister in dem Leben des Aristophanes p. XV. Küster, und von dem Schriftsteller von der Komödie ebenda p. XII. so wie in Bekkers Anecd. Gr. T. II. p. 748 angenommen worden. Daß τρυγῳδία der ursprüngliche Name für alle drei Gattungen, Tragödie, Komödie und Satyrdrama gewesen (V. 57), beruht nur darauf, daß manche auch τραγῳδία von τρυγῳδία herleiteten, wie Tzetzes hernach (V. 119) selbst thut und vor ihm auch bessere Schriftsteller gethan haben, wie Athenäos II. S. 40 b. Euanthios de trag. et com. Thesaur. Ant. Graec. VIII. p. 1683 b und Diomedes p. 484 Putsch. Dagegen braucht Aristophanes öfter, wie bekannt ist, den Namen τρυγῳδία und χορὸς τρυγῳδῶν für Komödie und komischen Chor auf eine Weise, daß der Ausdruck als durchaus unzweideutig erscheint; man kann nach seinem Gebrauche der Benennung nicht zweifeln, daß der „Hefengesang" eine spottende Benennung der Komödie und keiner andern Gattung war. Die Uebertragung des Namens der τρυγῳδία auf die Tragödie gehört erst einer Zeit und Richtung an, in der man die Geschichte der Tragödie nicht nach historischen Erinnerungen, sondern nach scheinbar natürlichen Voraussetzungen und seichten Etymologieen gestaltete. Ich muß gestehen, daß ich Alles zu den Erfindungen dieser Zeit rechne, ohne selbst die Verse der Ars poetica des Horaz (274 f.) im Geringsten davon auszunehmen, wobei eine ländliche Aufführung und ein heiter komischer Charakter der ältesten Attischen Tragödie angenommen wird. Die Ueberlieferungen, welche die Farbe bestimmter,

localer Erinnerung tragen, führen nach meiner Meinung alle dahin, daß die Tragödie von Anfang an an das Lenäon in der Stadt geknüpft war und mit Cultusgebräuchen des Lenäenfestes zusammenhing, welche denen der Trieteriken und Omophagien in andern Gegenden von Griechenland nahe verwandt waren. Etwas Wildes und Groteskes, wie es den Bacchischen Feierlichkeiten dieser Art zukommt, lag gewiß im Charakter des Spieles: daraus mag man später auf bäuerische Rohheit und Lustigkeit geschlossen haben. Die Zeugnisse, welche von einer ländlichen Tragödie reden, können zum Theil schon aus sich selbst des Irrthums überführt werden, wie namentlich das bekannte Epigramm des Dioskorides (Anthol. Palat. VII, 410):

Θέσπις ὅδε, τραγικὴν ὃς ἀνέπλασε πρῶτος ἀοιδὴν
κωμήταις νεαρὰς καινοτομῶν χάριτας,
Βάκχος ὅτε τριττυῖ κατάγοι χορόν, ᾧ τράγος ἆθλον,
χὠττικὸς ἦν σύκων ἄῤῥιχος ἆθλον ἔτι.

Wenn hier *τριττυῖ* aus der Lesart der Handschrift *τριϑὺν* von Welcker im Nachtrage zu der Schrift über die Aeschyl. Trilogie S. **246** richtig hergestellt worden ist — wie ich meine, daß es am Tage liegt — und wenn Dioskorides diese Trittyen-Chöre bei der Tragödie des Thespis wirklich aus der Ueberlieferung geschöpft hat, so widerlegt er damit selbst schon die Annahme, daß Thespis sein neues Lied für die Landbewohner, *κωμῆται* oder eigentlich *δημόται*, von Attika gedichtet habe. Denn von den Trittyen ist bekannt, daß mit diesem Namen die ursprünglichen Phratrien als Drittel der vier alten Phylen, die in der Zeit des Thespis noch bestanden, bezeichnet wurden. Diese Phylen und Phratrien entsprachen aber durchaus nicht der Eintheilung des Landes in die Distrikte der Demen, indem sie allein auf die Geschlechterverfassung und nicht auf die Wohnorte der Bürger gegründet waren. Es ist nach Allem, was wir über die ältere Phyleneintheilung von Athen wissen, undenkbar, daß die Trittyen bestimmte Landorte zu Versammlungsorten gehabt haben sollten, wo sie für sich ihre Feste gefeiert hätten, sondern, wenn die Trittyen zusammenkamen und Chöre für sich ausrüsteten, wie es hernach die zehn Phylen des Kleisthenes thaten, so konnte dies nur in der Stadt Athen geschehn. Auch ist es in der That sehr glaublich, daß die Chöre an den Lenäen und andern Festen, die später von den zehn Phylen gestellt wurden, vor Kleisthenes eine Sache der zwölf Trittyen und nicht der vier Phylen waren, da die allgemeine Uebung der Tanzkunst und des Gesanges mehr den frühern als den spätern Zeiten angehört und, wenn nur vier Chöre gestellt worden wären, zu wenige Bürger zur Dar-

stellung ihrer orchestischen und musischen Kunstfertigkeit gekommen wären. So ist also die Erwähnung der Trittyen ganz an ihrem Orte; dagegen sind die Züge aus dem Landleben, welche Dioskorides damit verbindet, der Bock als Preis (nicht als Opfer) und der Korb mit Feigen als ein zweiter Preis, offenbare Uebertragungen von den Ursprüngen der Komödie, die den ländlichen Dionysien angehören, wie die zum Theil wörtliche Uebereinstimmung beweist, die zwischen dem Epigramm des Dioskorides und der Epoche der Parischen Marmor-Chronik (39) stattfindet, welche von der Erfindung der Komödie durch Susarion handelt: *'Αφ' οὗ ἐν 'Αθήναις κωμῳδῶν χορὸς ηὑρέθη* (nach Böckhs Herstellung), *στησάντων αὐτὸν τῶν 'Ικαριέων, εὑρόντος Σουσαρίωνος, καὶ ἆθλον ἐτέθη πρῶτον ἰσχάδων ἄρσιχος καὶ οἴνου ἀμφορεύς.*

Ich kehre zu Tzetzes zurück, der nach einem Versuche, die sittlichen Zwecke der Tragödie und Komödie nachzuweisen, in der Art, wie er die drei Gattungen der Komödie unterscheidet, eine enorme Unwissenheit an den Tag legt, von der man ihn auch durch keine Besserung des Textes befreien kann. Daß Aristophanes zur mittlern Komödie gerechnet wird, in welcher der Tadel versteckt gegeben worden sei, konnte Tzetzes nur sagen, wenn er kein Stück des Komikers gelesen hatte; man würde ihm zu viel Ehre anthun, wenn man annähme, er habe dabei etwa den Aeolosikon des komischen Dichters vor Augen gehabt; vielmehr hat er nur die Angaben, die sich in sehr verwandter Art in den Scholien zum Dionys. Thrax, in Bekkers Anecd. Gr. II. p. 749, bei dem Andronikos *περὶ τάξεως ποιητῶν* (Bekker's Anecd. Gr. III. p. 1461) und dem Anonymos bei Küster p. XXI. finden, durch Flüchtigkeit und Unkunde in Verwirrung gebracht. Dieselbe gänzliche Unbekanntschaft mit Aristophanes geht auch weiterhin aus den Bemerkungen des Tzetzes über die Parabase hervor.

Im Folgenden ist der Sinn etwas durch eine unrichtige Interpunktion verdunkelt. Die Verse 97 — 109 hängen so zusammen:

Τούτοις δὲ κοινὸν, τοῖς τρισὶ χοροστάταις,

nämlich dem tragischen, komischen und Satyr-Dichter,

ἐν τετραγώνῳ τῇ στάσει καθεστάναι,
τράγον τε πρὸς δώρημα τῆς νίκης φέρειν,
καὶ δημοσίαν τὴν τροφὴν ἐσχηκέναι,
μιμητικῶς τε πάντα δρᾷν τῇ θυμέλῃ,
ὅθενπερ ἐσχήκασι κλῆσιν δραμάτων·
(μίμους γὰρ ἐκτρέφοντες ἄνδρας θυμέλης
μιμητικοῖς ἔπραττον ἅπαντα τρόποις

ἀνδρῶν, γυναικῶν ἐκμιμούμενοι θέας)
ταῦτα τὰ κοινὰ τῶνδε καὶ μεμιγμένα.
Διαφορὰν μάνθανε τῆς κωμῳδίας,
ἧς εἰκοσιτέσσαρες οἱ χορεργάται,
ἑκκαίδεκα δὲ σατύρων, τραγῳδίας.

Daß der Chor des Dramas ein viereckter war, bemerkt Tzetzes auch in den Prolegomenen zum Lykophron p. 1 P., so wie das Etymol. M. p. 764. Bekkers Anecd. Gr. p. 746, und Andere; und gewiß war dies einer der wesentlichsten Punkte zur Bestimmung der Beschaffenheit und der Bewegungen dieses Chors, nur daß es dem dramatischen Chore nicht so ausschließlich zukam, als Tzetzes glaubt (vgl. V. 16), da die Chöre der Lakonisten nach Athenäos V. p. 181 c. auch viereckige und doch gewiß keine dramatischen waren. Woher alsdann Tzetzes die Angabe eines tragischen und Satyr-Chors von sechszehn Choreuten habe, ist schwer zu sagen; alle andern Nachrichten, die in G. C. W. Schneiders Attischem Theaterwesen Anm. 142 am Vollständigsten zusammenstehen, wissen nur von den Zahlen zwölf, vierzehn und funfzehn, und Tzetzes selbst hat in den angeführten Prolegomenen die Vierzehnzahl für die Tragödie und das Satyrdrama angenommen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß dort *ΙΑ* aus einer Verderbung von *ΙΔ* hervorgegangen ist. Vielleicht hat Jemand geglaubt zur Funfzehnzahl noch den darin schon enthaltenen Hegemon addiren zu müssen; oder der Ausdruck *τετράγωνος χορὸς* ist so verstanden worden, als forderte ein solcher Chor immer gerade eine quadratische Zahl von Choreuten.

Die ferneren Bemerkungen des Tzetzes über den Unterschied der drei Hauptgattungen des Dramas enthalten fast nur Angaben, die schon früher vorgekommen sind. So ist auch die Entstehung der Komödie von Neuem eben so, wie oben V. 26 ff., angegeben, nur kürzer, daher kein Zweifel sein kann, daß V. 117, wie V. 40, *κώμοις παρ' αὐτοῖς καὶ πότοις Διονύσου* zu schreiben ist.

Daß Tzetzes aus der Monodie eine besondere Art von Poesie macht, läßt sich von keiner Seite her rechtfertigen. Denn die Monodieen, welche im Drama von der Bühne gesungen werden und einen Theil der Gesänge *ἀπὸ σκηνῆς* bilden, können nicht als eine besondere Dichtungsgattung angesehen werden; auf diese deutet aber Tzetzes mit den Worten hin:

γίνωσκε κυρίαν δὲ τὴν μονῳδίαν,
ὃ πανμόνος λέγῃ τις ἐν θρηνῳδίαις,

wo für das seltsame *ὃ πανμόνος* — *ὅταν μόνος* zu schreiben ist.

Was aber Tzetzes eine Monodie *κατὰ παράχρησιν* nennt, nämlich ein Drama wie Lykophrons Alexandra, daraus kann offenbar keine besondre von der Tragödie verschiedene Gattung gemacht werden. Doch ist schon darauf aufmerksam gemacht worden (von Welcker, im Museum IV, III. S. 409), daß der oben schon angeführte Grammatiker Andronikos, aus dessen Schrift *περὶ τάξεως ποιητῶν* Bekker, Anecd. Gr. III p. 1461. Einiges mitgetheilt hat, dieselbe Definition der Monodie gibt.

Was Tzetzes über die Dithyramben und Jamben sagt, ist nicht aus der schlechtesten Quelle geschöpft, aber enthält doch nur bekannte Sachen. Von der elendesten Beschaffenheit ist dagegen das Stück über das *ἀνώνυμον γένος*, worunter das Epos verstanden wird. Hier wird es auch sehr wahrscheinlich, daß Tzetzes den erwähnten Andronikos ausgeschrieben, besonders aus seinen Worten V. 169: *λέξιν τε ποιὰν ἱστορικήν τε φράσιν.* Hier ist das unbestimmte *ποιάν* auf eine ganz alberne Weise gebraucht, während es bei dem Andronikos nur eine Ankündigung näherer Bestimmungen enthält: eine gewisse Ausdrucksweise, nämlich eine heroische, würdevolle und dem heroischen Metrum angemessene u. s. w. Die Worte sind: *καὶ ποιὰ λέξις, ἤτοι ἡρωικὴ καὶ ἀξιωματικὴ καὶ τῷ ἡρωικῷ μέτρῳ ἁρμόζουσα, ἀλλ' οὐ κατατετριμμένη καὶ χθαμαλή.* Zugleich sieht man durch die Vergleichung dieser Stelle, woher das *ποιητικὸν ἀνώνυμον γένος* des Tzetzes stammt, nämlich aus dem Gebrauche mancher Grammatiker in Byzanz, nicht bloß den Homer den *ποιητὴς* vorzugsweise zu nennen, sondern die epischen Dichter überhaupt schlechtweg als *ποιηταὶ* zu bezeichnen und auf diese Weise die Poeten den Tragikern, Jambographen u. a. gegenüberzustellen. Auch in den Prolegomenen zum Lykophron heißen die Epiker *κατ' ἐξοχὴν ποιηταί.*

Von dem zweiten Abschnitt der Jamben des Tzetzes, welcher speciell von der Komödie handelt, ist nach der großen Unbekanntschaft mit diesem Zweige der Literatur, die Tzetzes schon oben an den Tag gelegt, wenig zu erwarten. Er will angeben, wie viele Theile die Komödie habe, und in wieviel Stücke die Parabase zerfalle (*καὶ παραβάσεως ὁπόσα τὰ μέρη* ist zu schreiben, ohne *τῆς* und *δὲ*, vgl. V. 19). Die Theile der Komödie werden nach einer bekannten Abtheilung so angegeben: der Prolog bis zum Einzug des Chors; die Chorlieder; die Epeisodien zwischen den Chorliedern; die Exodos nachher. An dem Ausdrucke in V. 14, 15 *ἐπείσοδος τρίτον δὲ· τὶ δὲ τυγχάνει; λόγος μεταξὺ πλὴν μελῶν χοροῦ δύο* ist kein Anstoß zu nehmen; Tzetzes verbindet auch in dem Abschn. über die Tragödie

V. 23 μεταξὺ πλήν. Weit weniger gelingt es unserm **Grammatikos**, mit der Eintheilung der **Parabase** ins Reine zu kommen. Bekanntlich sind die sieben Stücke, in welche eine vollständige Parabase zerfällt, das κομμάτιον, die eigentliche παράβασις, das μακρὸν oder πνῖγος, das μέλος, das ἐπίῤῥημα, das μέλος ἀντίστροφον und ἀντεπίῤῥημα. Man kann diese sieben Stücke mit Fug in zwei Massen theilen, die erste aus κομμάτιον, παράβασις und πνῖγος bestehend, bei welcher der Chor seine Stellung der Bühne gegenüber verläßt und nach einem kurzen Marsche an einen Platz gelangt, wo er sich mit dem Angesicht gegen die Zuschauer aufstellt; diese Ortsveränderung benutzt der Dichter der Komödie, um dabei den Chor von den Verhältnissen und Absichten des Dichters reden und das Publikum über seine Intentionen aufklären zu lassen. Die andere Masse, bestehend aus μέλος oder στροφὴ, ἐπίῤῥημα, μέλος ἀντίστρ. und ἀντεπίῤῥημα, enthält das, was der Chor in seiner neuen Stellung gegen die Zuschauer hin ausspricht, worin, zwischen lyrischen Ergüssen zum Ruhm und Heil der Stadt, politische Mahnungen und Rathschläge die Hauptstelle einnehmen. Die beiden Massen konnten sogar von einander durch einen Zwischenakt getrennt werden, wie es bekanntlich in Aristophanes Frieden und auf eine ziemlich ähnliche Weise in den Fröschen geschieht, wo die Gesänge des Chors und Vorträge des Koryphäos vor der Scene zwischen Dionysos, Xanthias und Aeakos den ersten Theil der Parabase bilden und die übrige Parabase erst nach jener Scene eintritt. Freilich weicht hier die erste Masse sowohl hinsichtlich des Kommation als des Pnigos von der gewöhnlichen Form ab: allein Aristophanes gestattet sich auch sonst freie und mannigfaltige Variationen der Grundform in der Parabase, und der Charakter des anapästischen Hauptstücks stimmt doch mit der παράβασις im engern Sinne zu gut überein, als daß ich mit **Genelli**, Theater zu Athen S. 292, und **Kolster** de parabasi vet. com. p. 30 urtheilen möchte, daß den Fröschen die erste Hälfte der Parabasis gänzlich fehle.*)

Es möge erlaubt sein, bei dieser Veranlassung noch etwas näher in die Anlage der Parabase und was damit zusammenhängt in Aristophanes **Fröschen** einzugehn, da vielleicht daraus einiges Licht für die Geschichte der Komödie überhaupt gewonnen werden kann. Es ist nach den Andeutungen der alten Erklärer nicht zu zweifeln, daß in

*) Vergl. Gesch. der Griech. Liter. Th. 1. S. 208—210.

diesem Drama vor V. **334**: *Ἴακχ᾽ ὦ πολυτίμητ᾽ ἐν ἕδραις ἐνθάδε ναίων*, kein Chor sichtbar wurde, indem die Frösche als ein *παραχορήγημα* von dem hernach auftretenden, aber jetzt noch hinter oder unter der Bühne versteckten Chor ungesehen dargestellt wurden.*) Das Lied, womit nun der Chor von V. **334** an auftritt, muß demnach eigentlich eine Parodos des Chors genannt werden, den Definitionen zufolge, welche die Alten von der Parodos geben und die wir hernach genauer erörtern wollen. Auf der andern Seite hat dieser Chorgesang oder vielmehr Complexus von Chorgesängen, sowohl in seiner sehr mannigfachen Composition und metrischen Beschaffenheit als auch in seinem Inhalte, sehr viel Abweichendes von andern parodischen Chorgesängen in der Komödie, und man merkt schon daran, daß er noch eine andere Bestimmung erfüllen soll, als die einer gewöhnlichen Parodos. Der Chor beginnt mit einem antistrophischen Liede in weichem Jonischem Versmaß, worin Jakchos angerufen wird, den fröhlichen ausgelassenenen Chortanz der Mysten, der alle Sorge und Bekümmerniß entferne, anzuführen. Dann gebietet er, durch den Mund des Koryphäos ohne Zweifel, in anapästischen Tetrametern allen Ungeweihten, welche die Orgien der Musen nicht geschaut haben oder Böses gegen das Vaterland im Sinne haben, sich hinwegzubegeben, und fordert sich selbst in freien anapästischen Versen, welche wieder antistrophisch geordnet sind, auf, die blumigen Wiesen zu betreten und dort zu spotten und die Soteira zu feiern. Hernach singt der Chor nach Aufforderungen, die natürlich auch von dem Koryphäos

---

*) Ich verweise darüber auf Meiers **de Aristoph. Ranis Commentatio prima (Ind. schol. in Univ. Hal. per hiemem 1836—37) p. IX.** Die Schreibfehler der Scholien: *παρηγορήματα*, und im **Cod. Rav.** *παραχορήματα* zeigen deutlich auf *παραχορηγήματα* hin und geben kein Recht, mit G. C. W. Schneider, das Attische Theaterwesen S. **126**, vom *παραχορήγημα* und *παρασκήνιον* das *παρηγόρημα* als ein Drittes zu unterscheiden. Sondern *παραχορήγημα* heißt wohl Alles, was von Chorpersonen außer ihren gewöhnlichen Funktionen geleistet wird, es sei, daß sie Personen der Bühne oder einen andern nicht erscheinenden Chor ersetzen. Da der Chor in seiner eigentlichen Rolle in den Fröschen noch nicht erschienen ist, so lange man die Stimmen der Frösche hört, so konnten recht gut die gewöhnlichen vier und zwanzig Choreuten dazu gebraucht werden, und es bedurfte also dazu keines außerordentlichen Aufwandes des Choregen. Ebenso ist es in dieser Beziehung in Aristophanes Frieden, wo der Chor als solcher erst V. **301** auftritt, offenbar zum Theil aus dem Grunde, damit die Stimmen einiger Choreuten vorher benutzt werden konnten, um V. **114—148** die im Hause verborgenen Töchter der Trygäos darzustellen. Der Scholiast nennt auch dieses Stück *παραχορηγήματα*, wie W. Dindorf mit vollem Recht für *παραχωρήματα* geschrieben hat.

(oder zwei Koryphäen) gesprochen werden, ein antistrophisches Liedchen auf die Demeter als die Königin der heiligen Orgien und ein anderes in drei iambischen Strophen auf den Jakchos als Führer des Chors. Jene wird gebeten, zu bewirken, daß der Chor nach vielem Scherz und Spott, nach vielen lächerlichen und ernsthaften Reden als Sieger gekränzt werden möge; dieser, daß er den Chor geleiten möge, er habe ja auch um des lächerlichen und prunklosen Aussehens willen (ἐπὶ γέλωτι κἀπ' εὐτελείᾳ) dem Chor aufgeschlitzte Sandalen und Kleider, die das Nackte durchblicken lassen, gegeben. Hierauf geht der Chor unmittelbar, wie er es eben vorhergesagt, zur Verspottung einzelner Individuen über und verhöhnt in fünf kleinen Strophen von iambischem Versmaße den unächten Bürger und Demagogen Archedemos, den Pathicus Kleisthenes und den Kallias. Nach einem kurzen Gespräch, das in denselben Strophen auf komische Weise fortgeführt wird, und worin der Chor den Dionysos zur Thüre des Pluton zurecht weist, fordert zuerst der Koryphäos und dann der Chor selber in einem antistrophischen Liede sich von Neuem auf, die blumigen Wiesen zu betreten, worauf den Geweihten und Frommen das heiterste Leben beschieden sei. — Fragt man, warum gerade dieser Chor mit einem solchen Complex verschiedenartiger Lieder und Reden auftritt: so kann der Grund wohl nur in der besondern Bedeutung des Chors in den Fröschen gesucht werden. Es braucht aber wohl keines Beweises, sondern nur eines Fingerzeigs, daß die Rolle der seligen Eingeweihten, die dieser Chor spielt, nichts ist als eine Maske, die er nach der Laune des Dichters bald vorhält bald auf die Seite schiebt, seine eigentliche Bedeutung aber die des komischen Chors überhaupt ist. Die Orgien, in die er geweiht ist, sind die der Musen; seine Lust und Ausgelassenheit ist die Freiheit des komischen Theaters; Jakchos ist Dionysos als Gott der Komödie, und der Sieg, um den der Chor die Demeter anfleht, ist der Preis, der dem besten Chor der Komödie ertheilt werden sollte. Am deutlichsten wird dies in den anapästischen Tetrametern ausgesprochen, worin derjenige aus dem Kreise der Eingeweihten weggewiesen wird, der nicht in den bacchischen Geheimdienst des stierverschlingenden Kratinos — eine Hindeutung auf die mystischen Omophagien des Dionysos Bakcheios — aufgenommen worden; aber auch die andern Abtheilungen dieser Reihe von Liedern sind mit Anspielungen der Art durchzogen, und namentlich wird Dionysos in den Versen von den aufgeschlitzten Sandalen und Kleidungen der Chortänzer offenbar als der Gott, von dem die ganze Einrichtung der Komödie und so auch das Costüm des Chors

in höchster Instanz ausgegangen, bezeichnet. Zwar haben schon alte Erklärer in der Stelle eine Anspielung auf die durch die damaligen Zeitumstände herbeigeführte Sparsamkeit der Choregen in der Ausrüstung des Chors gesucht; allein ein solcher Tadel würde sich gar nicht mit dem Hauptgedanken des ganzen Liedes, daß Dionysos selbst die Lust und Freiheit der Komödie begründet habe, in Uebereinstimmung bringen lassen. — Indem nun also Aristophanes den Chor, den er in diesem Stücke einführt, überhaupt als den komischen Chor darstellen will, kann er dies gewiß auf keine bessere Weise erreichen, als daß er ihn so daherziehn und solche Lieder singen läßt, wie sie dem komischen Chor besonders zukommen und für ihn eigenlich charakteristisch sind, und auf diese Weise gleichsam eine lyrische Urkomödie durch den Chor aufführt, wie sie in den Festgebräuchen des Dionysos- und Demeter-Cults gegeben war und fortwährend die sanctionirte Grundlage der dramatischen Komödie bildete. Denn in der That ist dieses Stück der Frösche noch ein vollständigeres Nachbild jener ältesten Komödie, als selbst der phallische Gesang, den Dikäopolis an seinen ländlichen Dionysien in den Acharnern V. 263 anstimmt. Hier haben wir eben nur das φαλλικὸν ᾆσμα, an welches sich die Komodia anschloß; in den Fröschen aber wird recht deutlich, wie sich an solche lustige Hymnen zu Ehren des Dionysos und verwandter Götter auch gleich Verspottungen einzelner Individuen anknüpfen konnten, gerade so wie die Phallophoren nach Athenäos XIV p. 622 zuerst den Bakchos begrüßten und dann vorlaufend die, welche sie sich dazu ausersehn hatten, verhöhnten, und wie die Weiberchöre der Aegineten im Dienst der Damia und Auresia nach Herodot V, 83 andere Weiber mit Spottreden neckten: Gebräuche, wie sie nicht bloß der Komödie, sondern schon viel früher in Paros den Jamben des Archilochos ihre Entstehung gegeben hatten. Wir sehen also, wie in den Fröschen der Chor auf eine solche Weise auftritt, daß man den ganzen Charakter des komischen Chors schlechthin, in seiner ungebundenen Freiheit und zügellosen Lustigkeit, welcher aber doch die Beziehung auf die Religion zugleich einen Schimmer von Heiligkeit verleiht, darin erkennen soll, während dagegen in den andern Dramen des Aristophanes der Chor bei seinem Auftreten sogleich einen speciellen, durch die Handlung des Stücks gegebnen Charakter zeigt. Dadurch bekommt aber auch schon das Auftreten des Chors in den Fröschen eine große Aehnlichkeit mit der Parabase, da die Parabase ja eben, wie W. H. Kolster gezeigt hat, der älteste und ursprünglichste Theil des komischen Dramas und gleichsam nur eine ernsthaftere und würdevollere Gestaltung der Ur-

komödie ist — wenn wir uns dieses früher sehr gemißbrauchten Ausdruckes bedienen dürfen. Und hierin liegt offenbar der Grund, warum die eigentliche Parabase in den Fröschen, welche zweihundert Verse weiter eintritt, sowohl des anapästischen Stückes als auch aller Beziehung auf die dichterische Kunst und die besondern Tendenzen des Aristophanes entbehrt: alles Dies ist nämlich durch die obige Parodos schon vorweggenommen. — Die Frage, wie mit dieser Einrichtung der Parabase die räumliche Aufstellung des Chors zusammenhing, ist in Bezug auf die Frösche schwierig zu beantworten und fordert wenigstens vorgängige Untersuchungen über die Bedeutung und Benutzung des Proskenions und der Orchestra im ganzen Verlauf dieses Stücks. So viel ist klar, daß während dieser parabasenartigen Parodos der Chor sich gegen die Zuschauer hinbewegte, sowohl bei den Anapästen; *εὐφημεῖν χρὴ*, als auch bei den iambischen Spottversen: *βούλεσθε δῆτα κοινῇ*. Alles bezieht sich darin auf das Publicum, und daß in den Anapästen der Koryphäos zuletzt den Chor selbst mit *ὑμεῖς* anredet, verträgt sich eben so gut mit der Richtung der Choreuten gegen das Theatron, wie gegen das Proskenion. Jedoch muß der Chor sich hernach gegen die Bühne hingewandt haben, da er an den Verhandlungen des Dionysos und Xanthias mit dem Aeakos ermunternden und berathenden Antheil nimmt. Dabei darf es aber nicht befremden, daß hernach, da die Personen der Bühne abgetreten sind, der Chor ohne das regelmäßige *παραβαίνειν* sich gleich wieder in dem *ἐπίῤῥημα* und *ἀντεπίῤῥημα* an die im Theater versammelten Bürger richtet. So nimmt auch in den Rittern des Aristophanes der Chor nach der ersten vollständigen Parabase durch Reden und Gesänge Antheil an dem Kampfe des Allantopoles mit dem Kleon und trägt doch, nachdem die Bühne leer geworden, eine zweite Parabase vor, die bloß aus dem antistrophischen Melos und dem Epirrhema nebst Antepirrhema besteht, womit die Vögel in der Anlage der doppelten Parabase große Aehnlichkeit haben: während in dem Frieden die Parabase auf eine ähnliche Weise halbirt ist wie in den Fröschen, so daß die anapästische Hälfte mit einem spottenden antistrophischen Melos verbunden in der ersten Pause und die trochaische beim zweiten Ruhepunkt der Handlung eintritt. Man sieht aus der Einrichtung dieser vier Stücke deutlich, daß es des *παραβαίνειν* nicht nothwendig bedurfte, um das *ἐπίῤῥημα* und *ἀντεπίῤῥημα* zu sprechen, sondern der Chor auch von seinem gewöhnlichen Platz aus sich gegen das Theatron herumwenden und die Zuschauer anreden konnte.

Um aber auf Tzetzes zurückzukehren, von dem es uns vergönnt

sein wird mitunter ein wenig abzuschweifen: so schreibt er offenbar über die Parabasis sehr verschiedene Nachrichten zusammen, aus denen er selbst nicht klug werden konnte. Erstens gibt er an, daß der Chor gewöhnlich gegen die Bühne gerichtet gestanden habe, aber, wenn diese von den Schauspielern leer geworden war, sich gegen das Volk gewandt habe, dies habe Strophe geheißen; dann habe er sechzehn Tetrameter aus Anapästen gesprochen; hierauf die Antistrophe, und dann eben so viele anapästische Verse, Strophe und Antistrophe zusammen heiße Epirrhema. Welche Verwirrung hier herrscht, wie namentlich die erste Hälfte der Parabase mit der zweiten vermischt und die Anapästen der ersten mit den sechzehn trochaischen Tetrametern der andern Partie confundirt werden, braucht kaum bemerkt zu werden. Der Grund dieser Verwirrung liegt aber darin, daß Tzetzes und andere Grammatiker vor ihm die Wendung, welche der Chor gleich am Anfang der Parabase macht, *τὸ πρὸς τὸν δῆμον ἀποστρέφεσθαι*, mit der Strophe oder dem Melos verwechselt hat, welche dem Epirrhema zunächst vorausging. Dieselbe falsche Annahme findet sich auch in der ersten Hypothesis zu den Wolken, bei Küster p. 50 (*ὅτε δὲ ἀπελθόντων τῶν ὑποκριτῶν τοὺς ἀναπαίστους διεξῄει, πρὸς τὸν δῆμον ἀπεστρέφετο, καὶ ἐκαλεῖτο τοῦτο στροφή*) und es ist hier durchaus gegen den offenbaren, wenn auch absurden, Zusammenhang der Gedanken dieses späten Grammatikers, wenn Kolster in der angeführten Schrift über die Parabase p. 46 zwischen *ἀπεστρέφετο* und *καὶ ἐκαλεῖτο* eine Lücke annehmen will, in welcher von der ersten Abtheilung der Parabase, namentlich der *παράβασις* im engern Sinn, die Rede gewesen sein soll.

Hierauf kommt Tzetzes auf eine ganz andere Bedeutung des Ausdrucks *παράβασις* zu sprechen, nach welcher *παράβασις* mit *πάροδος* gleichbedeutend ist und den Einzug des Chors bezeichnet:

Ἡ πάροδος ὅλη χοροῦ παράβασις. [1])

Diese Verwechselung von *πάροδος* und *παράβασις* läßt sich nach der verwandten Grundbedeutung der beiden Worte, die ein Danebenherziehn ausdrücken, leicht begreifen; sonst hatte indeß der Sprachgebrauch den Unterschied gemacht, daß *πάροδος* von dem Chor, der erst hereinzieht, und *παράβασις* von dem, der in der Orchestra herumzieht, gebraucht wurde. Mit andern Worten, bei der *πάροδος* zieht der Chor

---

[1]) Dieselben Worte: *ἡ δὲ ὅλη πάροδος τοῦ χοροῦ ἐκαλεῖτο παράβασις*, finden sich auch in der angeführten Hypothesis zu den Wolken: doch ohne daß dabei an *πάροδος* als Einzugslied gedacht wird, wie es bei Tzetzes geschieht.

durch die offnen Seitenflügel der Orchestra an dem durch eine gerade Linie abgeschnittenen Theile des Theatron oder der Sitzplätze hin; bei der παράβασις bewegte er sich aber im mittleren Theile der Orchestra an den im Halbkreise sich erhebenden Sitzreihen der Zuschauer dahin. Hier entsteht freilich eine Schwierigkeit durch die verschiedene Gestalt, die gerade diesem Theile des alten Theaters von den Neuern gegeben wird, indem Einige solche offne Seitenräume der Orchestra zwischen dem Scenengebäude und dem Theatron annehmen, wie Genelli, welcher ihnen nur eine übermäßige Breite gibt, und Stieglitz; Andere aber diesen Raum theils zur Bühne theils zu den Sitzplätzen schlagen und die Rundung der Orchestra von allen Seiten schließen, wie Hirt, Donaldson, G. C. W. Schneider neuerlich gethan haben. Mir scheint die Richtigkeit der erstern Ansicht auf verschiedene Weise, aus Andeutungen der Grammatiker und der Analyse der Tragödien und Komödien, endlich auch aus den Ruinen der älteren Theater, erwiesen werden zu können: die Hauptsache bleibt aber immer die genaue Erklärung des von Vitruv V, 8 angegebnen Schema des Griechischen Theaters. Daß dieses auf zwei ganz verschiedene Weisen gedeutet worden ist, bringt ein Schwanken in die ganze Construction des alten Theaters, das man bei speciellen Untersuchungen oft unangenehm genug empfindet. Nach meiner Ueberzeugung kann indeß mit Vitruvs Worten nur das Schema bestehn, wie es Rhode (**Formae ad Vitruvii lib. V. tb. XI. f. XII**) und Stieglitz (Archäologie der Bauk. Th. **II**. Abschn. **II**. Fig. **18** u. S. **139**) entworfen haben, wonach die drei Kreise, von denen Vitruvius spricht, von dem Mittelpunkt und den beiden Eckpunkten des Diameters der innern Orchestra aus, und zwar alle mit gleich großen Radien, gezogen werden. Der Kreis aber, der vom linken Eckpunkt aus als seinem Centrum gezogen wird, trifft auf die linke, der Kreis vom rechten Eckpunkt auf die rechte Ecke des Prosceniums. Man sieht aus diesem Vitruvischen Schema deutlich, daß die Bühne oder das Proscenium sich nach beiden Seiten weit über den Kreis, der die innere Orchestra bildet, ausdehnt und die Seitentheile oder Flügel derselben nicht diesem innern Kreise, sondern den Sitzplätzen, die ihn einschließen, gegenüber zu liegen kommen. Wie sehr diese langgedehnte Bühne, deren Tiefe nicht einmal ein Zehntel ihrer Breite beträgt, auf die Anordnung der Scenen und Stellung der Figuren in dem Griechischen Drama eingewirkt hat und wie sich darin ganz derselbe Charakter der Gruppirung zeigt, der in den plastischen Werken der Griechen herrscht, nämlich eine basreliefartige, weit auseinandergezogene Figuren-Stellung, verdiente wohl eine besondere

sorgfältige Erörterung. Auch vorhandene Theater-Ruinen zeigen noch hin und wieder diese über den Kreis der Orchestra hinaus sich erstreckende Bühne, namentlich das größere Theater von Pompeji, welches doch weit mehr nach dem Schema des Griechischen als des Römischen Theaters bei Vitruv construirt ist. (S. *Mazois* les Ruines de Pompéi, ouvr. continué par M. *Gau.* P. IV. pl. 31 ff.) Wenn nun aber die Bühne, nach dem Vitruvischen Schema, sich so weit über den Kreis der Orchestra hinaus erstreckte: so müssen nothwendig auch davor offene, freie Räume angenommen werden, die die Seiten-Partieen des Prosceniums von dem Theatron trennten, da diese doch unmöglich durch die emporsteigenden Sitzstufen verbaut und nach vorn zugeschlossen sein konnten. Wie die Einrichtung der Bühne es möglich machte, daß Personen schon in einiger Ferne herankommend erblickt wurden, ehe sie die Mitte des Prosceniums erreichten: so muß auch die Orchestra entsprechende Seitenräume gehabt haben, durch die der Chor einen ziemlich langen Weg machen konnte, ehe er im Mittelpunkte der Orchestra erschien. Es scheint, daß diese Vorstellungsweise Manche darum befremdet, weil diese Seitenräume der Orchestra nicht von allen Schausitzen aus völlig überblickt werden können: aber dasselbe gilt auch von den Flügeln der Bühne; und da überhaupt keine Anlage eines Theaters für alle Plätze dieselben Vortheile gewährt: so mußte auch hier ein Theil der Zuschauer sich damit zufriedenstellen, daß er den Gesang des Chors eher vernahm, ehe er die Gestalten der Choreuten ansichtig wurde. Diese Seitenpartieen der Bühne sowohl als der Orchestra hießen *πάροδοι*; die Schauspieler kamen, wenn sie nicht durch die Thüren der Scenenwand, den Sitzplätzen gegenüber, auf die Bühne traten, durch die obern Zugänge (*αἱ ἄνω πάροδοι*, Plutarch Demetr. 34 vgl. Arat. 23), welche nur deswegen die obern genannt sein können, weil es auch untere, *αἱ κάτω πάροδοι*, gab, durch welche der Chor einzog. Auf andere Weise werden diese Seitenflügel der Orchestra auch durch *παρασκήνια* bezeichnet: doch wollen wir diesen Ausdruck hier bei Seite lassen, da wir seiner nähern Bestimmung für das Folgende nicht bedürfen.

Von diesen *κάτω παρόδοις* ist nun auch das zu verstehen, was Tzetzes V. 34—38 vom Einzug des Chors sagt: daß er, wenn er aus der Stadt kommend gedacht werden sollte, durch die Räume des linken Bogenthors (*ἁψίς*) erschienen sei, wenn vom Lande, durch die Gegend des rechten, wobei er eine viereckige Stellung gehabt habe. Genau dasselbe sagt der Verfasser eines Lebens des Aristophanes bei Küster p. XIV, der überhaupt mit Tzetzes viel gemein hat, nur daß

er Alles besser vorträgt: εἰ μὲν ὁ χορὸς ὡς ἀπὸ τῆς πόλεως ἤρχετο, ἐπὶ τὸ θέατρον διὰ τῆς ἀριστερᾶς ἁψῖδος εἰςῄει, εἰ δὲ ὡς ἀπ' ἀγροῦ διὰ τῆς δεξιᾶς. Wir wissen, daß auch die Seitenzugänge der Bühne (αἱ ἄνω πάροδοι) auf diese Weise in die Gegend aus der Fremde und aus der Heimat gesondert waren, wie z. B. Vitruvius V, 7 sagt: **Secundum ea loca** (wo die Periakten stehen) **versurae sunt procurrentes** (die im rechten Winkel vorspringenden Seitenmauern der Bühne) **quae efficiunt una a foro, altera a peregre, aditus in scenam.** Auch versteht sich wohl von selbst, daß diese dem Griechischen Theater so eigenthümliche Orts-Symbolik durchaus sich consequent geblieben sein müsse, mit andern Worten, daß die Voraussetzung, rechts liege das Land und die Fremde, links die Stadt, in Bezug auf Bühne und Orchestra ganz gleichförmig statt gefunden habe. Hiermit stimmt auch vollkommen, daß von den beiden Thüren in der Scenenwand, welche rechts und links von der mittelsten oder königlichen lagen, die zur Rechten nach Pollux die Gastzimmer (ξενών) anzuzeigen pflegte; es war natürlich, daß diese nach der Gegend hingelegt wurden, von wo man sich die Fremden herkommend dachte. Noch bestimmter spricht für unsere Annahme, daß von den beiden Periakten, welche auf der Griechischen Bühne gewisse Veränderungen in der Decoration hervorbrachten, nach Pollux die zur Rechten solche Gegenstände darstellte, welche außerhalb der Stadt lagen (τὰ ἔξω πόλεως), die zur Linken aber Erscheinungen aus der Stadt, besonders auch aus dem Hafen einführte (τὰ ἐκ πόλεως, μάλιστα τὰ ἐκ λιμένος). Hiermit bildet aber das, was derselbe Pollux über die Bedeutung der πάροδοι des Prosceniums sagt, einen sehr unangenehmen Mißklang, indem darnach die rechte Parodos die Ankunft vom Lande oder aus dem Hafen oder aus der Stadt, die linke aber anderswoher bezeichnet haben soll. Dieses „anderswoher" ist offenbar ganz ohne Sinn, denn wenn es etwa das Ausland im Gegensatz der Heimat andeuten soll, so konnte doch Niemand von da kommend gedacht werden, ohne vorher über das Meer oder durch das platte Land, welches die Stadt umgab, seinen Weg genommen zu haben. Offenbar bildet nur Stadt und Land hier den Gegensatz, dem sich alles Andere anreiht und unterordnet; auch gibt Vitruv, der deutlich aus derselben Quelle schöpft wie Pollux, nur die beiden Richtungen: **a foro**, und: **a peregre**, an. Hiernach muß wohl angenommen werden, daß der Text bei Pollux **IV, 19, 126** ursprünglich so geheißen habe: τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἀγρόθεν, ἡ δὲ (dafür liest man blos ἢ) ἐκ λιμένος ἢ ἐκ πόλεως ἄγει und die

Worte: οἱ δὲ ἀλλαχόθεν πεζοὶ ἀφικνούμενοι κατὰ τὴν ἑτέραν εἰσίασιν, auf eine unverständige Weise interpolirt sind, womit indeß nicht behauptet werden soll, daß im Text des Pollux selbst corrigirt werden müsse, sondern die andere Möglichkeit offen gehalten wird, daß dieser Grammatiker, der die trefflichsten Quellen nicht immer auf die beste Weise benutzt hat, sein Original mißverstanden und durch jenen Zusatz verdorben haben könne.

Wollen wir aber uns aus diesen in Uebereinstimmung gebrachten Angaben eine bestimmte Vorstellung von der Sache bilden: so ist vor Allem nöthig, daß wir die Frage beantworten, von welchem Standpunkt aus dies Rechts und Links zu nehmen sei. Es scheint vielleicht am natürlichsten, daß diese Ausdrücke im Sinne der Zuschauer zu nehmen sind, welche die Bühne gerade vor Augen haben; aber unverächtliche Gründe führen zum entgegengesetzten Resultate. Erstens werden die Ausdrücke Rechts und Links in demselben Sinne auch von den Thüren der Scenenwand gebraucht, die der mittlern oder königlichen zunächst lagen, und hier kann man doch nicht wohl einen andern Standpunkt nehmen, als den der heraustretenden Schauspieler. Dazu kommt, daß zur Thüre rechts der Deuteragonist, links der Tritagonist hervortrat; offenbar sollte der Deuteragonist auf die rechte Seite des zur mittlern Thüre hervorgetretenen Protagonisten zu stehn kommen, um als der zweite an Würde und Bedeutung bezeichnet werden. Ueberdies ist wohl nicht zu zweifeln, daß diese Orts-Symbolik vom Athenischen Theater, der Geburtsstätte des tragischen Drama in Griechenland, ausgegangen ist und daß dabei die Lage dieses Theaters gegen Stadt und Land selbst berücksichtigt worden ist. Nun lag aber das große Athenische Theater des Dionysos an die Südseite der Akropolis angelehnt, so daß das eigentliche Theatron in den Felsen eingehölt war (wie noch jetzt die Beschaffenheit des Felsenhügels zeigt) und das Scenengebäude nach Süden angebaut war. Von diesem Scenengebäude aus lag der größere Theil der Stadt, namentlich der Markt im Kerameikos, unterhalb der Propyläen, so wie die Hafenstadt links; dagegen das Land Attika größtentheils zur Rechten. Hievon nahm man offenbar den Anlaß, den beiden Richtungen jene allgemeine und durchgängige Bedeutung zu geben. Auch war eine solche Rücksicht auf die wirkliche Lage des Athenischen Theaters, und namentlich auf die Himmelsgegenden, dem Drama nicht fremd; wie schon anderwärts bemerkt worden ist (Eumen. S. 82), finden sich bei Sophokles und Euripides Stellen, wo der Chor in Hemichorien getheilt sich nach der östlichen und westlichen Gegend, das heißt, nach der

einen und der andern Parodos, entfernt. Uebrigens muß ich bemerken, daß G. C. W. Schneider in der sehr nützlichen, wenn auch nicht durchaus mit gleicher Sorgfalt ausgearbeiteteten Schrift „Das Attische Theaterwesen" sich bei dieser Frage in der Anm. 113, S. 91, und 185 S. 189 nicht gleich bleibt, sondern ohne Noth bald den Standpunkt von der Bühne, bald vom Theatron nimmt. Auch erklärt er Anm. 87, S. 67. die Worte der Vita Aristoph. ἐπὶ τὸ θέατρον διὰ τῆς ἀριστερᾶς ἁψῖδος εἰςῄει, auf eine sehr gezwungene Weise: „die Richtung nach dem Theatron oder den Zuschauern genommen;" aber, wie auch die Vergleichung des Tzetzes zeigt, bezeichnet Theatron hier das Gebäude im Ganzen, durch welches der Chor durch das linke Portal eintritt.

Indessen bleibt immer noch eine Schwierigkeit übrig, die wir hier zu heben suchen wollen. Der tragische Chor bestand bekanntlich aus drei Reihen (στοίχοις), deren jede gewöhnlich fünf Choreuten enthielt und von denen eine die linke und eine andere die rechte hieß. Von diesen Reihen, wird ferner berichtet, war die zur Linken die vorzüglichste, weil sie dem Theatron die nächste war, wie die zur Rechten dem Proskenion. S. Photios s. v. τρίτος ἀριστεροῦ. Schol. Aristid. p. 535 Dindorf. Es ist klar, daß hier die Ausdrücke links und rechts nicht in dem Sinne wie vorher genommen und auf die Richtung der Schauspieler vor der Scenenwand bezogen, sondern nur aus der Stellung der Choreuten gegeneinander erklärt werden können. Damit aber von drei Reihen eine die linke und eine andere die rechte genannt werden könne, müssen sie alle eine gemeinschaftliche Spitze haben und nach einer Richtung hingewendet sein. Dies konnte aber nur der Fall sein, während der Chor sich fortbewegte, beim Einzug in die Orchestra; denn wenn der Chor in der Orchestra aufgestellt war, mußte diese Richtung nach dem einen Flügel aufhören; die Choreuten waren nun alle nach der Bühne zugewandt (s. die Stellen über die Parabase) und mußten sich auf symmetrische Weise um einen Punkt gruppiren, der in dem Diameter der Orchestra, welcher im rechten Winkel auf die Bühne traf, gelegen war[1])

---

[1]) Daß dieser Punct von dem τρίτος ἀριστεροῦ, dem Hegemon des tragischen Chors, eingenommen wurde, der durch die Stellung des Chors zwischen Proskenion und Theatron von selbst in diesen Diameter zu stehen kam, und daß die erhöhte Stellung, welche der Hegemon ebenso als Lenker wie als Sprecher des Chors bedurfte, durch die Thymele, die sich mitten auf der Orchestra befand, gegeben war, sind Ergebnisse der Erörterungen in den Abhandl. zu den Eumen. S. 80. ff., an denen ich auch

Hieraus folgt, daß der Chor auf solche Weise in die Orchestra einzog, daß seine linke Reihe gegen die Zuschauer, die rechte gegen das Proscenium gewandt war, daß er also durch die Parodos zur Linken kam. Wie verträgt sich dies aber mit der Angabe, daß der Chor, nur wenn er aus der Heimat kam, durch die linke, wenn er aus der Fremde kam, durch die rechte Parodos eingezogen sei? Ich glaube sehr gut, wenn man nur auch hier den Grundsatz: **a potiori fit denominatio**, gelten läßt. Daß der Chor aus den Bewohnern des Orts, wo die Handlung vorgeht, genommen wird, folgt so natürlich aus dem ganzen Begriff des Chors, daß Chöre, die beim Beginne des Dramas eben erst aus der Fremde kommen, immer nur eine seltene Ausnahme machen konnten, wenigstens in der durch Sophokles und Euripides ausgebildeten Form der Tragödie. Auf diese beziehen sich aber hauptsächlich die Nachrichten, die wir bei den Grammatikern über die Einrichtungen des Chors finden, wie z. B. der Hegemon der dritte der linken Reihe, der τρίτος ἀριστεροῦ, nur in dem Chor der Fünfzehn sein konnte, nicht in dem ältern und antiquirten Chor des Aeschylos. So finden wir allerdings bei Aeschylos, wo der Chor noch weit mehr ein thätiger Theilnehmer an der Handlung und kein κηδευτὴς ἄπρακτος ist, wie es Aristoteles (Problem. 19, 48) verlangt, in drei erhaltenen Stücken, den Eumeniden, Hiketiden und dem Prometheus, Chöre, die aus der Ferne oder Fremde kommen. Bei Sophokles dagegen kommt der Chor immer aus dem Orte, wo das Stück spielt, wovon auch die Salaminischen Schiffer im Ajas keine Ausnahme machen, da diese aus dem Lager der Griechen herbeikommen. Nur im Philoktetes scheint der Chor gleich mit dem Anfange des Stückes mit den beiden Helden, Neoptolemos und Odysseus, aus der Fremde zu kommen: aber doch schwerlich durch die untere Parodos der rechten Seite, da von einem besondern Einzuge des Chors, der aus Begleitern des Neoptolemos besteht, keine Spur ist. Vielmehr muß hier der Chor sich in unmittelbarer Nähe des Neoptolemos befinden und im Anfang auf der Bühne selbst seine Stelle haben; und es möchte die angemessenste Vorstellung wohl die sein, daß die beiden Helden bereits mit dem Chore zusammen auf der Bühne stehen, wenn diese durch den herabgelassenen Vorhang sichtbar wird.[1]) Unter den Euripideischen Stücken sind es nur der Jon

---

gegenwärtig in diesem Stücke nichts zu bessern wüßte. Eine Schwenkung, wodurch der von der linken Seite kommende Chor nun auf einmal von der rechten kommend erschienen wäre, würde einen sehr sonderbaren Eindruck gemacht haben.

[1]) Freilich muß in Sophokles Philoktetes angenommen werden, daß der Chor das Gespräch des Odysseus und Neoptolemos im Anfange des Stückes nicht

und die Bakchen, wo der Chor aus der Fremde in die Orchestra hereinkommt, denn in den Hiketiden besteht der Chor zwar auch aus nicht einheimischen Frauen, aber diese sind schon vor dem Beginn des Stückes als schutzflehende in Eleusis angelangt; eben so sind die Phönicischen Jungfrauen in dem gleichnamigen Stücke nicht eben erst nach Theben gekommen, sondern dort schon einige Zeit zurückgehalten worden; und in der Iphigeneia in Aulis kommt der Chor, obwohl aus Jungfrauen aus Chalkis bestehend, doch zunächst aus dem Griechischen Lager, welches die Stelle der Stadt vertritt. Ja es muß wohl die Frage sein, da diese Dichter es sichtlich immer so einzurichten suchen, daß der Chor von der heimatlichen Seite hereinkommen könne, ob nicht Euripides auch im Jon und den Bakchen vorausgesetzt habe, daß der Chor der Athenerinnen in jenem Stücke sich schon vorher in Delphi und der der Lydischen Bakchantinnen in dem letztern Drama bereits in Theben aufgehalten habe und also auch nicht eben erst jetzt aus der Fremde komme. Wie man aber auch hierüber entscheiden möge: so ist doch so viel klar, daß in der Regel der Chor des Sophokles und Euripides (so wie auch der Aristophanische) aus der Heimat und darum von der linken Seite auf die Orchestra kam und demgemäß die Reihe links, den ἀριστερὸς στοῖχος, beim Einzuge den Zuschauern zuwandte. Und auf diese Weise ist aller Streit unter den Zeugnissen völlig beseitigt.

Nach diesen Angaben über die Parodos — von der wir übrigens bei dem Abschnitt über die Tragödie noch in andrer Beziehung reden müssen — kommt Tzetzes wieder auf die eigentliche Parabasis der Komödie zurück, welche der Chor aufführe, wenn die Schauspieler die Bühne verlassen hätten. Was Tzetzes von den sieben Theilen derselben angibt, ist aus ganz guter Quelle geflossen und im Ganzen richtig, wenn man einige Verworrenheit im Vortrag abrechnet, die im Einzelnen zu rügen zu sehr aufhalten würde. Nur ist zu bemerken, daß die Interpunction nach V. 42 vor diesen Vers zu setzen ist. Tzetzes ist aber selbst mit der bessern Quelle, der er hier gefolgt ist, schlecht zufrieden, und indem er das eben Vorgetragene nach den obigen verkehrten Angaben zu berichtigen glaubt, bringt er heraus, daß die

angehört habe, da er im Verfolg nicht bloß des Platzes, wo Philoktetes Höhle liegt, sondern auch des ganzen von Odysseus angelegten Planes sich unkundig zeigt. Indessen könnte dabei doch der Chor in die entfernteren Gegenden des Proskenions vertheilt den Zuschauern schon sichtbar gewesen sein. Wie man aber darüber auch urtheile: ändert dies in der Hauptfrage nichts.

Strophe und Antistrophe mit dem Epirrhema und Antepirrhema einerlei sei, und trennt dagegen, um die Siebenzahl der Theile nicht zu verlieren, die Ode von der Strophe, indem er jene für einen Gesang an die Götter (*πρὸς θεούς*, wie auch V. 64 zu schreiben ist[1]), diese für eine an die Menschen gerichtete Rede erklärt.

In den darauf folgenden Bemerkungen über den Unterschied der alten und neuen Komödie, die sonst nichts Neues enthalten, spielt Tzetzes mit dem Gegensatze der alten Attischen *γλῶσσα* und der neuern *γλῶττα*. Aber er hat sehr Unrecht, jenes der alten Komödie beizulegen, da bekanntlich dies Böotische *ττ* bereits in Perikles Zeit in den täglichen Gebrauch der Attischen Rede kam und sogleich von den Komikern, wie schon von Kratinos, in den Dialog auf der Bühne eingeführt wurde, während die tragische Poesie und der höhere historische Stil des Thukydides den alten Jonischen Gebrauch des *σσ* festhielt.[2])

Die Notiz, welche Tzetzes hier anfügt, über die *σκαμβὰ μέλη*, betrifft offenbar die Skolien, deren Name genau auf dieselbe Weise erklärt wird, wie hier die *σκαμβὰ μέλη*. S. die Stellen bei Ilgen *Σκολιά* h. e. Carmina conviv. p. CXLIX sqq. und bei Ulrici Geschichte der Hellenischen Dichtkunst Bd. II. S. 377 ff. Was aber den Tzetzes veranlaßt habe, für den Ausdruck *σκολιὸς* den ziemlich gleichbedeutenden *σκαμβός* zu setzen und daraus eine neue willkührliche Benennung dieser Gattung von Liedern zu machen, ist schwer zu errathen.

Wir kommen zum dritten und unstreitig dem wichtigsten Abschnitte der *στίχοι* des Tzetzes, worin er von der tragischen Poesie handelt. Es ist gleich ein großer Vortheil, daß Tzetzes hier seine Gewährsmänner, aus denen er wenigstens einen Theil seiner Nachrichten geschöpft habe, selbst angibt, und zwar zuerst den Eukleides. Dieser Eukleides ist aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe, der in den Scholien zur Ilias, aus dem codex Lipsiensis, über die Construction und den innern Zusammenhang von Il. A. 4, 5 angeführt wird,[3]) und scheint nach Allem kein ungelehrter Grammatiker gewesen

[1]) Auch die spätere Collation von Hr. Dr. Dübner gibt hier *πρὸς θεούς*. S. Rhein. Mus. Jahrg. V. H. I. S. 155.

[2]) Die erwähnte spätere Collation bestätigt indessen diesen Gegensatz von *γλώσσης* und *γλώττης* nicht; Tzetzes hat auch das erstemal *γλώττης*. Damit verschwindet zugleich eine Feinheit und ein Irrthum.

[3]) Pollux Anführungen des Eukleides, III. 82 e cod. Iungerm. und VI, 161, beziehn sich, wenn sie richtig sind, auf einen ältern Eukleides, der wegen einzelner seltener Ausdrücke angeführt wird. Der alte Eukleides bei Aristot. Poet. 22 und andere von Fabricius angeführte gehören nicht hieher.

zu sein. Viel bekannter ist freilich der **Krates**, der von Tzetzes V. 145 mit dem Eukleides verbunden wird, indem darunter gewiß Krates von Mallos verstanden wird, der außer seinen Studien zum Homer auch bisweilen als Erklärer der Dramatiker vorkommt und sehr wohl in Commentaren der Art auch die Einrichtung der Stücke im Ganzen berücksichtigt haben kann.

Indem nun Tzetzes sich bemüht, die Theile der Tragödie anzugeben, beginnt er ganz richtig mit dem Hauptunterschiede des *σκηνικὸν* und *χορικόν* und theilt ein jedes wieder eben so richtig in Gesang und Rede, *ᾠδή* und *λέξις*. Die *λέξις* scheidet er wiederum in *μέτρον* und *περίοδος*, auf eine eigenthümliche und auffallende Weise, die auch durch die Wiederholung derselben Eintheilung, V. 79 und 165 ff., nicht mehr ins Klare gesetzt wird. So viel ist klar, daß *περίοδος* hier in dem Sinne zu nehmen ist, wie bei Hephästion und andern alten Metrikern, wo es Reihen aus drei oder mehrern Füßen bezeichnet, die zu größern Versen verbunden werden, welche nach einem bestimmten Gesetz wiederkehren. Auch Marius Victorinus p. 2498 setzt *περίοδος* und *μέτρον* sich untereinander entgegen, indem er sagt: *Περίοδος* dicitur omnis hexametri versus modum excedens, unde ea quae modum et mensuram habent metra dicta sunt. Hiernach paßt aber der Ausdruck *περίοδος* weit mehr zur Bezeichnung der längern Reihen-Verbindungen in der Chor-Poesie des Pindar und der Tragiker (wie auch Festus p. 33 Urs. sagt: Perihodos dicitur in carmine lyrico pars quaedam); und man begreift nicht, wie Tzetzes die *λέξις* eintheilen kann in das *μέτρον*, welches aus Trochäen und Jamben bestehe, und die *περίοδος*, welche auch Jamben und Anapästen enthalten soll; wenn nicht eben dieser letzte Umstand vermuthen ließe, daß der Gewährsmann des Tzetzes unter den periodischen Maaßen besonders anapästische Systeme verstanden habe, die wohl zur *λέξις* gerechnet werden konnten, wenn sie auch nicht gerade im Tone gewöhnlicher Diction vorgetragen wurden. Das *μέτρον*, d. h. also die aus iambischen und trochäischen Versen der gewöhnlichen Art bestehende Rede, theilt Tzetzes in den Prologos, die Epeisodia und die Exodos, und definirt diese Abtheilungen gerade so, wie Aristoteles Poet. 12. Hierauf wendet sich Tzetzes wieder zur *ᾠδή* und läßt die *σκηνικὴ ᾠδή* ungetheilt, wie auch sonst die Gesänge von der Bühne *τὰ ἀπὸ τῆς σκηνῆς*, als eine Gattung angegeben werden; dagegen theilt er die Gesänge des Chors in fünf Gattungen, die er einzeln als *πάροδος, στάσιμον, ἐμμέλεια, κομμὸς, ἐξοδούμενα* aufführt. Diese Eintheilung ist nun, wie bekannt, nicht die Aristotelische,

und eben so wenig ist sie aus Eukleides genommen (s. V. 61), dessen Ansicht wir weiter unten (V. 95 ff.) kennen lernen; sondern besteht vielmehr aus durchaus heterogenen Angaben, die Tzetzes nach seiner Weise ganz roh und mechanisch aneinandergefügt hat.

Indem wir hierauf die einzelnen angegebenen Gattungen, den Tzetzes theils erklärend theils berichtigend, durchgehn, beginnen wir mit der Parodos, wobei die Gelegenheit wahrzunehmen ist, schon anderwärts geführte Untersuchungen weiter zu begründen und zu entwickeln. Was Tzetzes über die Parodos sagt, zerfällt in drei Angaben, die auch offenbar aus drei verschiedenen Quellen stammen. Zuerst definirt er sie als einen Gesang des Chors, wodurch den Zuschauern deutlich wird, auf welchen Anlaß überhaupt die Versammlung des Chors stattfinde und wie er mit der tragischen Handlung in Berührung komme (*τοῖς θεαταῖς δεικνύει, δι' ἣν ἀφορμὴν ἡ χοροῦ κοινωνία ἐγγίνεται, τῶν εἰς τὸ δράματος πάθος*). Dies ist dieselbe Definition, welche in der Hypothesis zu Aeschylos Persern gefunden wird: *τῶν δὲ χορῶν τὰ μέν ἐστι παροδικά, ὡς ὅτε λέγει, δι' ἣν αἰτίαν πάρεστιν, ὡς τὸ Τύριον οἶδμα λιποῦσα* (Eurip. Phöniss. 210). In den folgenden Worten des Tzetzes *ἄλλου χοροῦ λέξις τε πρώτη τυγχάνει* (wo *τε* an der dritten Stelle dem sonst vorkommenden Sprachgebrauch des Tzetzes ganz angemessen ist), ist nur *ἄλλου* in *ὅλου* zu verändern, um die Aristotelische Definition: *χορικοῦ πάροδος ἡ πρώτη λέξις ὅλου χοροῦ*, herzustellen. Daß aber Aristoteles hier den gewiß absichtlichen Ausdruck *λέξις* wählt, scheint schon im Alterthum Widerspruch erregt zu haben, daher Tzetzes nun an der dritten Stelle die Begriffsbestimmung des Eukleides anführt, der die Parodos eine *ᾠδή*, keine *λέξις*, nenne, und zwar einen Gesang, den der Chor zuerst beim Einzuge selbst singe, wie: *Σίγα, σίγα, λευκὸν ἴχνος ἀρβύλης* (Eurip. Orest. 140). Dies ist dieselbe Definition, welche in den Scholien zu Eurip. Phön. 210 gegeben wird: *πάροδος δέ ἐστιν ᾠδὴ χοροῦ βαδίζοντος ᾀδομένη ἅμα τῇ εἰσόδῳ* (nicht *ἐξόδῳ*), *ὡς τὸ Σῖγα, λεπτὸν ἴχνος ἀρβύλης τιθεῖτε.* Wenn nun Tzetzes hierauf meint, daß diese Erklärungen wohl dasselbe mit verschiedenen Worten besagten (V. 42 vgl. 57): so irrt er doch, denn die zuletzt angeführte Parodos ist eine Art von Kommos, der von der Elektra und einzelnen Personen des Chors gesungen wird, und paßt also nicht zu Aristoteles Definition: *ἡ πρώτη λέξις ὅλου χοροῦ.* Ganz ähnlicher Art ist offenbar der Gesang, den als Parodos, neben jenem aus dem Orest, der Scholiast zu Hesiods Schild in der Schellersheim'schen Handschrift (bei Creuzer Meletemm. p. 65 und in den

Wiener Jahrbüchern **LXI.** S. **190**) aus Euripides, „Alkmäon durch Korinth“ anführt und dessen Anfang wohl so lautete:

> *φίλαι, φίλαι, πρόβατε, μόλετε·*
> *τίς ὅδε, ποδαπὸς ὁ ξένος Κορινθίοις*
> *ἔμολεν ἀγχιάλοις.*

Ueberhaupt möchte es wohl nicht möglich sein, alle Definitionen der Parodos und alle Lieder, die als solche von alten Schriftstellern und Erklärern angegeben werden, unter einen Begriff zu bringen; aber das halte ich doch für möglich, eine Grundvorstellung zu finden, aus der sich auch die abweichenden Anwendungen dieses technischen Ausdrucks auf eine natürliche Weise entwickeln lassen. Diese Grundbedeutung fasse ich so auf, daß Parodos ursprünglich und eigentlich alles das bedeutet, was ein in geordneten Reihen einziehender Chor spricht und singt. Als deutlichstes Beispiel kann die Parodos des Agamemnon von Aeschylos, von V. **40** bis **154**, gelten. Es gehören dazu erstens die neun anapästischen Systeme und dann die zunächstfolgende Strophe, Antistrophe und Epode, in feierlichem daktylischem Versmaße, welche die Weissagung des Kalchas enthalten und mit dem Refrain: *Αἴλινον, αἴλινον εἰπὲ, τὸ δ' εὖ νικάτω* schließen. Während dieser Anapästen und des daktylischen Liedes muß der Chor die Entfernung von dem Bogenthor (der *ἀψίς*) der Parodos zur Linken durchwandelt und seine Aufstellung in der Mitte der Orchestra bewerkstelligt haben;[1]) die Epode selbst beweist, daß der Chor nun einen festen Stand ergriffen hat und zur Ruhe gelangt ist. Daran schließt sich aber unmittelbar das erste Stasimon in fünf Strophen und Antistrophen, das sowohl durch seine metrische Beschaffenheit, als durch den poetischen Stil, sich eben so von der Parodos trennt, wie durch die mit der Anrufung des Zeus ganz neu beginnende Gedanken-Entwickelung. Solche parodische Lieder also muß Aristoteles in Gedanken gehabt haben bei seiner Definition der Parodos sowohl als des Stasimon, indem er auch die letztere Art von Gesängen hauptsächlich durch ihren Unterschied von der erstern bezeichnet. Dann läßt sich erstens begreifen, warum Aristoteles bei der Parodos den Ausdruck *λέξις* und nicht *ᾠδὴ* braucht, indem er dabei die

---

[1]) Vergl. was Athenäus **XIV p. 621 b.** von den *ἰθυφάλλοις* sagt: *σιγῇ δὲ διὰ τοῦ πυλῶνος* (dasselbe was sonst *ἀψίς* oder *ψαλίς* heißt) *εἰςελθόντες, ὅταν κατὰ μέσην τὴν ὀρχήστραν γένωνται, ἐπιστρέφουσιν εἰς τὸ θέατρον κ. τ. λ.* Von diesem *σιγῇ εἰςελθεῖν* findet bei Aeschylos das Gegentheil statt.

anapästischen Systeme mitrechnet, die, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne gesprochen, doch auch gewiß nicht auf die Weise in Musik gesetzt waren, wie die Stasima und überhaupt die melischen Partieen des Chors.[1] Zweitens wird dadurch begreiflich, wie Aristoteles das Stasimon ein μέλος χοροῦ ἄνευ ἀναπαίστου καὶ τροχαίου definiren kann, wodurch offenbar der Unterschied gegen die Parodos hauptsächlich hervorgehoben werden soll. Denn da die Anapästen und Trochäen hier nicht einzelne metrische Reihen, dergleichen in allen lyrischen Partieen vorkommen, sondern nur längere Verse oder Systeme von diesen Maßen bezeichnen können: so müssen nach Aristoteles solche Verse oder Systeme der Parodos besonders eigen gewesen sein. Dies stimmt ganz mit der Anwendung der Anapästen überein, wie wir sie in Aeschylos Agamemnon und in mehreren andern Stücken dieses Dichters und auch, nur in geringerer Ausdehnung und mit veränderter Anordnung, bei Sophokles im Ajas und der Antigone finden. Eine ähnliche Anwendung trochäischer Verse in der Parodos läßt sich freilich jetzt nur in der Komödie, wie in Aristophanes Wespen, nicht aber in der Tragödie, nachweisen, wiewohl der Scholiast zu den Acharnern V. 203 angibt, daß wenn die Komiker und Tragiker den Chor im Laufe (δρομαίως) einführen wollten, sie ihn mit trochäischen Versen auftreten ließen. Aber auch Aristoteles muß doch wohl Tragödien, vielleicht ältere, vor Augen gehabt haben, wo der Einzug des Chors von der Recitation trochäischer Verse begleitet war.

Wenn wir dies als Grundbegriff der Parodos setzen, daß damit alles Das bezeichnet wird, was ein in geordneten Reihen einziehender Chor singt und spricht: so entsteht die Frage, was mit diesem Ausdruck in solchen Tragödien benannt werden konnte, wo der Chor gar nicht in seiner regelmäßigen Ordnung einzieht und von Anfang nicht als ein Ganzes auftritt, sondern wo die Choreuten einzeln und zerstreut (σποράδην) eintreten und eine Zeitlang, ehe sie sich zu einem Ganzen ordnen, nur mit einzelnen Stimmen (κομματικῶς), oder auch in Verbindung mit den Personen der Bühne singen, welche gemeinschaftlichen Gesänge nach Aristoteles und Andern bekanntlich κομμοί hießen.

---

[1]) Um solche Zwischengattungen, die in der Mitte zwischen Gesang und eigentlicher Rede standen, begreiflich zu finden, darf man nur an den Vortrag der Rhapsoden denken, der ein ᾄδειν im ursprünglichen Homerischen Sinne und doch kein Gesang nach Noten, kein μέλος, war. Solcher Mittelstufen gab es in der Griechischen Poesie offenbar mehrere und unter einander verschiedene.

Hier haben nun offenbar manche Grammatiker auch ein solches von einzelnen Chorpersonen, es sei allein oder im Verein mit Personen der Bühne, gesungenes Lied πάροδος genannt, vorausgesetzt nur, daß der Chor damit zuerst vor den Augen der Zuschauer auftritt. Von dieser Art ist das von den Schol. zu Soph. Elektra V. 121 πάροδος genannte Lied in eben dieser Tragödie: Ὦ παῖ, παῖ δυστανοτάτας, wo der Chor in sieben wahrscheinlich von einzelnen Stimmen vorgetragenen Strophen mit der Elektra (jedoch ohne antistrophisches Verhältniß zu deren Gesange) Reden wechselt. Eben so wird bei Plutarch Lys. 15 das Lied aus Euripides Elektra (V. 167): Ἀγαμέμνονος ὦ κόρα, Parodos genannt, wiewohl auch dies von der Stimme der Elektra unterbrochen und gewiß nicht vom ganzen Chor, sondern nur etwa von zwei Koryphäen vorgetragen worden ist. Auch in Aeschylos Prometheus mußten die, welche Στένω σε τᾶς οὐλομένας τύχας, Προμηθεῦ (V. 399) für das erste Stasimon erklärten (Schol. zu Aristoph. Wesp. 270), den Gesang, den der Chor der Okeaniden beim Hereinschweben auf den Flügelwagen in zwei Strophen und Antistrophen, welche von Anapästen des Prometheus unterbrochen werden, singt, für die Parodos halten; auch gibt hier diese Unterbrechung, da sie nicht eigentlich melisch ist, dem Chorgesange noch nicht nothwendig den Charakter eines Kommos, sondern die Anapästen stimmen vielmehr sehr gut mit der fortdauernden parodischen Bewegung des Chors.

Während aber in den vorher angeführten Zeugnissen, so wie in den schon früher erwähnten Angaben über die Parodos in Euripides Phönissen und dem Alkmäon durch Corinth, auch offenbar kommosartige Lieder, die der Chor beim Einzuge singt, Parodoi genannt wurden: machten dagegen andre von der Grundbedeutung des Worts eine ganz andere Anwendung, indem sie in den Tragödien, wo der Chor zerstreut hereinkommt, nicht das erste, kommatisch gesungene Lied, sondern erst den Gesang Parodos nannten, bei welchem der bisher noch nicht in Reihen und Gliedern geordnete Chor sich zuerst in regelmäßiger Weise aufstellt, um den gewöhnlichen Platz mitten in der Orchestra einzunehmen. Nur so begreift man, wie Plutarch, An seni sit r. g. 3, in Sophokles Oedipus auf Kolonos erst das Lied: Εὐΐππου, ξένε, τᾶσδε χώρας die Parodos des Stückes nennen kann, was er gewiß nach einem gewöhnlichen Sprachgebrauch und nicht aus Willkühr oder Irrthum that (wie Lachmann, de mensura tragoed. p. 52, und in Niebuhrs Rhein. Museum Bd. 1. S. 325, geneigt ist anzunehmen, indem er, nach dem anderswo bemerkten

Sprachgebrauch, auch in diesem Stücke das kommatische Einzugslied für die wahre und einzige Parodos nimmt). Denn gerade der Oedipus auf Kolonos ist ein solches Stück, in welchem der Chor in unruhiger Bewegung und zerstreut hereinkommt und nachdem er im Laufe der leidenschaftlichen Scenen voll ängstlicher Spannung, die die erste Hälfte des Stückes einnehmen, zwei Kommoslieder mit Oedipus und Antigone gesungen, erst gegen die Mitte des Stückes zugleich mit einer ruhigern Stimmung eine feste Stellung annimmt; das Lied aber, welches er in dieser Stellung zuerst singt, ist eben das von Plu-[illegible]rch erwähnte: *Εὐίππου, ξένε, τᾶςδε χώρας.* Man kann also in [illegible]n Stücken, wenn man die verschiedenen Bedeutungen von Parodos sich zugleich zu benutzen gestattet, eine kommatische Parodos und eine dem Stasimon verwandte unterscheiden.

Es erhellt aus dem Gesagten, wie sich meine früher noch nicht so vollständig entwickelte Ansicht von der Parodos verhält zu derjenigen, wonach sich die Parodos in ihrer Form nur dadurch von den Stasima unterscheidet, daß sie öfter eine Epode in der Mitte enthält. S. Hermann Elem. doctr. metr. p. 725 vergl. Recension der Eumen. S. 211. Allerdings kommt in einigen Tragödien der Umstand vor, daß in der ersten vom Chor gesungenen Partie eine Epode mitten zwischen antistrophisch geordneten Gesängen gefunden wird, aber dies kann schon der Seltenheit wegen nicht zum Character der Parodos selbst gehören, sondern muß auf der besondern Einrichtung dieser Dramen beruhen. Die Sache ist, daß in diesen Stücken die Parodos zugleich mit dem ernsten Stasimon verknüpft ist, so daß auf das Lied, wobei der Chor seine gewöhnliche Stellung einnimmt, ein davon verschiednes folgt, das nach Art anderer Stasima vorgetragen wird. Natürlich hängt dies mit dem Antheil des Chors an der Handlung des Stückes zusammen; der Dichter verbindet mit der Exposition, welche die Parodos auf lyrische Weise darlegt, mit den Gedanken und Empfindungen, die das Kommen des Chors begleiten, sogleich eine andere Gedankenreihe, die einen wesentlichen Theil der im Drama selbst zu entwickelnden Stimmungen und Gesinnungen bildet. So gliedert sich von selbst die größte Gesangmasse der Art, welche ohne diese Trennung fast unförmlich erscheinen mußte, in Aeschylos Agamemnon. Der anapästische Theil der Parodos motivirt die Erscheinung der Greise, die, beim Zuge gegen Troja zurückgelassen, jetzt durch die von der Klytämnestra veranstalteten Opfer herbeigezogen werden, durch den Wunsch derselben zu erfahren, welche Botschaft diese Opfer veranlaßt habe, indem ihr Gemüth dabei zwi-

schen Furcht und Hoffnung schwanke. Der eigentlich melische Theil der Parodos, der hauptsächlich aus daktylischen Versen von großer Feierlichkeit besteht, entwickelt alsdann den Grund dieser streitenden Empfindungen, dieses Schwankens zwischen Hoffnung und Furcht, der für die Greise in dem Orakel des Kalchas liegt, welcher Prophet aus einem Vorzeichen bei dem Auszuge der Achäer einerseits den glücklichen Ausgang des Kriegs, aber zugleich doch auch den Zorn der Artemis gegen das Haus des Agamemnon erkannt hatte, aus dem Entzweiung und Unheil in der Familie des Herrschers hervorgehen könne. Mehr als dies kann wohl dem Gedanken-Inhalte nach, eben so wie der metrischen Form nach, nicht zur Parodos gezogen werden, da der Chor nun hinlänglich erklärt hat, was ihn herbeiführe und welchen Antheil er an der Handlung nehme. Ehe aber der Chor mit der Klytämnestra in Unterredung kommen und von ihr die Botschaft der Eroberung Trojas erhalten durfte, war es nach dem Plane des Aeschylos durchaus nöthig, daß der Grund des Hasses, den Klytämnestra gegen Agamemnon hegt, deutlicher angezeigt wurde, als durch jene noch sehr unbestimmte Weissagung des Kalchas. Das Opfer der Iphigeneia, das diesen Zwiespalt im Hause der Atriden bewirkt, ist gewissermaßen schon ein Theil der Entwickelung, die im Drama durchgeführt wird, und bedarf daher nach Aeschylos Weise, der den Zusammenhang des Mythus immer in großer Vollständigkeit darlegt, einer Ausführung, die ihm durch ein Stasimon des Chors am Besten zu Theil werden konnte, da die Erzählung sich mit einem höhern lyrischen Schwunge wohl verträgt und ähnliche Erzählungen auch sonst bei Aeschylus den Inhalt eines Stasimon ausmachen. Die Trennung dieses Stasimon von der vorhergehenden Parodos ist sowohl durch die metrische Form, die sich an dieser Stelle wesentlich verändert, als durch die innre Anlage und Gedankenfolge sehr deutlich bezeichnet. Das Opfer der Iphigeneia ließ sich unmittelbar an die Weissagung des Kalchas anknüpfen, deren Erfüllung mit jenem Opfer beginnt; und gewiß würde dies geschehen sein, wenn der Dichter aus beiden ein gleichartiges Chorlied hätte machen und die Erzählung von dem Opfer in die Parodos aufnehmen wollen. Aber eben, weil dies nicht die Absicht des Aeschylus war, nimmt der Chor an dieser Stelle, so zu sagen, einen ganz neuen Anlauf und beginnt mit einer Anrufung an Zeus — von der wir anderwärts zu zeigen gesucht haben, wie sie auch durch die Einrichtung der Thymele in diesem Stücke motivirt war (s. Anhang zu den Eumen. S. 38.). Nur Zeus, sagt der Chor, könne den Geist der Sterblichen aufklären, er führe sie, wenn auch durch Leiden und Drangsale zur rechten Erkenntniß. Agame-

mnon habe damals nach langem Widerstande sich aus tadelnswerther Ehrsucht zur Opferung der Tochter entschlossen: aber die Folge davon sei noch nicht offenbar, die Verkündigungen würden indeß nicht unerfüllt bleiben [1]). Der geheime Gedanke des Chors ist ohne Zweifel, daß mit der Opferung der Iphigeneia schon die Verderben drohenden Orakel des Kalchas in Erfüllung zu gehn angefangen hätten, indem die schwergekränkte Mutter als eine οἰκονόμος δολία, wie es im Orakel des Kalchas hieß, daheim geblieben sei und über der Rache der Tochter brüte. — Ebenso besteht offenbar die große Masse von Chorgesängen am Anfang der Perser aus der Parodos und dem ersten Stasimon, so daß die Anapästen und die sechs Strophen nebst einer Epode in Jonischen Versen die Parodos und die vier Strophen in trochäischen Maßen das Stasimon bilden. Nur findet hier das Besondre statt, daß die Epode nicht am Ende der Abtheilung in Jonischen Versen, sondern zwischen dem zweiten und dritten Strophenpaar steht: ein Umstand, der aber auch in andrer Hinsicht großes Bedenken erregt und wohl durch eine Versetzung ganz beseitigt werden muß [2]).

---

[1]) Für den Gedankengang dieses Chorlieds, der bei der dunkeln und bloß andeutenden Weise, in der dieser Chor spricht, gewiß nicht leicht zu fassen ist und einen aufmerksamen Leser lange beschäftigen kann, ist das ein wichtiger Fingerzeig, daß der Gedanke, daß mit dem πάθος das μάθος eng verbunden sei, daß Dike den παθοῦσιν das μαθεῖν des Verhängnisses zuwäge, vor der Erzählung von dem Opfer der Iphigeneia steht und nach dem Schlusse derselben wiederkehrt, V. 170 und 241 Well. (160 u. 226 Kl.) Diese Erzählung soll nach Aeschylos Absicht eine Spannung hervorbringen, die für jetzt noch keine Beruhigung findet, als in dem allgemeinen Gedanken, daß die Orakel auf jeden Fall in Erfüllung gehn würden und den παθόντες dann das μαθεῖν τὸ μέλλον zu Theil werden würde.

[2]) Wie nämlich die Epode V. 93—101 Well., jetzt steht, zerschneidet sie den Gedankenzusammenhang auf das Unangenehmste. Der Herrscher Asiens, hieß es vorher, rückt mit seiner unermeßlichen Macht zu Lande und Wasser gegen die Hellenen. Niemand wird dieser Fluth sich entgegensetzen können, denn unwiderstehlich ist das Heer der Perser. Davon erhält die Strophe und Antistrophe nach der Epode die Begründung: Das göttliche Verhängniß hat von Alters her den Persern Kriege auf dem Lande zu führen angewiesen; auch haben sie (neuerdings) gelernt auf den Schiffen den Gefahren des Meeres zu trotzen. Zwischen diesen Strophen nun, welche die Hoffnung des Sieges bei den Persern unterstützen sollen, steht in der Epode ganz abgerissen die Unglücks-Ahnung: Wer aber kann unter den Sterblichen der Täuschung der Gottheit entgehn u. s. w. Offenbar kann diese erst eintreten, wenn jene stolzen Vorstellungen zu ihrem Schlusse gelangt sind, und gehört also an das Ende der Parodos. Selbst wenn man annähme, daß diese Epode von andern Stimmen gesungen worden sei, als die Strophen und Antistrophen, würde sie ihre Stelle nicht behaupten können. Der übrige Theil des Chors würde auf die ängstigende Besorgniß einer ἀπάτη θεοῦ, welche in der Epode angeregt worden ist, doch irgend eine

Die Parodos ist hier der Ausmalung des Bildes von der ungeheuern Macht der Perser, die nach Europa hinübergegangen ist, gewidmet, und nur am Anfang und Ende treten Besorgnisse und Ahnungen des unglücklichen Ausgangs hervor; das Stasimon dagegen ist ganz eine Ausführung der Vorstellung, welche Trauer in Persien herrschen werde, wenn das Heer nicht zurückkomme, da alle streitbaren Männer die Heimat und ihre Frauen verlassen hätten. — In den Schutzflehenden des Aeschylos ist dieselbe Trennung sichtbar, aber ohne eine Epode zwischen den verschiednen Chorgesängen: doch scheiden sich auch hier die fünf Strophenpaare, welche zunächst auf die Anapästen der Parodos folgen, durch Inhalt und Ton, so wie durch die Wahl und Anordnung des Metrischen, so scharf von den drei folgenden Strophen und Antistrophen, daß auch in diesem Stück eine unmittelbare Aneinanderfügung der Parodos und des ersten Stasimon anzunehmen ist. — Von spätern Tragödien sind Euripides Phönissen als Beispiel einer solchen Stellung der Epode merkwürdig; denn im Orest, den man auch hieher gezogen hat, läßt sich die Eintheilung des Stückes: *τίς νόσος ἢ τίνα δάκρυα* bis *πατρῴων παθέων ἀμοιβάν* (V. 829 ff.) in eine Mesodos und eine Strophe und Antistrophe nicht ohne einige unwahrscheinliche Aenderungen durchführen. In den Phoenissen dagegen findet man eine offenbare Nachbildung jener Weise des Aeschylos, nur natürlich in kleinerem Maßstabe. Die Parodos: *Τύριον οἶδμα λιποῦσ᾽ ἔβαν*, reicht nämlich nur bis zum Schlusse der Epode: *Δίρκαν προλιποῦσα;* so weit wird davon Rechenschaft gegeben, woher der Chor komme und was ihn an diesen Platz bringe. Die Strophe aber und die Antistrophe, welche nach der Epode: *Νῦν δ᾽ ἐμοὶ πρὸ τειχέων* an folgen, sind nicht bloß dem trochaischen Metrum nach von dem glykonischen der vorhergehenden Partie ganz verschieden, sondern trennen sich auch davon in ihrem Inhalte, indem der Chor darin an dem Leiden, welches Theben bedroht, lebhaften Antheil nimmt und die bedrängte, gefahrvolle Lage der Stadt mit wenigen, aber prägnanten Zügen schildert.

Hieraus wird deutlich werden, warum das einzige unterscheidende Merkmal, welches man zwischen der Parodos und dem Stasi-

---

Rücksicht nehmen müssen; er könnte nicht in dieser ruhigen Zuversicht auf die siegreiche Macht der Perser fortfahren. Auch schließt sich der Anfang des Stasimon: *Ταῦτά μοι μελαγχίτων φρὴν ἀμύσσεται φόβῳ*, gar nicht an den Gedanken der siegreichen Macht, sondern der *ἀπάτη θεοῦ* an; nur darauf kann *ταῦτα* bezogen werden. So führt alles darauf, daß die Epode eine wirkliche Epode der in Jonischen Versen gedichteten Parodos und nicht, wie es jetzt scheint, eine Art von Mesodos gewesen sei.

mon der Tragiker früher gefunden zu haben glaubte, daß nämlich die erste eine Epodos in der Mitte haben könne, nicht als gültig angenommen werden kann, indem es sich gar nicht auf die Construction der Parodos an sich bezieht.

Indem wir zu den Notizen des Tzetzes zurückkehren, finden wir zuerst, V. 43, eine sehr verkehrte Angabe über die Epiparodos, welche V. 109 wiederkehrt. Eukleides, sagt Tzetzes, nenne die *μεταπάροδος ἐπιπάροδος*, und darunter soll man sich den Eintritt eines andern Chors nach dem Auszuge dessen, der vorher gesprochen, denken. Aber in welcher Tragödie käme ein doppelter Chor auf diese Weise vor; und wie könnte dies *ἐπιπάροδος* heißen. Gewiß ist *ἐπιπάροδος* nichts, als, was Pollux angibt, ein zweiter Eintritt desselben Chors, der vorher durch eine *μετάστασις* verschwunden war. Auch kann Eukleides schwerlich jene falsche Definition gegeben haben, und für *ἄλλου χοροῦ δ'ἔλευσιν αὐτὴν μοι λέγει* ist daher *α. χ. δ'ἔ. α. μοι λέγε* zu schreiben, dem Präceptor-Tone gemäß, den Tzetzes durch das Ganze durchführt. Unter den hierauf folgenden Definitionen des Stasimon scheint die erste, sehr verworren ausgedrückte, im Wesen dieselbe zu sein, welche der Scholiast bei Tyrwhitt zu Aristoteles Poët. c. 12 gibt: *τὰ δὲ στάσιμα, ὡς ὅτε ἵσταται (ὁ χορὸς) καὶ ἄρχεται τῆς θρηνῳδίας τοῦ δράματος*, ähnlich wie bei den Schol. zu Aeschylos Persern, in der Hypothesis. Die zweite Erklärung ist die von Aristoteles selbst (Poët. 12). Die dritte, welche dem Eukleides zugeschrieben wird, setzt, wie die meisten andern Angaben, das Unterscheidende des Stasimon in das Stehen des Chors, aber führt als Beispiel den Chorgesang an: *Ὠκεανοῦ τις ὕδωρ στάζουσα πέτρα λέγεται*, womit der Chor der Troezenischen Weiber im Hippolytos auftritt, den man sonst durchaus für eine Parodos nehmen muß; daher wohl ein Irrthum hier obwaltet [1]). Was Tzetzes hierauf von der *ἐμμέλεια*, die er unkundigerweise als eine besondere Gattung von Chorliedern ansieht, dem *κομμὸς* und der *ἔξοδος* sagt, enthält außer einigen schiefen Ausdrücken nichts Neues und Eigenthümliches. Nachdem er nun, wie er meint, seine Eintheilung der Tragödie in das gehörige Licht gesetzt hat, geht er zu den Abtheilungen über, welche Eukleides und Andre, wie er behauptet, sehr unrichtig und Alles verwirrend, gemacht hätten. (Vor *Ἐπείπερ* V. 87 ist kein Punkt zu setzen;

---

[1]) Doch kehrt diese Definition, wie die andern aus Eukleides genommenen, mit demselben Beispiel aus dem Hippolytos V. 111 ff. wieder, wo nur die Interpunction zu berichtigen ist.

es nimmt das vorige Ἐπείπερ wieder auf). Eukleides macht neun Theile der Tragödie, den Prolog, den ἄγγελος, den ἐξάγγελος, die πάροδος, ἐπιπάροδος, das στάσιμον, der ὑπορχηματισμὸς, das ἀμοιβαῖον, das σκηνικὸν, die auf jeden Fall sehr regellos durcheinandergeworfen sind; doch sind einige nicht unwichtige Angaben darunter [1]). Dem Chor kommen darunter πάροδος, ἐπιπάροδος, στάσιμον und ὑπορχηματισμὸς zu; wobei die Auslassung der κομμοί sehr befremdet; doch können diese vielleicht als gemeinschaftliche Gesänge des Chors und der Bühnen-Personen unter dem σκηνικόν mit einbegriffen sein. Dagegen ist die Unterscheidung der ὑπόρχησις oder des ὑπορχηματισμὸς als einer besondern Gattung von Chorliedern sehr bemerkenswerth. Man sieht daraus, daß in der Tragödie Gesänge und Tänze des Chors vorkamen, die sich vom Stasimon in ihrer ganzen Darstellungsweise unterschieden und den lebhaften, mimisch nachahmenden Character und Ton der Hyporcheme, die als lyrische Gattung hinlänglich bekannt sind, angenommen hatten. Offenbar sind dies solche kleinere, aber von der lebhaftesten Empfindung durchdrungene Chorlieder, wie das in den Trachinierinnen des Sophokles: Ἀνολολύξατε δόμοις (V. 205 ff.), wozu der Scholiast die bekannte Notiz giebt: τὸ μελιδάριον οὐκ ἔστι στάσιμον, ἀλλ' ὑπὸ τῆς ἡδονῆς ὀρχοῦνται, dergleichen in der That mit keinem bessern Namen als dem der Hyporcheme bezeichnet werden konnten. Die Anrufung des Päan in diesem Liedchen kann dem hyporchematischen Character keinen Eintrag thun; denn an einen eigentlichen Päan zu denken verbietet doch die leidenschaftliche Unruhe, welche darin herrscht; und da beide, Hyporcheme wie Päane, sich aus den Festen des Apollinischen Cultus entwickelten, und in gewissen Formen so nahe aneinandergränzten, daß die alten Literatoren in solchen Fällen über die Anwendung der einen oder der andern Benennung zweifelhaft waren (Plutarch v. d. Musik c. 9): so konnte gewiß auch in einem eigentlichen Hyporchem die Anrufung: ἰὼ, ἰὼ Παιάν, mit andern gemischt vorkommen. Wie in diesem Liede in den Trachinierinnen die Anrufungen des Apollon und die Ausdrücke Bakchischer Begeisterung verbunden werden: so fordert in einem ähnlichen, nur etwas mehr entwickelten und geordneten Liede, in Sophokles Aias V. 693 ff., der Chor den Pan als Gott der Tänzer auf, Nysische und Knosische

[1]) Ich finde indeß, daß dieselbe Eintheilung der Tragödie schon von Creuzer aus der oben, bei der Parodos, erwähnten Schellersheim'schen Handschrift mitgetheilt worden ist, Wiener Jahrbücher LXI. S. 190.

Tänze aus dem Stegreif (weil die Freude sie selbst dem Chor eingibt) mit ihm aufzuführen. Bei den Knosischen Liedern wird hier bekanntlich an die alte Uebung lebhafter und wilder Tänze in Kreta, aus denen unter der Pflege des Thaletas das eigentliche Hyporchema erwuchs, gedacht und, indem dieselben zugleich Nysische heißen, an die nahe Verwandtschaft erinnert, in welcher diese mit Bakchischen Tänzen, insbesondere dem Satyrtanze Sikinnis, standen[1]). Die Angabe des Eukleides gibt uns das Recht, diese und alle ähnlichen Lieder, welche die Tragiker eingestreut haben, tragische Hyporcheme zu nennen. Daß das Hyporchem sich noch mehr für das Drama-Satyrikon eignet, scheint Tzetzes (V. 116) auch aus dem Eukleides genommen zu haben; daß aber Eukleides dasselbe ὑπόρχησις nenne, was sonst Emmeleia heiße, ist natürlich eine bloße Zuthat und eigne Combination des Tzetzes. Wir dürfen im entschiednen Widerspruch mit Tzetzes behaupten, daß die Emmeleia gerade nicht die Tanzweise jener tragischen Hyporchemen gewesen sei, sondern vielmehr hauptsächlich für die Stasima passe. Die Emmeleia wird von allen Zeugen als ernst und würdevoll geschildert; das Hyporchem verlangt wilde, mitunter auch muthwillige Bewegungen und Gesten. Athenäos in der bekannten Parallelisirung der dramatischen und lyrischen Tanz-Gattungen (XIV, p. 630) stellt der tragischen Emmeleia die γυμνοπαιδικὴ wegen des gemeinsamen Characters ernster feierlicher Würde an die Seite[2]), eben

[1]) Auch das Hyporchem des Phliasier Pratinas, welches Athenäos XIV, p. 617 mittheilt, hat einen ganz Bakchischen Character. Es ist sehr zu zweifeln, ob dies Hyporchem, wie es gewöhnlich genommen wird, als ein besonderes lyrisches Gedicht anzusehen ist. Nach dem Obigen wird es wahrscheinlicher, daß es ein dramatisches Hyporchem war, aber wohl eher aus einem Drama Satyrikon, als aus einer Tragödie.

[2]) Es gab also an dem Spartanischen Feste der Gymnopädien einen Tanz, in dem die Schönheit der Tanzenden γυμνοὶ παῖδες durch eine erhabene Feierlichkeit veredelt erschien. Damit ist aber keineswegs geleugnet, daß auch andre, mehr muntre und muthwillige Tanzweisen an eben diesem Feste vorkamen, das recht dazu gestiftet war, um die Freude an der frischen Lebenskraft und audax lascivia der Jugend aufs Höchste zu steigern. In gewissen Tänzen der Gymnopädien ahmten die Knaben auf eine gefällige Weise die Bewegungen des Ringkampfs und Pankration nach und gingen dann auch in die wilden Tanzweisen des Bakchischen Cultus über. Athenäos XIV, p. 631. XV, p. 678. Auch war in den Tanzweisen der Gymnopädien viel Scherz und Spaß (Pollux IV, 14, 104), was auf mimische Vorstellungen nach Art der Hyporcheme deutet. Hyporchematische Tänze mußten um so mehr an den Gymnopädien vorkommen, da die Einrichtung der orchestischen und musikalischen Ergötzungen an diesem Feste den Musikern zugeschrie-

so die Pyrrhiche der satyrischen Sikinnis wegen der Schnelligkeit und Energie der Bewegung in beiden, die hyporchematische Tanzweise aber dem komischen Kordar, wegen des muthwilligen, spielenden Characters beider. Hiermit stimmt auch die Nachricht, daß von den beiden Meistern der Italischen Tanzkunst oder Pantomime Pylades die Richtung der Tragödie verfolgte, Bathyllos aber in seinen Tanzweisen sich an den Kordar anschloß und eben dieser eine Art von Hyporchemen anordnete, worin eine Nymphe Echo oder Pan oder ein schwärmender und verliebter Satyr vorgestellt wurde [1]). Es ist also klar, daß die Emmeleia durchaus nicht zu den hyporchematischen Tanzliedern paßte, sondern ihren Sitz nur in den übrigen Chorgesängen haben konnte, die zur Gattung des Stasimon und Kommos gehören. Die Stasima muß man sich gewiß mit sehr einfachen Tanzbewegungen begleitet denken; ein vielfach gesticulirender Tanz würde zu dem gewöhnlichen Inhalt und Character eines Stasimon wenig stimmen, daher die große Menge von Gesten (σχήματα), die vom tragischen Tanze angeführt werden, wenn nicht in den Hyporchemen, besonders in den Kommen und kommatischen Liedern ihre Stellen finden mußten [2]). So wird auch die merkwürdige Nachricht von dem Tänzer des Aeschylos, Telestes, daß er beim Tanzen der Sieben gegen Theben die Ereignisse durch den Tanz deutlich dargelegt habe (Athenäos I, p. 21), schwerlich auf eine andre Weise verstanden werden können, als daß Telestes als Hegemon des Chors in solchen kommatischen Liedern, wie gleich das erste in den Sieben ist (V. 78—163), worin die Gefahren, welche Theben bedrängen, mit der größten Anschaulichkeit geschildert werden, durch malende Bewegungen und Gesten des Tanzes diesen Schilderungen noch mehr Lebhaftigkeit und ergreifende Wahrheit gegeben habe.

Was aber zweitens die Bühnenpersonen anlangt: so unterscheidet hier Eukleides außer dem Dialog (τὸ ἀμοιβαῖον) und dem Gesange (τὸ σκηνικὸν) drei Partieen, wo Bühnenpersonen einzeln sprechen, den Prolog, den ἄγγελος und den ἐξάγγελος. Die Unterscheidung

---

ben wird, an deren Spitze Thaletas steht (Plutarch v. d. Mus. 9), und eben dieser Thaletas besonders als Dichter und Componist von Paeanen und Hyporchemen berühmt war.

[1]) Plutarch Quaest. Sympos. VII, 8, 3, p. 325 Hutten, und Athenäos I, p. 20.

[2]) Nur vom ξιφισμός wird ausdrücklich gesagt, daß er ein σχῆμα ἐμμελείας war. S. besonders Pausanias bei Eustath. zur Ilias Σ. p. 1167, 22 Rom.

des Boten, der Nachrichten aus der Fremde bringt, und dessen, der Meldung thut von den Dingen, die sich im Hause ereignet haben, ist auch aus andern Notizen [1]) und aus den Personen-Registern der alten Tragödien bekannt genug. Auch war ohne Zweifel die ganze Erscheinung, Kostüm und Maske dieser beiden Boten ganz verschieden, da nur der eigentliche *ἄγγελος* die Tracht eines Herolds oder eine ihr ähnliche und daran erinnernde annehmen konnte. Bei der festen und gleichmäßigen Gestalt, welche alle äußeren Einrichtungen des alten Theaters trugen, ist wohl anzunehmen, daß die beiden Masken, mit denen nach Pollux **IV, 19, 138** Diener, welche Botschaften zu überbringen hatten, ausgerüstet wurden, die eine dem *ἄγγελος*, die andere dem *ἐξάγγελος* zuzutheilen sind. Die eine trägt den Namen des *σφηνοπώγων* oder Keilbärtigen; dazu gehört ein kräftig, blühendes Aussehn, ein hoher, breiter und im Umkreise eingesenkter Haaraufsatz (Onkos), blondes Haar, scharfe Gesichtszüge und rothe Farbe. Offenbar hat diese Maske große Aehnlichkeit mit dem Hermes der älteren Griechischen Kunst, der auch mit keilförmigem Barte (Artemidor. Oneirokr. **II, 37**), von kräftigem, männlich blühendem Aussehn und überhaupt jener Beschreibung sehr ähnlich vorgestellt wird, so daß man sich auch die Anordnung der Haare am Onkos nach alterthümlichen Hermen wird deutlich machen können. Dagegen hat der *ἀνάσιμος* oder *ἀνάσιλλος* (über welchen Ausdruck die Erklärer des Pollux und der Verf. im Handbuch der Archäol. §. **330**, Anm. **4.** Einiges bemerkt haben) einen hohen Onkos von blondem Haar, das von dem Mittel der Stirn sich stark emporsträubt, keinen Bart und eine röthliche Gesichtsfarbe — also eben keine Aehnlichkeit mit einem Herold, so daß man ihn vielmehr für den Boten aus dem Hause halten muß. Da dieser *ἐξάγγελος* in der Regel von Schreckensscenen berichtet, die er in dem Innern des Hauses gesehn, so kann vielleicht auch das aufgesträubte Haar darauf eine symbolische Beziehung haben. Nach Tzetzes, oder vielmehr Eukleides, war nun auch das Lokal, woher der *ἄγγελος* und *ἐξάγγελος* kamen, und die Richtung, die sie nahmen, sich gerade entgegengesetzt, indem der erstere von der rechten Seite nach der linken geschritten kam, der andere aber, nämlich der *ἐξάγγελος*, durch

---

[1]) S. Valckenaer zu Eurip. Hippolyt. V. **776 p. 246.** — In der oben angeführten von Creuzer bekannt gemachten Notiz (Wiener Jahrb. **LXI.** S. 190) ist das hier Eingeklammerte zu ergänzen: *ἄγγελος δέ ἐστιν ὁ τὰ ἔξω τῆς πόλεως πεπραγμένα [τοῖς ἐν τῇ πόλει, ἐξάγγελος δὲ ὁ τὰ ἐντός τῆς οἰκίας πεπραγμένα] τοῖς ἐκτὸς τῆς οἰκίας δηλῶν.*

die Halle zur Linken eintrat. Von diesen Angaben ist die erste ganz den oben erörterten Bestimmungen gemäß; dagegen sollte man doch vom *ἐξάγγελος* erwarten, daß er aus den Pforten, welche in der Bühnenwand angebracht sind, hervortreten werde, indem diese das Haus mit seinen verschiedenen Abtheilungen vorzustellen pflegen, die linke Parodos aber die Richtung von der Stadt her anzeigt; und in der That wüßte ich nicht, wie man die Angabe des Eukleides, nach welcher der *ἐξάγγελος* dem *ἄγγελος* in der Art seines Auftretens gerade entgegengesetzt wird, rechtfertigen könnte.

Hierauf kommt Tzetzes auf andere, leider ungenannte, Schriftsteller zu sprechen, welche die Tragödie in zehn Theile zerlegten, nämlich: Prolog, Rede, Dialog, *ἄγγελος*, *ἐξάγγελος*, Bühnengesang, *κούρισμα*, *σάλπιγξ*, *σκοπὸς* und Chor. In dieser sehr auffallenden Eintheilung sind alle Chorgesänge unter einer Rubrik befaßt; das andere sind sämmtlich Vorgänge auf der Bühne, die sich auf eine so bestimmte Weise unterschieden haben müssen, daß man daraus besondere Theile der Tragödie machen konnte. Auch fügt Tzetzes einige Notizen zur Erklärung bei über die fünf Stücke, welche Eukleides weggelassen habe (*ἅπερ παρειάθησαν Εὐκλείδῃ λόγοις*), so wie die Andern dagegen weggelassen hätten, was Eukleides dafür habe (*καθὼς τὰ Εὐκλείδης ἀντ' αὐτῶν τοῖς λόγοις* soll es wohl heißen). Die Rede (*ῥῆσις*) bedeutet hier Monologe, wie den des Polyneikes, womit er in den Phönissen zuerst auftritt. Das *κούρισμα* wird als ein klagender Gesang trauernder Personen, welche geschornes Haar tragen, beschrieben. Damit ist zusammenzuhalten, daß Pollux **IV, 19, 140** und **141** unter den tragischen Frauen-Masken zwei aufzählt, welche den Namen der geschornen Jungfrau, *κούριμος παρθένος*, führen. Beide stellen Unglückliche und Trauernde dar; besonders hat die eine glatt anliegendes, ungescheiteltes Haar ohne allen Schmuck von Locken, als eine schon seit langer Zeit vom Unglück Niedergedrückte. Solche Scenen also, in welchen Personen dieser Art ihr Leid kundthun, wie die Sophokleische Elektra in dem ersten Kommos und die Euripideische in dem Gesange *ἀπὸ σκηνῆς: Σύντειν', ὥρα, ποδός ὁρμάν*, müssen wohl von manchen Alten *κούρισμα* genannt worden sein. Die *σάλπιγξ* wird als eine Rede bezeichnet, welche ein Treffen darstellt (*λόγος συμβολὰς μαχῶν λέγων*); woraus wir abnehmen, daß Feldherrn-Reden, durch welche Krieger an bestimmte Stellen abgeordnet oder zum Kampfe aufgemuntert wurden, mit Trompeten-Stößen eingeleitet oder beschlossen wurden: wie z. B. die Scene in den Sieben gegen Theben, wo Eteokles die Gegner der sieben Argivischen Helden

ernennt. Auch außerdem konnten in der Tragödie Trompeten-Stöße, in Verbindung mit Heroldsrufen, oft genug vernommen werden, wie bei der Gerichtsversammlung in Aeschylos Eumeniden (V. 536), wo der Herold als Stillschweigen gebietend die Hauptsache ist und die Trompete nur dazu dient, auf seinen Ruf noch mehr aufmerksam zu machen, so daß auf keinen Fall Athena dort sagen kann, wie man doch mit großer Zuversicht behauptet hat: „Rufe aus Herold; oder es soll auch die Trompete ihre Stimme erheben." Endlich wird noch als etwas Besonderes der *Σκοπός* oder Späher hervorgehoben, der eine Ankunft aus der Fremde schon von Weitem sieht und voraus anzeigt. Nach dieser Erklärung kann darunter keine solche Scene, wie die Rede des Wächters der Feuerzeichen im Agamemnon des Aeschylos oder die Ausschau der Antigone in Euripides Phönissen, verstanden werden, wiewohl auch diese wohl im weitern Sinne darunter zu begreifen sein möchten; aber eigentlich und zunächst ist nur eine solche gemeint, wie die in Aeschylos Schutzflehenden V. 691 ff. ist, wo Danaos von der *κοινοβωμία* aus, an der seine Töchter Schutz gefunden, das Herannahen des Aegyptischen Schiffes erblickt und ausführlich beschreibt. Es versteht sich nun wohl, daß diese Bezeichnungen einzelner Stellen und Situationen aus der Tragödie, wie sie durch *κούρισμα*, *σάλπιγξ* und *σκοπός* gegeben werden, nicht erschöpfend sind und es auch wohl gar nicht sein sollten, so daß vielleicht erst Tzetzes oder ein anderer Grammatiker dieser spätern Zeit aus einer zufälligen Aufzählung verschiedener Partieen in der alten Tragödie seine zehn Theile gemacht hat.

Wie nun Tzetzes diese aus Eukleides und den Andern genommenen Angaben verarbeitet und welchen verworrenen Mischmasch er daraus bereitet, verlohnt nicht der Mühe näher zu zergliedern. Dagegen bringt er gegen Ende über die Anwendung der metrischen Formen in der Tragödie Angaben bei, die offenbar aus einer andern Quelle, als aus seinen eignen trivialen Kenntnissen, geflossen sind. Der Inhalt seiner Angaben ist der, daß in der Tragödie zehn verschiedene Metra gefunden würden, nämlich in Dipodieen 1. Jamben, 2. Dochmien; dann in Dipodieen, aber auch nach einzelnen Füßen zu messen: 3. Trochäen, 4. Kretiker, 5. Daktylen, 6. Bakchien; außerdem 7. Choreen, 8. Prosodiaci, 9. mitunter Proceleusmatici, 10. Jonici a minore. Diese zehn Gattungen würden in den antistrophischen Gesängen und Stasimen gefunden (*μελῶν στάσει*, vgl. Aristoph. Frösche V. 1281), die Trochäen aber, Kretiker, Dochmien und andere flüchtige Rhythmen gemischt mit Jamben in den kommatischen d. h. kommos-

ähnlichen Liedern[1]) (συγγραφὰς τῶν κομμάτων). Hier ist nun freilich die Aufzählung der Metra, die bei den Tragikern vorkommen, theils unvollständig, theils von sonderbaren Mißgriffen entstellt; doch ist es möglich, daß ein kundiges Auge auch darin eine Spur gelehrter Ueberlieferung entdeckt. Dagegen ist die folgende Unterscheidung der Metra der Stasima und Kommoi, wenn sie auch wenig positives Resultat gewährt und durch Tzetzes ungeschickten Ausdruck ebenfalls sehr verdunkelt ist[2]), doch im Allgemeinen gewiß richtig und auch darin treffend, daß sie von den kommatischen Versmaßen hauptsächlich verlangt, daß sie für hurtige Bewegung geeignet sein sollen.

Wir schließen diese Scholien mit dem Schlusse des neu herausgegebenen Stückes, in der Hoffnung, daß wenn sie auch die schwierige Untersuchung über die Oekonomie des alten Dramas nicht bedeutend fördern, man sie doch des Autors, der darin commentirt wird, nicht unwürdig finden werde.

EKKYKLEMA. 1. Das Leben der alten Völker bewegte sich bei Weitem mehr als das neuere im Kreise des Oeffentlichen, auf Märkten und Straßen, in Hallen und andern Anlagen des Staates. Die Bühne aber mußte diesen Character des täglichen Lebens um so mehr festhalten und um so strenger durchführen, da schon die Anwesenheit des Chors bei der Handlung verlangte, daß sie aus dem Dunkel der Häuslichkeit ins Freie hervortrat, wo die Theilnahme größerer Menschenmassen allein möglich erschien. Es ist ein sicheres und klar vorliegendes Factum, daß die Decoration der Bühnenwand in der attischen Tragödie sowohl, wie in der alten Komödie,[3]) immer

[1]) Wiewohl κομμός gewiß von dem κόπτεσθαι als Gebrauch der Trauer herkömmt und κόμματα nur zerschnittene Glieder bezeichnet, hingen doch in der alten Kunstsprache des Dramas beide Ausdrücke nahe zusammen. Denn da die κομμοὶ nach ihrer ganzen Einrichtung größtentheils von einzelnen Choreuten vorgetragen werden mußten und danach in viele kleinere Abtheilungen zerfielen: so konnte man sie zugleich κόμματα oder κομματικὰ nennen, wie die unter mehrere Stimmen vertheilten, aber von keiner Stimme ἀπὸ σκηνῆς unterbrochenen Chorgesänge.

[2]) Sollen die χορίομικτα σὺν ἰαμβείῳ μέτρα V. 197 Choriamben sein?

[3]) Es gehört an eine andere Stelle zu untersuchen, in wie weit die Tradition der älteren Komödie auch auf die **mittlere** und **neue** bestimmend eingewirkt und in welchen Fällen Menander und Philemon, die Vorbilder der römischen Komödie, sich Modificationen des alten Gebrauchs erlaubt haben. Im Ganzen bestand auch bei diesen Dichtern die Decoration der Bühnenwand aus den Façaden von Häusern, Tempeln, aus Ansichten von heiligen Hainen u. dgl. Man sah oft ganze Straßen an der langen Bühnenwand sich ausdehnen.

nur äußere Ansichten, Façaden, Vorhallen von Gebäuden darstellte (wenn sie überhaupt architektonische Gegenstände und keine landschaftlichen Bilder zeigte), aber niemals die innern Wände von Säälen und Gemächern. Die Nachrichten der alten Grammatiker, welche die Decoration der Bühne betreffen, beziehen sich immer nur auf das Aeußere von Gebäuden, verschiedene Theile einer königlichen Wohnung, die man von Außen erblickte, Pforten des mittleren Baues und der Nebengebäude und dergl.; und in völliger Uebereinstimmung damit sind sämmtliche Stücke der drei Tragiker und des Aristophanes von der Art, daß die Bühne nicht in, sondern vor einem Palaste, einem Heiligthume, einem Kriegszelte liegend gedacht wird. Auch entspricht dies ganz der ursprünglichen Bedeutung der Ausdrücke *σκηνή* und *προσκήνιον*, die das attische Drama im Wesentlichen mit großer Consequenz festgehalten hat, wie überhaupt das griechische Theater bei der natürlichen Gesetzmäßigkeit seiner Entwickelung immer noch die einfachen Urformen und Rudimente durch die vollkommenste Kunstgestalt durchblicken läßt. *Σκηνή* war ursprünglich, was der Name besagt, ein schnell errichtetes Gebäude, ein hölzernes Zelt, worin der Held des Dramas, der Protagonist, der Annahme des Stücks zufolge, seine Wohnung hatte, daraus hervortrat und sich dahin wieder zurückzog, und *προσκήνιον* war der freie Platz vor diesem Zelte, wo er sich öffentlich zeigte und mit dem Chor unterredete. Als nun die *σκηνή* zur festen, architektonisch ausgeschmückten Bühnenwand geworden war, welche den theils massiven, theils gemalten Decorationen zur Grundlage diente, verband man doch immer noch damit den Begriff der Behausung der Personen des Stücks, insonderheit des Protagonisten, und das Proskenion blieb ein freier, öffentlicher Platz vor dieser Behausung.

2) Bei dem Allen konnte doch das alte Drama, Tragödie und Komödie, nicht ganz aller Vorgänge im I n n e r n d e r H ä u s e r entbehren. Rührende und erschütternde Scenen, wie sie die eine, lächerliche Auftritte, wie sie die andere Gattung des Dramas verlangte, waren oft ihrer ganzen Natur nach so an das Innere der Zimmer gebannt, daß daß Drama entweder aller Wahrscheinlichkeit hätte Trotz bieten oder sich der geeignetsten Mittel, seine Zwecke zu erlangen, hätte begeben müssen, wenn ihm nicht ein eigener Kunstgriff zu Gebote gestanden hätte, um das Innere einer Wohnung auf die Bühne zu bringen, und, mit andern Worten, den Zuschauer in die vier Wände eines Palastes oder Hauses hineinzuführen. Dieser Kunstgriff war das E k k y k l e m a. Daß dies und nichts Anders der

Zweck des Ekkyklem war, bezeugen die Alten auf's Bestimmteste; es sollte das im Haus Verborgene (*τὰ ἐν ταῖς οἰκίαις ἀπόῤῥητα*), das was hinter der Bühnenwand lag (*τὰ ὑπὸ τὴν σκηνὴν*), zeigen[1]. Man könnte glauben, daß schon durch die Oeffnung der Pforten, namentlich der großen mittleren, welche die königliche hieß, ein solcher Einblick in das Innere des Hauses gestattet worden wäre; aber erstens mag man die Pforten auch so weit und hoch annehmen, wie bei den großen Tempeln der Griechen[2], so wird doch immer für die Zuschauer, die ihre Plätze in den Seitenflügeln des Theatron haben und deren Blicke in einem spitzen Winkel auf die Bühnenwand fallen, so wie für die, welche auf den obersten Sitzreihen hoch über jenen Thüren sitzen, nur ein geringer Raum hinter der Bühnenwand völlig sichtbar werden. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, diesen von den Gemächern hinter der Bühne umgebenen Raum so zu beleuchten, daß er nicht im Gegensatze mit dem vollen Tageslichte, welches das Proscenium bescheint, dunkel erscheinen müßte. Und endlich ist die Frage, ob eine solche Vorstellung hinter der geöffneten Thüre des Palastes wirklich den Eindruck einer Scene im Innern des Hauses gemacht haben würde, da man bei geöffneten Pforten doch nur in ein Vestibul zu schauen gewohnt war; wenigstens würde dabei der Phantasie schon so viel zugemuthet, daß man wohl noch einen Schritt weiter gehen und geradezu das Innere des Hauses durch die Bühnenwand herausbringen konnte. Daß das Ekkyklem eine vorgerollte Maschine war, welche das der Vorstellung nach im Innern Befindliche auf das Proskenion brachte, deutet schon der Name an. *Ἐκκύκλημα* ist ein verbales Nomen, dessen Verbum *ἐκκυκλεῖν* ist[3]; es bedeutet also ungefähr so viel wie das Herausgerollte, da *κυκλεῖν* eine Bewegung auf *κύκλοις*, runden Scheiben, Rädern, bedeutet und schon bei

---

[1]) Beide Ausdrücke bei Pollux **IV, 19, 128.** Sehr gut sagt der Scholiast zur Il. **XVIII. 477** von der Homerischen Schilderung der Werkstätte des Hephästos: *Δαιμονίως τὸν πλάστην αὐτὸς διέπλασεν ὥςπερ ἐπὶ σκηνῆς ἐγκυκλήσας* (*ἐκκυκλήσας* ***Bekker.*** p. 830) *καὶ δείξας ἡμῖν ἐν φανερῷ τὸ ἐργαστήριον.* Daher *ἐκκυκλεῖν* in metaphorischer Bedeutung: das Verborgene an's Licht bringen, bei Clemens Alex. und Andern; s. ***Stephani*** **Thes. s. v.** *ἐκκυκλέω.* **Vol. III. Fasc. 2. p. 462. ed.** ***Hase*** **et** ***Dindorf.***

[2]) Beim Parthenon ist die Pforte zum Opisthodomos, welche man noch messen kann, **16** Fuß **5** Zoll breit, **30** Fuß **3** Zoll hoch.

[3]) *καὶ τὸ ῥῆμα τοῦ ἔργου καλεῖται ἐκκυκλεῖν*, das Verbum der Sache heißt *ἐκκυκλεῖν.* ***Pollux*** l. c. Die Stelle wird verdorben, wenn *ἀπὸ τοῦ ἔργου* geschrieben wird.

Homer ein Rollen auf Rädern bezeichnet[1]). Dem Herausrollen, ἐκκυκλεῖν, steht das Hineinrollen, εἰςκυκλεῖν, entgegen, wovon auch ein Nomen εἰςκύκλημα abgeleitet wird, das die Maschinerie des Hineinrollens bezeichnen könnte[2]), wenn dafür nicht schon dieselbe Vorrichtung genügte, die zum Herausrollen diente. Das Herausrollen ist auf jeden Fall so die Hauptsache, indem dabei die Maschinerie ihren eigentlichen Zweck erfüllt, das Verborgene vor die Augen der Zuschauer zu bringen, daß Ekkyklem als Name der ganzen Einrichtung festgehalten werden muß. Eine dritte Form ἐγκυκλεῖν, ἐγκύκλημα ist für diese Bühneneinrichtung nicht anzunehmen, wiewohl diese Schreibart bei den alten Grammatikern nicht selten für ἐκκύκλημα (nicht für εἰςκύκλημα) gefunden wird. Sie ist aber offenbar nur Schreibfehler[3]), wenn auch vielleicht ein ziemlich alter, so daß er schon Erklärer des spätern Alterthums irren konnte[4]). Aristophanes braucht in den Stellen, wo er die Maschinerie selbst auf komische Weise zum Gegenstande des Scherzes macht, nur die beiden Kunstausdrücke: ἐκκυκλεῖν und εἰςκυκλεῖν[5]); und es ist auch nicht abzusehen, was ἐγκυκλεῖν mit einem davon abgeleiteten Nomen ἐγκύκλημα außerdem heißen sollte. Das Verbum ἐγκυκλεῖν kommt

---

[1]) Il. VII, 332. So werden auch bei Philostratos Tripoden und Thronsitze hereingerollt (τρίποδάς τε ἐςκυκλήσει πίνοντι καὶ χρυσοῦς θρόνους, cf. *Apollon.* VI, 10. p. 240), weil es ein alter Gebrauch war, solche Geräthe durch kleine Räder unter den Füßen leicht beweglich zu machen (Il. XVIII. 375. Χρύσεα δέ σφ' ὑπὸ κύκλα ἑκάστῳ πυθμένι θῆκεν, ὄφρα οἱ αὐτόματοι θεῖον δυσαίατ' ἀγῶνα.) Ebenso werden bei Athenäos (VII. p. 270 e.) die Speisen hereingerollt, εἰςκυκλοῦνται. An eine Kreisbewegung ist dabei nicht zu denken.

[2]) Dies ist Pollux' Meinung, die er in den Worten: ἐφ' οὗ δὲ εἰςάγεται τὸ ἐκκύκλημα, εἰςκύκλημα ὀνομάζεται, ausdrückt. Der neu herausgegebene Scholiast zum Clemens Alex. Protr. p. 11, 15. *Pott.* [*Clementis Alex.* Opp. recogn. *R. Klotz.* Vol. IV. p. 98]), welcher die Stelle des Pollux ausgeschrieben, gibt hier die Lesart: ὑφ' οὗ δὲ εἰςάγεται τὸ ἐγκύκλημα. Uebrigens kommt εἰςκυκλεῖν bei Aristophanes und Andern öfter in der allgemeinen Bedeutung: hineinfahren, vor, die weiter nicht hierher gehört.

[3]) Wenn Pollux (a. a. O.) sagt: εἴεν δ' ἂν τῶν ἐκ θεάτρου καὶ ἐκκύκλημα καὶ μηχανὴ καὶ ἐξώστρα, und nach der Erklärung des ἐκκύκλημα fortfährt: καὶ τὸ ῥῆμα τοῦ ἔργου καλεῖται ἐκκυκλεῖν (nach den besten handschriftlichen Quellen), so ist wohl völlig klar, daß in diesem Zusammenhange überall eine und dieselbe Form durchzuführen ist und an keiner Stelle ἐγκυκλ. stehen kann.

[4]) Daher Suidas den aus den Scholiasten Aristophanes (Acharn. 407) entlehnten Artikel fälschlich unter ἐγκυκλήθητι eingetragen hat. Cf. *L. Dindorf. Stephani* Thes. Vol. III. Fasc. 2. p. 463.

[5]) S. weiterhin § 8.

allerdings vor, aber in ganz anderer Beziehung; es bedeutet namentlich einen Wagen wohineinfahren, z. B. in den Schmutz oder in das Gedränge.[1])

3) Was nun die **Einrichtung des Ekkyklema** anlangt, so erfährt man darüber durch die alten Grammatiker hauptsächlich Folgendes, daß es eine auf Rädern ruhende Maschine gewesen,[2]) daß ein hohes Gerüst auf Balken, worauf sich ein Sitz befand (der allerdings fast immer dabei erforderlich war), dazu gehört habe,[3]) daß es durch eine Drehung das, was hinter der Bühnenwand war, zum Vorschein brachte[4]), endlich, daß bei einer jeden der drei Thüren in der Bühnenwand, die verschiedene Wohnungen vorstellen konnten, diese Vorrichtung angebracht war, natürlich um eben durch diese Thüren herausgerollt zu werden.[5]) Man wird sich also hiernach unter dem Ekkyklem eine kleine bewegliche Bühne vorstellen, deren Durchmesser der Breite der Thüren entsprach, durch welche sie vortreten sollte (wornach die bei der mittleren Thüre leicht 16 Fuß im Diameter halten konnte), und welcher eine solche Einrichtung gegeben war, daß

---

[1]) So in der Stelle des Aristophanes (Vesp. 699):

> *σκέψαι τοίνυν ὡς ἐξόν σοι πλουτεῖν καὶ τοῖσιν ἅπασιν,*
> *ὑπὸ τῶν ἀεὶ δημιζόντων οὐκ οἶδ' ὅπη ἐγκεκύκλησαι.*

d. h. wie du, statt zum glänzendsten Reichthume zu gelangen, von den Demagogen, ich weiß nicht wie, in Noth und Drangsal gebracht worden bist.

[2]) *Ἐκκύκλημα λέγεται μηχάνημα ξύλινον τροχοὺς ἔχον*, Schol. *Aristoph.* Acharn. 415 (407), *τὸ ἐγκύκλημα, ὃ καὶ ἐγκύκληθρον λέγεται, μηχάνημα ἦν ὑπότροχον, ὑφ' οὗ ἐδείκνυτο τὰ ἐν τῇ σκευῇ* (wahrscheinlich ein Schreibfehler in in der von Eustathius benutzten Quelle) *ἢ τῇ σκηνῇ*, *Eustath.* ad Il. XIV, 178. p. 976. 15. *Rom.* Die Scholien zum Clemens Alex. (Protr. p. 11, 15. *Pott.* [*Clementis Al.* Opp. recogn. *R. Klotz.* Vol. IV. p. 97]): *ἐγκύκλημα (ἐκκύκλημα) ἐκάλουν σκεῦός τι ὑπότροχον ἐκτὸς τῆς σκηνῆς, οὗ στρεφομένου ἐδόκει τὰ ἔσω τοῖς ἔξω φανερὰ γίνεσθαι.* Vergl. auch *Suidas* s. vv. *ἐγκυκλήθητι* und *ἐκκυκλήθητι* T. I. p. 673. 692.

[3]) *Pollux* l. c.: *καὶ τὸ μὲν ἐκκύκλημα ἐπὶ ξύλων ὑψηλὸν* (Andere, auch die Schol. *Clement.*, *ὑψηλῶν*) *βάθρον, ᾧ ἐπίκειται θρόνος.* Das Gerüst darf man sich übrigens nicht so hoch denken, daß es gleichsam ein oberes Stockwerk über der Bühne bildet; Pollux spricht offenbar von dem gewöhnlichen Ekkyklem der tragischen Bühne, das zu den Thüren der Scenenwand herausgerollt wird.

[4]) Schol. *Aristophan.* Acharn. l. c. nach den obigen Worten: *ὅπερ περιστρεφόμενον τὰ δοκοῦντα ἔνδον ὡς ἐν οἰκίᾳ διαπράττεσθαι καὶ τοῖς ἔξω ἐδείκνυε.* Daher erklärt derselbe *ἐκκυκλήθητι συστράφηθι*, und ebenso die Schol. zu den Wolken 184.

[5]) *Pollux* l. c.: *καὶ χρὴ τοῦτο νοεῖσθαι καθ' ἑκάστην θύραν, οἱονεὶ* (*ἵν' ᾖ* Schol. *Clement.*) *καθ' ἑκάστην οἰκίαν.*

sie sich um einen festen Punkt in der Mitte des Durchmessers drehen konnte, wobei die am äußern Rande angebrachten Räder theils zur Unterstützung dienen, theils die Bewegung sehr erleichtern konnten. Es ist nicht schwer, dieser Bühne eine solche Form zu geben, daß sie bei der Drehung nicht durch die Seitenpfosten der Thüre gehindert wird und doch, wenn sie vorgedreht ist, die Thüröffnung vollständig ausfüllt; man wird den Umriß derselben aus zwei Kreisbogen zusammensetzen und den festen Punkt, um welchen die Drehung geschieht, in das Centrum des einen Bogens und zugleich etwas hinter dem Mittel der Thüröffnung setzen müssen. Doch möchten unsere Nachrichten wohl kaum zulangen, um eine hinlänglich gesicherte Zeichnung von der ganzen Maschine geben zu können.

Das Herausdrehen des Ekkyklems, wobei die darauf gestellten Personen auch erst allmälig die rechte Stellung gegen die Zuschauer erhielten, mag durch die sich in demselben Zeitpunkte öffnenden Thürflügel, deren oft dabei Erwähnung geschieht, verdeckt worden sein. Oft muß aber auch eine größere Veränderung in der mobilen Decoration, womit die σκηνὴ bekleidet war, dabei vorgenommen worden sein, da die Thüren in den Palästen und Häusern, die man auf der Bühne sah, doch schwerlich die Weite und Größe hatten, wie die Oeffnungen in der feststehenden massiven Bühnenwand dahinter. Daß das Ekkyklem seine besondern Decorationen wenigstens an der Seite, welche gegen die Bühnenwand zu stehen kam, hatte, versteht sich wohl von selbst.

Mit dem Ekkyklem kommt die beiläufig zu erörternde Exostra im Zwecke so überein, daß manche alte Grammatiker beide für eins und dasselbe erklärten [1]). Der Unterschied bestand offenbar nur in der Art der Bewegung, wodurch eine solche kleine Bühne auf das Proskenion gebracht wurde, in der dabei angewandten Maschinerie. Das Ekkyklem wird gedreht und gerollt, die Exostra geschoben oder gestoßen. Weiter läßt sich davon nichts sagen, da der architektonische Sinn von ἐξώστρα mit dem scenischen ja nicht verwechselt werden darf. Denn in der Architektur bedeutet ἐξώστρα einen Balcon, der auf Bal-

[1]) *Pollux* l. c.: *τὴν δὲ ἐξώστραν ταὐτὸν τῷ ἐγκυκλήματι νομίζουσιν.* ***Hesych.***: *Ἐξώστρα ἐπὶ τῆς σκηνῆς τὸ ἐκκύκλημα.* Zu ***Aristoph.*** **Thesmophor. v. 276** sagen die gewöhnlichen Scholien: *παρεπιγραφή· Ὀλολύζουσι γυναῖκες, ἱερὸν ὠθεῖται*, die Ravennatischen Scholien aber erklären: *ἐκκυκλεῖται ἐπὶ τὸ ἔξω τὸ θεσμοφόριον.*

ken ruht, die aus einer Mauer vorspringen, nicht aber ein Gerüst, das nur zu bestimmten Zwecken vorgestoßen wird[1]).

Wenn wir hierbei angenommen haben, daß sowohl das Ekkyklem als die Exostra im gewöhnlichen Gebrauche sich nicht sehr weit über das Proskenion erhob, weil in anderem Falle diese Gerüste nicht wohl durch die Thüren durchgeschoben werden konnten: so müssen wir doch dabei die Möglichkeit offen lassen, daß die σκηνὴ oder Bühnenwand auch an höhern Stellen durchbrochen gewesen und eine Oeffnung gestattet habe, durch welche vermittelst einer ähnlichen Maschine eine kleine in der Luft schwebende Bühne herausgedreht oder geschoben werden konnte. Daß eine solche hin und wieder in den Stücken des Aristophanes vonnöthen gewesen, wird sich weiterhin bei der Erörterung der Beispiele aus den Acharnern und Wolken zeigen.

4) Indem wir nun erst zur Anwendung des Ekkyklems in den einzelnen Tragödien kommen, um uns die Stelle deutlich zu machen, die es in der Oekonomie des alten Drama's einnimmt, werden wir wohlthun, vorher die Schwierigkeiten, die der Gebrauch desselben für den Zusammenhang des Stückes herbeiführen mußte, deutlich ins Auge zu fassen. Dabei soll aber nicht die Rede sein von der Forderung, die der dramatische Dichter an die Zuschauer macht, sich die Personen, die sie jetzt vor die Scene auf das Proskenion vorgeschoben sehen, hinter der Scene im Innern zu denken; diese Fiction ist nicht größer und kühner, als viele andere bei der Bühneneinrichtung in alten und neuen Zeiten. Allein eine größere Schwierigkeit erwächst daraus, daß außer den Personen, die sich auf dem Ekkyklem befinden, öfter auch andere, namentlich der Chor, auf der Bühne und Orchestra zugegen sind und mit den ekkyklematischen Personen in Redeverkehr treten. Diese müssen nun, wenn die Fiction consequent festgehalten wird, ebenfalls als in das Innere des Hauses eingetreten gedacht werden, wiewohl sie vielleicht ihren Platz gar nicht oder wenig verändert haben. Auch finden wir Fälle, in denen der Dichter es selbst kund gibt, daß er die Sache wirklich so auffasse und diese Personen auch im Innern des Hauses gedacht wissen wolle; in andern Fällen würde es unnütze Weitläuftig-

---

[1]) Ἐξώστρα wird in alten Glossä: **Maenianum** erklärt. Darnach Cicero **(De prov. cons. 6) in exostra heluatur**, d. h. er schwelgt auf einem Balcon, so vor Aller Augen als möglich. Ἐξωσμένον heißt in diesem Sinne; **quod projicitur**, was vorspringt.

keiten gemacht haben, eine Ortsveränderung des Chors zu motiviren; und es ist durchaus nicht die Art der alten Kunst, einer äußeren Consequenz in der Anwendung der Mittel die innere Zweckmäßigkeit in der Ausführung der Idee aufzuopfern. Die Komödie setzt sich mit voller Absichtlichkeit über solche Inconsequenzen hinweg, indem sie ihre Freude gerade an dem Widerspruche zwischen der künstlerischen Fiction und dem äußeren Anscheine hat; sie läßt Personen, die sich auf der Straße befinden, mit andern, die in einem Zimmer des Oberstocks sitzen und nur durch ein Ekkyklem sichtbar geworden sind, sich mit großer Bequemlichkeit unterhalten. Aber auch die Tragödie erlaubt sich, mit vornehmer Vernachlässigung allzukleinlicher Rücksichten auf eine äußerliche Wahrscheinlichkeit, das Innere der Häuser auf dem Ekkyklem mit den äußern Umgebungen in ein näheres Verhältniß zu bringen, als die Natur der Sache eigentlich gestattet.

5) Unter den Stücken des Aeschylos enthalten der Agamemnon und die Choëphoren deutliche Beispiele des Ekkyklems. Im Agamemnon stehen die Greise, welche den Chor bilden, auf einem freien Platze vor dem königlichen Palast, als sie den Schrei des mörderisch angegriffenen Königs aus dem Innern des Hauses vernehmen; sie berathschlagen mit der ihrem Alter eigenen Vorsicht, was zu beginnen, und die Mehrzahl der Stimmen (deren im Ganzen zwölf sind) entscheidet dafür, daß man in das Haus eindringen und selbst durch den Augenschein sich von der That überzeugen müsse. Auf einmal (V. 1372) steht Klytämnestra mit dem Schwerdte über den Leichnamen des Agamemnon und der Kassandra vor ihnen, und zwar, wie angenommen wird, in derselben Umgebung des Badegemachs, wo sie ihn ermordet hat[1]). Es ist klar, da der Chor nicht wirklich in das Innere des Hauses eingedrungen und den Augen der Zuschauer entschwunden ist, daß Klytämnestra mit dem Badegemach durch die mittlere Pforte, durch welche Agamemnon eingegangen war, herausgerollt oder geschoben worden ist. Auch bleibt dies Ekkyklem bis zu Ende des Stücks auf der Bühne stehen, indem Klytämnestra ihren Platz nicht verläßt; Aegisth tritt mit einer Schaar von Bewaffneten, wahrscheinlich durch die Parodos zur linken Hand, von der Seite der Stadt, auf die Bühne, um sich seines Triumphs über seinen Gegner zu erfreuen[2]).

---

[1]) Agam. v. 1379 (nach Dindorf): ἕστηκα δ' ἔνθ' ἔπαισ' ἐπ' ἐξειργασμένοις.

[2]) Cf. *Klausen, Aeschyl.* Vol. I. p. XXI.

In Aeschylos Choëphoren ist der unerkannte Orestes auf Klytämnestra's Geheiß durch die große Mittelthür in die gastlichen Männersääle[1]) des Hauses geführt worden; hier sucht ihn Aegisthos auf, und bald hört man das Jammergeschrei der Unterliegenden; Klytämnestra wird durch die geöffnete Thüre des Gynäceum (zur Linken)[2]) herausgerufen und von Orest weggeführt, um neben dem Leichnam des Aegisth zu sterben. Auf einmal (V. 973) steht Orest mit den beiden Leichen vor den Augen der Zuschauer und des Chors (von dessen Ortsveränderung sich indessen keine Andeutung findet) und hält den Mantel in den Händen, in den Klytämnestra ihren Gemahl im Badegemache verwickelt hatte, so daß es wohl deutlich ist, daß eben dieses Gemach, gerade wie am Ende des Agamemnon, eben so wieder in den Choëphoren sichtbar wird; auch der Scholiast macht hier auf die Anwendung des Ekkyklems aufmerksam[3]). Auch in diesem Stücke bleibt das Ekkyklem bis ans Ende stehen. Sehr verschieden ist die Lage der Sachen in dem dritten Drama derselben Trilogie, wo zwar auch von alten Erklärern (wiewohl nicht in ganz entschiedenen Ausdrücken) ein Ekkyklem angenommen worden ist[4]), aber die Analogie der übrigen tragischen Ekkykleme großen Zweifel erregen muß. Hier müßte nämlich, wenn ein Ekkyklem Anwendung finden sollte, das Innere des Delphischen Orakeltempels dadurch vorgestellt sein und außer dem auf dem Omphalos sitzenden Orest und dem Apollon nebst dem Hermes auch der ganze Chor der Erinnyen darauf Platz finden; ja dieser Chor müßte auch seinen ersten gewiß mit sehr leidenschaftlichen Bewegungen verbundenen Chorgesang auf diesem Ekkyklem aufführen, da er sich dabei noch immer im Innern des Heiligthums befindet, wie aus der folgenden Rede des Apollon hervorgeht[5]). Da indessen die Komödie Ekkykleme von ähnlicher Beschaf-

---

[1]) εἰς ἀνδρῶνας εὐξένους δόμων, V. 712.

[2]) γυναικείους πύλας, V. 878.

[3]) Scholien zu den Choëph. v. 965 (973): ἀνοίγεται ἡ σκηνὴ καὶ ἐπὶ ἐγκυκλήματος (ἐκκυκλήματος) ὁρᾶται τὰ σώματα. Dagegen glaubt R. H. Klausen (*Aeschyl.* Vol. I, p. XX. 262. Vol. II, p. XXIV. 210. Zeitschr. für Alterthumsw. 1834. Nr. 40), daß in diesen beiden Stücken des Aeschylos eine Oeffnung der mittlern Pforte genüge und kein Ekkyklem nöthig sei. Vergl. darüber Gött. Gel. Anz. 1834. S. 1971.

[4]) Zu V. 64: καὶ δευτέρα δὲ γίνεται φαντασία· στραφέντα γὰρ μηχανήματα ἔνδηλα ποιεῖ τὰ κατὰ τὸ μαντεῖον ὡς ἔχει· καὶ γίνεται ὄψις τραγική, τὸ μὲν ξίφος ἡμαγμένον ἔτι κατέχων Ὀρέστης, αἱ δὲ κύκλῳ φρουροῦσιν αὐτόν.

[5]) S. besonders die Worte V. 180: ἀπαλλάσσεσθε μαντικῶν μυχῶν.

fenheit zeigt, so kann man die Anwendbarkeit dieser Maschinerie auch in den Eumeniden nicht mit Entschiedenheit leugnen; nur die Tragödie zeigt sonst nichts Aehnliches[1]).

6) In Sophokles' Elektra hat Orestes seine Mutter im Innern des Hauses erschlagen und erwartet an eben der Stelle den durch falsche Nachricht herbeigelockten Aegisth; Aegisth befiehlt die Thore des königlichen Palastes aufzuthun, damit alle Mykenäer und Argiver die Todtenurne des Orest sehen und darum alle Hoffnung auf Befreiung von seiner Herrschaft aufgeben sollten; da zeigt sich (V. 1466) — offenbar durch ein Ekkyklem — der verhüllte Leichnam der Klytämnestra und daneben Orestes, der die Hülle hinwegzieht und bald auch Aegisth in das Haus abführt, um ihn an eben der Stelle zu tödten, wo jener den Agamemnon umgebracht hatte. Das Ekkyklem, welches bis zum Ende des Stücks stehen bleibt, hindert den Orest mit Aegisth nicht, von da durch die große Mittelthür abzutreten. Schon die Aehnlichkeit der Scene in den Choëphoren spricht hier für die Anwendung des Ekkyklems, ohne daß es einer Hinweisung durch die Scholien bedarf. Auch wird nach dem oben aufgestellten Gesichtspunkte sich wohl Niemand daran stoßen, daß Sophokles den Orestes, der auf dem Ekkyklem steht, also im Innern des Hauses gedacht wird, mit dem Aegisth ein Gespräch führen läßt, obgleich dieser erst hernach in das Haus selbst abgeführt wird.

In der Antigone wird dem um seinen Sohn jammernden Kreon die neue Trauerbotschaft gebracht, daß seine Gattin Eurydike sich im Innern des Hauses selbst getödtet habe, und während er den Boten genauer ausfragen will, ruft der Chor: „Du kannst es sehen, nicht mehr ist sie im verborgenen Innern des Hauses (V. 1293)." Und Kreon hat nun, den Sohn, den er mitgebracht, noch im Arme haltend, zugleich die Mutter als Leiche vor sich, und zwar so am Altare hingeworfen, wie sie ihn sterbend umfaßt hatte[2]). Es ist also klar, daß ihre Leiche nicht etwa hereingetragen worden ist, sondern mit dem Gemache, worin sie sich umgebracht, plötzlich durch ein Ekkyklem auf der Bühne erscheint, wie auch der Scholiast bemerkt hat[3]).

---

[1]) Vergl. hierzu: Aeschylos Eumeniden von K. O. Müller S. 102 fg.

[2]) Antigone V. 1301: ἡ δ' ὀξύθηκτος ἥδε βωμία πέριξ λύει κελαινὰ βλέφαρα, d. h. sie aber tödtet sich mit scharfgeschliffener Waffe hier (wie ihr sie hier seht), den Altar umschlingend.

[3]) Schol. zur Antig. V. 1293: ἐκκυκλεῖται (wie Kapp in einem Program für ἐγκέκλεισται verbessert hat) ἡ γυνή.

— Dies Beispiel ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, theils weil hier gar keine Erwähnung davon geschieht, daß irgend eine Person der Bühne in das Innere des Hauses eindringen wolle, theils weil auch keine solche Nothwendigkeit in der Oekonomie des Stücks liegt, daß dem Zuschauer das Innere des Hauses gezeigt werde, wie in den Beispielen aus dem Agamemnon, den Choephoren und der Elektra. Der einzige Gesichtspunkt, aus welchem dies Ekkyklem gerechtfertigt werden kann, ist ein plastischer, der in der alten Tragödie auch sonst so große Berücksichtigung verdient, nämlich die Absicht des Dichters, den Zuschauern den tragischen Anblick (τραγικὴ ὄψις) der Eurydike in der ausdrucksvollen Stellung, in der sie sich den Tod gegeben, zu gewähren. Die ganze Anordnung der Personen am Ende dieses Stückes — Kreon zwischen den beiden Leichen mitten auf dem Proskenion — muß man sich sehr wohlerwogen und kunstmäßig ausgeführt denken. Auch dies Ekkyklem bleibt bis zum Ende des Stückes stehen.

Im Aias sehnt sich der Chor der Salaminischen Seeleute nach seinem Herrn Aias, von dessen Wahnsinn er gehört; er vernimmt seine Stimme im Zelte und will hineindringen (V. 344 vergl. 218. 329); da öffnet es Tekmessa und fordert die treuen Diener auf, selbst sich von seinem Zustande zu überzeugen[1]. Indem nun das Zelt sich öffnet, wird Aias zugleich durch ein Ekkyklem auf die Bühne geschoben (V. 346), ganz so, wie ihn Tekmessa eben beschrieben, von den getödteten Rindern und Schafen umgeben, daher auch der Chor augenblicklich erkennt, in welcher unglückseligen Lage Aias sich befindet. „Du siehst mich," sagt Aias selbst, „den kühnen unverzagten Kämpfer, wie ich unter den furchtlosen Thieren gewüthet habe[2]." Auch haben dies die alten Erklärer vollständig eingesehen[3], und es fragt sich nur, wo die Ekkyklematische Scene aufhört, oder das dem Ekkyklem entsprechende Eiskyklema eintritt. Offenbar am Ende des Actes oder Epeisodion vor dem Liede: ὦ κλεινὰ Σαλαμίς (V. 596), welches der

[1]) Soph. Aias V. 346: ἰδοὺ διοίγω· προσβλέπειν δ' ἔξεστί σοι τὰ τοῦδε πράγη, καὐτὸς ὡς ἔχων κυρεῖ.

[2]) Ὁρᾷς τὸν θρασύν, τὸν εὐκάρδιον, τὸν ἐν δαΐοις ἄτρεστον μάχαις, ἐν ἀφόβοις με θηρσὶ δεινὸν χέρας, V. 364 fg., vgl. 546.

[3]) Schol. zum Aias V. 346: ἐνταῦθα ἐγκύκλημά (ἐκκύκλημα, Brunck und Lobeck mit Recht) τι γίγνεται, ἵνα φανῇ ἐν μέσοις ὁ Αἴας ποιμνίοις· εἰς ἔκπληξιν γὰρ φέρει καὶ ταῦτα τὸν θεατήν, τὰ ἐν τῇ ὄψει περιπαθέστερα· δείκνυται δὲ ξιφήρης, ᾑματωμένος, μεταξὺ τῶν ποιμνίων καθήμενος.

allein zurückgelassene Chor singt. An dieser Stelle muß Aias auf seinem Sitze, den er nicht verlassen hat, mitten unter den Zeichen seines Wahnsinns, den kleinen Eurysakes und die flehende Tekmessa neben sich — ein Bild, das künstlerisch angeordnet, eine große Wirkung hervorbringen mußte, den Blicken der Zuschauer auf einmal durch das Eiskyklem und die zuschlagenden Thüren des Zeltes entzogen worden sein [1]). — Dagegen verträgt die spätere Stelle (V. 815), die Anwendung des Ekkyklem auf keine Weise, da hier durchaus kein Inneres eines Hauses oder Zeltes darzustellen ist [2]). Die einsame Gegend, in welcher Aias auftritt und das Schwerdt aufgestellt hat, um sich bald hineinzustürzen, kann bei der großen Ausdehnung des alten Proskenions in der Länge recht gut in die eine Ecke der Bühne gelegt und durch eine Decoration von Wald und Felsen bezeichnet worden sein. Vielleicht fand auch dabei die Umdrehung einer Periakte statt, ohne daß eine vollständige Scenenveränderung, wie sie manche hier annehmen zu müssen glauben, erforderlich war. Der Chor kann von der Stelle in der Orchestra, wo er sich bei der Rückkehr von seinem Herumwandern befindet, den bereits in sein Schwerdt gefallenen Heros nicht sehen; indessen muß der Selbstmord des Aias auf der Bühne selbst veranstaltet worden sein, da gleich hernach der Leichnam auf der Bühne gefunden und von der Tekmessa mit einem Teppiche verhüllt wird (worauf er ohne Schwierigkeit entfernt werden konnte); auch ist be-

---

[1]) Aias verlangt diese Schließung schon V. 579: *καὶ δῶμα πάκτου, μηδ᾽ ἐπισκήνους* (d. h. offenbar vor Allen, mit einer feinen Anspielung auf das Ekkylema) *γόους δάκρυε.* Die Scholien sagen zu V. 596: *Συγκέκλιται ὁ Αἴας διαχρησόμενος ἑαυτὸν,* wo auch *συγκέκλεισται* keinen ganz passenden Sinn zu geben scheint, daher *εἰςκεκύκληται* zu vermuthen ist: „Aias ist mit dem Entschluß, sich umzubringen — denn er hat bis zuletzt der Tekmessa trotzig widerstanden — hinter die Bühne zurückgerollt worden.“ Welcker (in Niebuhr's Rhein. Museum. Bd. 3. S. 87 fg.) nimmt an, daß Aias und Tekmessa auf der Bühne bleiben und eine stumme Gebehrdenhandlung während des Chorgesanges die Sinnesänderung des Aias anzeige; aber wo sollte dann das Ekkyklem sein Ende nehmen, denn V. 646 erscheint doch Aias nicht mehr ruhig sitzend, sondern durch das Proskenion schreitend. Lobeck (*Soph.* Aias ed. sec. p. 236) meint, daß kein Ekkyklem stattfinde, sondern Aias ohne Schwerdt, ohne getödtete Thiere um ihn, durch die geöffnete Thür herausschreite, was sich mit einer genauen Auslegung der Stellen V. 364. 546. 579 schwerlich verträgt.

[2]) Hier nimmt Lobeck (p. 42) ein *ἐκκύκλημα* und im Commentar (p. 361) eine Scenenveränderung an; zwei Dinge, die von einander sehr verschieden sind.

kannt, daß bei der Darstellung des Aias das in sich zurückfahrende Theaterschwerdt (συσπαστον ἐγχειρίδιον) vorkam.

7) Eine andere ekkyklematische Scene ist bei Sophokles nicht mit Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Euripides hat sich des Ekkyklems im Ganzen weniger bedient, wie er denn auch die Auffoderung, die in der Fabel der Elektra dazu lag, nicht benutzt und manche Gelegenheit in andern Stücken, wie es scheint, recht absichtlich vorbeigelassen hat. Doch enthält der Rasende Herakles ein deutliches Beispiel von seiner Anwendung, indem nach der Beschreibung des Boten von Herakles wahnsinnigen Thaten der Chor ausruft (V. 1029): „Schaut, wie die Flügel der hohen Pforte des Palastes sich theilen und öffnen, schaut die unglücklichen Kinder vor dem jammervollen Vater liegend u. s. w." Offenbar tritt dabei das ganze verwüstete Gemach mit seinen umgestürzten Säulen, dem gebundenen Herakles, den Leichen seiner Kinder als ein höchst effectvolles Bild den Zuschauern vor die Augen. Amphitryon scheint außerhalb des Ekkyklems durch einen andern Eingang auf die Bühne zu treten, sowie hernach Theseus. Das Ekkyklem bleibt bis zum Ende des Stückes stehen; jedoch erhebt sich Herakles und schreitet, gestützt auf Theseus, der ihn hinwegführen will, von dem Ekkyklema herab.

Da die plötzliche Oeffnung der großen Flügelthüren eines Palastes in mehren Tragödien, wie in der Elektra, dem Aias und dem Rasenden Herakles, auf ein Ekkyklem hinweist, so wird auch wohl im Hippolytos ein solches anzunehmen sein, wo Theseus, von dem Tode der Phädra unterrichtet, ausruft (V. 808): „Löset die Riegel des Thors, ihr Diener, setzt die Angeln in Bewegung, damit ich den traurigen Anblick schaue;" offenbar wird der Leichnam der Phädra nicht herausgebracht, sondern man sieht sie im Innern ihres Hauses bereits aus der Schlinge herabgenommen (um den widerwärtigen Anblick zu vermeiden) und als Leiche ausgestreckt, mit dem um den Arm gebundenen Brieftäfelchen. Die Veranlassung und Art dieser Scene ist mit der in der Antigone zunächst verwandt. Das Ekkyklem bleibt bis zum Ende des Actes (V. 1101) stehen.

Dunkler ist die Sache in der Medea, wo Jason mit denselben Worten, wie Theseus im Hippolytos, die Pforte öffnen will, aber, ehe dies geschieht (V. 1314), Medea auf dem geflügelten Drachenwagen des Helios hervortritt. Vielleicht kommt hier das obere Ekkyklem, wovon die Komödie deutliche Zeugnisse enthält, in Anwendung; wenigstens konnte die Oeffnung, die zu diesem Zwecke in der Bühnenwand schon

vorhanden sein mußte, dabei benutzt werden, um die kolchische Zauberin auf eine recht effectvolle Weise urplötzlich auf dem Söller des Palastes erscheinen zu lassen.

8) Unter den Aristophanischen Komödien, in denen von dieser Einrichtung ein sehr häufiger Gebrauch gemacht wird, enthalten die Acharner ein besonders klares und deutliches Beispiel. Dikäopolis klopft an die Thür des Euripides und ruft dem mit einer Tragödie beschäftigten Dichter zu, da er keine Muße zu haben behauptet, um sein Studirzimmer zu verlassen, er möge sich durch das Ekkyklema herausdrehen lassen (ἀλλ' ἐκκυκλήθητι, V. 407), was denn auch Euripides thut und, wie der Scholiast bemerkt, in der Höhe an der Skene erscheint [1]). Das Eiskyklema aber tritt nach der Verhandlung um die Bettlerlumpen mit V. 479 ein und wird, ganz ähnlich wie im Aias, dadurch angekündigt, daß Euripides zu seinem Diener sagt: er solle die Thürflügel des Hauses verschließen [2]). Es wird also angenommen, daß der Oberstock des Hauses von Euripides, den man sich nicht nach der Art unserer Stockwerke, sondern so wie man sie auf Pompejanischen Gemälden abgebildet sieht, vorstellen muß, eine Thür nach Außen habe und durch deren Oeffnung eine Ansicht des innern Zimmers gestattet sei, während doch in der Wirklichkeit das Gerüst, das dies Zimmer vorstellte, sich förmlich herausdrehte. Nach der Analogie des untern Ekkyklems, welches durch die Thüre der Bühnenwand vortrat, wird man wohl auch hier eine Oeffnung in der Skene annehmen müssen, groß genug, um diese kleine schwebende Bühne durchzulassen. Sonst könnte freilich auch eine Maschine, aufgestellt zwischen der festen Bühnenwand und der beweglichen Decoration, welche die Façade von dem Hause des Euripides vorstellte, diesen Dienst versehen, wenn nicht die Decorateurs und Maschinenmeister des Griechischen Theaters allen Grund gehabt hätten, das verhältnißmäßig sehr schmale Proskenion nicht noch mehr zu verengern.

In den Rittern werden Kleon und der Allantopole (V. 1151) als zwei Garköche (κάπηλοι) dargestellt, die, in ihren Buden sitzend, den Demos invitiren, sich es bei ihnen wohlschmecken zu lassen, ihm einen Stuhl und ein Tischchen hinstellen und die leckersten Gerichte aufsetzen. Sie kommen sitzend auf die Bühne, umgeben von allen ihren Waaren, ganz im Costüm und mit der Einrichtung von Garköchen, wie sie

---

[1]) Scholien zu den Acharn. V. 417 (407): φαίνεται γὰρ ἐπὶ τῆς σκηνῆς μετέωρος.

[2]) V. 479: κλεῖε πηκτὰ δωμάτων.

am Markte von Athen ihre Tabernen hatten. Es kann daher kein Zweifel sein, daß hier zwei Ekkykleme oder Exostren aus zwei verschiedenen Thüren zugleich auf die Bühne vorgeschoben werden, worauf auch in der lustigen Weise der Komödie ausdrücklich aufmerksam gemacht wird, indem Kleon sagt: „Rollt mich hinein, den Unglückseligen!"[1]) Beide Ekkykleme verschwinden vor der Parabase (V. **1263**), und zwar so, daß der Demos in der Garküche des Allantopolen sitzen bleibt und damit zugleich weggerollt wird.

In den Wolken bittet Strepsiades den Schüler des Sokrates, der auf sein Klopfen vor die Hausthüre getreten ist, inständigst, ihm das Phrontisterion zu öffnen; auf einmal (V. 184) erblickt er, und natürlich auch die Zuschauer, die ganze Schaar der Schüler in wunderlichem Costüm und seltsamen Posituren, was nur durch ein Ekkyklem geschehen konnte, welches auch die alten Erklärer nicht unbemerkt lassen[2]). Sokrates erscheint (**V. 218**) darüber in den Lüften, und zwar auch auf einer kleinen hängenden Bühne herumgehend (*ἀεροβατῶν*); wohl vermittelst einer ähnlichen Vorrichtung, wie bei der Studirstube des Euripides zur Anwendung kam. Die alten Erklärer nennen dies obere Ekkyklem ein *παρεγκύκλημα*[3]), in einem andern Sinne als dem gewöhnlichen, worin Parenkyklema eine zwischen die Reden eingeschaltete mimische Gesticulation bezeichnet[4]). Den Zusammenhang beider Ekkyklemen wird man schwerlich genauer angeben können; so viel sieht man, daß das obere und untere ziemlich zugleich verschwinden, bald nachdem Sokrates hinabgestiegen ist (V. **237**), da hernach von den Schülern nicht mehr die Rede ist und Sokrates mit Strepsiades sich vor dem Hause im Freien befindet[5]), wie sowohl die Anrufung der Wolken als der Schluß des Actes beweist,

---

[1]) Ritter V. **1249**: *κυλίνδετ' εἴσω τόνδε τὸν δυςδαίμονα.*

[2]) Scholien zu den Wolken V. **184**: *ὁρᾷ δὲ ὡς φιλοσόφους κομῶντας στραφέντος τοῦ ἐγκυκλήματος (ἐκκυκλήματος Herm.).* Vergl. die dritte Hypothesis bei Dindorf: *ἐκλυθείσης (ἐκκυκληθείσης* ***Fritsche****) δὲ τῆς διατριβῆς οἵ τε μαθηταὶ κύκλῳ καθήμενοι πιναροὶ συνορῶνται* u. s. w.

[3]) Scholien zu V. **219**.

[4]) S. z. B. die Scholien zu den Wolken V. **18. 22. 132.** ***Heliodor*****. Aethiopica VII, 7**: *ἕτερον ἐγίγνετο παρεγκύκλημα τοῦ δράματος.*

[5]) Der *ἱερὸς σκίμπους* V. **254** darf dabei keine Schwierigkeit machen; er gehört nicht zum Ekkyklem, sondern steht auf dem Proskenion; im folgenden Act nach der Parabase, wo Sokrates und Strepsiades sich vor dem Hause im Freien befinden, muß doch Strepsiades sich auch wieder auf einem Studirsopha niederlassen (V. **694**), das er mit sich aus dem Hause gebracht hat (V. **633**).

wo Strepsiades von Sokrates erst in das Innere des Hauses abgeführt wird (V. 509).

In den Thesmophoriazusen ist ein doppeltes Ekkyklem wahrzunehmen, oder vielmehr dasselbe Ekkyklem wird zweimal in diesem Stücke benutzt. Das erste Mal wird Agathon, wie Euripides im Drama ausdrücklich bemerkt, dadurch hervorgerollt (V. 96)[1] und bei seinen poetischen und rhythmischen Meditationen dargestellt, wie er ein weichliches und empfindelndes Lied von der Art eines Kommos mit zärtlicher Stimme und Gesticulation absingt[2]). Nachdem er hierauf das weibliche Costüm für Mnesilochos hergegeben, läßt er sich durch ein *εἰςκύκλημα* wieder hineinrollen (V. 265). Sehr bald darauf wird durch die mittlere Oeffnung der Skene das Innere des Thesmophorion vorgerollt, was — wie oben schon bemerkt wurde — ein Theil der alten Erklärer als Ekkyklem, ein anderer als Exostra ansah — ohne daß wir diesen Streit irgend zu schlichten im Stande sind. Wenn Aristophanes die Fiction streng festhielt, daß allein diese vorgerollte oder vorgeschobene Bühne das Innere des Thesmophorion vorstellte, so muß sie eine große Menge Personen haben fassen können, da der Chor der Thesmophoriazusen, der Herold, Mnesilochos, hernach Kleisthenes und eine Anzahl von Frauen außerdem zu der Versammlung im Tempel gehören. Doch hat der Chor diese enge Grenze offenbar schon verlassen, wo er die Pnyx und die übrige Umgegend des Thesmophorions nach Männern durchsucht, die sich dort versteckt haben könnten (V. 655). Auf jeden Fall hat das Ekkyklema ein Ende mit der Parabase (V. 785), da die folgenden Scenen sich außerhalb des Heiligthums der Thesmophorischen Gottheiten begeben.

9) Schließlich fügen wir noch einige literarische Nachweisungen bei, die fast nur der neuesten Zeit angehören, in der das Ekkyklema erst genauer erörtert worden ist. *Böttiger*, Deus ex machina (Vim. 1800.); Opuscula ed. *Sillig.* p. 354. Aeschylos

[1]) Auch die Scholien zu V. 96: *οὐκκυκλούμενος· ἐπὶ ἐκκυκλήματος γὰρ φαίνεται.*

[2]) Ich folge hierbei der Ansicht, welche die Schol. Ravenn. V. 101 aussprechen (im Widerspruch mit der gewöhnlichen Personenangabe): *Μονῳδεῖ ὁ Ἀγάθων ὡς πρὸς χορὸν, οὐχ ὡς ἐπὶ σκηνῆς, ἀλλ' ὡς ποιήματα συντιθείς· διὸ καὶ χορικὰ λέγει μέλη αὐτὸς πρὸς αὑτὸν, ὡς χορικὰ δέ.* Sonst könnte auch Agathon gar nicht sagen, daß er deswegen weiblich costümirt sei, weil er ein *γυναικεῖον δρᾶμα* (mit weiblichem Chore) dichte — wenn er den Chor nicht selbst hierbei darstellte.

Eumeniden griechisch und deutsch u. s. w. von K. O. Müller (1833). S. 103 fg. (nach den oben begründeten Ansichten). Erklärung S. 15. G. Hermann's Recension von K. O. M. Eumeniden des Aeschylos. S. 165 (wo das Ekkyklem durch das Römische: scena versis discedit frontibus, *Virgil.* G. III, 24, erläutert werden soll; dies bezieht sich aber auf die Scena versilis des römischen Theaters, die in einer Veränderung der Decorationen durch Umdrehung der in einzelne Felder zerlegten mobilen Bühnenwand bestand und weit mehr Verwandtschaft mit den Periakten des Griechischen Theaters hatte als mit dem Ekkyklema). Fritzsche, Zweiter Anhang zu K. O. M.'s Emen. (1835) S. 96 (wo wenigstens über Hermann's Ansicht beinahe das Richtige bemerkt wird). G. C. W. Schneider, Das Attische Theaterwesen. S. 92 (der das Ekkylem gegen viele Zeugnisse der Alten auf die Komödie beschränken wollte*).

*) Vergl. auch Gesch. der Griech. Lit. Thl. 2. S. 63.

VI.

Zur Römischen Literaturgeschichte.

Zur Beurtheilung des C. Salustius Crispus von Joh. Wilhelm Löbel. Breslau. 1818.

Es war ein schönes und, selbst wenn es geschichtlich unbegründet geblieben, doch immer sehr verzeihliches Bestreben des gelehrten Herausgebers des Sallust, Korte's, den Schriftsteller, den er liebte und dem er einen großen Theil seines Lebens gewidmet hatte, auch von den sittlichen Vorwürfen, die ihn drückten, frei machen zu wollen; und es liegt eine um desto innigere Wahrheit darin, je mehr uns die strenge und ernste Beurtheilung fremder Sitte, wie Sallustius sie übt, bei der Annahme eigner Verderbtheit, als erlogner Schein und Heuchelwesen erscheinen muß. So haben nun auch Korte's Behauptung Wieland, neuerlich Heindorf aufgenommen, weitläuftiger sucht sie M. O. Müller zu belegen; doch hat sich noch immer, bei dem Widerspruche Andrer, darüber keine bestimmte Meinung feststellen wollen; nun tritt in vorliegender Schrift Herr Löbel so entschieden auf die Seite der Ankläger Sallusts und zergliedert alle Vorwürfe derselben so umständlich, daß, wer etwa den Schriftsteller zu entschuldigen bemüht wäre, sich fast nur auf das Mißliche allgemeiner Urtheile über einen so fern liegenden und an sich wenig bekannten Character, auf die geringe Glaubwürdigkeit der öffentlichen Meinung, zumal in Rom, und dergl. berufen zu können scheinen möchte.

Allein bei aufmerksamerer Durchlesung der Schrift hat sich im Ref. dennoch die Meinung begründet, daß Hr. Löbel viel zu sehr den Ankläger mache, um ein letztes und entscheidendes Urtheil fällen zu können. — Denn wenn nun auch so viel gewiß ist, daß Pompejus Lenäus, ein Freigelassener des großen Pompejus, auf Sallust eine bittre Satire geschrieben, und so viel, daß M. Terentius Varro berichtet hatte, Sallust sei von Annius Milo auf Ehebruch ergriffen und von ihm schimpflich behandelt worden: so ist doch wiederum deutlich, daß es beidemal persönliche Feinde des Sallust waren, die man sprechen hört. Wie leicht konnte sich Milo, der vertraute

Freund des Cicero, dessen frühere Feindschaft gegen Sallust gewiß nicht ganz geleugnet werden kann (auch heirathete Sallust die von Cicero verstoßene Terentia), einer Schmach des Sallustius rühmen, die, halb ersonnen, nachher Stadtgeschichte wurde. Daß Pompejus Lenäus aber jene Satire auf Sallust geschrieben, eben weil er seinen vorigen Herrn von dem Geschichtsschreiber verunglimpft glaubte, wird uns sogar bestimmt versichert. Ueberdies verliert sein Zeugniß auch noch dadurch, daß er Sallust, der, als die Satire geschrieben wurde, schon Schriftsteller, und damals, wie Herr Löbel (S. 56. 57.) selbst zugibt, von den Ausschweifungen der Jugend längst zurückgekommen war, mit Vorwürfen überhäuft, die nur Sallusts Jugendleben verdient haben konnte, Vorwürfen also, die mehr auf der Erinnerung als der Gegenwart beruhten. Endlich sind wir ja noch Richter über Manches aus Lenäus Satire. Ist Sallust wirklich ein ineruditissimus fur, wie er ihn nennt, priscorum Catonisque verborum, ist er vita scriptisque monstrosus? oder folgt nicht vielmehr daraus, daß das Eine, sein Lebenswandel, eben so sehr oder eben so wenig monströs gewesen, als es seine Schriften jetzt noch sind? Und ist Lenäus nach solchen Proben etwas viel Besseres, als ein lügnerischer Verläumder, ein niedriger Mensch, wie ihn Wieland nannte?

Das wäre aber nun freilich ein nicht geringer Beweis gegen Sallust, wenn er selbst in der Vorrede seiner Catilinarischen Verschwörungsgeschichte es nöthig fände, sich gegen üble Nachrede zu vertheidigen, die gegen die schlechten Sitten seiner jüngern Jahre ergangen wäre. Allein von der Art steht im Sallust Nichts. Ich wandte meinen Eifer, erzählte er, wo er seinen Beruf zum Geschichtsschreiber auseinandersetzt (Catilin. 3.), in meinem Jünglingsalter, wie die Meisten, auf den Staat. Allein Vieles war mir entgegen. Anstatt alter Ehrliebe, Rechtlichkeit, Tapferkeit, herrschten Frevel, Bestechung, Habsucht. Ob dies nun mein Gemüth verachtete, der Künste des Lasters unkundig: so wurde es doch mitten in dieser Welt des Verbrechens durch Ehrsucht festgehalten: ac me, cum a reliquis malis artibus dissentirem, nihilominus honoris cupido eadem quae caeteros fama atque invidia vexabat. Darum beschloß ich, da mein Gemüth endlich von all dem Elend und den Gefahren des zerrütteten Staates ausruhte, den Rest meines Lebens vom Staate fern zu leben. — (ac — vexabat.) Jene Worte können nun nach dem ganzen Zusammenhange füglich nicht wohl etwas Anderes, als eine Ausführung des Vorhergehenden sein; wie sie nun freilich stehn, sind sie sinn- und verbindungslos (an eine absichtliche Dunkelheit, um die

eigene Schande zu decken, ist bei einem alten Schriftsteller gewiß nicht zu denken); aber die kleine Aenderung **famaeque invidia** (Murets **famae avidia** ist kaum nöthig) stellt den richtigen Sinn vollkommen her: „obschon ich von allen andern Lastern entfernt war, so unterlag ich doch derselben Ehrbegier und Eifersucht gegen fremden Ruhm, wie die Andern."

Neque me diversa pars in civilibus armis morit a vero, sagt Sallust (Fragment **Historiarum L. I.**), eben der Schriftsteller, den Dio Kassius anklagt, daß er als Cäsarianischer Befehlshaber in Numidien durch Bestechungen, die er annahm, und auf andere Weise viel Geld erpreßt habe. Allein es ist merkwürdig, daß Herr Löbel entweder den Widerspruch, in den diese Stelle (**43, 9.**) verwickelt, nicht gesehn, oder doch verschwiegen hat. „So wirthschaftete Sallust in Numidien, *ὥςτε καὶ κατηγορηθῆναι καὶ αἰσχύνην αἰσχίστην ὀφλῆσαι, ὅτι τοιαῦτα συγγράμματα συγγράψας — οὐκ ἐμιμήσατο τῷ ἔργῳ τοὺς λόγους.* Dies kann nichts Anders heißen, als: „so daß er angeklagt wurde und sich (gleich damals; denn wäre von fortdauernder Calumnie durch alle Zeit die Rede, so würde *ὀφλεῖν* stehn) die größte Schmach zuzog, weil er, nachdem er dergleichen Schriften voll Sittenrichterei geschrieben, doch mit seinen Werken seinen eigenen Worten nicht nachgekommen." — Nun wurde aber dieser Proceß nach Dio Cassius durch einen Machtspruch Cäsars beendet; Sallusts Geschichtsschreibung fällt nach Hrn. Löbels auch sonst wahrscheinlicher Meinung (S. **15.**) erst in die Zeiten nach Cäsars Tode; folglich konnte Sallust damals noch keines Widerspruchs in Wort und That beschuldigt werden. Dadurch erscheint aber die ganze Stelle Dio's rhetorisirt, und wenn das Eine fällt, so mag wohl das Ganze wenigstens wanken.

Schon die alten Interpreten des Horaz verwechseln den Sallust, den Libertinenliebhaber (**Serm. 1, 2, 48**), mit unserm Geschichtsschreiber und legen diesem die Laster jenes zur Last. Wie leicht mögen bei der Unkritik, mit der alte Grammatiker das Leben der Schriftsteller überhaupt behandelten, manche dergleichen Nachrichten ganz mit Unrecht auf den Historiker übergetragen sein. Makrobius daher, Lactanz, Symmachus und Andere verschwinden hier; wichtiger ist eine noch unbeachtete Stelle bei Diomedes S. **382, 7** Putsch: **Didius (Didymus) ait de Sallustio: Comesto patrimonio,** die wenigstens mit der Nachricht von dem theuer gekauften Koch des Sallust (S. **35.**) verglichen werden muß.

Am Ende gesteht Ref. durch den Schluß des Ganzen wenig

befriedigt zu sein, der den Unterschied zwischen Sallust und höhern Geistern, wie Thukydides, Tacitus, durch die Distinction des Genie's vom Talent zu bezeichnen sucht. Im Gegentheil greift jeder dieser Schriftsteller in seine Zeit ein und entspricht derselben ganz. Sallust lebte in einer Zeit, in der das Sittenverderbniß sich zwar wie ein Meer über ganz Rom ergoß, aber noch ein starkes und tüchtiges Geschlecht vorfand. Es sind der Charactere gar wenige, die vollkommen unberührt geblieben, aber die Laster dieser Römer sind kräftig und gewaltig. Die Verwegenheit der Matronenliebe, die rücksichtslose Vergeudung des von den Vätern Ererbten, eine Verschwendung, der es meist mehr darum zu thun ist zu verschwenden, als zu genießen, das tolle Verlangen nach Staatsumwälzungen, das unsinnige Spiel mit den Schätzen der ganzen Erde ist dieser Zeit ganz eigenthümlich. Aber überall ist noch ethische Kraft sichtbar, die sich dem Laster entgegenstemmt; es ist durchaus noch keine Versunkenheit im Volke. In einer solchen Zeit steht Sallust, Roms erster Geschichtsschreiber; noch ist in ihm die Hoffnung einer moralischen Besserung rege, noch ist in ihm kein Gedanke eines nahen und gänzlichen Verfalles; seine Sittenvermahnungen sind daher unmittelbar an die Zeitgenossen gerichtet und ihrer Sinnesart angepaßt, ihre Tendenz mehr für die Gegenwart als allgemein ethisch, voll tiefen Unwillens und um desto eindringlicher, da er selbst in dem verworrenen Streben der Partheien befangen gewesen zu sein gesteht, das er jetzt verabscheut und verachtet. — Tacitus Zeit hingegen war eine Pause nach langer und fürchterlicher Zerrüttung, mehr eine Erschlaffung, unfähig starker Laster, als eine Rückkehr zu wahrer Tugend; die Ansicht hatte sich entwickelt, daß die bessere Zeit der Sittenreinheit und Thatkraft dahin sei, und die Einbildung von der ewigen Herrschaft Roms wankte. Dieser Rückblick und daß Tacitus versteht, wo die Zeit hinaus will, gibt seinen Geschichten diese Wehmuth, von der Sallust nichts weiß, diese Sentimentalität, die sich hier in der Geschichtsschreibung zuerst regt und Tacitus innersten Character ausmacht.

Jo. Val. Franckii examen criticum D. Junii Juvenalis Vitae. **1820. Altona und Leipzig.**

Der Verf., der gelehrten Welt durch seine Sammlung der Bruchstücke des Kallinos rühmlich bekannt, erkennt mit Recht in dem vorgegebenen Exil Juvenals nach Aegypten den Punct, welchen eine kritische Behandlung seines Lebens besonders ins Auge fassen muß. Und in der That gewänne Vieles eine andere Gestalt, wenn die Nachrichten von diesem Exil als falsch verworfen würden, es beschäftigt sich daher der größte Theil der Schrift mit dieser Beweisführung. Folgendes sind die Hauptpuncte.

Zuerst Kritik der Quellen. Dies sind besonders die **Vitae Juvenalis**; von denen die älteste dem Suetonius beigelegt, ihm aber vom Verf. durchaus abgesprochen wird: wogegen man wohl keinen Zweifel erheben kann. Auf Autorität des Codex, den Ge. Valla brauchte, wird sie dem Valerius Probus beigelegt. Die übrigen Vitae gehen aber so sehr von den genannten ab, daß sie ganz andere Quellen gehabt haben müssen. Die zwei von Ruperti mitgetheilten und eine bei Achainter werden aufgeführt und kritisch recensirt. Da indeß hier vieles auf den Begriff ankommt, den man von ihren Verfassern und Ueberarbeitern hat: so möchte man die Behandlung derselben zu frei finden. Außerdem ist eine Nachricht bei dem Chronographen Joannes Malelas von Antiochien, welche ebenfalls umständlich commentirt wird.

Aus der mannigfaltigen Abweichung dieser Quellen unter sich nimmt der Verf. ab, daß die Erzählung von dem Exil nach Aegypten wohl auf einer kurzen und beiläufigen Notiz eines ordentlichen Zeugen beruhen möge, welche aber von Unverständigen mißverstanden und verdreht sei. Als solche statuirt der Verf., daß Juvenal, weil er einige früher verfertigte Verse auf einen Pantomimen Paris in eine spätere Satire hatte einrücken lassen, so daß es der damalige Hof auf sich beziehen konnte, eine Strafe erhalten habe, **quae levi ac joculari delicto par esset.** Die nähere Bestimmung der Strafe — als ein militärisches Exil nach Aegypten — sei aber Zuthat eines argutirenden Grammatikers, der aus Satire XV den Aufenthalt Juvenals in Aegypten herausgelesen habe. So habe ein anderer Satire **XV, 112** von einem Aufenthalt Juvenals bei den **Scoti** mit übel angebrachtem Scharfsinne ausgelegt. Alles Dies ist, ehe es andere dringendere Beweise erhält, scharfsinnige Muthmaßung, aber immer noch Muthmaßung.

Der unbestimmte Ausdruck in der **Vita** des sog. **Suetonius: in extremam Aegypti partem ad praefecturam cohortis missus** fordert eine Erörterung, wo sich die Verf. derselben eigentlich den Ort des Exils gedacht haben. Späte Schriftsteller denken an die **Pentapolis Libya** oder **Cyrenaica**; allein diese stand damals unter dem **proconsul Cretae**: wovon der Verf. auch den Grund historisch mit Genauigkeit entwickelt. Andere nahmen die **Oasis** dafür, namentlich die Scholien zu Juvenal an drei Stellen. Jene Oase müßte die große bei Aegypten sein, allein dahin wurde Niemand vor Justinian relegirt; und wenn **deportatio** dahin statt fand, so wäre dies wahrhaftig keine **poena levi ac joculari delicto par** gewesen. Soll aber Juvenal als **praefectus** einer Römischen Garnison nach der Oase geschickt sein: so wendet der Verf. ein, daß vor Diocletian eine solche Besatzung in der Oase wahrscheinlich gar nicht existirt habe. Es würde also bloß Syene übrig bleiben, um die **extrema Aegypti pars** darauf zu beziehen; wo wirklich ein bedeutender Gränzposten zur Zeit Juvenals war (wovon noch jetzt nicht unbedeutende Architecturmonumente vorhanden sind). Hiegegen wäre auch nichts einzuwenden, wenn nicht nach des Verfs. Meinung aus anderen Zusammenstellungen die Nachricht vom Exil Juvenals überhaupt als erfunden erschiene.

Es wendet nehmlich der Verf. ferner seine Kritik gegen die angebliche Zeit des Exils. Der Pantomime Paris lebte unter Domitian; Verse, die Juvenal auf diesen gemacht hatte, schob er in eine spätere Satire ein und erregte den Verdacht, **quasi tempora figurate notasset.** Dies geht aus Juvenal **VII, 87** zum Theil selbst hervor. Doch bezogen Manche die Verse auf einen Pantomimen des Nero gleiches Namens und versetzten dann die Einfügung der Verse in eine größere Satire und das Exil in Domitians Zeit: eine Meinung, deren Unstatthaftigkeit der Verf. ausführlich darthut, so daß kein Zweifel dagegen erhoben werden kann. Juvenal fing erst nach dem **III.** Consulat Trajans zu recitiren an, wie aus **I, 47** hervorgeht, und zwar bald darauf, nicht, wie Dodwell meint, erst unter Hadrian. Dies geht schon aus dem Präsens **at tu victrix provincia ploras** hervor. (Daß aber Satire **1, 13** der jüngere Fronto, jetzt durch seine Briefe bekannt, und nicht der ältere Catius Fronto, Redner und Senator unter Trajan, zu verstehen sei, bleibt immer eine gewaltsame Annahme, indem ihm ein sehr hohes Alter beigelegt und er schon in jungen Jahren als Patronus der Poeten angesehen werden müßte).

Weit mehr Schein der Wahrheit gesteht daher der Verf. derjenigen Meinung zu, nach welcher Juvenal jene Verse unter Domitian verfertigte und einer unter Hadrian recitirten Satire einschob und von diesem Kaiser verwiesen wurde; als achtzigjähriger Mann, wie der sog. Suetonius sagt. Die Verweisung müßte, nach der Meinung der Grammatiker, die die 17te Satire im Exil geschrieben glauben, gleich nach An. 872 geschehen sein. Dies geht aus XV, 27 hervor. Zugleich wissen wir, daß Juvenal die VII. Satire in Rom und zwar 871 schrieb.

Bis hieher (S. 97) hat eigentlich der Verfasser die Nachricht vom Exil durch keinen directen Gegenbeweis entkräftet, sondern nur Zeit und Ort bestimmt und begränzt, wann und wohin Juvenal verwiesen sein mußte, wenn er überhaupt verwiesen wurde. Nämlich den Gränzposten von Syene um das Jahr ab urbe cond. 872. Ein dritter Gegenbeweis aber wäre es, wenn gezeigt werden könnte, daß Satire XV nicht in Aegypten geschrieben sein kann und daß durch einen Mißverstand, der aus dem Dichter selbst widerleglich wäre, die Annahme des Aegyptischen Exils sich hervorgebildet hätte. Diesen Beweis sucht der Verf. zu führen, nachdem er erst den Zweifel an der Echtheit der Satire auf eine genügende Weise abgewiesen, besonders dadurch, daß er das Gedicht nicht als eine Satire auf das Menschenfressen der Aegyptier — was freilich lächerlich wäre — sondern auf die vornehme Hoffart einer sich vor allen — wie die unsre — cultivirt und aufgeklärt dünkenden Zeit ansieht: ein ohne Zweifel wahrer und geistreicher Gedanke.

Bei diesem Beweis fordert der Verf. nun erstens von uns, die Worte Satire XV, 44—48. Horrida sane — mero titubantibus wegzustreichen, als ein Einschiebsel eines pius monachus: weil freilich, so lange die Worte quantum ipse notavi stehen, der Aufenthalt Juvenals in Aegypten hinlänglich beglaubigt ist. Allein hier wird er hartgläubige Leser finden. Ref. findet die Stelle passend und schön und könnte Herrn Franckes verwegene Athetese bei sonst so bedächtiger Kritik nicht begreifen, wenn er nicht durch sein ganzes Unternehmen darauf nothwendig hingestoßen worden wäre. Die Tentyriten wählen die Festeszeit, um den Cultus ihrer verhaßten Nachbaren, der Ombiten, zu unterbrechen und zu schänden. Das siebentägige Trinkgelage, was viele Nächte und Tage fortgesetzt wird, soll jenen zum bittern Verdrusse unterbrochen werden. Denn so uncultivirt das Aegyptische Volk (Aegyptus) auch ist: so weicht es doch an Schwelgerei selbst Canopus, dem Sitze griechischer Wollüste, nicht. Ueber-

dies rechnen die Tentyriten darauf, daß die Trunkenheit ihnen ihre Feinde besinnungslos in die Hände liefern wird. Während also jene zur Pfeife des Negers tanzen und von Salben und Festkränzen duften: hungern die Tentyriten nach Sättigung des Hasses. Welcher Zusammenhang könnte genauer und richtiger sein; am Allerwenigsten kann man 4 ganze Verse weglassen, da namentlich Adde quod et facilis victoria zur vollständigen Motivirung des Angriffs zur Festeszeit gar nicht fehlen durfte. Und sollte man nun nicht unwillig werden, wenn der Verf. die wirklich schönen Verse wiederholt monasticos versiculos, versificatoris emblema nennt, das auf eine wunderliche Weise aus mehreren Randglossen zusammengeflickt sei?

Eben so unhaltbar erscheint der Beweis, daß Juvenal diese Satire nicht geschrieben haben könne, wenn er mit Aegypten bekannt gewesen sei. Er nenne nämlich Ombos und Tentyris vicinos, finitimos populos: was sie keineswegs seien. Nun ist es wahr, daß vier Nomen dazwischen liegen und Städte, wie Theben, Groß-Apollonopolis u. s. w. Allein wenn nun zwischen Ombos und Tentyris in einer damals so wüsten und entlegenen Gegend keine damals bedeutende und ansehnliche Stadt lag, warum sollte man sie nicht benachbart nennen, da doch die Entfernung nur 30 Meilen beträgt? Geographisch genau ist der Dichter zwar keineswegs; aber wer fordert dies auch von dem achtzigjährigen Verwiesenen, der Aegypten näher kennen zu lernen gewiß weder Lust noch Neigung hatte?

Druck von C. H. Storch und Comp.

Druckfehler und ähnliche Versehen.

S. 40, Z. 1 statt zusammengestellte lies Zusammengestellte."
— 69, Z. 21 statt Analagon lies Analogon.
— 135, Z. 23 statt Verwandschaft lies Verwandtschaft.
— 138, Anm. Z. 2 statt Esch lies Ersch.
— 163, Text Z. 6 v. u. statt verübrigt lies erübrigt.
— 193, Text Z. 15 v. u. statt beschrieben lies betrieben.
— 252, Z. 1 v. u. statt Theodero's lies Theodoros.
— 265, Z. 2 v. o. statt Hauptreliefs lies Hautreliefs.
— 281, Z. 1 statt τρὸ lies πρὸ.
— 323, Z. 9 statt Indifferenziren lies Indifferenziiren.
— 382, Z. 13 statt Verangegangenen lies vorangegangenen.
— 390, Z. 3 statt Launaken lies Kannaken.
— 392, Z. 19 und 20 ist Tri= ptolemos abzutheilen.
— 398, Z. 14 statt Wecker lies Welcker.
— 401, Z. 11 statt Ἴλιον lies Ἴλιον.
— 430, Text Z. 6 v. u. statt Mnemosyme lies Mnemosyne.
— 434, Z. 11 statt die lies wie.
— 441, Z. 9 v. u. statt Phalareer lies Phalereer.
— 447, Z. 14 v. o. statt ὅτὲ lies ὅτε.
— 457, Z. 18 v. u. statt Drapatiden lies Drapetiden.
— 462, Z. 17 v. o. statt ipso lies ipse.
— 472, Z. 9 statt eine lies ein.
— 473, Z. 1 v. o. statt δοροσθενής lies δορυσθενής.
— 475, Z. 4 statt μῦδος lies μῦθος.
— 477, Z. 16 ist hinter ἄτιμα ein Punkt zu setzen.
— 477, Z. 22 statt σ̓ lies σ'.
— 478, Z. 3 statt κτύπω lies κτύπῳ.
— 478, Z. 15 statt ἔγὼ lies ἐγώ.
— 478, Z. 18 statt ᾧδε lies ὧδε.
— 478, Z. 4 v. u. Text statt πολοσίνου lies πολυσίνου.
— 484, Z. 5 v. o. statt κλαυθμων lies κλαυθμῶν.
— 507, Anm. Z. 1 statt θεοός lies θεούς.

Ferner ist S. 10, Z. 13 v. u., S. 13, Z. 9 v. o., S. 16, Z. 20 v. o., S. 18, Z. 13 v. u., S. 81, Z. 21 u. S. 82, Z. 24, S. 260, Z. 12 v. u. und S. 263, Z. 7 v. o. statt „Der Unterz." „Der Ref." zu lesen und

S. 226, Z. 2 v. u., eben so S. 230, Z. 8, S. 239, Z. 15, S. 264, Z. 8 u. S. 287, Z. 11 die Nummer der Anm. mit einem Sterne als dem für die von dem Herausgeber hinzugefügten Hinweisungen auf andere Schriften des Verfassers bestimmten Zeichen zu vertauschen, und auch S. 30, Z. 2 vor dem Absatze und S. 31, Z. 21 v. u. hinter dem Semikolon ist dies fehlende Zeichen einzuschieben.



